This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

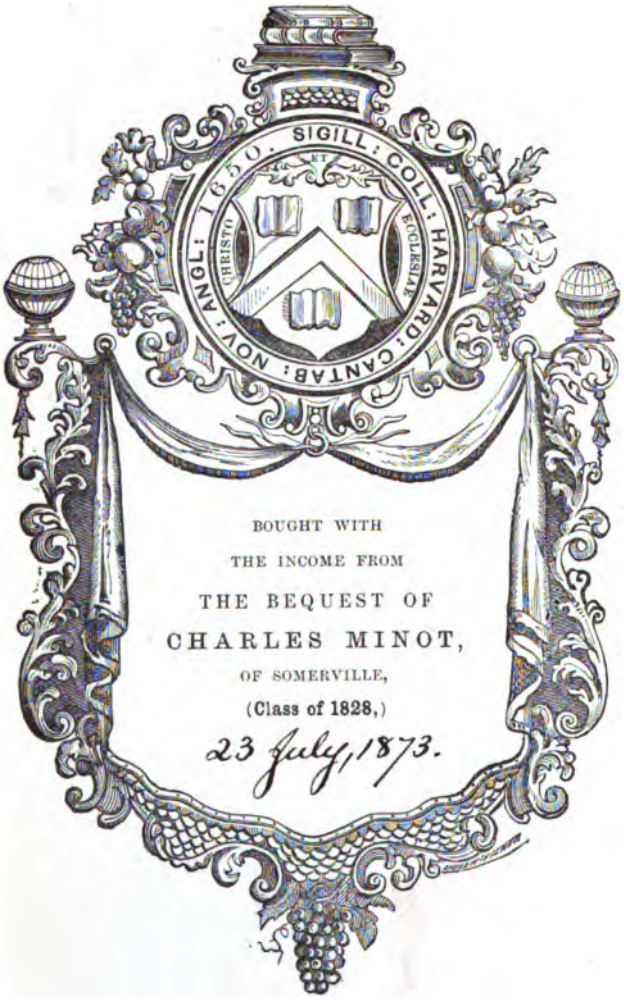
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35.84a

PGerm 2871



Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1864.

C. Nürnberg.
Bauer und Raspe.
1864.

P Germ 287.1

1873, July 23.
Minot Fund.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Inhalts-Verzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

	Seite
Ueber Shakespeares Coriolan. Von Dr. Heinrich Wölffel	1
Vorträge über Jean Paul. Von J. L. Hoffmann	55
Einiges von den Meistersängern. Von C. Lützelberger	210
Ueber Bayerns Antheil an der Entwicklung der altdeutschen Dichtkunst. Von Dr. H. Hauck	235
Minnesota. Von Robert Dodge	252
Ein Stiergefecht auf Cuba. Von Friedrich Knapp	259
Im Thüringerwalde. Von Dr. Joseph Rank	284
Wie du mir, so ich dir. Humoreske von Zimmermann	293

Gedichte.

Von Karl Bartsch:	
Dem Andenken Jakob Grimm's	313
Gedichte von Thomas Moore, übersetzt	315
Von Karl Ebersberger:	
Der Heimath letzter Gruß	317
Von Friedrich Hermann Frey:	
Seelieder	319
Von H. Hauck:	
Sonett auf Uhland	321
Von Luise Hoffmann:	
Zu Jean Pauls Jubelfeier	322
Von L. v. Hörmann:	
Liebeslieder	327

Seite

Von Karl Huber:
Schwanhild 332
Im Walde 333
Vision 333
Von Friedrich Knapp:
Meinem Contorrock bei seiner Abdankung 334
Von Hermann Lingg:
Im Süden 336
Lied der Bergmannstochter 337
Von Johann Obrist:
Sonette 337
Von Adolf Pichler:
An Moriz Carriere 339
Bitte der Alpenblumen 340
Von Johann Priem:
Ein Deutscher in Nöthen 342
Die Jahreszeiten 344
Von Ch. Schneller:
An die Magyaren 348
Drei Tiroler Alpenblumen 351
Die Königswahl, Maskenspiel von J. L. Hoffmann 353

Prosaische Aufsätze

Ueber Shakespeare's Coriolan.

Von

Dr. Heinrich Wölffel.

Die höchsten Aufgaben der Kunst werden nie von mittelmäßiger Begabung gelöst; am wenigsten die Aufgabe der wahren Tragödie, welche nicht nur das tiefste Studium des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften, sondern auch ein gründliches Verständniß der Geschichte und eine Höhe philosophischer Weltanschauung voraussetzt, die durchaus nicht so gewöhnlich und alltäglich ist. Ueberdies ist es das Vorrecht nicht des poetischen Talents, sondern einzig des schöpferischen Genius, jenen Falkenblick des inneren geistigen Auges zu besitzen, der sich weder bei der Wahl des Stoffes verblendet, noch bei dessen Verwerthung den wahren Kern, die wirklich gestaltungsfähige Keimanlage mißkennt, noch endlich bei der Ausführung die ergiebigsten Knotenpuncte der Entwicklung, die wesentlichsten Züge der Charakteristik, die wirksamsten Situationen, welche der Stoff bietet, übersieht und bei Seite liegen läßt. Es ist ein taktisches Vermögen, eine angeborne Herrscher- und Feldherrngabe, wodurch das dramatische Genie mehr noch, als durch logisch zergliedernde Sorgfalt und berechnende Ueberlegung vor all diesen Fehlern bewahrt wird, die sich nirgends sicherer rächen als in der großen Tragödie. Daher darf es uns denn nicht Wunder nehmen, wenn oft unter vielen Versuchen, die sich des gleichen dramatischen

Stoffes bemächtigten, kaum einer, und dieser nur dem höchst begabten Geiste gelungen ist. Von dem Stoffe, welcher uns diesen Abend beschäftigen soll, und welcher allerdings von selbst zur Verwerthung für die tragische Bühne einzuladen scheint, kennt man nicht weniger als zwanzig verschiedene Bearbeitungen. Italiäner, Franzosen, Engländer und Deutsche haben sich seit Shakespeare's Tagen an diesem Stoffe versucht — die Franzosen allein haben nach Eschenburg's Aufzählung acht Coriolane geliefert — aber keinem von allen Bearbeitern ist außer dem Meister der Wurf gelungen, aus dem großartigen reichen Stoffe eine würdige Tragödie, ein lebensfähiges dramatisches Gebilde zu gestalten. Shakespeare's Coriolan steht neben all diesen Versuchen ganz unvergleichlich da; und schon der erste Blick auf die beiden bedeutendsten unter ihnen, auf den Coriolan des berühmten englischen Dichters Thomson und auf den unsres Wiener Landsmannes Collin, muß uns überzeugen, wie sehr diese sämmtlichen Versuche mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen sind. Freilich hat Thomson seinen Dichterruhm nicht sowol seinen dramatischen Arbeiten, als vielmehr seinem lyrisch-didaktischen Talente, namentlich seinen Seasons, einer poetischen Schilderung der Jahreszeiten, und seinem zum Nationalliede gewordenen Rule Britannia zu danken. Aber dennoch hat auch seine Dramen selbst ein Lessing der Empfehlung an das deutsche Publicum für werth gehalten, indem er die Uebersetzung derselben mit einer Vorrede begleitete. Auffallend ist es nun, daß Thomson's Coriolan, obschon die letzte Hinterlassenschaft des in der Kraft der Mannesjahre verstorbenen Dichters, gleichwol die schwächste seiner dramatischen Leistungen ist, und daß auch Collin in seinem Coriolan hinter seinem Regulus zurückgeblieben ist. Indeß ganz abgesehen davon, daß beide Dichter am poetischen Firmamente nicht zu den Sternen erster Größe zählen, so begreift man leicht, warum sie gerade mit ihrem Coriolan so völlig scheitern mußten, wenn man sieht, wie weit sie gleich in der Auswahl des Stoffes und in der ursprünglichen Anlage des Ganzen fehl gegangen sind. Beide Dichter nemlich führen uns Coriolan erst vor, nachdem er schon

verbannt ist; Thomson in dem Augenblicke, wo er in das Haus des Aufidius eintritt und dem Volskerfeldherrn seinen Arm gegen Rom anbietet; — Collin um Weniges früher, wo Coriolan vom Forum zurückkehrend zunächst Mutter und Gattin seine Verstimmung über die auferlegte Verbannung empfinden läßt und dann mit plötzlichem Einfall den Entschluß der Rache am Vaterlande faßt. So beschränken sich beide auf einen Stoff, der bei Shakespeare als Inhalt des vierten und fünften Acts einzig der Schlußentwicklung des Ganzen dient. Mit diesem Verzicht aber auf die Schilderung des Kampfes zwischen dem aristokratischen Vaterlandsvertheidiger und dem feigen plebejischen Haufen in Rom verlieren sie nicht nur die dramatisch wirksamsten, weil lebendigen Fortschritt der Handlung bietenden Scenen, sondern sie entziehen uns auch, mit der Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche, den richtigen Maßstab für die sittliche Beurtheilung des Helden selbst. Wirklich ist denn auch so wenig Handlung und so viel Versicherung und Beweis durch Worte in beiden Stücken, daß sie mehr einer Prozeßverhandlung als einem Drama ähnlich sehen. Der Zug zum angestammten Vaterlande einerseits, und die eigenwillig übernommene Verpflichtung gegen die neuen Freunde andrerseits, — der Widerstreit also des natürlichen Gefühls und der verpfändeten Ehre erregt in der Seele Coriolan's einen trostlosen unheilvollen Zwiespalt; — und dieser Zwiespalt fast allein ist es, der in beiden Dramen in Scene tritt und zu Worte kommt. Wie aber soll man sich für einen bloßen psychologischen Conflict, und wie für einen rachsüchtigen Verbannten interessiren, der nichts thut und nichts erreicht, der unsicher in sich selbst nicht etwa einen Augenblick, sondern das ganze Stück hindurch schwankt und zweifelt, ob er das Rechte thut? der nach langen schönen Reden, die immer wieder die Rechtfertigung seines unseligen Entschlusses vor sich und Andern zum Inhalt haben, endlich seinem Schicksal verfällt, entweder durch verzweifelten Selbstmord, wie bei Collin, oder durch lange vorbereiteten, niedrigen Meuchelmord wie bei Thomson? Wohlweislich hat Shakespeare diesen beiden unausweichlichen Momenten der Entwicklung, dem

Conflict in der Seele des Helden und seiner Selbstrechtfertigung, nur sehr geringen Raum vergönnt. An den entscheidenden Stellen aber, wohin er beides verlegt, und bei seiner rein dramatischen Handhabung dieser moralischen Schicksalshebel sind sie von der ergreifendsten Wirkung. Nie ist sein Coriolan in sich unsicher oder schwankend, nie im Zweifel ob er das Rechte thut. Einen Augenblick ist er unschlüssig, als er vor des Aufidius Hause steht, im Bewußtsein der ganzen Schwere seines Entschlusses. Aber wie er einmal entschlossen und über die Schwelle getreten ist, trägt er alle Consequenzen seines Schrittes mit vollem willenskräftigen Bewußtsein. Ebenso, wo er den Bitten seiner Mutter nachgibt, erklärt er sich nur für überwunden; von einem Zweifel an sich oder seinem Thun ist er auch hier weit entfernt. Collin sucht die Scene durch effectvolle Schaustellungen zu beleben, durch eine Opferhandlung der Mutter, durch einen feierlich vom Priester abgenommenen Eid, der zugleich als psychologisches Motiv in widerlicher Weise zur Verwendung kommt. Bei Thomson, wo die ganze Entwicklung im Lager vor Rom verläuft, wird eine sehr schwächlich motivirte Meuterei der Soldaten, wie ein Deus ex machina, zu Hülfe genommen. Aber kein äußerliches Beiwerk verdeckt den Mangel an Handlung und keine Rhetorik ersetzt eine wahrhaft dramatische Charakteristik. — Ueberdieß ist, und eben in Folge jener Verkürzung des Stoffes bei beiden Dichtern das Stück offenbar aus der Höhe der Tragödie zu einem bloßen Privat-Trauerspiele erniedert — trotz der kriegerischen Kostüme — da es mit dem Kampf der Parteien in Rom aller weltgeschichtlichen Bedeutung und aller die Menschheit als solche interessirenden Unterlage entbehrt.

Was Shakespeare aus diesem Stoffe gemacht, bleibt ein unvergängliches Meisterwerk tragischer Kunst, das keinen Rivalen neben sich duldet; unvergänglich um so mehr, weil sein Inhalt von einer jener ewigen Ideen durchdrungen ist, welche der Menschheit als unverlierbares Erbe eingeboren sind. Und doch sollte man meinen, es wäre nur Weniges, was er außer dem Charakter des Menenius aus seinem Eigenen dazu gethan; so treu hält er sich auch hier

wieder — wie bei Julius Cäsar — an seinen Plutarch. Namentlich die Unterredung Coriolan's mit Aufidius und die Rede der flehenden Mutter sind fast nur in Verse gebrachte Stücke aus Thomas North's Uebersetzung jener biographischen Schilderungen. Immerhin thut diese Treue dem Verdienste des Dichters keinen Eintrag. Denn wie bei dem Maler die Skizze, bei dem Architekten der Grundriß, so ist bei dem Dramatiker die Auswahl und Disposition des Stoffes, nächst der gefundenen Idee, die Hauptsache. Und daß Shakespeare sich hierin bei seinem Coriolan nicht vergriff, ist ihm eben so hoch anzurechnen, als all jene Fülle dramatischen Lebens und jene wunderbare tiefe Gesammtwirkung, die er diesem Stoffe zu entlocken oder einzubilden wußte. Freilich ist es auch ein Werk seiner reifsten Periode, entstanden zwischen den Jahren 1608 und 1610; denn genau läßt sich das Jahr nicht bestimmen. Auch hat sich die Kritik fast durchgängig dahin entschieden, es für eines der trefflichsten Werke Shakespeare's anzuerkennen. Nur vereinzelte Stimmen finden es theils zu herbe, theils zu aristokratisch. Was aber den Inhalt und die unterliegende Idee selbst anlangt, so ist es seit Hazlitt fast, wie es scheint, zum unverbrüchlichen Glaubenssatz geworden, daß es Absicht des Dichters gewesen, den Kampf der beiden republikanischen Principien, des demokratischen und aristokratischen zu schildern. So viel vermag das Schiboleth eines Namens. Denn indem man das Stück zu den „Römerdramen" zählte, mußte es auch und durfte es einzig Römische Historie enthalten. Als ob nicht auch der Römer in dem höheren und allgemeineren Begriff des Menschen aufginge; oder als ob die hohe Tragödie, zu welcher doch Coriolan ohne Zweifel zu rechnen ist, sich jemals in die Schranke der bloßen Nationalität versenken und sich mit einem blos zufälligen Inhalt geschichtlicher Lebensentwicklung erfüllen dürfte, als ob sie nicht vielmehr mit ihrer Grundidee stets aufsteigen müßte zu dem, was allgemein gültig, weil allgemein menschlich ist. Doch ich will ihrem Urtheile nicht vorgreifen; denn eben das soll die Aufgabe dieses Abends sein, auf Grund des Inhaltes selbst die Entscheidung

über die Idee unſres Dramas uns zu erleichtern und wo möglich zu ſichern. —

Es iſt eine von Shakespeare's künſtleriſchen Maximen, die ihm bis heute noch kein dramatiſcher Dichter abgelauſcht hat, ſchon in der Expoſition eine Ahnung des Kommenden zu erwecken, die Ereigniſſe gleichſam ihren Schatten vorauswerfen zu laſſen. Nie weicht er ohne Noth von dieſem Geſetze ab, das ſeine tiefere Begründung in dem nothwendigen inneren Zuſammenhang von Urſache und Wirkung und in der Conſequenz der menſchlichen Leidenſchaften hat. So iſt denn auch gleich der Eingang unſrer Tragödie düſter genug, um keinen glücklichen Ausgang erwarten zu laſſen. Aufruhr in Rom; die Bürger bewaffnet auf den Straßen und zum Aeußerſten entſchloſſen; Einer aus dem Haufen bringt Coriolan's Ermordung in Vorſchlag. „Laßt uns ihn umbringen; er iſt ein Hauptfeind des Volks" — das iſt das erſte Wort faſt, das wir hören, — und die bewegliche Menge iſt ſogleich bereit. Aber von einer andern Stimme aus demſelben Haufen wird Marcius — denn noch heißt er nicht Coriolan — in Schutz genommen, mit ausdrücklichem Hinweis auf ſeine Verdienſte um ſein Vaterland. Abläugnen laſſen ſich dieſe nicht, ſo ſucht der Gegner ſie zu verdächtigen, zu verkleinern. „Leute von zartem Gewiſſen, meint er, — und das ſind ihm eben Schwachköpfe — nun ja, die mögen ſagen, es war für ſein Vaterland; ich ſage euch, er that es nur, ſeiner Mutter Freude zu machen und tüchtig ſtolz zu ſein; denn ſein Stolz reicht gerade bis zur Höhe ſeines Verdienſtes." Nicht darüber hinaus, das muß ihm ſelbſt die Bosheit der Mißgunſt laſſen. Und daß er habſüchtig ſei, daß Er alſo in ihrem Elend das Verzeichniß ſeines Wohllebens leſen wolle, das können ſie ihm ſchon gar nicht Schuld geben, wenn ſie es auch den Patriciern im Allgemeinen vorwerfen. Was alſo haben ſie gegen ihn? Sein Stolz — das iſt das Einzige; der iſt ihnen unbequem; vielleicht eben darum, weil er nur zu gut begründet iſt in den unläugbaren Verdienſten, die Coriolan ſich um ſein Vaterland erworben. Aber warum reden dieſe Leute doch immer nur von ſeinem Vaterland? iſt's denn nicht auch das ihrige? Hier ſcheint in

der That die eigentliche Kluft ſich bemerklich zu machen, welche dieſe knüttelbewaffneten Bürger Roms von dem Vaterlandsvertheidiger Marcius trennt. Vaterland! das Wort mag eine Patricierlaune ſein; es hat etwas von adeligem Klang; und ſo viel iſt aus dem ganzen Gebaren dieſes Haufens gewiß, um das Vorrecht dieſes Begriffes beneidet er die Patricier nicht. Gemeinwohl! das klingt plebejiſchen Ohren ſchon verſtändlicher; aber was nun in dieſer Zeit der Theurung der brutale Egoismus einer aufgereizten Menge darunter verſteht, iſt durchaus nichts Anderes, als das Wohl ihrer hungernden Mägen. Sie wollen die reichen Patricier ihre Spieße fühlen laſſen, ehe ſie ſelbſt zu Spießgerten werden; und kaum hören ſie, daß die andere Seite der Stadt in Aufruhr iſt, ſo ſchwillt ihnen der Muth und ſtatt des einzelnen Cajus Marcius iſt nun das Capitol ihre Loſung. Mag Staat und Vaterland mit dem Sitze der Staatsgewalt im Sturme des Aufruhrs zu Grunde gehen, ſie kümmert es nicht, wenn ſie nur — ja wenn ſie wüßten, was ſie eigentlich wollen. Erſt muß der Humoriſt Menenius als anerkannter Volksfreund ihnen die Fabel vom Bauche und den Gliedern erzählen, ehe er, der einſichtsvolle Patricier, die thörichten Anſchuldigungen von Wucher und parteiiſcher Geſetzgebung verſtummen macht, mit welchen der ſich vordrängende Wortführer, die große Zehe in dieſer weiſen Rathsverſammlung, die hungernde Menge der Armen gegen die Senatoren, die Lenker des Staates und Berather des allgemeinen Wohles, aufgeſtachelt hat.

So hat der Dichter kurz, treffend und lebendig, noch ehe die erſte Scene ſchließt, alle weſentlichen Grundurſachen vorgeführt, aus denen ſich bereits die Kataſtrophe ahnen läßt, welcher ſein Held zum Opfer fallen ſoll. Coriolans Stolz und ſeine berechtigten Anſprüche an die Dankbarkeit des Vaterlandes einerſeits, wie die grundloſe, zum Aeußerſten ſchreitende Feindſeligkeit der leicht verführten Menge andrerſeits ſind nachher wirklich die Hebel ſeines Sturzes; ja ſelbſt die Liebe zu ſeiner Mutter, als oberſtes unverbrüchliches Geſetz ſeiner Handlungen iſt nicht vergeſſen, wie ſie zuletzt ihn zum verhängnißvollen ſchließlichen Entſcheid beſtimmen ſollte. Vorläufig freilich hat

ſein kluger Freund Menenius den erbitterten Haufen, der eben ſo feig als leicht entzündlich iſt, durch gütliches Zureden und einſchüchternde Drohung beſänftigt. Aber es wird ſich nur fragen, ob dieſe Haufen, die einmal ſchon ſeinen Tod beſchloſſen haben, einflußreiche Führer und die Macht erhalten werden, ihren Willen durchzuſetzen, und ob Coriolan ſeinerſeits auch ferner Gelegenheit bieten wird ihre Wuth gegen ihn zu kehren. Und ſchon iſt beides eigentlich keine Frage mehr. Denn Coriolans Heldencharakter weiß nichts von Klugheit und ſchlauer Rückſichtnahme; in dieſem Stücke muß ſein Buſenfreund Menenius ihn ergänzen und vertreten. Eben jetzt, da er vom belagerten Capitol kommt, begrüßt Coriolan den Bürgerhaufen in ſehr unſanfter Weiſe. Rebell'ſche Schurken, Hunde, Sclaven nennt er ſie; vergleicht ſie Haſen an Muth im Kriege und Gänſen an Einſicht im Frieden, der ſie nur frech macht; ſchilt ſie wegen der moraliſchen Haltloſigkeit ihrer Grundſätze, der Thorheit ihrer verderblichen Neigungen, der Veränderlichkeit ihrer Gunſt und der Unzuverläſſigkeit ihres Sinnes; eifert gegen ihre müßige politiſche Kannegießerei und gegen ihre heimlichen Parteiumtriebe in bürgerlichen und ſocialen Verhältniſſen, und ſchließt dieſe ganze Strafrede mit dem zornig ingrimmigen Ausruf:

> Wenn ſich der Adel doch der Wild' entſchlüge,
> Daß ich mein Schwert zieh'n dürft'. Ich häufte Berge
> Von Leichen der zerhau'nen Sclaven, höher
> Als meine Lanze reicht.

Das klingt allerdings nicht wie Frieden und Verſöhnung; wie Blitz und Donner vielmehr fährt ſein Wort über ihre Köpfe dahin. Aber wenn man aus dieſer glühenden Zornrede nur den ſtarren Ariſtokraten heraushört, oder gar, wie Kreyßig, um ihretwillen dem Coriolan „junkerhafte Brutalität" beilegt, ſo überſieht man meines Erachtens zweierlei, was nicht blos zur Entſchuldigung, ſondern geradezu zur Rechtfertigung dient. Einmal kommt Coriolan vom Capitol, wo eben der nachgiebige Senat den Aufrührern ein Zugeſtändniß gemacht, geeignet

„Das Herz der Hochgesinnten zu zerbrechen,
Die kühnste Macht zu lähmen —"
„Fünf Tribunen"
Sind ihnen zugestanden,
„Um ihre Pöbel-Weisheit zu vertreten,
Aus eigner Wahl: der ein' ist Junius Brutus,
Sicinius und — was weiß ich — Tod und Pest!
Die Lumpen sollten eh die Stadt abdecken
Als mich so weit zu bringen. Nächstens nun
Gewinnen sie noch mehr, und fordern Größres,
Mit Androhn der Empörung."

Selbst der besonnene Menenius ist betroffen und findet die Bewilligung seltsam. Kein Zweifel aber kann sein, daß Coriolan mit staatsmännischem Blicke die ganze verderbliche Tragweite dieser Institution, und den Grund zum sichern Untergang des Vaterlandes erkannte, der damit gelegt wurde. Wie denn in der That das Tribunat zu Bürgerkrieg und durch diesen fernerhin zu Despotie und zum Ruin des Römischen Staates geführt hat. Wenn dem aber so ist, wer will es dem Heldensohne des Vaterlands, dem Patrioten in Stahl und Eisen verdenken, wenn er voll Zorn und Ingrimm lieber Berge von Leichen häufen möchte, ehe der Sclavensinn dieser Massen Zeit findet, das Vaterland in den Abgrund zu stürzen? — Und zweitens, wenn er nicht wünschte, daß jeder aus dem Volke ein ächter Patriot wäre, tugendhaft und tapfer, standhaft, treu und einsichtsvoll, klug zu Rath und rüstig zur That, wenn er nicht in einer besseren Bürgerschaft das Unterpfand für den Bestand des Staates und die Sicherheit des Vaterlandes zu sehen wünschte, würde er sich wohl in so langer, ausführlicher und eindringlicher Strafrede ergehen? Nimmermehr; seine Rede ist viel zu ernst und tief, um für junkerhaften Uebermuth zu gelten; wer mit solchem Zorn des Volkes Fehler straft, dem kann es an Liebe zum Volk nicht fehlen; von Hohn und Dünkel ist an dieser Stelle wenigstens keine Spur in seinen Worten zu finden. Nur der Unmuth des ächten Patrioten ist es, der von der Glut der Vaterlandsliebe zum Ingrimm entzündet, in heller verzehrender Zornesflamme aus seinem

Herzen hervorbricht. Daß die Tribunen als Führer und Verführer des Volks die Macht des großen Haufens mißbrauchen werden, um zunächst *seinen* Sturz herbeizuführen, ist er weit entfernt zu ahnen, und wenn er es ahnte, würde es ihn wenig rühren, müßte er nicht zugleich durch den nämlichen Mißbrauch der Volksmacht sein Vaterland an den Rand des Abgrunds geführt sehen. Diese Sorge allein, die Sorge um das von den eignen Bürgern gefährdete Vaterland preßt ihm das edle Herz zusammen. Wie frischer Morgenwind ist ihm daher die Botschaft, die er eben jetzt erhält, daß es Krieg gibt mit den Volskern. Dort findet er einen würdigen ebenbürtigen Gegner in dem Löwen Tullus Aufidius, den zu jagen er stolz sein kann. Nun athmet er auf aus seiner Zornbeklemmung, und nur für ein Nachgrollen des abziehenden Gewitters kann es gelten, wenn er jetzt, wo schon der Sieg der Feldschlacht wie Lächeln um sein Herz sitzt, dem Senator, der das Volk nach Hause schickt, noch im Abgehen zuruft:

Nein, laßt sie folgen.
Die Volsker haben Korn; nehmt sie mit, die Ratten,
Die Speicher dort zu nagen.

Und wenn nun diese kornsüchtigen, das eigne Vaterland nicht, wohl aber den Feind klüglich verschonenden Ratten sich stumm und still davon schleichen — wie kann er anders als ihnen mit bitterer Verachtung nachrufen: „ehrwürd'ge Meuterer, euer Muth schlägt herrlich aus!" —

Es kam darauf an, gleich von vorneherein den Gesichtspunkt festzustellen, aus welchem der Zwiespalt zwischen Coriolan und dem Volke betrachtet werden muß. Denn nicht umsonst hat der Dichter auf die Ausarbeitung gerade dieser ersten Scene so außerordentliche Sorgfalt verwendet. Handelte es sich wirklich um den Kampf der Principien, um den Gegensatz zwischen Aristokratie und Demokratie, so mußte, wie dem Cäsar ein Brutus, auch dem Coriolan ein würdiger Vertreter der Gegenpartei sofort gegenübergestellt werden; noch aber haben wir von den Tribunen kaum erfahren, daß es deren gibt. Allein und unmittelbar dem Volke gegenüber, wie er auftritt,

concentrirt sich alles Interesse in der Bedeutung seiner Person, in seinem persönlichen Sieg oder Sturz. Wäre es darum zu thun, die Rechte des Volks im Kampfe mit patricischer Anmaßung und Verkümmerung zu zeigen und diesen Widerstreit zum Kernpunkt des Stückes zu machen, dann hätte Menenius seine Fabel nicht gerade dem Volkshaufen erzählen dürfen, der es zunächst nur auf Coriolans Leben abgesehen hat und mit seiner Meuterei nichts erreicht. Vielmehr mußte dann die Scene, wo der Senat zur Nachgiebigkeit sich gezwungen sieht, in den Vordergrund treten, während sie jetzt still und heimlich hinter den Coulissen verläuft. Ich glaube inzwischen aufgezeigt zu haben, daß vor allem der Begriff des Vaterlandes in auffallender Weise betont ist, daß es sich in dieser ganzen Scene hauptsächlich um den Gegensatz zwischen der Gefährdung und Rettung des Vaterlandes handelt, und sollte hierüber ja noch ein Zweifel sein, so müssen wir eben in diesem Augenblicke völlig überzeugt werden, wo der Consul sammt dem Senate kommt, den Vaterlandsvertheidiger Coriolan um seine Hülfe gegen den äußern Feind anzusprechen, nachdem eben die Meuterei gestillt und damit die Gefahr im Innern beseitigt ist. Wie wir Shakespeare kennen, ist er gewohnt, die Contraste durch unmittelbare Aufeinanderfolge wirken zu lassen, und demnach drückt der ganze Eingang unserer Tragödie nichts anderes aus, als den dramatisch symbolisirten Gedanken: das Vaterland ist in Gefahr.

Es ist ein gerechter Krieg, in welchen der Held zieht; denn wir erfahren, daß die Volsker es sind, die ihn durch einen heimlichen, wohl vorbereiteten Anschlag auf Rom heraufbeschwören. Die Thaten also, die er thun wird, werden Thaten der Nothwehr und Vertheidigung, wahrhaft rettende Thaten für das Vaterland sein. Wie könnte auch sonst seine Mutter Volumnia so voll stolzer Freude sein über diesen Auszug ihres Heldensohnes, — sie, die im Punkte der Ehre eben so zartfühlend ist, wie sie als ächte Römerin und heldenmüthige Mutter nichts höheres kennt als den Ruhm, durch Gefahren oder Tod für's Vaterland erworben. Sagt sie doch selbst zu ihrer zärtlich besorgten Schwiegertochter Virgilia: „Höre mein offenherziges Be-

kenntniß: hätte ich zwölf Söhne, jeder meinem Herzen gleich lieb, und keiner mir weniger theuer, als Dein und mein guter Marcius, ich wollte lieber elf für ihr Vaterland edel sterben sehen, als einen einzigen in wollüstigem Müßiggang schwelgen." Und freilich muß auch Marcius seinerseits dafür bekannt sein, daß er stets die Gefahr aufsucht, wo sie am größten ist und den Tod fürs Vaterland nicht scheut, sonst würde Virgilia nicht so sehr von ängstlicher Sorge um das Leben ihres Gatten befangen und in sich zurückgescheucht sein. Will sie doch nicht einen Schritt aus dem Hause thun, von der ganzen übrigen Welt nichts wissen, einzig nur mit dieser Sorge zusammenleben, bis ihr Gemahl aus dem Kriege heimgekehrt ist. Oder ist es mehr noch als dieß? liegt vielleicht schon die schwere Vorahnung nahenden düsteren Verhängnisses auf ihrer Seele, daß sie die Zuversicht der Mutter so gar nicht theilen kann? daß sie die andringende Einladung der sorglosen, heiter gestimmten Freundin Valeria so unbeweglich, so einsilbig und ernst, ohne alle ersichtlichen Gründe immer nur mit den Worten zurückweist: ich kann nicht, ich darf nicht? Hat der Dichter das Gesetz der ungleichnamigen Pole auch im Seelenleben erkannt: hier bewährt es sich. Die Seele der still bescheidenen, zärtlich besorgten, in treuer Hingebung einer Penelope ähnlichen Virgilia ist ihrem feurigen, ruhmbegierigen, Gefahr verachtenden Gatten nachgezogen ins Feld; darum ist sie für Rom und Freunde, ja selbst für ihren eigenen Knaben wie nicht zu Hause. Und wäre es wirklich Ahnung, was sie beängstigt, so würde sie auch hierin nur das psychologische Vorrecht weiblichen Feingefühls bewähren, und als die andere Hälfte ihres Heldengemahls nur voraus empfinden, was wirklich auf dem Wege der Ehren liegt, auf welchem die neue Ernte von Sieg und Ruhm ihn führen muß.

Zu zeigen, wie unvermeidlich dieser verhängnißvolle Weg der Ehren wird, wie tief verschuldet zur Dankerstattung an seinen Helden das Vaterland sich fühlen muß, führt uns der Dichter mitten ins Feldgetümmel, und läßt uns den ganzen Werth und alle Thaten seines Helden mit Augen schauen. Vor und Corioli, als Städteerstürmer, in offener Feldschlacht, an der Spitze einer Schaar, im

entscheidenden Einzelnkampfe mit dem Völkerfeldherrn Aufidius, wie nicht minder nach gewonnenem Siege bei der Theilung der Beute — überall erblicken wir das unvergleichliche Musterbild des Mannes, des Kriegers, des Patrioten, fast bis zur Höhe des Halbgotts gesteigert. Vor der Schlacht voll Kampfbegier, wie ein feuriges Roß, das vor den noch geschlossenen Schranken der Rennbahn die Erde mit dem Hufe stampft, gilt ihm jeder Bote von ferne schon für einen Träger der Kunde, daß anderwärts bereits der Kampf begonnen; — und dieß so gewiß, daß er selbst sein Pferd dagegen verwettet. In der Schlacht voll stahlharter Tapferkeit, voll unbeugsamen Muthes — bringt sein Schelten schon die weichenden Römer zum Stehen, zur Umkehr, zum erneuten siegreichen Angriff. Ja so kühn, so selbstvergessen, so ganz aus einem Diamant ist seine Heldenkraft, daß er, was ihm keiner nachthut, mit den fliehenden Feinden ins Thor eindringt, und als es hinter ihm sich schließt, ganz allein der feindlichen Stadt Trutz bietet. Schon widmet dem Verlornen sein Freund und Feldherr Titus Lartius, — freilich mit einem Kleinen von Plutarch verschuldeten Anachronismus, — den ehrenden Nachruf:

Du warst ein Krieger
Nach Cato's Sinn, nicht wild und fürchterlich
In Streichen nur; nein, deinem grimmen Blick
Und deiner Stimme donnergleichem Schmettern
Erbebten deine Feind', als ob die Welt
Im Fieber läg' und wankte.

Da plötzlich erscheint er wieder, unbezwinglich wie ein Gott, und doch nur ein Mensch, denn er blutet aus einer Wunde. Und als nun die Stadt mit Hülfe der Seinen gewonnen, da eilt er, die Beute machenden Trödler scheltend, und der eigenen Wunde spottend, hinaus ins Feld, zu dem andern Theile des Heeres, wo Cominius gegen den Römer mordenden Aufidius kämpft. Eben kommt er noch recht, um auch hier das schon weichende Heer zu neuem Kampf und zum Sieg zu führen. Er bittet den Konsul ihn gerade vor die tapferste Schaar der Feinde, gerade vor die Antiaten und Aufidius

hinzuſtellen. Sein Selbſtvertrauen, ſeine Begeiſterung für das Vaterland reißt die Soldaten mit ſich fort, macht ſie alle zu Helden, ein jeder vier Volsker werth, ein jeder würdig, mit Aufidius zu kämpfen. Mit einer Anzahl nur wirft er ſich den bis dahin ſiegreichen Feinden entgegen, bringt die Schlacht zum Stehen, zwingt den Aufidius, Mann gegen Mann, ſammt ſeinen Helfern zum Weichen, — und ſo iſt der Sieg ſein, er hat Rom, er hat ſein Vaterland gerettet. So, obwohl überall ſich unterordnend, iſt er allein doch da wie dort die Seele der Schlacht, der Hort des Sieges. Schmachvolles Unrecht aber iſt es, was Gervinus und Kreyßig dem Helden anthun, indem ſie die Meinung ſeiner neidiſchen Feinde, der Tribunen, adoptiren, als habe Marcius, von nun an Coriolan genannt, in ſchlau berechnender Klugheit nur um deßwillen die Unterordnung unter Titus Lartius und Cominius ſich gefallen laſſen, damit im Falle des Mißlingens die Schuld und Schande auf die Oberfeldherrn falle. Ein Marcius denkt gar nicht an die Möglichkeit einer Niederlage, ſo lange er am Leben iſt und das Schwert führen kann. Seine erſte Frage an Cominius iſt: Komm ich zu ſpät?" — ſeine zweite: „Wo iſt der Feind? ſeid ihr des Feldes Herr? Wo nicht, was ruht Ihr, bis Ihr's ſeid?" Und den Kriegern ruft er zu:

Iſt irgend einer hier
— Und Sünde wär's zu zweifeln — dem die Schminke
Gefällt, mit der er hier mich ſieht gemalt,
Der übeln Ruf mehr fürchtet als den Tod,
Und ſchön zu ſterben wählt ſtatt ſchlechten Lebens,
Sein Vaterland mehr als ſich ſelber liebt,
Wer ſo geſinnt, ob Einer oder Viele,
Der ſchwing die Hand, um mir ſein Ja zu ſagen,
Und folge Marcius.

Und nach der Schlacht — mit welcher Anſpruchloſigkeit weist der ſiegreiche Held jede Bevorzugung an Lob und Beute entſchieden zurück.

Meine Mutter (ſagt er)
Die einen Feibrief hat, ihr Blut zu preiſen,
Kränkt mich, wenn ſie mich rühmt. Ich that ja nur,

Was ihr: das ist, so viel ich kann, erregt,
Wie ihr es waret, durch mein Vaterland.

Aber freilich, auch diese Bescheidenheit soll nach Kreyßig und und Gervinus nur verkappter Stolz sein; so weit kann eine falsche Ansicht vom Ganzen verblenden, nachdem Hazlitt einmal die Losung gegeben und den Helden als einen hochmüthigen Aristokraten verschrieen hat. Es hilft ihm nicht, daß er sich selbst dagegen verwahrt, indem er den zujauchzenden Soldaten unmuthig entgegnet:

ihr schreit mich aus
Mit übertriebnem unverständgem Zuruf,
Als säh' ich gern mein kleines Selbst gefüttert
Mit Lob, das Lüge würzt.

Als ob es undenkbar wäre, daß Vaterlandsliebe bis dahin führt, das eigene Selbst zu vergessen?! Als ob es im Gegentheile nur denkbar wäre, daß jemand mit Wahrheit sagen kann, er liebe „sein Vaterland mehr als sich selber", wenn es ihm doch an Selbstaufopferung und Selbstverläugnung fehlt, wenn er Alles nur thut für den eigenen Ruhm! Und wie darf man unterstellen, daß Coriolans Anspruchlosigkeit und Selbstverläugnung nicht lauter und aufrichtig ist, wenn er doch so wenig, auch jetzt nach dem Siege, an sich denkt, daß ihn erst eine plötzliche Ohnmacht an seine Wunde und an die Nothwendigkeit ihrer Pflege erinnern muß? Shakespeare hat sich wohl gehütet, seinen tragischen Helden mit einem Fehler auszustatten, der all sein Verdienst zu Schanden machen und alle Theilnahme für ihn erkälten müßte. Und daß ihm dieß gelang, daß er Coriolans Charakter frei zu erhalten wußte nicht blos von offenbarer, sondern auch von heimlicher Selbstgefälligkeit und Eitelkeit, trotz aller Ruhm- und Ehrliebe, das eben scheint mir fast die höchste Leistung seiner Kunst in diesem Drama. Wollen wir gerecht sein, so müssen wir gestehen und der Verfolg wird es noch weiter lehren: Ruhm und Ehre sind für Coriolan zwar die Leitsterne seiner Heldenbahn, aber über Ruhm und Ehre noch geht ihm sein Vaterland. Für dieses ist jeder verpflichtet einzustehen mit Allem, was er ist,

zu thun, was er kann; und so viel dies auch sein mag, ist es doch nie genug und bleibt auch stets hinter dem eigenen Wunsche des Patrioten zurück. Fort daher mit dem Lobpreis! — er ist eine Lüge. Erfüllte Pflicht begründet keinen Anspruch. Verschont den Tapfern mit Auszeichnungen und Ehren; sie sind ihm nur ein schmerzlicher Vorwurf, der die alten Wunden aufreißt, die Wunden der Erinnerung, der Unzufriedenheit mit sich selbst. „Wer heut", sagt in diesem Sinne der Held — „Wer heut den guten Willen nur erfüllt, hat meine Thaten überholt."

Was er dennoch zuletzt an Ehre im Angesicht seiner Mitstreiter, noch auf dem Felde der Ehren, sich gefallen läßt, wiewohl er's nur mit Beschämung hinnimmt, ist einzig des Konsuls eignes edles Roß, womit ihn dieser sein Oberfeldherr beschenkt, — ausdrücklich zum bloßen Zeichen der redlichen Anerkennung dessen was er ist, und was das Vaterland an ihm besitzt — ist ferner nur der Name, der seinem Verdienste von selbst zufallen müßte, der ehrende Beiname Coriolan. Ihn sich zu verbitten steht nicht in seiner Macht, auch wenn er es wollte; wärs nicht vom lebenden Geschlecht, von der Nachwelt würde er ihn doch erhalten.

Freilich konnte ihm Größeres auch gar nicht zu Theil werden, nimmt man die beiden Zeichen als Symbole seiner Zukunft. Der Consul ist's ja, der Lenker des Staats, der vom eigenen Rosse steigt, um es an ihn abzutreten, der's fortan zu reiten gedenkt, — und der neue Name soll sein Helmschmuck sein, durch den er über die Menge nicht blos, sondern auch aus der Mitte des Adels, aller Welt weithin sichtbar, hervorragt. Und doch, welch auffallendes, trübes Omen liegt zugleich in dieser Zusammenstellung. Des Consuls edles Roß, sammt allem Schmuck, wie's jeder Römer kennt und der vom Ausland entlehnte Name — Consulat und Coriolan — es liegt ein Mißton darin, ein Klang, als sollte ein Volskerkind oder wenigstens ein Volskerfreund bald auf dem Capitole sitzen. Wird Rom das dulden? Coriolan selbst liegt unter dem Banne dieses ominösen Mißtons, wenn er ausruft „die Götter spotten mein" und es als Hohn des

Schickſals empfindet, daß er in dieſem Augenblicke bei ſeinem Feldherrn betteln muß um die Freiheit eines gefangenen Volskers, der ſein Freund iſt. Aber der Römer Marcius hat den Volskernamen vergeſſen, und ſein Gedächtniß ſchwindet, ehe der erſchöpfte ihn wieder finden kann. Wird er einſt, wenn er nur noch Coriolan heißt und heißen will, auch ſo des eigenen Römernamens vergeſſen, daß ihm die Lebenskraft ſchwindet, ehe er ihn wieder finden kann? Mag er ſich hüten vor Volskerfreundſchaft; ſie deutet im beſten Falle auf Römerfeindſchaft und birgt im ſchlimmen geheime Tücke. Schon liegt ſein Feind Aufidius, ärgerlich daß er kein Römer ſein kann, und ergrimmt über ſeine Niederlage, von tödtlichem Haſſe geſtachelt, mit Gift und Dolch gegen ihn auf der Lauer. Und auch in Rom ſchläft der Neid und die Mißgunſt nicht. Selbſt der Augur mußte dem Menenius verkünden, daß die Nachrichten aus dem Felde nicht nach dem Wunſche des Volkes ſein werden; denn ſie lieben den Marcius nicht. Noch immer verzeihen die neugebackenen Tribunen, alte Männer von kindermäßigen Fähigkeiten, dieſe verdienſtloſen, ſtolzen, gewaltſamen, hartköpfigen Magiſtratsperſonen (alias Narren) in Rom — noch immer verzeihen ſie ihm ſeinen Stolz nicht, und wenn er auch in nichts Anderem beſtünde, als in dem geraden ehrlichen Bewußtſein ſeiner Kraft und ſeiner Vaterlandsliebe gegenüber der geſpreizten Unfähigkeit und niedrig gemeinen Selbſtſucht. Sie haben einmal keine guten Geſichter, dieſe lächerlichen Geſchöpfe mit den wackelnden Bärten, die nach den Mützen und Kratzfüßen der armen Schelme ehrgeizig ſind. Mag er ſich denn hüten mit ſeinem Stolze. Mit noch größerem Verdienſte, mit Ehren überſchüttet kehrt er heim aus dem Felde und hat ſo noch mehr Urſache, ſtolz zu ſein. Und der Weg, der vor ihm liegt, der Weg zum Conſulat, führt durch die unzuverläſſige Menge an den Tribunen vorüber, die den Eingang und Ausgang des Weges bewahren. Leicht können dieſe Hirten des Plebejerviehes die Wolfsmeute, die ſchon einmal los war, abermals gegen ihn hetzen; und man ſieht ihnen an, dieſen blinden Scharfſichtigkeiten,

daß einige der Beſten von ihren Vorfahren ſeit Deucalion vielleicht erbliche Henkersknechte waren. —

Doch hinweg mit düſteren, vorzeitigen Beſorgniſſen. Da kommt ſeine Mutter und lädt uns ein, mit ihr den Helden einzuholen, der ſchon vor den Thoren iſt. Sie hat Briefe von ihm, herzerfreuende Briefe. Sie weiß, daß er naht, und in zitternder Ungeduld jubelt ihr Herz dem wundengeſchmückten, ruhmgekrönten zum drittenmal mit dem Eichenkranz heimkehrenden Sohne entgegen. Auch Freund Menenius jubelt laut: „Da haſt du meine Mütze, Jupiter, und meinen Dank! Ha, Marcius kommt!“ Und ſie zählen und rechnen ſeine Wunden nach; fünf und zwanzig hatte er vor dieſem letzten Feldzug, nun ſind es ſieben und zwanzig; denn zwei friſche hat er erhalten, in der Schulter und am linken Arm. Und das muß große Narben geben, ſie dem Volk zu zeigen, wenn er um ſeine Stelle ſich bewirbt, das iſt die Zuverſicht der Mutter, die ihres Sohnes Verdienſt um das Vaterland zu würdigen weiß, wie ſie ihn dafür zu erziehen wußte. Wie könnte ihm die Stelle entgehen, die ſein iſt? Trompeten verkünden den Einzug des Helden. In der Mitte zwiſchen Cominius und Titus Lartius, den beiden Feldherrn, ſchreitet er einher, die Stirne mit dem Kranz geſchmückt; voran der Herold, der ſein Verdienſt und ſeinen neuen Namen mit lauter Stimme ausruft. — Wenn irgend etwas uns den ganzen innern Werth des Mannes, ſeine Mäßigung im Glück, ſeine Beſcheidenheit, ſeine Pietät, ſein für Liebe und Freundſchaft tief empfängliches Herz zeigen kann, ſo iſt es ſein Benehmen bei dieſem Empfang. Der jubelnde Zuruf der dichtgedrängten neugierigen Menge rührt ihn nicht und ſchmeichelt ihm nicht; er kränkt ſein Herz, ſo daß er wiederholt bittet, es genug ſein zu laſſen. Aber kaum gewahrt er ſeine Mutter, ſo tritt er aus dem Zuge und kniet vor ihr nieder, ein freundliches Grußwort, ein Wort des Beifalls von ihr zu gewinnen; und die überglückliche Mutter, indem ſie ihn erhebt, nennt ihn nur ihren wackern Krieger, ruft ihm nur mit gerechtem Stolze ſeinen dreifach bewährten Namen zu, an

den neu gewonnenen kaum noch recht glaubend. Faſt hätten beide in der Freude ihres Wiederſehens der lieblichen Gattin Virgilia vergeſſen, die ſchweigend und weinend daneben ſteht. Jetzt begrüßt er ſie mit ſanftem Vorwurf:

Mein lieblich Schweigen, Heil!
Hätt'ſt du gelacht, kam auf der Bahr' ich heim,
Da weinend meinen Sieg du ſchauſt? O Liebe!
So in Corioli ſind der Wittwen Augen,
Der Mütter, Söhne klagend.

Welcher unſichtbare Dämon verkümmert beiden die Freude des Wiederſehens? zwingt ihr die Thränen in die Augen, legt ihm die düſter prophetiſchen Worte in den Mund? Und auch Menenius, der alte Humoriſt, wird davon angeſteckt, daß er ſein „tauſendmal Willkommen!" nicht den ohne Zuſatz hervorbringt, „ich könnte weinen, und ich könnte lachen; ich bin leicht und ſchwer." Freilich, er weiß ſchon beſſer, warum? Es ſind die alten Holzäpfel hier in der Heimat, die ſich durch Pfropfen nie veredeln laſſen, die ſauren Geſichter der Tribunen, deren Herzen er mit einem Fluch entwurzeln möchte; — von ihnen ahnt er Unheil. Nur des Helden Mutter bleibt völlig aufrecht in ſtolzer edler Zuverſicht. Sie hat es erlebt, den allerhöchſten Wunſch erfüllt zu ſehen — nur Eins fehlt noch, und das, ſie zweifelt nicht, wird „unſer Rom" ihm ſchenken. Sie iſt eben noch aus der guten alten Zeit, ſie glaubt an die Dankbarkeit des Vaterlands. Ihr Sohn dagegen, der die verderbliche Neuerung im Staatsweſen in ihrer ganzen Bedeutung durchſchaut, iſt nicht begierig nach dieſem Einen, dieſer höchſten Auszeichnung unter den Edlen Roms; — er wäre auf ſeinem Weg ihr Sclave lieber, als auf dem ihrigen mit ihnen Herrſcher. So zöge er ſich jetzt viel lieber mit den Seinigen in die Beſchattung ſeines Hauſes zurück, müßte er nicht erſt den Patriciern für die Ehren danken, die er von ihnen empfangen. Aber die öffentliche Pflicht geht ihm überall vor dem eignen perſönlichen Behagen. Man ſieht, in Coriolan iſt keine Spur von Ehrgeiz, keine Faſer von Hochmuth oder herzerkältendem Stolz. Dennoch wollen die Tribunen ihn bei ſeinem

Hochmuth faſſen, um ihn zu ſtürzen. Denn geſtürzt muß er werden, ſonſt würden ja ſie, die Ehrgeizigen, die vor Neid erſticken wollen, ſelbſt fallen, wenigſtens würde ihr Amt während ſeines Conſulats ſchlafen. Daß Coriolan, zur Macht gelangt, das Tribunat ganz aufheben würde, das glauben dieſe edlen Intriguanten ſelbſt keineswegs; und wüßten ſie's, ſo würde es ſie wenig kümmern, wenn's nicht gerade ihr perſönlicher Nachtheil wäre. Wenigſtens hören wir keine Silbe von der Bedeutung der Volksrechte, von der Wichtigkeit ihrer Vertheidigung gegen Senatorengewalt, kein Wort der Begeiſterung für die Principien der Demokratie gegenüber der Ariſtokratie.

Aber bereden muß man das Volk, um zum eignen ehrgeizigen Zweck zu gelangen; weiß machen muß man ihm, daß es von Coriolan gehaßt ſei, daß er ihre Sprecher ſtumm machen, ihre Freiheiten ihnen nehmen, ſie alle zu Eſeln und Kameelen machen würde, wenn er Macht beſäße. Freilich iſt das Volk jetzt bezaubert von der Erſcheinung des Helden,

> Als wenn der Gott, wer's immer ſei, der mit ihm iſt,
> Sich ſtill in ſeine Menſchenart geſchlichen,
> Und ihm der Anmuth Zauber mitgetheilt.

Allein ſie wiſſen auch, das Volk, für das ſie ſtehen,

> Vergißt, nach angeborner Bosheit, leicht
> Auf kleinſten Anlaß dieſen neuen Glanz.

Und am Anlaß kanns nicht fehlen, da Coriolan ſich leicht aufbringen läßt; und wenn er ſich dann im höchſten Fluge ſeiner Frechheit ſo weit vergißt, das Volk belehren zu wollen, — dann ſollen ihre Einflüſterungen der Zunder werden, an dem ſich das Geſtrüpp des Volks entzündet, um ihn auf ewig mit ſeinem Dampf zu ſchwärzen.

Nur ſcheint ihnen doch die allgemeine Begeiſterung für den Vorkämpfer des Vaterlands über den Kopf wachſen zu wollen. Denn eben werden ſie auf das Kapitol entboten, wo Coriolan, vor dem ſich die Patricier neigen, wie vor des Jovis Bild, unter dem ſtürmiſchen Jubel des Volkes Conſul werden ſoll.

Die Senatsſitzung beginnt zu dem ausdrücklichen Zweck

„Des Helden edlen Dienſt zu lohnen, der
So für ſein Vaterland gekämpft. —"

Die Tribunen ſind gebeten, den Wunſch des Senats beim gemeinen Volk zu vertreten durch günſtig Fürwort, und heuchleriſch ſagen ſie zu. Aber als nun der Conſul ſein Referat beginnen will, um ein wenig zu ſagen von dem edlen Werk, vollführt durch Cajus Marcius Coriolanus, da erhebt ſich dieſer, um ſich zu entfernen; denn, ſagt er,

Eh ließ ich
Im warmen Sonnenſchein den Kopf mir kratzen,
Wenn man zum Angriff bläst; als müßig ſitzend
Mein Nichts zum Fabelwerk vergrößern hören.

Jedem Edelgeſinnten geht es wider die Natur, ſich ins Angeſicht loben zu hören, und wohlbegreiflich iſt es, daß der Kriegsheld eher vor Worten flieht, als vor den Streichen. Und wenn auch hier, in öffentlicher amtlicher Sitzung nur wahres Verdienſt zur Sprache kommen ſoll, und keine Abſicht der Schmeichelei dem Worte zu Grunde liegt, Coriolan empfindet es doch als ſolche; denn er weiß, wie jeder, der ein hohes Ziel vor Augen hat, daß all ſein Thun ſtets hinter ſeinem Wollen zurückblieb. In ſeiner Abweſenheit alſo hören wir aus des Conſuls Munde die lange Reihe ſeiner tapfern Thaten erzählen, die er für Rom als Römer gethan. Schon im ſechzehnten Jahr, als er für die Republik gegen Tarquinius kämpfte, erwarb er den Eichenkranz.

Und ſeit der Zeit, im Sturm von ſiebzehn Schlachten,
Streift' er den Kranz von jedem Schwert. Sein Letztes,
Erſt vor, dann in Corioli, iſt ſo,
Daß jedes Lob verarmt.

Und am Schluſſe ſeiner Rede muß ihm bei alledem der Conſul das Zeugniß der höchſten Uneigennützigkeit und Anſpruchsloſigkeit geben und geſtehen:

Ihm iſt Lohn
Für Großthat, ſie zu thun. Zufrieden iſt er
Sein Leben ſo zu opfern ohne Zweck.
So hoch ſteht ihm das Bewußtſein der Pflicht und das Gebot

der Vaterlandsliebe über jeglicher Rückſicht auf ſein eigenes Selbſt. „Er iſt von wahrem Adel", ruft Menenius aus, der ſich durchweg als Vertreter des Senats gerirt, und kündigt dem hereingerufenen Coriolan im Namen des ſämmtlichen Senats ſeine Ernennung zum Conſul an.

Nicht umſonſt hat Shakespeare uns ſeinen Coriolan zuerſt als Sieger für ſein Vaterland dem äußern Feinde gegenüber ſo ausführlich geſchildert, ehe er ihn im Kampfe mit den innern Feinden des Staates unterliegen läßt. Denn je lebhafter uns der Werth und das Verdienſt des Helden vor Augen ſteht, deſto beſſer ſind wir im Stande die Bedeutung ſeines Sturzes zu würdigen. So iſt denn der ganze erſte Act unſres Dramas nur darauf gerichtet, die aufopfernde Vaterlandsliebe Coriolans ins Licht zu ſtellen; der zweite Act aber iſt einzig erfüllt von der Anerkennung, die ſolchem Verdienſte gebühre. Daher muß der Herold vor den heimkehrenden Siegern einhergehend Coriolans Namen ausrufen; daher der Conſul in außerordentlicher Senatsſitzung die lange Reihe der verdienſtlichen Thaten Coriolans namentlich aufzählen; der Senat aber in ſeinem Beſchluſſe ausdrücklich das Motiv des Verdienſtes für die höchſte Ehre geltend machen, die dem Helden des Vaterlandes als Gebür zuerkannt wird. Es iſt die Würde des Conſuls, zu welcher er im Namen des ſämmtlichen Senats ernannt wird; eine Ernennung, welche das ehrenvolle Vertrauen gerade der Lenker des Staates in ſich ſchließt, daß derjenige, der im Felde ſolche Selbſtverläugnung der Vaterlandsliebe bewieſen, auch im Frieden ohne Selbſtſucht und Eigennutz einzig das Wohl des Ganzen vor Augen haben werde. Von Seite des Senats alſo iſt Coriolan bereits Conſul.

Nunmehr bleibt nur noch, daß Coriolan das Volk um ſeine Zuſtimmung anredet. Aber eben dieſer Brauch, im abgetragnen Kleid der Demuth auf dem Marktplatz, ſeine Wunden zeigend, um die Stimmen des Volks zu werben, dieſe unerläßliche altherkömmliche Sitte widert ihn ſo an, daß er lieber, wie er ſchon einmal geäußert, das Conſulat miſſen als ſich ihr freiwillig unterziehen möchte. Nicht daß es ihm an wahrer Demuth fehlte, aus der ja die Beſcheidenheit

entſprang, von der wir eben die Probe geſehen. Aber jedes zur Schau tragen der Tugend oder des Verdienſtes iſt ſeinem Charakter völlig fremd und innerlichſt verhaßt. Was alſo könnte ihm dieſe zur Schau getragene Demuth, die jeder Schmeichler und Heuchler ſpielen kann, die ihm nur den Werth oder vielmehr Unwerth einer bloßen Form hat, was könnte ſie ihm anderes ſein, als eine Rolle, die er erröthend ſpielt? Und wenn er mit dem geſchärften Auge der Vaterlandsliebe erkennt, wie eben durch dieſen Brauch die Ehrlichkeit des Staatslebens vergiftet, der Verdienſtloſigkeit der Weg zum Staatsruder gebahnt, die urtheilsloſe Menge in dem eitlen Wahn ihrer Urtheilsfähigkeit beſtärkt und das verderblichſte Parteigetriebe heraufbeſchworen wird, ſoll man ihm da verdenken, wenn er nicht blos ſelbſt dieſes Brauchs enthoben ſein, ſondern ihn ganz abgeſtellt ſehen möchte? Aber warum unterwirft er ſich ihm dennoch, wenn auch mit dem äußerſten Widerwillen? Daß ſeine Mutter ihn als Conſul zu ſehen wünſcht, iſt freilich etwas; denn um ihretwillen thut er ſpäter ſeiner Natur noch größere Gewalt an. Gleichwohl konnte das nicht das Ausſchlag gebende ſein. Hätt' er ſich um die Würde *bewerben* müſſen, er hätt' es nie, wie er geſchworen, oder nicht in dieſer Weiſe gethan. Nun aber wird ſie ihm ungeſucht übertragen; er durfte die Ehre nicht ablehnen, ſie war eine Berufung zum Dienſte des Vaterlands. Und wenn der Senat ihn durch Menenius ermahnt, im Hinblick darauf, daß es alle Conſuln bisher gethan, die Würde auch in ihrer Form zu nehmen, ſo mußte er ſich wohl am Ende dem Gebrauche fügen, der urſprünglich und bei ſeiner Inſtitution gut gemeint und dazu beſtimmt war, gerade die Unwürdigkeit und Verdienſtloſigkeit vom höchſten Staatsamte auszuſchließen und zwiſchen Regierten und Regierenden Einigkeit und Einverſtändniß zu beſiegeln.

Allein, wenn ein Coriolan ſich auch fügt, dabei wird es wohl bleiben, daß ihm das Muß des Herkommens als unleidlicher Zwang, ſeine Unterwerfung als bloße Maske, das Ganze als Aefferei und unwürdige Komödie gilt, die er mit ſich *und* mit dem Volke, ſeinem geſchwornen, aber leider nicht natürlichen Bruder, zu ſpielen hat. In der That bedarf die mit Recht berühmte Scene der Stim-

menwerbung einer eingehenden Würdigung, um nicht, wie geſchehen, zu Ungunſten des Helden mißdeutet zu werden. Denn hier ſcheint er, wenn irgendwo, die Bürger wirklich zu höhnen. Iſt dem ſo, ſo wirft es einen tiefen Schatten auf den Charakter des Helden, der ihm all unſern Beifall entziehen, unſer Mitgefühl für ihn erſticken und verſtummen machen muß. Hohn ruht immer auf innerer Gemeinheit, und bleibt gleich verwerflich, ob er aus pöbelhaftem Uebermuth oder aus ariſtokratiſchem Hochmuth entſpringt.

Allerdings legen es ihm die armen Wichte mit ungewaſchenem Geſichte und unreinen Zähnen, bei denen er um die Pfennige ihrer Stimmen betteln ſoll, verzweifelt nahe. Denn Witz und Wort iſt nicht minder ungewaſchen und unſauber an ihnen, als Geſicht und Mund. Da räſonniren ſie erſt, ob ſie ihre Stimmen geben müſſen oder verweigern können, und ſofort bringt ihr Witz heraus: „wir haben freilich die Gewalt, aber es iſt eine Gewalt, die wir nicht Gewalt haben, zu gebrauchen. Denn wenn er uns ſeine Wunden zeigt und ſeine Thaten erzählt, ſo müſſen wir unſere Zungen in dieſe Wunden legen und für ihn ſprechen; ebenſo, wenn er uns ſeine edlen Thaten mittheilt, ſo müſſen wir ihm unſre edle Anerkennung derſelben mittheilen. Undankbarkeit iſt ungeheuer; wenn die Menge nun undankbar wäre, das hieße aus der Menge ein Ungeheuer machen; wir, die wir Glieder derſelben ſind, würden ja dadurch Ungeheuer-Glieder werden.“ Und dann witzelt der Witzbold gegen den ſchwer begreifenden, aber willensſtarken Klotzkopf über den vielfarbigen Witz der vielköpfigen Menge, und giebt treffender als er denkt ſein naives Verdict dahin ab: „und das glaube ich wahrhaftig, auch wenn alle unſre Witze aus ein und demſelben Schädel herausgelaſſen würden, ſo flögen ſie nach Oſt, Weſt, Nord und Süd; und wollte jeder ſeinen geraden Weg ſuchen, ſo würden ſie zugleich auf allen Puncten des Compaſſes ſein.“ Und dieſen hausbackenen, ſtörriſchen oder witzelnden Ofenpolitikern, dieſer in ihren Meinungen nach allen Puncten der Windroſe auseinander gehenden Menge überläßt man den wichtigſten Act des Staatslebens, muthet man zu, die Entſcheidung über den Werth oder Un-

werth des Mannes zu treffen, der die Lenkung des Staates übernehmen soll. Nur weil sie das nicht können, keineswegs aus Stolz, trifft nachher Coriolan selbst die Entscheidung für sie, indem er ihnen erklärt, sein eigener Werth sei es, der ihn zur Bewerbung um das Consulat verbinde. Aber vielleicht haben sie wenigstens das Bewußtsein von der Bedeutung des Acts, den sie vollziehen wollen, vielleicht ists ihnen doch ernstlich um das allgemeine Beste, um das Wohl des Ganzen zu thun! Ei beileibe! Ehre wollen sie haben von der ganzen Geschichte, nichts weiter. Drum wollen sie zu ihm gehn, wo er steht, einzeln oder höchstens zu zweien und dreien, damit er jedem besonders eine Bitte vortragen muß: denn dadurch erlangt der einzelne die Ehre, ihm seine eigne Stimme mit seiner eignen Zunge zu geben. Und wenn nun Coriolan dem Hartköpfigen das Verständniß öffnet und ihm sagt, daß sein eigner Wunsch ihn nie dazu gebracht haben würde, um ihre armseligen und völlig werthlosen, weil einsichtslosen Stimmen zu betteln: — wenn er dem wichtig thuenden Stimmenkrämer und Vorrechtsmäkler, der gar nicht nach tapfern Thaten fragt, und ihm als einzigen Preis des Consulats nur das freundliche Bitten zu nennen weiß, mit ironischer Verbeugung seinen Willen thut, und ihm erwiedert: „Freundlich? ich bitte, gönnt mirs. Wunden kann ich zeigen, wenn wir allein sind" —; wenn er nun, da sich wieder nur zwei aus der Menge udhern, die Verabredung merkt, und den Ehrsüchtigen schon von weitem zuruft: ich habe hier den üblichen Rock an; ich bitte euch, wenn sich's zu dem Tone eurer Stimme paßt, daß ich Consul werde; — wenn er endlich dem Klugheitsdunkel des räthselspinnenden Witzboldes mit ironisch witziger Gegenrede die Wahrheit sagt: da Schmeichelei eine Eigenschaft sei, die sie hoch anrechnen, und da der Weisheit ihrer Wahl sein Hut lieber sei als sein Herz, so wolle er sich auf die einschmeichelnde Verbeugung üben und sich mit ihnen abfinden auf ganz nachäffende Art, nämlich durch Nachäffung der Bezauberungskünste irgend eines Volksfreundes, um den Verlangenden höchst freigebig mitzutheilen; — wenn Coriolan so ihnen allen wirklich nur mittheilt wornach sie verlangen, ist das et-

was Anderes, als daß er ihnen ihr Recht anthut? Kann man es wirklich noch Hohn nennen, oder iſt es nicht vielmehr nur ſchneidende Ironie, die Kehrſeite der Wahrheit? Ironie, die ſich gegen das Einzelne, und namentlich gegen Perſonen kehrt, kann freilich auch verletzen, wie der Hohn; aber ſie trägt eine gewiſſe ſittliche Berechtigung in ſich. Denn ſie geißelt, nicht das Schwache und Ohnmächtige, ſondern das Falſche und Verkehrte und geht von dem Grundſatze aus, daß es beſſer ſein ſollte, weil es beſſer ſein könnte. In unſerm Falle aber ſind es nicht einmal blos die zufällig begegnenden Individuen aus dem Handwerkerſtand, die Coriolans grimmiger Witz trifft; nicht das Beſondere mit ſeinen Mängeln, ſondern das Allgemeine in ſeiner Verkehrtheit hat ſeinen Ingrimm erregt, der nun in Ironie gegen ſich und Andre hervorbricht. Daß dem ſo iſt, und daß er ſich ſelbſt dabei nicht ſchont, erkennt ſich leicht. Muß er doch erſt von der nachgiebigen Beſonnenheit des Alters, die ihm nicht beiwohnt, von ſeinem Herzensfreund Menenius auf den Marktplatz geleitet, ja geſchleppt werden! Weiß er doch im Augenblick, wo er ſo zur Bewerbung ſich einfindet, noch nicht, wie er es anſtellen ſoll, um ſeine Zunge in den Gang des Bittens zu bringen, und während er ſeine Wunden zeigt, zu vergeſſen, daß er es vor den Brüdern derer thut, die, gleich ihm zum Dienſte des Vaterlandes berufen, brüllend vor den eignen Trommeln liefen. Nur was der Mann werth iſt, ſoll er erlangen, nach Gebür, nicht erbettelt — und widerſinnige Verkehrtheit iſt es, wenn Unwürdige und Verdienſtloſe über Würdigkeit und Verdienſt das Urtheil fällen. Weil er Widerſinn und Narrethei ſpielen muß, gebärdet er ſich auch närriſch; die unnatürliche Rolle macht, daß ſeine Verbeugungen erkünſtelt, ſeine Worte geſchraubt ſind. Sein Lachen, ſeine Ironie iſt voll herbſter Bitterkeit und Galle; zunächſt gegen ſich, der ſich ſo erniedrigt, und gegen den Brauch, der ihn zur Erniedrigung zwingt. Es iſt wie im Hamlet; durch die Maske der Verſtellung blitzt das Auge der Wahrheit und des ſittlichen Ernſtes; die Selbſtironiſirung dient zur Selbſtbewahrung. Wie Hamlet, wirft Coriolan die Larve von ſich, ſobald er allein iſt.

Mit bittrem Lachen ruft er aus, als die Stimmentröbler ihn verlaſſen:

O ſüße Stimmen! (und mit Ingrimm fährt er fort),
Lieber verhungert, lieber gleich geſtorben,
Als Lohn erbettelt, den wir erſt erworben.
Warum ſoll hier mit Wolfsgeheul ich ſtehn,
Um Hinz und Kunz und jeden anzufleh'n
Um nutzlos Fürwort? Weils der Brauch verfügt.
Doch wenn ſich alles vor Gebräuchen ſchmiegt,
Wird nie der Staub des Alters abgeſtreift,
Berghoher Irrthum wird ſo aufgehäuft,
Daß Wahrheit nie ihn überragt. Eh zahm,
Noch Narr ich bin, ſei aller Ehrenkram
Dem, den's gelüſtet.

Doch beſinnt er ſich wieder auf den Zweck der unwürdigen Komödie, bei der ſichs für andere wohl um bloßen Ehrenkram, für ihn aber um den höchſten Ehrendienſt des Vaterlandes handelt, zu dem er bereits berufen iſt. Drum

Halb iſt's ſchon geſcheh'n,
Viel überſtanden, mags nun weiter geh'n.

Und ſo bringt er denn abermals ſeine perſönliche Neigung dem allgemeinen Intereſſe zum Opfer. Denn daß er als Conſul nicht müſſig ſitzen, ſondern die Zuſtände des Vaterlandes zum Beſſeren reformiren würde, laſſen ſeine Worte über die Nothwendigkeit des Fortſchritts und die Verwerflichkeit abergläubiſchen Haftens am Gebrauch und Herkommen deutlich genug erſehen. Von ſo ernſten und nur auf das Allgemeine gerichteten Gedanken erfüllt, wie er iſt, preßt ihm freilich zuletzt die niedrig kleinliche, Selbſtſucht hätſchelnde Art der Stimmenwerbung einen wahren Aufſchrei ungeduldiger Selbſtironie ab.

Mehr Stimmen noch!
Eure Stimmen! denn für eure Stimmen focht' ich,
Für eure Stimmen wacht' ich, für eure Stimmen
Hab' ich zwei Dutzend Narben; achtzehn Schlachten
Hab' ich geſehn, gehört; für eure Stimmen

Gethan ſehr Vieles, minder, mehr. Eure Stimmen!
Gewiß, gern wär' ich Conſul.

Aber nun iſts auch aus; er hat nun die würdgen Stimmen, darf nun Kleider wechſeln und ſich ſelbſt wieder kennen. Er hat das Recht, im Gewand der Würde als Conſul im Senat zu erſcheinen; nur am wirklichen Amtsantritt fehlt es noch. In dieſer kurzen Zwiſchenzeit benützen die Tribunen die gekränkte Eitelkeit einzelner Bürger, die ſich von Coriolan verhöhnt glauben, um unter ſchlauer Sicherſtellung ihrer eigenen Perſonen das Volk bearbeiten zu laſſen, daß es, zur Erbitterung gereizt, den eben geſchehenen Act der Wahl umſtoßen, ſeine Stimmen zurücknehmen ſoll. Das beliebte Mittel, das ſie ſelbſt gebrauchen und ihren Vertrauensmännern an die Hand geben, iſt das der perſönlichen Verdächtigung. Zu den alten Beſchuldigungen des Stolzes, des Haſſes gegen das Volk, der beabſichtigten Unterdrückung ſeiner Freiheit und ſeines Stimmrechts fügen ſie nun die neue, wie er der Demuth Kleid mit Abſcheu trug und als Flehender die Bürger höhnte. Die Werkzeuge ſind bereitwillig genug und verſprechen ſich ſicheren Erfolg. Vergeſſen iſt im Augenblick der ganze Werth des Mannes, vergeſſen ſeine Wunden, ſeine Verdienſte um das Vaterland; vergeſſen auch die eigene Einſicht, daß durch Undankbarkeit das Volk zum Ungeheuer wird. Und ſteht es wirklich ſo, wie mehrere verſichern, daß alle faſt ſchon ihre Wahl bereuen, ſo iſt kaum ein Zweifel, ſie werden die Gewalt, die ſie in dieſem Falle nach eignem Geſtändniß nicht Gewalt haben zu gebrauchen, dennoch durch Mißbrauch geltend machen, und ein Act frivoler geſetzloſer Willkür wird die Folge ſein. Die Menge kann nun einmal nicht mitregieren; wo ſie eine Meinung, einen Willen kund gibt, iſts nicht ihr eigen, ſondern ihr eingeflüſtert; ſie iſt ſtets in den Händen der Demagogen. Als nachher Coriolan verbannt iſt, läßt Shakespeare die Bürger ausdrücklich ſagen: „obgleich wir freiwillig in ſeine Verbannung einwilligten, ſo war es doch gegen unſern Willen.“ Wäre das Volk, wie es ſollte, ſelbſt von opferfreudiger Vaterlandsliebe durchdrungen, es müßte ſich ſelbſt in ſeinem Helden erblicken und ehren. Aber die Menge erhebt ſich

nicht zu allgemeinen Gesichtspunkten, denkt nur an sich und ihren Privatvortheil, muß zur Aufopferung für's Vaterland fast gezwungen werden. Aus ihrer Kurzsichtigkeit und Unkunde der öffentlichen Dinge stammt ihre Urtheilslosigkeit, aus dieser ihr Wankelmuth und ihre Ungerechtigkeit. Nie hat es eine Demokratie der Massen gegeben, in welcher nicht das Verdienst von der Gemeinheit und Verdienstlosigkeit tödtlich gehaßt und verfolgt worden wäre; in welcher nicht die Intrigue den Sieg über Redlichkeit und Größe davon getragen. Socrates ist von demokratischen Richtern verurtheilt worden; die Geschichte mit Aristides erklärt Alles. Der Neid der Masse duldet nicht, daß ein Einzelner sie überragt, es müßte denn sein, daß er sie zugleich zerschmettert, indem er ihr schmeichelt, wie Napoleon und Cäsar. Erst wenn die Menge das Prinzip der Aristokratie in seiner idealen Berechtigung anerkennt, und den Verdienstadel aus sich selbst erzeugt, dessen Vertreter Coriolan ist, überbrückt sich die Kluft zwischen Plebs und Patriciat, führt die edle Demokratie mit der Nivellirung der Stände und Vorrechte zur Einheit der Begeisterung für die Idee des Vaterlands, zu gleicher Opferfreudigkeit Aller für das Gemeinwohl. Noch ist in Rom die Kluft zu groß, und die neidische Eifersucht der Volkstribunen, so wenig als das Tribunat an sich, ist nicht geeignet, die Brücke zu schlagen. Coriolan wäre nicht im Wege; er ist Republicaner durch und durch, der nichts voraus haben will. Niemand ist williger als er, sich der Staatsgewalt unterzuordnen, ihre heilsamen Einrichtungen zu respektiren, sich dem Vaterland zur Verfügung zu stellen; Niemand weiter entfernt von Ehrgeiz und Herrschsucht; Niemand williger zur Anerkennung öffentlichen Verdienstes, wie Niemand strenger in Verachtung feiger Eigensucht. Es ist nicht wahr, daß er das Volk haßt oder den Haß des Volkes sucht; es ist nur eine Naturnothwendigkeit, daß er ihn auf sich zieht. Er liebt das Volk, erklärt er selbst und Menenius bestätigts; aber freilich nur nach seinem Verdienst und zwingen soll man ihn nicht, ihr Schlafgeselle zu sein. Zwischen dem Gemeinen und Edlen, Verstand und Unverstand, neidischer Selbstsucht und redlichem Verdienst gibt es keine wahre Gemeinschaft, ist keine dauerhafte Paarung mög-

lich. Er hat jetzt ihre Stimmen zum Schein des Einverständnisses gesammelt, und sie werden sich erweisen, als das was sie sind, als bloßer Schein, wofür er sie gesammelt.

Das also ist die Lage. Im Triumph ist der Held des Vaterlandes eingezogen, ist vom Volke mit Jubel begrüßt, vom Adel mit Ehren überhäuft, von der höchsten Staatsbehörde an das Ruder des Staats berufen, — und nun, da er hofft, seines Vaterlandes Hort und Wächter auch im Frieden zu sein, nun bereitet ihm heimliche, feige, ehrsüchtige Tücke den Sturz.

Ahnungslos schreitet er daher, begleitet von dem bisherigen Consul, an der Spitze der Senatoren und Patricier, um über das Forum hinauf zu steigen zum Capitol. Seine Gedanken sind mit dem Wohle und der Sicherheit des Vaterlandes beschäftigt; er fragt den eben heimgekehrten Lartius nach den Volskern, nach Tullus Aufidius, dem unversöhnlichen Erbfeinde seines Vaterlandes wie seines persönlichen Ruhms. „In Antium lebt er? O hätt ich Ursach ihn dort aufzusuchen, zu trotzen seinem Haß!" Und in dem Augenblick faßt ihn sein Schicksal beim Wort und gibt ihm Ursach, mehr als er wünscht.

Die Tribunen treten ihm entgegen, mahnen ihn ab weiter zu gehen; auf dem Wege vorwärts liege Gefahr, das Volk habe ihn nicht bestätigt, sei gegen ihn empört. „Ha, was ist das! hatt' ich von Kindern Stimmen? Dieß Eure Heerde? Und was schafft denn Ihr?" Und augenblicklich durchschaut Coriolan die ganze politische Tragweite des Complotts und die unselige Folge, die aus Nachgiebigkeit in solchem Falle für das Allgemeine entspringen würde. Daher ruft er dem Adel zu: „duldets, und lebt mit dem Volk, das nicht kann herrschen und nicht beherrscht sein." Aber als er mit Gewalt vordringen will, um kraft der herrschenden Autorität den einmal gefaßten Beschluß durchzusetzen, da werfen ihm die Tribunen den bereit gehaltenen Köder hin, in den sich, wie sie wissen, seine Entrüstung verbeißen wird — sie bemäkeln seine politischen Grundsätze. „Das Volk schreit", sagen sie, „Ihr verhöhntet es, und damals, als Korn umsonst vertheilt ward, murrtet Ihr". Sie wissen,

nur zu gut, daß Coriolan eben ſo ſchlagfertig iſt mit der Zunge, wie mit dem Arm; daß er ſich ſelbſt auch im Worte rückſichtslos preis giebt — und koſtete es ihm das Leben — ſobald es politiſche Dinge gilt, von denen Wohl oder Wehe des Vaterlandes abhängt.

Nur einen Augenblick ſteht er ſinnend, wie in Gedanken der Zukunft verloren, während der geweſene Conſul kurzſichtig genug mit den Tribunen nur über die Gegenwart, um den vorliegenden Fall hadert. Nun erhebt er das Haupt und mit freier Stirne, mit feſtem Blick ſchaut er dem Vorwurf ins Geſicht, nimmt er die politiſche Frage auf.

„Vom Korn mir ſprechen?"
„Dieß war mein Wort und ich wills wiederholen."

Er durchſchaut die ganze Bedeutung des Moments. Jetzt, eben jetzt will er — nein, muß er rückſichtslos, bei ſeinem Leben, den für das Vaterland allein heilſamen Rath geben; denen geben, die Weisheit nicht in Zaghaftigkeit untergehen laſſen, „die des Staates feſte Gründung mehr lieben als Aenderung ſcheuen, und die höher ſtets geachtet ein edles Leben, als ein langes". Dem Volke aber, der ſchmutzigen, wankelmüth'gen Menge, dieſem Ausſatz am Leibe des Vaterlands, will er mit ſeinem Worte ein Spiegel ſein, er ganz allein, wie in Corioli, ſo in der Vaterſtadt einer ganzen Bevölkerung gegenüber ſtehend. Mögen ſie das Glas zerſchlagen, oder beſchämt vor ihrem Anblick in ſich gehen; die Warheit muß erkannt, bekannt und behauptet werden. Wie mit dem Lutherwort: hier ſtehe ich, ich kann nicht anders – bekennt er ſich kühn und furchtlos zu ſeiner Lehre:

Ich ſag' es wiederum:
Wir ziehn, ſie hätſchelnd, gegen den Senat
Unkraut der Rebellion, Frechheit, Empörung.

Wie früher im herzgewinnenden Zauber der Anmuth, erſcheint er jetzt dem betroffenen Tribunen in ſeiner Strenge wie ein Gott. Und gewiß, er hat das Recht, ja ſelbſt die Pflicht, zu ſchelten und zu ſtrafen, als wär' er ein Gott, geſandt Gericht zu halten, und nicht ein Menſch, wie ſie, die er verurtheilt. Denn eine höhere

Macht spricht durch ihn, die Idee des Vaterlands, die Liebe, die Sorge für das Wohl, die ganze Zukunft des Vaterlands. Was in Coriolí ihn getrieben zur That, treibt ihn hier unwiderstehlich zum Wort. Das Göttliche in ihm weist die abmahnende menschliche Klugheit zurück:

„Hab' ich (sagt er) mein Blut für's Vaterland vergossen,
Furchtlos dem fremden Drän'n, so soll die Brust
Laut schelten, bis sie bricht, Aussätzge schmähend,
Vor deren Pest uns graut."

Vielleicht, daß er als Arzt durch heilsamen Rath zum zweitenmal der Retter des Vaterlandes werden kann. Er weiß es wohl, daß es eine gewagte Kur ist, die er vorschlägt; aber so entschieden die Erkenntniß der Gefahr, die dem ganzen Leibe von dem Aussatze droht, so entschieden ist auch sein Rath.

„Mit Eins reißt aus" — mahnt er die Senatoren, —
„Die vielgespaltne Zung, laßt sie nicht lecken
Dieß Süß, was ihnen Gift ist. Eure Entehrung
Verstümmelt Weisheit, Recht, und raubt dem Staat
Die Lauterkeit, die ihn verklären sollte,
So daß ihm Macht fehlt, Gutes, das er möchte,
Zu thun, weil ihn das Böse stets verhindert."

Es ist nicht Zorn, was aus ihm redet, wenn er schilt, obwohl seine Seele voll Ingrimm ist, das solcher Aussatz sich am Leibe des Vaterlandes finden muß. Beim Jupiter darf er betheuern: „wär ich so sanft wie mitternächt'ger Schlaf, dieß wäre meine Meinung." So ist es auch nicht aristokratische Eigenliebe und Selbstsucht, die dem Volke Freiheiten und Rechte mißgönnt, was ihn zu seinem Rathe bewegt, sondern einzig seine Vaterlandsliebe gegenüber der Gefahr, die in der Ueberspannung dieser Rechte, in der nicht blos schon drohenden, nein, schon gegenwärtigen Doppelherrschaft liegt. Ueberspannt doch eben der Tribun sein bloßes beschränkendes Veto zum absoluten Soll, das eben so pöbelhaft und einsichtslos, als anmaßend ist.

„Mein Herz weint (sagt Coriolan)
Zu sehn, wie, wenn zwei Mächte sich erheben
Und keine herrscht, Verderben, ungesäumt,

Dringt in die Lücke zwischen beid' und stürzt
Die eine durch die andre."

So tief geht ihm das Weh zu Herzen, an dem das Vaterland krankt; so sicher, so staatsmännisch, ja prophetisch klar ist seine Erkenntniß. Eben darum auch unterläßt er nichts, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Heilung, wie sie in ihm wach ist, auch in den Senatoren wach zu rufen. Mit ausführlicher Begründung kommt er auf sein Votum in der Kornangelegenheit zurück. Ja, wenn sie's verdient hätten! aber sie wissen's selbst, sie waren sicher,

„Sie thaten nichts dafür: zum Krieg geworben,
Als selbst des Vaterlandes Herz erkrankte,
Da wollte keiner aus dem Thor: der Eifer
Verdient nicht Korn umsonst."

Hernach, zum Krieg gezwungen, meuterisch und feig, haben sie gleichwohl daheim mit unwahren Beschuldigungen durch Schreien und Lärmen und trotzigen Aufstand den Senat zur freien Schenkung bewogen. Einmal inne geworden, daß nur die Zahl es ausmacht, daß der größre Haufe durchsetzen kann, was er will, werden sie bald dahin kommen, den Senat ganz zu verdrängen und selbst das Steuer in die Hand zu nehmen; sie, die doch nicht herrschen können, weil es ihnen nicht blos an Einsicht, sondern auch an jeder Vaterlandstugend, vor allem an Selbstaufopferung mangelt. Aber alle sein Predigen ist wie vor tauben Ohren. Die Senatoren, schon einmal zur Unzeit nachgiebig, verkennen auch jetzt die Bedeutung des Augenblicks, und suchen durch Beschwichtigen, Begütigen auf dem Wege der Milde über die Krisis hinwegzukommen. Der Feigste der Tribunen aber schleudert ihm nur um so kecker mit frecher Drohung für seinen Rath die Anklage des Hochverraths entgegen. Da aber braust er auf, der sieggekrönte Held des Vaterlands, mit persönlicher Entrüstung in der ganzen verzehrenden Glut seiner Vaterlandsliebe:

„Elender du! Schmach sei dein Grab! Was soll das Volk,
Was solls mit den kahlköpfigen Tribunen?
Anhangend ihnen, weigert's den Gehorsam
Der höhern Obrigkeit. In einem Aufruhr,
Da nicht das Recht, nein, da die Noth Gesetz war,

Da wurden sie gewählt — Zu besserer Zeit
Sagt von dem Recht nun kühn: dieß ist das Recht,
Und schleudert in den Staub hin ihre Macht."

Es vergißt, daß er ein Mensch ist; wie ein Gott nach besserer Einsicht dictirt er, was Recht und Unrecht sei, ohne Rücksicht auf menschliche Satzung und bestehenden Vertrag. Das göttliche Uebermaß, welches den Heros erzeugt. indem es den Menschen preis gibt und opfert, marktet nicht mit der Klugheit der Welt. Um so sicherer führt es den doch nur menschlichen Helden seinem Untergang entgegen. Denn aller stätige Fortschritt in menschlichen Dingen überhaupt und in politischen Dingen insbesondere ist immer nur ein Compromiß, ein Markten der Idee mit der klugen Rücksicht auf das Bestehende, das Gegebene. Zum glücklichen Reformator, der nicht ein Gegenstand der Tragödie werden soll, gehört nicht blos die Kühnheit der Idee, sondern auch die gleich schwingende Tendenz der Zeitbewegung; andernfalls begräbt ihn der Rückschlag der Woge in der Tiefe der Brandung. In Rom war damals, das ist nicht zu läugnen, die Strömung gegen die Patricier und das aristokratische Element; die Zeit strebte vorwärts zu demokratischen Einrichtungen. Nicht zum Heile des Ganzen, wie die Geschichte erweist; die nämliche Einrichtung des Tribunats, die Coriolan bekämpft, führte durch innere Spaltung und Bürgerkrieg zum Despotismus der verderbtesten Cäsaren. Hätte nun Coriolan, statt der Woge sich entgegen zu werfen, der Zeitströmung sich angeschlossen, und seine bessere staatsmännische Einsicht im Dienste des Vaterlandes verwerthet durch kluge Beschränkung jener verderblichen Institution auf dem milden Wege der Verständigung und des Compromisses, so wäre er freilich ein preiswürdiger Staatsmann, aber kein Held für die Tragödie geworden.

Das Uebermaß seines Patriotismus schmückt den Helden, aber nur wie das Opfer, das am Altare der Gottheit zu fallen bestimmt ist. Der Rückschlag ist vollständig. Als Neurer und Empörer und Feind des Staats ergreift ihn der Tribun, und er, der eben noch auf das Recht gepocht, sieht sich durch den erregten Sturm des Aufruhrs gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzuwehreu, und, sein

Schwert entweihend, es im Frieden zu ziehen gegen Bürger und Magiſtrate ſogar, die wenn nicht mit Recht, doch nun einmal zu Recht beſtehen. Kaum bewegen ihn ſeine Freunde, ſich zurückzuziehen; ſein Heldenmuth heißt ihn, jetzt mit Eins Alles gewinnen für das Vaterland, oder Alles verlieren, und wanklos, wie ein Fels im Sturm, ſteht er auch jetzt mit erhobenem Arm, der Uebermacht trotzend. Kaum auch bewegt das gütliche und weiſe Zureden des greiſen Menenius die tigerfüß'ge Wuth des Volks und der Tribunen, ihrem ſchon gefällten Todesurtheil Einhalt zu thun und den Schuldigen vor ein öffentliches Volksgericht zu ſtellen,

Wo nach der Form des Rechts er Rede ſteht,
Auf ſeine äußerſte Gefahr.

Denn auch die Tribunen wollen Alles jetzt gewinnen oder Alles verlieren. Freilich denken ſie dabei nicht an das Vaterland, ihnen iſt es nur um ſich ſelbſt zu thun; einzig um ihr Anſehn zu behaupten, wollen ſie den Helden Roms vom tarpejiſchen Felſen ſtürzen und vergebens ruft man ihnen zu: ſeid, was ihr ſcheint, Freunde des Vaterlands. In der That weichen ſie auch jetzt, wo ſie nach abgewehrter Gewaltthat mit einem größeren Schwarm zurückkehren, nicht ſowohl den Vernunftgründen des Menenius, als der hingeworfenen Drohung eines Senators; daß ihr Weg allzublutig werden würde, und im Beginnen nicht der Ausgang zu erkennen. Nur ihre Feigheit hält ihrer Herrſchſucht und ihrem Ehrgeiz die Wage.

Coriolans Schickſal aber iſt bereits beſiegelt; falls er auch öffentlich Rede ſteht, kann er doch ſeine Sinnesart nicht ändern. Schmeichelei iſt ihm verhaßt; in Falſchheit und Verſtellung, worin die Tribunen Meiſter ſind, iſt er völlig ungeübt; und doch bedürfte es des äußerſten Aufgebots all dieſer Künſte und völliger Gelaſſenheit und Beſonnenheit dazu, um das erbitterte und verhezte Volk zu beſänftigen und den tückiſchen Schlingen der Tribunen zu entgehen. Für ſich auch würde er gar nicht daran denken, ſich vor dem Volke zu verantworten; vor ihnen, die ſeine Mutter ſelbſt um ihrer niedrigen Selbſtſucht willen ſtets verachtet hat. Soll er bereu'n, was er geſprochen? Nicht kann er's um der Götter willen thun; ſoll er's um ihret-

willen thun? um ihretwillen die erkannte Wahrheit verläugnen? Lieber den Tod durch Rad, durch wilde Roſſe, durch Sturz von der zehnfachen Höhe des tarpejiſchen Felſens. Daß er dann nicht zur Macht gelangt, kümmert ihn nicht; ſie fahre hin. Recht und Wahrheit ſteht auf ſeinem Panier, nicht Macht und Ehre; ſo weit widerſteht er der Mahnung ſeiner Mutter. Aber „die Stadt reißt auseinander und geht zu Grunde," das Vaterland iſt durch Spaltung gefährdet, wenn er nicht nachgiebt. Dieſer Vorhalt eines Senators iſt von augenblicklicher Wirkung, ſtimmt ihn weicher, macht ihn bedenklich. Und nun kommt ſeine ſo hoch verehrte Mutter dem Bedenklichen, Sinnenden mit einem Sophisma zu Hülfe: wenn Ehr' und Politik als treue Freunde im Krieg zuſammengehn, warum ſollten ſie im Frieden ſich nicht vertragen? Und zeigt ihm, was Alles auf dem Spiel; ſie ſelbſt, ſeine Mutter, ſein Weib, ſein Sohn, die Edlen, der Senat; das Alles — ob verloren oder gerettet — hänge nun an ſeinem Benehmen. Und dabei brauche er nicht einmal ſeinen Sinn im Grund des Herzens zu ändern, nur Worte zu ſprechen mit der Lippe, nur Geberde zu ſpielen, nur ein einziges Lächeln aufzuwenden, um des Volkes Gunſt zu gewinnen. Die Stunde drängt; die Gefahr naht. Da ſcheint er überzeugt, entſchloſſen, ergeben, um des allgemeinen Beſten, um des Vaterlandes willen, wiewohl mit widerſtrebendem Herzen. Denn

Käm's nur auf das einz'ge Stück hier an,
Den Marcius, ſollten ſie zu Staub ihn ſtampfen
Und in den Wind ihn ſtreu'n.

Mit einem tiefen Seufzer und einem verzweifelten Aufſchrei ſchickt er ſich zu der verlangten Selbſtverläugnung an.

Ich muß es thun.
Fort, meine Sinnesart! Komm über mich,
Geiſt einer Metze!

Aber wie er ſich nun das Bild vorhält, in das er ſich verwandeln ſoll, da graut ihm vor der eigenen Geſtalt, und mit Entrüſtung wirft er den gefaßten Entſchluß wieder von ſich.

Ich will's nicht thun,
Nicht ſo der eignen Wahrheit Ehre ſchlachten,

Und durch des Leibs Geberdung meinen Sinn
Zu ew'ger Schand abrichten.

Was iſts nun, das ihn ſchließlich dennoch bewegt, die Rolle des Taſchenſpielers zu übernehmen? Es iſt die ſcheltende Mutter, die erreicht, was er der bittenden nicht nachgiebt. Mit dem bitteren Vorwurf ſelbſtſüchtigen Stolzes ſagt ſie ihm:

Mehr iſt's dir, daß dein Stolz die Mutter kränke,
Als daß ſie die Gefahr des Starrſinns fürchte. —
Fall Alles denn in Trümmer!
Den Tod verlach ich, großgeherzt, wie Du.

Um ihretwillen braucht er nicht nachzugeben, wenn er's nicht thut um des Allgemeinen, um des Vaterlandes willen. So abermals zur Selbſtverläugnung aufgefordert, bequemt er ſich abermals zum unnatürlichen Opfer. Ein Entſchluß, der ihm gleichwohl nichts helfen ſollte, auch wenn er ihn hätte durchführen können. Denn die Tribunen, auf ſeinen Sturz erpicht, lauern auf ſeine Schwäche, und weit entfernt, einen ordentlichen Rechtsſpruch veranlaſſen zu wollen, ſoll wilder Volkslärm augenblicks die Vollſtreckung erzwingen der Strafe, die ihre Willkür ausrufen wird.

Wie ernſt es Coriolan bei dieſem Schritte um das allgemeine Wohl zu thun iſt, wie nur Vaterlandsgedanken es ſind, die ihn dazu bewogen, ſehen wir aus dem Gebet, mit welchem er das Forum betritt.

Hohe Götter! (ruft er aus)
Gebt Rom den Frieden, und den Richterſtühlen
Biederbe Männer! Pflanzet Lieb' uns ein!
Füllt dicht mit Friedensprunk die Tempelhallen!
Und nicht mit Krieg die Straßen!

Wie ſollte der auch Anderes wünſchen, der ſein Leben tauſendfach einſetzt in der Schlacht, um ſeinem Vaterlande Sicherheit und Ruhe zu erkämpfen. So iſt allerdings ſein Sinn auf Frieden gerichtet; aber er kann Frieden nicht wollen um jeden Preis: Wahrheit und Ehre, Recht und Treue müſſen ſeine Geſellen ſein. Daher hat er kaum im Bewußtſein ſeines Rechts und ſeiner Unſchuld ſich willig dem Verhöre und dem etwaigen Rechtsſpruch unterzogen

als er auch ſchon mit der Frage nach der Urſache ſeiner plötzlichen Entehrung zur Rolle des Richters überſpringt, wie innerlich bevollmachtet, die Wahrheit ans Licht zu ziehen und Falſchheit zu ſtrafen. Man muß ihn erſt erinnern, daß die Lage eine andere iſt, daß er zu hören und zu antworten, nicht zu fragen hat. Aber als nun gleich die erſte Beſchuldigung gegen ihn eine ſo ungeheuere Lüge iſt, als man ihn anklagt, nach der Tyrannis zu ſtreben, als man ihn, der nur des Vaterlandes Wohl im Herzen trägt, mit dem Namen eines Volksverräthers brandmarkt — da iſt jedes Verſprechen vergeſſen, da ſprengen alle Riegel ſeines Zornes; wie Feuer und Flamme bricht er aus ſeinem edlen Herzen hervor.

Verräther!
Der tiefſten Hölle Glut verſchling' das Volk!
Verräther ich! du läſternder Tribun!
Und ſäßen tauſend Tod' in deinem Auge,
Und packten Millionen deine Fäuſte,
Wären doppelt die auf deiner Lügnerzunge:
Ich, ich ſag dennoch dir, du lügſt! — die Bruſt
So frei, als wenn ich zu den Göttern bete.

Das iſt Coriolan — der Coriolan Shakespeare's: ein glühender Freund des Vaterlands, ein Reformator vielleicht, ein bittrer Arzt, wenn man will, aber immer ein Helfer, ein Retter des Vaterlands, ohne alle Anlage zum Verräther, wie ſehr man ihn auch des Stolzes, des Hochmuths, der Selbſtſucht, des Verraths beſchuldigen mag! Frei und kühn kann er die reine Stirn der niedrigen Beſchuldigung entgegen werfen, weil er ſeine Bruſt frei weiß in Gegenwart der allwiſſenden Götter. Und er ſoll noch ſich beugen und kriechen und ſchmeicheln gegenüber ſolcher Niederträchtigkeit, die wegen lügenhaften Vorwands des Hochverraths den Tod über ihn verhängt und dann gleißneriſch noch von ſeinen Verdienſten ſprechen will, um unter dem Scheine der Unparteilichkeit das Urtheil in Verbannung zu mildern? Nein, mit dieſen Volksvertretern und ihren Wählern iſt keine Gemeinſchaft, keine Verſtändigung möglich. Man ſoll ihn nicht mehr an ſeine Zuſage erinnern; er will nichts

weiter hören, — es ist aus. Fehlt ihnen doch sogar die erste und einfachste aller Mannestugenden, die Ehrlichkeit; wodurch dann alles Uebrige, was sie schenken könnten, so werthlos wird, daß er's nicht für eine bloßen „guten Morgen" kaufen mag. Nicht Coriolan, der gewesene Consul Cominius will noch gute Worte geben, verlangt gehört zu werden.

Ich liebe, (sagt er)
Des Vaterlandes Wohl mit zart'rer Ehrfurcht,
Heil'ger und tiefer, als mein eignes Leben,
Mehr als mein Weib, und ihres Leibes Kinder,
Die Schätze meines Bluts. Wollt ich ich nun sagen —

Da überschreien ihn die Tribunen:

Wir wissen, was Ihr wollt. Was könnt Ihr sagen?
Zu sagen ist nichts mehr. Er ist verbannt
Als Feind des Volks und seines Vaterlands.
So soll's sein.

Und das Echo der Bürger hallt es zum zweitenmale tausendstimmig wieder. „So solls sein! so soll es sein!" Was wollte denn Cominius sagen, daß es um jeden Preis überschrieen werden mußte? „Wollt' ich nun sagen" — war sein Wort, und sicher, er würde fortgefahren haben — daß meine Liebe zum Vaterlande, obwohl so tief und heilig, sich irgend messen könne mit der Vaterlandsliebe Coriolans, so würde ich ein eitler Prahler sein! Ein solches Fürwort, eine solche Bürgschaft durfte nicht von der unzuverlässigen Menge gehört, ja der Gedanke selbst mußte dem Volke aus dem Herzen gerissen werden. Darum lautet jetzt ihr Spruch: verbannt als Feind des Volks und seines Vaterlands. — Er — ein Feind seines Vaterlands! — der eben aus den Gefahren der Doppelschlacht mit zweifacher Wunde als Sieger heimgekehrt ist, das Vaterland gegen den gewaltigen Volsker Aufidius geschützt, ja vor sicherer Niederlage gerettet hat?! Wie? und tausend und aber tausend Stimmen der Bürger machen die Luft mit ihrem Ja erzittern? Sind das noch Römer, Mitbürger, die kein Gedächtniß, nicht einmal Gedächtniß haben für Römerthaten? Nein, nimmermehr, nur Volk ist's, das Rom bewohnt; ein verpesteter Haufen,

ohne Römertugend. „Barbaren sind's, obwol Roms Brut; nicht Römer, obwol geworfen vor dem Capitol." Nur ein Ausdruck dieser Thatsache ist es, wenn er nun auch seinerseits die völlige Scheidung vollzieht, und den Bann auf diese Nicht-Römer zurückwirft, der sie aus Rom treiben sollte. Mit dem Ingrimm, den solche Verkehrung ächter Römerart, solcher Mangel aller Vaterlandstugend ihm aufbringt, beginnt der Scheidende zu schelten:

Du schlechtes Hundepack! deß Hauch ich hasse,
Wie fauler Sümpfe Dunst; deß Gunst mir theuer,
Wie unbegrabner Männer todtes Aas,
Das mir die Luft vergift't. — Ich banne dich!

Aber so voll auch seine Seele ist von Entrüstung und Verachtung, so sehr ihn auch verlangt, nicht die gleiche Luft mehr mit ihnen zu athmen, die ihr Hauch vergiftet, es ist doch auch die Wehmuth des Vaterlandsfreundes, die ihn anwandelt, wenn er mit der Sehergabe der Scheidestunde Roms letzte Zukunft in seine Scheltrede flicht, indem er fortfährt:

Bleibt hier zurück mit eurem Unbestand,
Der schwächste Lärm mach' euer Herz erbeben,
Eu'r Feind mit seines Helmbuschs Nicken fächle
Euch in Verzweiflung; die Gewalt habt immer
Zu bannen eure Schützer — bis zuletzt
Eu'r stumpfer Sinn, der glaubt, erst wenn er fühlt,
Der nicht einmal euch selbst erhalten kann,
Stets Feind euch selbst, euch endlich unterwerfe
Als höchst verworfne Sclaven einem Volk,
Das ohne Schwertstreich euch gewann. — So schmähend
Euch, eure Stadt — wend' ich so meinen Rücken —
Noch anderswo gibt's eine Welt.

Ja, eine Welt, Coriolan, aber kein Vaterland! Dieser Verlust bedeutet dein Schicksal. Wer nur für's Vaterland gelebt, kann nicht mehr leben ohne Vaterland.

Ich darf hier eigentlich die Aufgabe, die ich mir bei diesem Vortrage gestellt, für beendet ansehen, indem ich hoffe, daß die bisherige Darlegung Zweierlei ins Licht gestellt hat. Einmal dieß,

daß es ſich im ganzen Drama, ſelbſt abgeſehen von dem ohnehin entſchieden widerſprechenden 4. und 5. Acte, überall erſt in zweiter Linie um den Gegenſatz des ariſtokratiſchen und demokratiſchen Princips handelt, ſo zwar, daß dieſer Gegenſatz gleichſam nur als die nothwendige politiſche Geſichtsferne dient, aus welcher in lebendigem Widerſtreit Ehre und Schmach des Helden, Verdienſt und Unwerth der Bürger, Vaterlandsliebe und Undank des Vaterlands als die eigentlichen Motive der Haupthandlung hervortreten. Zweitens aber glaube ich, nachgewieſen zu haben, daß bei einer der Abſicht des Dichters ſich anſchließenden Würdigung des tragiſchen Helden und ſeines Charakters nicht die Rede ſein kann von ariſtokratiſchem Dünkel und junkerhafter Brutalität, und daß man auch Unrecht thut, ihm überhobene Strebſucht, Prahlerei und Erſtarrung in der Selbſtſucht des Talent- und Verdienſtſtolzes beizumeſſen. Coriolan iſt vielmehr mit allen Tugenden des Helden, des Staatsmannes, des Bürgers und Patrioten geſchmückt; eben ſo tapfer und muthig im Krieg, als beſcheiden und anſpruchslos im Frieden; ein eben ſo weiſer als energiſcher Berather des gemeinen Wohles; ſtets treu ſich ſelber, ſtets wahr gegen Andere; im Glück nicht übermüthig, im Unglück nicht verzagt; ein ſchlagfertiger Meiſter des Worts wie des Schwerts; für Tugend und Ehre mehr begeiſtert, als für Ruhm und Ehrenkrone; mit einem Herzen begabt, voll Dankbarkeit und Liebe gegen die Seinigen; ein Haſſer der Eitelkeit und der Anmaſſung, ohne Spur von Selbſtſucht und Eigennutz, endlich aber und vor Allem voll ſelbſtverläugnender Hingebung an das Vaterland bis zur rückſichtsloſeſten Selbſtaufopferung — aber freilich auch erhöht an Kraft wie an Tugend zu dem übermenſchlichen Maße eines Helden, der von der Unbeſtechlichkeit und Unnahbarkeit einer göttlichen Idee erfüllt, und eben damit bevollmachtet iſt, zu richten und zu ſtrafen Alles, was dieſer Idee widerſpricht oder hinter dem eigenen Maße zurückbleibt. Dieß iſt ſein unbeugſamer Stolz, den man ihn zum Vorwurfe macht, den er nicht von ſeiner Mutter, ſondern kraft der Idee hat, deren Organ und Träger er iſt und die nicht markten läßt.

In dieſem Lichte betrachtet, wo Coriolan als Repräſentant der tiefſten, heiligſten Vaterlandsliebe erſcheint, verſchwinden alle Fehler und Makel, die man an ſeinem Charakter tadeln zu müſſen glaubte. Die Unlenkbarkeit ſeines Weſens, ſein unbeugſamer Wille, die Strenge ſeines Urtheils, ſein unnahbarer Ernſt und ſeine gottgleiche Selbſtgenugſamkeit, — dies Alles iſt ein nothwendiger Ausfluß der Erhabenheit und unverrückbaren Geltung jener Idee, die zu vertreten er berufen iſt. Es liegt in ſeinem Berufe, an ſich zu glauben, nie von ſich abzufallen, unnachgiebig gegen ſich und Andere zu ſein und ſelbſt ſeine maßloſe Hitze kann nur als Feuereifer desjenigen gelten, der nicht eine menſchliche, ſondern eine göttliche Sache zu verfechten hat. Daß ihn das Schlechte im Vaterland, der Widerſpruch gegen das Göttliche, das er in ſeinem Bewußtſein und in ſeinem Willen trägt, dazu zwingt, zu zürnen, zu richten, zu ſtrafen, iſt nicht ſeine Schuld. Wie gerne er friedlich in der Heimat ſeine Miſſion erfüllen möchte, beweist ſein Gebet an die Götter am Eingange des Forums. Auch Hamlet, Lear und Timon richten mit gleicher Strenge ihre Zeit und Umgebung, weil auch ſie Träger und Organe einer unverletzlichen göttlichen Idee ſind.

Nach alle dem glaube ich denn nicht zu irren, wenn ich das Abſehen des Dichters nicht ſowol auf die Römiſche Hiſtorie an ſich, als vielmehr auf die allgemeine für alle Menſchheit gültige Idee beziehe, deren tragiſche Entfaltung in der Geſchichte Coriolan's eine ſo unvergleichliche Unterlage fand. Sollte ich daher die Bedeutung des Ganzen in einen beſtimmten Ausdruck zuſammenfaſſen, ſo würde ich unſer Drama mit einem kurzen Worte als die Tragödie der Vaterlandsliebe bezeichnen. Dieſer Bezeichnung aber entſpricht zugleich und widerſpricht der Umſchlag unſres Dramas in ſo auffälliger Weiſe, daß ich mit Wenigem noch auch auf ſeine Erklärung eingehen muß. Denn nicht nur die äußere Lage des Helden, in die ihn ſein Geſchick verſetzt, ſondern auch die außerordentliche Umwandlung im Charakter und in der Geſinnung Coriolan's zeugt ſcheinbar von allem Andern eher, als von Vaterlandsliebe.

Schon der Gleichmuth und die faſt kalte Ruhe, mit der er

von den Seinigen Abſchied nimmt, iſt vielfach aufgefallen. Allein mit dem Worte: „ich banne Euch" hat er ja wie alle Hoffnung der Beſſerung vaterländiſcher Zuſtände, ſo allen Boden der Wirkſamkeit und allen Grund ferneren Eiferns ſelbſt aufgegeben. Es kann alſo nicht befremden, wenn all ſeine Hitze verſchwunden iſt, wenn er kalt und ruhig in die Einſamkeit, wie der Drache in ſeine Höhle, ſich zurückzieht. Den macht- und wirkungsloſen nicht jupitergleichen, nur junogleichen Zorn überläßt er ſeiner Mutter.

Es iſt eine mehr feine und geiſtreiche als wahre und zutreffende Bemerkung von Gervinus, daß Coriolan ein Verräther gegen Rom ward, als er dieß verhängnißvolle Wort zum erſtenmal gehört hatte, und daß er es gegen die Antiaten geworden war, als er es zum zweitenmale hörte; ſo daß alſo die Bedeutung dieſes Schimpfnamens für ihn auf ganz vortreffliche Weiſe den Umſchlag, den verfehlten Ausſchlag ſeiner ganzen Beſtrebungen in einer feinſten Spitze bezeichne. Mag auch zugegeben werden, daß Coriolan den Schein des Verrathes auf ſich nimmt für die, welche die ſittliche Bedeutung der That nach dem äußern Anſehn, nicht nach dem innern Grunde meſſen — dem Dichter durfte er nie als Verräther gelten, oder er war völlig unbrauchbar zum tragiſchen Helden.

Auch iſt Coriolan in der That nicht zum Verräther geworden weder an ſeinem Vaterland, noch an den Fremden, in deren Dienſt er ſich begab. Die Römer ſelbſt können und dürfen ihn jetzt nicht Verräther nennen — auch wagen ſie es wirklich nicht, — jetzt da er gegen Rom kämpft, da ſie ihn ja zum Verräther erklärten, als er für Rom gefochten. Ein Rachezug iſt's, was er unternimmt, nicht gegen Römer, ſondern gegen Nicht-Römer, gegen die Barbarenbrut, die ſich in Rom eingeniſtet, die ſein Vaterland verunehrt, weil ſie nicht weiß was Vaterlandsliebe iſt, was Römerſinn heiſcht. Daß er ſeinerſeits das wühleriſche Treiben der Tribunen und das meuteriſche Gebaren der Menge in Rom für eigentlichen Verrath am Vaterland erkennt, kann kein Zweifel ſein. Daß er ihnen den Verräthernamen auf den Kopf heimbezahlen

will, kann nur gerecht erſcheinen; wie denn die Edlen Roms ohne den leiſeſten Widerſpruch der Tribunen oder der Bürger ausdrücklich anerkennen, daß er in ſeinem Rechte iſt, „und wenn er alle ſie brennt in Eine Kohle.“ Sein Vaterlandszorn iſt nur die Kehrſeite ſeiner Vaterlandsliebe. Aber freilich muß er mit ſeinem vernichtenden Strafgericht auch die edleren Elemente, die das Vaterland conſtituiren, den Senat und die Seinigen bis zur Vertilgung treffen. Und obſchon auch ſie durch unzeitige Nachgiebigkeit einen Theil der Schuld an ſeiner Verbannung tragen, ſo ſcheint für ſie dieſe Strafe doch zu hart. Ob ihn dieß kümmert? ob er's wirklich dahin treibt? davon wird es wol abhängen, ob ſein Vorgehen gegen Rom Verrath am Vaterland zu nennen iſt oder nicht. Daß er nicht ohne tiefen Kummer im Herzen den Entſchluß der Rache faßt, läßt uns der Dichter deutlich aus dem Klagelaut ſeines Monologs vor der Thüre des Aufidius erkennen, ehe er den entſcheidenden Schritt über die Schwelle thut. Es iſt ein gramvoller Seufzer, der ſich ſeinem innerſten Buſen entringt, wenn er ausruft:

O Welt! du rollend Rad! geſchworne Freunde,
Vereinigt ſtets, als wie ein Zwillingspaar
In ungetrennter Liebe, brechen aus
Urplötzlich, durch den Hader um ein Nichts
In bittern Haß. — So auch, erboßte Feinde,
Die Haß und Grimm nicht ſchlafen ließ, vor Planen
Einander zu vertilgen: durch 'nen Zufall,
Ein Ding, kein Ei werth, werden Herzensfreunde
Und Doppelgatten ihre Kinder. So auch ich.
Ich haſſe den Geburtsort, liebe hier
Die Feindesſtadt. —

Dieß Nichts, dieß Ding, kein Ei werth, — ſein Conſulat in Rom, wie gerne hätt' er's doch entbehrt, ſtatt jetzt ſeine Heimat haſſen zu müſſen. Aber das unerbittlich rollende Rad des Verhängniſſes hat ihm dieſen Haß und mit ihm den Entſchluß der Rache aufgenöthigt. Wohlweislich läßt der Dichter — der Ueberlieferung folgend — den Entſchluß nicht zur Ausführung kommen; er führt den zürnenden Helden nur bis an die Thore Roms. Was

dort die vernichtende Wucht seines Strafgerichtes anhält, den erhobenen Arm des Rächers sinken macht, ist nicht das unterwürfige Gesuch des Consuls Cominius, nicht die thränenreiche Fürbitte des alten Manes, seines liebsten väterlichen Freundes Menenius, nicht das rührende Wiedersehen von Mutter, Gattin und Sohn, nicht die Mahnung an den eigenen Mißruhm bei der Nachwelt, nicht endlich das Flehen der knieenden Mutter selbst — erst ihr verzweifelter Aufschrei:

Kommt, laßt uns gehn:
Der Mensch hat eine Volskerin zur Mutter,
Sein Weib ist in Corioli, dieß Kind
Gleicht ihm durch Zufall —

Diese herzzerreißende Anklage: er hat kein Vaterland! er kennt kein Vaterland! — und dann das Letzte, was sie nicht, noch nicht sagt, womit sie nur droht:

Still bin ich, bis die Stadt in Flammen steht,
Dann sag ich noch etwas —

dieses unausgesprochene Wort, das Wort, das ihn schon einmal außer sich brachte, als es ihn ungerecht traf — „Verräther des Vaterlands" aus dem Munde seiner Mutter hören zu sollen: das ists, was ihn in's tiefste Mark erschüttert, was ihn urplötzlich zum Weichen bringt. Schmerzbewegt, übermannt von der Liebe zu den Seinen, von der Liebe zum Vaterland, und gleichwol den Kopf schüttelnd über seinen Abfall von sich selbst ruft er aus, indem er ihre beiden Hände faßt:

O Mutter! — Mutter! — —
Was thust du? Sieh, die Himmel öffnen sich,
Die Götter schau'n herab; den Auftritt unnatürlich
Belachen sie. — O meine Mutter! Mutter! O!
Für Rom hast du heilsamen Sieg gewonnen;
Doch deinen Sohn — O glaub' es, glaub' es mir,
Ihm höchst gefahrvoll hast du den bezwungen,
Wohl tödtlich selbst. Doch mag es nur geschehn!

So ist es aus mit seinem Vaterlandszorn, wie mit seiner Vaterlandsliebe. Die Liebe vergällten und verwehrten ihm die

als er auch schon mit der Frage nach der Ursache seiner plötzlichen Entehrung zur Rolle des Richters überspringt, wie innerlich bevollmachtet, die Wahrheit ans Licht zu ziehen und Falschheit zu strafen. Man muß ihn erst erinnern, daß die Lage eine andere ist, daß er zu hören und zu antworten, nicht zu fragen hat. Aber als nun gleich die erste Beschuldigung gegen ihn eine so ungeheuere Lüge ist, als man ihn anklagt, nach der Tyrannis zu streben, als man ihn, der nur des Vaterlandes Wohl im Herzen trägt, mit dem Namen eines Volksverräthers brandmarkt — da ist jedes Versprechen vergessen, da sprengen alle Riegel seines Zornes; wie Feuer und Flamme bricht er aus seinem edlen Herzen hervor.

Verräther!
Der tiefsten Hölle Glut verschling' das Volk!
Verräther ich! du lästernder Tribun!
Und säßen tausend Tod' in deinem Auge,
Und packten Millionen deine Fäuste,
Wären doppelt die auf deiner Lügnerzunge:
Ich, ich sag dennoch dir, du lügst! — die Brust
So frei, als wenn ich zu den Göttern bete.

Das ist Coriolan — der Coriolan Shakespeare's: ein glühender Freund des Vaterlands, ein Reformator vielleicht, ein bittrer Arzt, wenn man will, aber immer ein Helfer, ein Retter des Vaterlands, ohne alle Anlage zum Verräther, wie sehr man ihn auch des Stolzes, des Hochmuths, der Selbstsucht, des Verraths beschuldigen mag! Frei und kühn kann er die reine Stirn der niedrigen Beschuldigung entgegen werfen, weil er seine Brust frei weiß in Gegenwart der allwissenden Götter. Und er soll noch sich beugen und kriechen und schmeicheln gegenüber solcher Niederträchtigkeit, die wegen lügenhaften Vorwands des Hochverraths den Tod über ihn verhängt und dann gleißnerisch noch von seinen Verdiensten sprechen will, um unter dem Scheine der Unparteilichkeit das Urtheil in Verbannung zu mildern? Nein, mit diesen Volksvertretern und ihren Wählern ist keine Gemeinschaft, keine Verständigung möglich. Man soll ihn nicht mehr an seine Zusage erinnern; er will nichts

weiter hören, — es ist aus. Fehlt ihnen doch sogar die erste und einfachste aller Mannestugenden, die Ehrlichkeit; wodurch dann alles Uebrige, was sie schenken könnten, so werthlos wird, daß er's nicht für eine bloßen „guten Morgen" kaufen mag. Nicht Coriolan, der gewesene Consul Cominius will noch gute Worte geben, verlangt gehört zu werden.

Ich liebe, (sagt er)
Des Vaterlandes Wohl mit zart'rer Ehrfurcht,
Heil'ger und tiefer, als mein eignes Leben,
Mehr als mein Weib, und ihres Leibes Kinder,
Die Schätze meines Bluts. Wollt ich ich nun sagen —

Da überschreien ihn die Tribunen:

Wir wissen, was Ihr wollt. Was könnt Ihr sagen?
Zu sagen ist nichts mehr. Er ist verbannt
Als Feind des Volks und seines Vaterlands.
So soll's sein.

Und das Echo der Bürger hallt es zum zweitenmale tausendstimmig wieder. „So solls sein! so soll es sein!" Was wollte denn Cominius sagen, daß es um jeden Preis überschrieen werden mußte? „Wollt' ich nun sagen" — war sein Wort, und sicher, er würde fortgefahren haben — daß meine Liebe zum Vaterlande, obwohl so tief und heilig, sich irgend messen könne mit der Vaterlandsliebe Coriolans, so würde ich ein eitler Prahler sein! Ein solches Fürwort, eine solche Bürgschaft durfte nicht von der unzuverlässigen Menge gehört, ja der Gedanke selbst mußte dem Volke aus dem Herzen gerissen werden. Darum lautet jetzt ihr Spruch: verbannt als Feind des Volks und seines Vaterlands. — Er — ein Feind seines Vaterlands! — der eben aus den Gefahren der Doppelschlacht mit zweifacher Wunde als Sieger heimgekehrt ist, das Vaterland gegen den gewaltigen Volsker Aufidius geschützt, ja vor sicherer Niederlage gerettet hat?! Wie? und tausend und aber tausend Stimmen der Bürger machen die Luft mit ihrem Ja erzittern? Sind das noch Römer, Mitbürger, die kein Gedächtniß, nicht einmal Gedächtniß haben für Römerthaten? Nein, nimmermehr, nur Volk ist's, das Rom bewohnt; ein verpesteter Haufen,

ohne Römertugend. „Barbaren sind's, obwol Roms Brut; nicht Römer, obwol geworfen vor dem Capitol.“ Nur ein Ausdruck dieser Thatsache ist es, wenn er nun auch seinerseits die völlige Scheidung vollzieht, und den Bann auf diese Nicht-Römer zurückwirft, der sie aus Rom treiben sollte. Mit dem Ingrimm, den solche Verkehrung ächter Römerart, solcher Mangel aller Vaterlandstugend ihm aufbringt, beginnt der Scheidende zu schelten:

Du schlechtes Hundepack! deß Hauch ich hasse,
Wie fauler Sümpfe Dunst; deß Gunst mir theuer,
Wie unbegrabner Männer todtes Aas,
Das mir die Luft vergift't. — Ich banne dich!

Aber so voll auch seine Seele ist von Entrüstung und Verachtung, so sehr ihn auch verlangt, nicht die gleiche Luft mehr mit ihnen zu athmen, die ihr Hauch vergiftet, es ist doch auch die Wehmuth des Vaterlandsfreundes, die ihn anwandelt, wenn er mit der Sehergabe der Scheidestunde Roms letzte Zukunft in seine Schelterede flicht, indem er fortfährt:

Bleibt hier zurück mit eurem Unbestand,
Der schwächste Lärm mach' euer Herz erbeben,
Eu'r Feind mit seines Helmbuschs Nicken fächle
Euch in Verzweiflung; die Gewalt habt immer
Zu bannen eure Schützer — bis zuletzt
Eu'r stumpfer Sinn, der glaubt, erst wenn er fühlt,
Der nicht einmal euch selbst erhalten kann,
Stets Feind euch selbst, euch endlich unterwerfe
Als höchst verworfne Sclaven einem Volk,
Das ohne Schwertstreich euch gewann. — So schmähend
Euch, eure Stadt — wend' ich so meinen Rücken —
Noch anderswo gibt's eine Welt.

Ja, eine Welt, Coriolan, aber kein Vaterland! Dieser Verlust bedeutet dein Schicksal. Wer nur für's Vaterland gelebt, kann nicht mehr leben ohne Vaterland.

Ich darf hier eigentlich die Aufgabe, die ich mir bei diesem Vortrage gestellt, für beendet ansehen, indem ich hoffe, daß die bisherige Darlegung Zweierlei ins Licht gestellt hat. Einmal dieß,

daß es ſich im ganzen Drama, ſelbſt abgeſehen von dem ohnehin entſchieden widerſprechenden 4. und 5. Acte, überall erſt in zweiter Linie um den Gegenſatz des ariſtokratiſchen und demokratiſchen Princips handelt, ſo zwar, daß dieſer Gegenſatz gleichſam nur als die nothwendige politiſche Geſichtsferne dient, aus welcher in lebendigem Widerſtreit Ehre und Schmach des Helden, Verdienſt und Unwerth der Bürger, Vaterlandsliebe und Undank des Vaterlands als die eigentlichen Motive der Haupthandlung hervortreten. Zweitens aber glaube ich, nachgewieſen zu haben, daß bei einer der Abſicht des Dichters ſich anſchließenden Würdigung des tragiſchen Helden und ſeines Charakters nicht die Rede ſein kann von ariſtokratiſchem Dünkel und junkerhafter Brutalität, und daß man auch Unrecht thut, ihm überhobene Strebſucht, Prahlerei und Erſtarrung in der Selbſtſucht des Talent- und Verdienſtſtolzes beizumeſſen. Coriolan iſt vielmehr mit allen Tugenden des Helden, des Staatsmannes, des Bürgers und Patrioten geſchmückt; eben ſo tapfer und muthig im Krieg, als beſcheiden und anſpruchslos im Frieden; ein eben ſo weiſer als energiſcher Berather des gemeinen Wohles; ſtets treu ſich ſelber, ſtets wahr gegen Andere; im Glück nicht übermüthig, im Unglück nicht verzagt; ein ſchlagfertiger Meiſter des Worts wie des Schwerts; für Tugend und Ehre mehr begeiſtert, als für Ruhm und Ehrenkrone; mit einem Herzen begabt, voll Dankbarkeit und Liebe gegen die Seinigen; ein Haſſer der Eitelkeit und der Anmaſſung, ohne Spur von Selbſtſucht und Eigennutz, endlich aber und vor Allem voll ſelbſtverläugnender Hingebung an das Vaterland bis zur rückſichtsloſeſten Selbſtaufopferung — aber freilich auch erhöht an Kraft wie an Tugend zu dem übermenſchlichen Maße eines Helden, der von der Unbeſtechlichkeit und Unnahbarkeit einer göttlichen Idee erfüllt, und eben damit bevollmachtet iſt, zu richten und zu ſtrafen Alles, was dieſer Idee widerſpricht oder hinter dem eigenen Maße zurückbleibt. Dieß iſt ſein unbeugſamer Stolz, den man ihn zum Vorwurfe macht, den er nicht von ſeiner Mutter, ſondern kraft der Idee hat, deren Organ und Träger er iſt und die nicht markten läßt.

In dieſem Lichte betrachtet, wo Coriolan als Repräſentant der tiefſten, heiligſten Vaterlandsliebe erſcheint, verſchwinden alle Fehler und Makel, die man an ſeinem Charakter tadeln zu müſſen glaubte. Die Unlenkbarkeit ſeines Weſens, ſein unbeugſamer Wille, die Strenge ſeines Urtheils, ſein unnahbarer Ernſt und ſeine gottgleiche Selbſtgenugſamkeit, — dies Alles iſt ein nothwendiger Ausfluß der Erhabenheit und unverrückbaren Geltung jener Idee, die zu vertreten er berufen iſt. Es liegt in ſeinem Berufe, an ſich zu glauben, nie von ſich abzufallen, unnachgiebig gegen ſich und Andere zu ſein und ſelbſt ſeine maßloſe Hitze kann nur als Feuereifer desjenigen gelten, der nicht eine menſchliche, ſondern eine göttliche Sache zu verfechten hat. Daß ihn das Schlechte im Vaterland, der Widerſpruch gegen das Göttliche, das er in ſeinem Bewußtſein und in ſeinem Willen trägt, dazu zwingt, zu zürnen, zu richten, zu ſtrafen, iſt nicht ſeine Schuld. Wie gerne er friedlich in der Heimat ſeine Miſſion erfüllen möchte, beweist ſein Gebet an die Götter am Eingange des Forums. Auch Hamlet, Lear und Timon richten mit gleicher Strenge ihre Zeit und Umgebung, weil auch ſie Träger und Organe einer unverletzlichen göttlichen Idee ſind.

Nach alle dem glaube ich denn nicht zu irren, wenn ich das Abſehen des Dichters nicht ſowol auf die Römiſche Hiſtorie an ſich, als vielmehr auf die allgemeine für alle Menſchheit gültige Idee beziehe, deren tragiſche Entfaltung in der Geſchichte Coriolan's eine ſo unvergleichliche Unterlage fand. Sollte ich daher die Bedeutung des Ganzen in einen beſtimmten Ausdruck zuſammenfaſſen, ſo würde ich unſer Drama mit einem kurzen Worte als die Tragödie der Vaterlandsliebe bezeichnen. Dieſer Bezeichnung aber entſpricht zugleich und widerſpricht der Umſchlag unſres Dramas in ſo auffälliger Weiſe, daß ich mit Wenigem noch auch auf ſeine Erklärung eingehen muß. Denn nicht nur die äußere Lage des Helden, in die ihn ſein Geſchick verſetzt, ſondern auch die außerordentliche Umwandlung im Charakter und in der Geſinnung Coriolan's zeugt ſcheinbar von allem Andern eher, als von Vaterlandsliebe.

Schon der Gleichmuth und die faſt kalte Ruhe, mit der er

von den Seinigen Abſchied nimmt, iſt vielfach aufgefallen. Allein mit dem Worte: „ich banne Euch" hat er ja wie alle Hoffnung der Beſſerung vaterländiſcher Zuſtände, ſo allen Boden der Wirkſamkeit und allen Grund ferneren Eiferns ſelbſt aufgegeben. Es kann alſo nicht befremden, wenn all ſeine Hitze verſchwunden iſt, wenn er kalt und ruhig in die Einſamkeit, wie der Drache in ſeine Höhle, ſich zurückzieht. Den macht- und wirkungsloſen nicht jupitergleichen, nur junogleichen Zorn überläßt er ſeiner Mutter.

Es iſt eine mehr feine und geiſtreiche als wahre und zutreffende Bemerkung von Gervinus, daß Coriolan ein Verräther gegen Rom ward, als er dieß verhängnißvolle Wort zum erſtenmal gehört hatte, und daß er es gegen die Antiaten geworden war, als er es zum zweitenmale hörte; ſo daß alſo die Bedeutung dieſes Schimpfnamens für ihn auf ganz vortreffliche Weiſe den Umſchlag, den verfehlten Ausſchlag ſeiner ganzen Beſtrebungen in einer feinſten Spitze bezeichne. Mag auch zugegeben werden, daß Coriolan den Schein des Verrathes auf ſich nimmt für die, welche die ſittliche Bedeutung der That nach dem äußern Anſehn, nicht nach dem innern Grunde meſſen — dem Dichter durfte er nie als Verräther gelten, oder er war völlig unbrauchbar zum tragiſchen Helden.

Auch iſt Coriolan in der That nicht zum Verräther geworden weder an ſeinem Vaterland, noch an den Fremden, in deren Dienſt er ſich begab. Die Römer ſelbſt können und dürfen ihn jetzt nicht Verräther nennen — auch wagen ſie es wirklich nicht, — jetzt da er gegen Rom kämpft, da ſie ihn ja zum Verräther erklärten, als er für Rom gefochten. Ein Rachezug iſt's, was er unternimmt, nicht gegen Römer, ſondern gegen Nicht-Römer, gegen die Barbarenbrut, die ſich in Rom eingeniſtet, die ſein Vaterland verunehrt, weil ſie nicht weiß was Vaterlandsliebe iſt, was Römerſinn heiſcht. Daß er ſeinerſeits das wühleriſche Treiben der Tribunen und das meuteriſche Gebaren der Menge in Rom für eigentlichen Verrath am Vaterland erkennt, kann kein Zweifel ſein. Daß er ihnen den Verräthernamen auf den Kopf heimbezahlen

will, kann nur gerecht erſcheinen; wie denn die Edlen Roms ohne den leiſeſten Widerſpruch der Tribunen oder der Bürger ausdrücklich anerkennen, daß er in ſeinem Rechte iſt, „und wenn er alle ſie brennt in Eine Kohle.“ Sein Vaterlandszorn iſt nur die Kehrſeite ſeiner Vaterlandsliebe. Aber freilich muß er mit ſeinem vernichtenden Strafgericht auch die edleren Elemente, die das Vaterland conſtituiren, den Senat und die Seinigen bis zur Vertilgung treffen. Und obſchon auch ſie durch unzeitige Nachgiebigkeit einen Theil der Schuld an ſeiner Verbannung tragen, ſo ſcheint für ſie dieſe Strafe doch zu hart. Ob ihn dieß kümmert? ob er's wirklich dahin treibt? davon wird es wol abhängen, ob ſein Vorgehen gegen Rom Verrath am Vaterland zu nennen iſt oder nicht. Daß er nicht ohne tiefen Kummer im Herzen den Entſchluß der Rache faßt, läßt uns der Dichter deutlich aus dem Klagelaut ſeines Monologs vor der Thüre des Aufidius erkennen, ehe er den entſcheidenden Schritt über die Schwelle thut. Es iſt ein gramvoller Seufzer, der ſich ſeinem innerſten Buſen entringt, wenn er ausruft:

O Welt! du rollend Rad! geſchworne Freunde,
Vereinigt ſtets, als wie ein Zwillingspaar
In ungetrennter Liebe, brechen aus
Urplötzlich, durch den Hader um ein Nichts
In bittern Haß. — So auch, erboßte Feinde,
Die Haß und Grimm nicht ſchlafen ließ, vor Planen
Einander zu vertilgen: durch 'nen Zufall,
Ein Ding, kein Ei werth, werden Herzensfreunde
Und Doppelgatten ihre Kinder. So auch ich.
Ich haſſe den Geburtsort, liebe hier
Die Feindesſtadt. —

Dieß Nichts, dieß Ding, kein Ei werth, — ſein Conſulat in Rom, wie gerne hätt' er's doch entbehrt, ſtatt jetzt ſeine Heimat haſſen zu müſſen. Aber das unerbittlich rollende Rad des Verhängniſſes hat ihm dieſen Haß und mit ihm den Entſchluß der Rache aufgenöthigt. Wohlweislich läßt der Dichter — der Ueberlieferung folgend — den Entſchluß nicht zur Ausführung kommen; er führt den zürnenden Helden nur bis an die Thore Roms. Was

dort die vernichtende Wucht seines Strafgerichtes anhält, den erhobenen Arm des Rächers sinken macht, ist nicht das unterwürfige Gesuch des Consuls Cominius, nicht die thränenreiche Fürbitte des alten Manes, seines liebsten väterlichen Freundes Menenius, nicht das rührende Wiedersehen von Mutter, Gattin und Sohn, nicht die Mahnung an den eigenen Mißruhm bei der Nachwelt, nicht endlich das Flehen der knieenden Mutter selbst — erst ihr verzweifelter Aufschrei:

Kommt, laßt uns gehn:
Der Mensch hat eine Volskerin zur Mutter,
Sein Weib ist in Corioli, dieß Kind
Gleicht ihm durch Zufall —

Diese herzzerreißende Anklage: er hat kein Vaterland! er kennt kein Vaterland! — und dann das Letzte, was sie nicht, noch nicht sagt, womit sie nur droht:

Still bin ich, bis die Stadt in Flammen steht,
Dann sag ich noch etwas —

dieses unausgesprochene Wort, das Wort, das ihn schon einmal außer sich brachte, als es ihn ungerecht traf — „Verräther des Vaterlands" aus dem Munde seiner Mutter hören zu sollen: das ists, was ihn in's tiefste Mark erschüttert, was ihn urplötzlich zum Weichen bringt. Schmerzbewegt, übermannt von der Liebe zu den Seinen, von der Liebe zum Vaterland, und gleichwol den Kopf schüttelnd über seinen Abfall von sich selbst ruft er aus, indem er ihre beiden Hände faßt:

O Mutter! — Mutter! — —
Was thust du? Sieh, die Himmel öffnen sich,
Die Götter schau'n herab; den Auftritt unnatürlich
Belachen sie. — O meine Mutter! Mutter! O!
Für Rom hast du heilsamen Sieg gewonnen;
Doch deinen Sohn — O glaub' es, glaub' es mir,
Ihm höchst gefahrvoll hast du den bezwungen,
Wohl tödtlich selbst. Doch mag es nur geschehn!

So ist es aus mit seinem Vaterlandszorn, wie mit seiner Vaterlandsliebe. Die Liebe vergällten und verwehrten ihm die

Römer; den Zorn duldet die Mutter nicht; ſo ſinkt ſein Beruf und mit ihm ſein Leben dahin. Aus Vaterlandsliebe hat ſich ſein Verhängniß entſponnen, durch Vaterlandsliebe ſoll ſichs erfüllen. Nicht, daß er ſich bewußt wäre, auch als Vollſtrecker ſeiner Rache, den gefürchteten Namen zu verdienen; aber verdient oder unverdient — aus dem Munde der Mutter, die ihn für das Vaterland erzogen, kann er, will er ihn nicht hören. Und Eines allerdings, was des Aufidius tückiſche Vorausberechnung merken läßt, Eines mag ihn dennoch wie plötzliche Ahnung betroffen haben, daß ihm dann doch nichts übrig bleiben würde, als ſein Vaterland neu zu begründen, — ihm allein, dem letzten Römer auf den Trümmern Roms. Er empfindet, daß die Realiſirung ſeines Ideals unmöglich iſt, und ſo verzichtet er auf ſein Vaterland um das der Römer zu erhalten. Doch unnatürlich iſt dieſer Auftritt und die Götter belachen ihn aus ihren Höhen. Hätt' er auch Rom bezwungen, ſo wär' er vor Menſchen wohl ein Verräther geworden, nicht vor den Allwiſſenden. Denn nicht in ſeiner Bruſt, in Rom ſelbſt wohnt der Verrath und die Götter wiſſen, daß es daran zu Grunde gehen wird, ob früher, ob ſpäter.

Wäre ein Leben ohne Vaterland und Vaterlandsliebe für ihn möglich, ein Leben in der Fremde und für die Fremde, er müßte es doch verlieren. Ob er es ahnt, daß er abermals unter der falſchen Beſchuldigung des Verraths erliegen werde? Sicherlich nicht. Verſteht er doch nicht einmal das Wort, als es Aufidius als Anklage auf ihn anwendet. Denn nicht als Mitbürger der Antiaten, nur als ihr Krieger hat er ihnen den Eid geleiſtet, und als ſolcher darf er glauben, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, wenn er zurückkehrt mit reicher Beute, mit ruhmvollem Frieden, mit vortheilhaftem, durch das Siegel des gedemüthigten Roms beglaubigten und verbrieften Vergleiche. Den Fremden hat er nur als Miethling gedient, mit dem Arm allein, nicht mit dem Herzen. Von vornherein hat er ihnen geſagt, daß es ſeine Rache iſt, die er ausfechten will, und nur das hat er ihnen anheimgeſtellt, die Gelegenheit ſeiner Dienſte, die nur der Rache gelten ſollen, zu ihrem Vor-

theile zu wenden, daß sie für ihr Interesse die Bedeutung einer Wohlthat gewinnen. Nicht ihnen hat er zugeschworen, sein Vaterland zu vertilgen. Fällt ihm Verrath zur Last, so ists Verrath an ihm selbst, an seinem Wort, das er sich gegeben, an seinem Rächerberuf, der mit der Idee der Vaterlandsliebe, die er vertritt, identisch ist, und für diesen Abfall von sich und seinem Beruf büßt er mit dem Leben. Der Abfall entspringt aus dem Widerspruch zwischen seiner doch nur menschlichen Natur und der Unerbittlichkeit der ihn beherrschenden Idee; daraus, „daß er doch nicht festre Erd' ist als andre Menschen, und doch stehen sollte, als wär' der Mensch sein eigner Schöpfer und kennte keinen Ursprung." Allein der göttlichen Stimme seines Innern horchend, gab er nie in seinem ganzen Leben der lieben Mutter freundlich nach; hier zum erstenmal thut er's und es ist sein Verderben. Als er in Rom von ihr Abschied nahm, sagte er ihr zum Troste: „Das glaube fest, dein Sohn ragt über dem Gemeinen stets; wo nicht, fällt er durch Tück' und niedre List." Dieß Wort erfüllt sich jetzt. Er ist herabgestiegen aus der ungemeinen, übermenschlichen Höhe, wo seine Ehre, das Kleinod und Unterpfand seines Lebens liegt; aber kaum hat er sich durch sein Mitleid auf das gleiche Niveau mit den gemeinen Sterblichen gestellt, so hält sich auch schon die selbstsüchtige Tücke seines Feindes Aufidius bereit, diesen ersten Zwiespalt seines Wesens zum eigenen Vortheil und zum Sturze Coriolan's auszubeuten. „Der Knabe der Thränen", wie ihn Aufidius vor dem Senate Antiums schimpft, muß sich vor gemeines Gericht der Menschen ziehen lassen um die Thränen der Mütter in Corioli, die der unparteiliche Held mit dem Racheschwert göttlicher Gerechtigkeit hatte vergessen lassen. Sonst hatte ihm nichts gefehlt zu einem Gott, als Ewigkeit und ein Himmel darin zu wohnen, — jetzt, da er der Menschlichkeit Raum gibt, und die ihm inne wohnende Strenge der Gottheit verläugnet, ist der gemeine Sterbliche selbst vor Meuchelmord nicht sicher.

Indessen hat er doch, auch menschlich angesehen, einen schweren Fehler begangen, den Klugheit wol, nicht ebenso Redlichkeit

ſicher und leicht vermeiden konnte. Er durfte ſeinen Frieden mit Rom ſchließen, — den Frieden der Volsker mußte er den Volskern überlaſſen. Das hat er vorher auch klar gewußt; jetzt in der Verwirrung ſeiner Gefühle hat er's vergeſſen. In dem Augenblick, wo er ſeine Rache aufgab, mußte er auch ſeine Feldherrnſtelle niederlegen. Aber er will doch nach Antium zurückkehren, ohne Volsker zu ſein noch werden zu können. Warum? Weil er blos nachgegeben, nicht vergeben hat. Hätte er ſeinen Mitbürgern, dem Volk in Rom vergeben, ſo wäre er ſicher, angeſteckt von Vaterlandsgefühlen, mit Mutter, Gattin und Sohn nach Rom zurückgekehrt. Allein er hat nur auf die Conſequenz der That verzichtet, ſeiner Geſinnung iſt er treu geblieben. Zerfallen mit ſeiner Rache, handelt er, indem er Frieden ſchließt, zwar im Namen aber nicht im Sinne der Volsker, und muß die Folgen dieſer Anmaßung tragen. Die Volsker hatten Rom ſchon als ihnen verfallen, als ihr Eigenthum betrachtet; indem er es mit ſeiner Rache wegſchenkt, erſcheint er als das was er iſt, als Nicht-Volsker; ja als das, was er in Corioli war, als Feind der Volsker. Es iſt begreiflich, wenn unter dem Eindruck dieſer Vorſtellung die eben noch ſo helle Begeiſterung der Antiaten für ihn in tobende Feindſeligkeit gegen ihn umſchlägt. Er erfährt eben nur, daß Vaterlandsliebe und Fremdendienſt nicht zuſammengehen, und daß die Ahnung, die ihn befiel, als er in Antium eintrat, keine trügliche war.

Uebrigens iſt der Umſchlag aus Vaterlandsliebe in Vaterlandshaß ein ſo entſchiedener ideeller Gegenſatz, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn er ſich in dem Gebaren des verbannten Coriolan, wie in der künſtleriſchen Geſtaltung des Dramas in der auffallendſten Weiſe und bis ins Einzelnſte hinein widerſpiegelt. Ich meine damit nicht blos das Widerſpiel der äußeren Ereigniſſe, welches allerdings auch nicht ausbleiben kann, wenn der Vorkämpfer des Vaterlands auf die Seite des Gegenparts tritt; nicht blos parallel laufende Thatſachen des Umſchlages, wie die, daß Coriolan jetzt im Felde vor Rom ſteht, wie früher vor der Feindesſtadt; daß Adel und Senat jetzt eben ſo hoffnungslos iſt, wie

er früher alle Hoffnung und Ehre des Vaterlands auf ſeinen Helden geſetzt hatte; daß Tribunen und Volk nun eben ſo kleinlaut ſind, als ſie vorher übermüthig waren; auch nicht, daß es nun einem der Tribunen an's Leben gehen ſoll, wie vorher dem Coriolan, oder daß Menenius und Volumnia den zürnenden Helden nun abermals mit Bitten angehen müſſen, um Rom nicht mehr vor der Tribunen, aber vor ſeiner eignen Wuth zu ſchützen. Wiewol gerade dieſe letzten beiden Züge ſchon ganz in die Reihe jener dramatiſchen Kunſtmittel der Gegenſpiegelung gehören, wie ſie Shakespeare mit ſo unnachahmlicher Meiſterſchaft in ſeinem Timon verwendet hat. Ich meine vielmehr jene wunderbar correſpondirenden, gegenbildlichen Seelenvorgänge, jene oft nur ſymboliſch angedeuteten, aber ſtets mit faſt phyſiologiſcher Genauigkeit berechneten Situationen des Hauptcharakters, welchen das rollende Rad des Geſchickes in rücklaufender Bewegung mit den nämlichen Speichen den furchtbaren Ernſt ſeines Umſchwunges eindrückt.

Von welcher Wirkung iſt ſchon Coriolan's Eintritt in Antium. Es iſt Mittag; die Sonne ſeines Geſchickes ſteht im Zenith, ſie kann nur abwärts ſteigen. Verkleidet und verhüllt, wie ſein Inneres, iſt auch ſein Aeußeres; fremd ſteht er in der fremden Stadt und fürchtet erkannt zu werden, und weiß nicht, wo er einen ſeinesgleichen, wo er den Helden Aufidius finden ſoll. Wie ganz anders war es doch in Rom, wo er von Jedermann gekannt und Alle kennend frei und furchtlos auf offenem Markte ſtets ſich zu ſich ſelbſt bekannte, wo er ſeine Freunde auf der Straße traf, wo er ein liebes Heim auf dem Capitole und ein eigen Haus beſaß und nicht zu ſagen brauchte, er wohne unter dem Firmamente, in der Stadt der Geier und Krähen. In Rom waren es doch Männer, die es meuteriſch auf ſein Leben abgeſehen hatten; hier muß er ſich vor den Bratſpießen der Weiber und den Steinwürfen der Kinder fürchten. Als er in Rom philoſophiſche Betrachtungen anſtellte, da galten ſie der Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes; hier philoſophirt er über ſeine eigene unſichere Lage. Als er dort die Bürger nach Hauſe ſchalt, nannte er ſie Sclaven und ſie

wichen seinem Worte; hier muß er ſich, kaum in's Haus getreten, von wirklichen Sclaven des Aufidius geneckt und genarrt ſehen; und ſie heißen ihn gehen. In Rom wußten Conſul und Senatoren wohl, wer ihr Held ſei, und ſie hatten ihn aufgeſucht, um ſeine Hülfe für den Krieg zu erbitten. In Antium muß er ſich melden laſſen und ſeine Dienſte anbieten, und Aufidius erkennt ihn nicht einmal wieder, ſelbſt nachdem er ſeinen Mantel auseinandergeſchlagen. Entſtellender Haß lagert auf ſeiner Seele, ſein Auge blickt unheimlich und düſter, ſeine Miene iſt verſtört: woran ſoll man das wackre Schiff noch erkennen, wenn ſein Tauwerk ſo zerfetzt iſt? Doch iſt er noch er ſelbſt; ſein Name bleibt ihm; bei ſeinem Namen kennt man ihn, wenn er ihn auch erſt nennen muß. Freilich muß er ſein Selbſt gar mannichfach verläugnen; nothgedrungen jetzt, wie ſonſt freiwillig, durch erniedrigende Fügſamkeit, nicht mehr in erhabener Aufopferung, weil jetzt gegen, wie ſonſt für ſein Vaterland. Als er noch im Vaterlande war, da durfte er ſeinem Abſcheu vor der Schmeichelei in jedem Augenblicke Raum geben, durfte aufſpringen im Senat und die Verſammlung verlaſſen, als doch nur ſeine Thaten wahrheitsgemäß erzählt werden ſollten. Jetzt muß er froh ſein, von Aufidius freundlich aufgenommen zu werden, und muß ſich dabei die ungemeſſenſten Schmeichelworte über ſeine Tapferkeit und Unüberwindlichkeit in's Geſicht ſagen und als „ganz edlen Marcius", als „hohen Geiſt", ja als „Mars" ſelbſt ſich anreden laſſen; muß es dulden, daß er oben an geſetzt bei Tiſche, von keinem der Senatoren Antiums gefragt wird, der ſich nicht baarhäuptig vor ihn hinſtellt. Einſt hat er's für Entweihung der Trompeten erklärt, daß ſie ſeinem Kriegsruhm ertönten und Römiſche Krieger darum geſcholten, daß ſie ihn ausſchreien mit unverſtänd'gem Zuruf. Nun zerren die Bedienten ſein Lob in ihrem Munde, nun dient er den Soldaten der Volsker zum Tiſchgebet, wie zum Geſpräch beim Mahl und Dank am Schluß — und kann's nicht wehren. — Wie gerne hat er ehemals ſich untergeordnet und als einfacher Streiter des Vaterlands die größten Thaten verrichtet, wo er mit fröhlichem Siegermuthe die Leitung

übernehmen, die Verantwortung für das Ganze hätte tragen können. Jetzt stellt ihn sein Schicksal an die Spitze eines Heeres und verdoppelt die Schwere der Verantwortung, ohne ihm einen Funken jenes leichten Muthes und jener frohen Begeisterung zu gönnen, die ihn einst beflügelte, als er, freudigen Herzens wie ein Bräutigam am Hochzeitstage, von einem Schlachtfeld zum andern eilte. In wortkarges Schweigen gehüllt, mit racheglühendem, durchbohrendem Blick, Verderben brütend liegt er vor Rom. Die Herbigkeit seines Angesichts, berichtet Menenius, macht reife Trauben sauer; wenn er wandelt, bewegt er sich, wie ein Thurm, und der Boden schrumpft unter seinem Tritt zusammen. So schwer ist sein Muth, so schwerfällig sein Gang geworden. — Als er einst im Triumph einzog, da kniete er vor seiner Mutter, den Siegerkranz ihr zu Füßen legend. Nun kniet die Hohe vor ihm, mit der Binde der Schutzflehenden um die Stirne, all ihren Stolz und ihre Ehre ihm zu Füßen legend. Sie, die ihn so oft einst ausgesandt in den Krieg, damit er heimkehre im Siege, sie muß nun suchen ihn zum Frieden zu stimmen und den Sieg ihm zu entreißen. Und er, so voll kindlicher Ehrfurcht sonst, muß alle Sympathie des Blutes, alle Rechte der Natur verläugnen und sein Herz zum Starrsinn zwingen, um hart zu erscheinen wo er vor Mitleid zerschmelzen möchte. So zermartert das Schicksal den Helden innerlich Spanne um Spanne unter der Wucht seines rücklaufenden Rades, ehe es ihn mit dem letzten Schwung in den Abgrund schleudert. Früher fand Coriolan Zeugen seiner Thaten in hellem Haufen, da bedurfte er ihrer nicht und wollte sie nicht hören. Jetzt bedarf er Zeugniß, und begehrt es ausdrücklich und es wendet sich schließlich gegen ihn. Als er vormals heimkehrte aus dem Felde, da ging er dem Lohn seiner Thaten, der höchsten Ehre entgegen. Jetzt auch, wenn er zurückkehrt nach Antium, soll er den Lohn seines Thuns empfangen, aber als Strafe vom richtenden, nicht als Auszeichnung vom dankbaren Senat.

Was irgend eine Heldenseele leisten und leiden kann um der Rettung des Vaterlandes willen, das hat Coriolan erprobt; und

nicht der geringſte ſeiner Schmerzen iſt es, daß man ihm zuletzt auch ſeinen Heldennamen rauben will. Denn in dem Namen Coriolan liegt ſein Ruhm, ſeine Ehre, ja die ganze Bedeutung ſeines Lebens; er muß ſein höchſtes Kleinod ſein, weil er das Zeugniß iſt ſeiner Vaterlandsliebe. Und als er darum ſich wehrt, noch einmal Er ſelbſt in ſeiner furchtloſen erhabenen Rückſichtsloſigkeit, da durchbohrt ihn der tückiſche Aufidius mit dem Schwerte. Coriolan ſtirbt mit dem Bekenntniß der Volkerfeindſchaft auf den Lippen, mit dem Bekenntniß zu ſeiner rettenden That für das Vaterland.

So macht unſer Drama durch ſeinen herben Schluß wie durch ſeinen ganzen Verlauf mehr einen erhabenen als verſöhnenden Eindruck; das Mitleid überwiegt, und keine Hoffnung einer beſſeren Nachwelt tröſtet über den Fall des Helden. Zwar iſt Rom für den Augenblick gerettet, aber nur um den Preis des eigenen Retters, den keine Zukunft wiederbringt; mit Recht beweint im Stillen die Mutter ihren Sohn und ihren Sieg.

Vorträge über Jean Paul.

Von

J. L. Hoffmann.

(Begonnen an des Dichters hundertjährigem Geburtstage den 21. März 1863.)

I.

Nicht zwar wie vor vierthalb Jahren unter dem Zujauchzen der Menge auf Straßen und Plätzen, mit Musik und Festgepräng, nur wenige an Zahl, die hier den Genien zu opfern gewohnt sind, feiern wir im schmucklosen Sale das Gedächtnißfest eines der größten deutschen Dichter, der heute vor hundert Jahren in unserem Frankenstädtchen Wunsiedel als der Sohn eines armen Lehrers der dortigen Lateinschule das Licht der Welt erblickte. Wir haben es unterlassen mit einer Jubelfeier an die Oeffentlichkeit zu treten; denn der Stern Jean Pauls leuchtet nicht mehr so hell wie Schillers Stern, den er eine Zeit lang kometenartig überstrahlte. Wer würde heutzutage in Nürnberg aus dem großen Publikum einer für ihn künstlich angeregten Festlichkeit achten, es sei denn, daß vorher recht viele Raketen gestiegen wären, das sollenne Feuerwerk anzukündigen, das dann immerhin ein Feuerwerk geblieben wäre, ein Schwindel, wie die Redensart des Tages heißt!

Näher liegen dergleichen Ehrenbezeugungen, von denen nur leider der Geehrte keinen Genuß hat, den Orten, in welchen der Dichter längere Zeit seinen Wohnsitz hatte. Wunsiedel zwar

ſah nur das weinende und lallende Kind; denn zwei Jahre nach deſſen Geburt vertauſchte der Vater ſein Schul- und Organiſtenamt mit der Pfarrſtelle im Dörfchen Joditz. Da mag die nunmehr ſechs und fünfzigjährige Enkelin jener Auguſtina, welcher der Knabe Kuß und Kuchen gab, wenn ſie anders lebt und nicht eine ſentimentale Erfindung des Romanſchreibers iſt, die andern Bäurinnen zuſammenrufen und das Andenken des Herrn Legationsraths erneuern, in deſſen Hauſe ſie drei Jahre gedient hat. Sie kennen ja wol das Geſpräch, welches Heribert Rau in ſeinem etwas oberflächlichen, aber vielgeleſenen vierbändigen Roman „Jean Paul" den Neffen des Dichters, Richard Spazier, mit der blauäugigen Dirne führen läßt. Auch Schwarzenbach an der Saale, der Marktflecken zwei Meilen von Hof, wohin der dreizehnjährige Burſche mit dem Vater überſiedelte, hat ein nahes Anrecht an den Dichter, um ſo mehr, da dieſer drei ſchöne Jahre ſeines reifern Jugendlebens vom 27. bis 30. Jahre mit dem Unterrichte von zehn Kindern des Amtsverwalters Völkel, des Pfarrers Clöter und des Actuars Vogel daſelbſt zubrachte und während dieſer für ihn idylliſchen Beſchäftigung das Intereſſe für Jugendbildung gewann, welches ſich in manchen ſeiner Lieblingsfiguren ſo rührend und in den Paragraphen ſeines theoretiſchen Werkes ſo geiſtreich ausſpricht. Töpen, wo er im Aelternhauſe ſeines Studienfreundes v. Oerthel, von Noth und Elend aus Hof getrieben, zuvor den gleichen Beruf verſucht hatte, hinterließ ihm nur trübe hypochondriſche Erinnerungen. Denn ſein lieber Adam ſiechte zuſehends dahin, und der warme in Freundſchaft hochauflodernde Richter war nachher, von Hof herübergekommen, der einzige nächtliche Zeuge ſeines Todeskampfes.

Auch Hof, des Dichters zweite Vaterſtadt, iſt mehr verbunden durch Bewunderung des Todten wieder gut zu machen, was es Jahre lang an dem Lebenden geſündigt hat, als daß es von ſich zu rühmen vermöchte: Wir erkannten frühzeitig den Werdenden, wir hoben ihn empor zur erſten Sproſſe der Ruhmesleiter, die er nachher Schritt für Schritt beharrlich bis zur Spitze erſtieg. Wer

will den Urenkeln zum Verbrechen machen, was die Ahnen, unwissende, in Vorurtheilen erstarrte Pfahlbürger, gesündigt haben? Wir freilich, die wir einen unendlich weitern Horizont haben, erschrecken vor der Gleichgiltigkeit, mit welcher Schule und Stadt damals ein Genie von Richters Größe, das obendrein einem fabelhaften, wenn auch ungeordneten Fleiß ergeben war, völlig seiner Hilflosigkeit überließ. Wie würde man heutzutage beispringen mit Empfehlungen und Geldunterstützungen; wie würde man den frühen Flügelschlag des seltenen Vogels beobachten, dessen großartige Eigenart nur der Bornirtheit verborgen bleiben konnte! Gab es denn, so fragen wir kopfschüttelnd, keine Verbindung zwischen dem gewerbreichen Hof und der Meßstadt Leipzig? Mußte man den jungen vielversprechenden Studenten dem Hunger, der Kälte, der Blöße Preis geben, daß ihn seine Armseligkeit von jeder gebildeten Gesellschaft ausschloß? Wußte man in Hof nichts von den Freitischen an dem damit so reich gesegneten Musensitz? O wenn wir auf den Bildungsgang so mancher Männer, welche nachher zu Zierden unserer Nation geworden sind, einen Rückblick werfen, wie sie sich mühselig durch eigne Kraft zwischen der Stumpfheit ihrer Zeitgenossen durchgearbeitet haben, so können wir nicht umhin auszurufen: Ueber die Hartköpfigkeit und Hartherzigkeit unserer Vorfahren! Wohlgebahnt öffnet sich heutzutag auch dem Dürftigen der Weg; denn zugänglicher machte die allgemeine Bildung die Seelen und mannigfaltiger die Erwerbsmittel. Damals aber, wo erst wenige Propheten Humanität ausstreuten und wenige Bauleute den steinigen Acker mit Mühe bearbeiteten, welche Anstrengung, welche Beharrlichkeit war für das von Glücksgütern entblößte Genie erforderlich, um sich emporzuringen!

Der genügsame Richter, dessen anspruchloser Sinn von Jugend auf die Genüsse der Welt leicht entbehrte und auch die Beschränktheit gern von der heitern Seite nahm, kann sich doch nicht enthalten in einem Briefe an seinen Freund Friedrich von Oertel einige Jahre nach Ablauf dieser trübseligsten Lebensperiode noch folgenden Seufzer ausgestoßen: „Ich wollte Dir noch viel sagen, z. B. daß

ich Hof und meiner Lage nichts zu verdanken hätte, als Härte, daß ich hier die erſten zehn Jahre ganz allein und verachtet — nur meine Otto's ausgenommen, wovon mich beſonders Chriſtian vor zehn Jahren behandelte wie jetzt — lebte, daß kein Mädchen mich anſah, daß ich überall Haß, zumal im B. . . ſchen Hauſe, fand, daß ich in Leipzig abends nie mehr zu eſſen hatte als für 6 Pfennige, daß ich in Hof ſammt meiner Mutter nichts zu eſſen, immer zu fürchten hatte, und daß wir (aber ſei Du die Göttin der Verſchwiegenheit!) vom Verkaufe alter Papiere für die Höker zuletzt lebten — daß ich trotz der kalten Aufnahme meiner Satiren meinen Plan nicht änderte — daß ich unter Geizhälſen, Kleinſtädtern ſtand, aber mein Herz nie beugen ließ — und daß ich doch, du gutes tröſtendes Geſchick, nie holdere elyſiſche Tage hatte (obwohl nur in meiner Bruſt und unter dem blauen Himmel) als damals. Die Augen treten mir über, welche vergeblich nie gekannte Liebe damals in meinem jugendlichen Herzen verglühte und erſtarb."

So ſchrieb er im Jahre 1796, ſeit zwei Jahren nach Beendigung des Unterrichts in Schwarzenbach wieder in's Stübchen ſeiner armen Mutter heimgekehrt, welche kümmerlich ſich und zwei andern Kindern — ein Sohn hatte ſich längſt aus Verzweiflung in die Saale geſtürzt — ihren Unterhalt erſpann. Damals hatte ſein Lebensſchifflein ſchon ebenern Lauf. Drei Romane: „die Mumien" „Hesperus" und „Quintus Firlein", welche innerhalb zwei Jahren in raſcher Folge erſchienen waren, hatten die Augen namentlich der vornehmern und Frauenwelt auf den bis dahin ziemlich unbekannten Schriftſteller geworfen, den einſt als achtzehnjährigen Jüngling die Armuth, wie Horaz und Martial zum Satiriker gemacht. Und doch war er auch mit dreiunddreißig Jahren noch weit genug vom Krösus. Wir können die Honorare nachrechnen, die ihn bis dahin beglückt hatten. Buchhändler Voß in Berlin, der nach langem vergeblichem Suchen ſein Retter in äußerſten Nöthen war, hatte für den erſten Theil der „grönländiſchen Prozeſſe" 16 Louisdor geſandt, wovon der verſchuldete Student 2 der Mutter ſchenkte; den zweiten Theil bezahlte er mit 126 Thl. Wie wenig dieſer

Erwerb dem Geängſtigten aufhalf, beweiſt ſeine heimliche Flucht aus Leipzig im Jahre 1784.

Seltſames Nebeneinanderlaufen der Verhältniſſe zweier Geiſtesverwandten! Wenige Monate vorher ſtahl ſich Richter unter ſeiner Schuldenlaſt hervor aus eben dem Thore, in welches Schiller einfuhr, weil ihm unbekannte Freunde dort einen Rettungshafen öffneten. Auch Schillers Jugendſchickſal hatte der Dornen viele; doch blühte ſchon mit ſeinem Erſtlingswerke ſein Ruhm auf, und die Anerkennung der Gebildeten ſowol als der Menge gab ihm Troſt in ſeiner Armuth. Jean Paul dagegen wurde dreizehn Jahre lang von dem erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch an, der in das Jahr 1782, alſo ein Jahr nach der Herausgabe von Schillers Räubern, fällt, durch gar nichts aufrecht gehalten als durch den eigenen heißen Drang zur Schriftſtellerei, bis ihn endlich 1794 die „Mumien" aus ſeiner Dunkelheit ans Tageslicht zogen. Gerade die ſonſt ſo fröhliche erſte Hälfte der zwanziger Jahre ſaß er in ſeinem Hof, ein Gegenſtand des Abſcheus, weil er weder Zopf noch Halsbinde trug, und nagte mit der Mutter am Hungertuche; endlich riefen drei verſtändige Männer den ſiebenundzwanzigjährigen in ihren Marktflecken als Elementarlehrer für ihre Kinder. Welche Stellung für einen ſolchen Kopf! Und dennoch, welch ein Glück blühte dem Jüngling, ſtill duftend in der Verborgenheit! Er trug den Himmel im Herzen, die Liebe zur Menſchheit im Buſen; es ſpielten um ſein Haupt die Genien ſchaffender Phantaſie und unerſchöpflicher Laune. Hoch ſchwebt ſein Geiſt über der Wirklichkeit, und indem er ſelig lächelnd niederblickt von ſeinem blauen Aether, ſieht er unten im Thale ſeinen Doppelgänger, das vergnügliche „Schulmeiſterlein Wuz", das jede Minute als eine Honigzelle auskoſtet (Dez. 1790).

Die ſechs erſten einförmigen Jahre in Hof, unterbrochen von dem trüben Aufenthalt in Töpen, bis zur Uebernahme der Hofmeiſterſtelle in Schwarzenbach müſſen des Traurigen unſäglich viel gehabt haben. Denken Sie ſich einen Jüngling von 21 Jahren, mit dem lebhaften Geiſt und dem weichen Herzen Richters, un-

fähig sein Elend in der gleichgiltigen großen Universitätsstadt weiter zu tragen, brotlos fliehend zur brotlosen Mutter, deren bloßer Anblick ihm, dem Fahnenflüchtigen aus dem Lager der Theologen, ein stiller Vorwurf ist; denken Sie sich diesen Jüngling in einer klatschhaften Kleinstadt, gemieden als Neuerer und Ungläubiger von allem, was ehrbar sein will; denn der Zopf hing eng zusammen mit dem Glauben, und wer der Sitte ins Angesicht schlägt, ist auch ein Feind der göttlichen Ordnung. Kein Wunder, daß dem von der guten Gesellschaft verfehmten armen Teufel auch fernerhin seine Gedanken im Schreiben zu Essig werden, wenn er auch die Bitterkeit seines Buchs nicht ganz im Herzen trägt. Blutarm und verachtet arbeitet er fort in seiner „satirischen Essigfabrik" und schreibt weitere den „grönländischen Prozessen" ähnliche Aufsätze, die er endlich bei Beck in Gera unter dem Namen „Auswahl aus des Teufels Papieren" für $2^1/_2$ Thlr. den Bogen an den Mann bringt.

Dem Schriftstellerberufe zu entsagen hatte ihn keine Noth vermocht; den Zopf wieder anzunehmen zwang ihn die Gewalt der Sitte. Nun öffneten sich nach und nach die Häuser, und die schüchternen Mädchen blickten ihm freundlich in die seelenvollen Augen; ja es knüpfte sich schon ein engeres Herzensverhältniß zu jener ersten Caroline, „an die er die Ergießungen seines sehnsuchtsvollen Herzens richtete, eine Geliebte, die er mit dem Zauberstabe seiner Phantasie zu einem Ideal erhob, von welchem ihr eigener nüchterner Sinn sie sehr weit entfernt hielt *)." Kaum hatte Schwarzenbach ihn auch den äußern Sorgen enthoben, so drängten sich gewaltsam die vom Froste zurückgehaltenen Blüthen aus ihrer Knospenhülle hervor. Der 15. März 1791 ist der erste Schöpfungstag der „Mumien oder unsichtbaren Loge", und durch Vermittlung des geistreichen Professors Moritz in Berlin, an den sich der Unbekannte brieflich gewandt, erlangte er von dessen Schwiegervater, dem Buchhändler Matzdorf, 100 Ducaten. Indeß nur langsam

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Richters, zweiter Bd. VI.

bahnte sich dieser an positiven Schönheiten bereits so reiche Roman seinen Weg zum großen Publikum; das viele Gestrüpp, was er mit sich führte, hemmte ihn in seiner Verbreitung. Derselbe Buchhändler lohnte den großen „Hesperus," der ihm folgte, nur mit 300 Thlr., und noch im Jahre 1796, als bereits „Quintus Fixlein" in der zweiten Auflage und „Siebenkäs" zum Theil erschienen war, machte der edle Gleim dem armen Dichter, der seinen Erwerb mit der kränkelnden Mutter theilte, ein anonymes Geschenk von 60 Thlr. In Hof also war Jean Paul nie auf Rosen gebettet, und nur um der guten Mutter eine Stütze zu sein, hielt er, als seine Werke bereits gezündet hatten, noch dort aus bis nach deren Tode.

„Die Welle, die mein geworfener Dintentropfen macht, dehnt sich immer mehr aus, besonders in den höheren Klassen," schreibt er den 10. Mai 1797 an Oertel. Und in der That war bereits im vorigen Jahre von Weimar her ein Einladungsbrief der bedeutendsten Dame aus den oberen Kreisen an ihn abgegangen. Charlotte von Kalb, eine Frau von fünf und dreißig Jahren, wenn auch vermählt, doch durch das gleichgiltige Verhältniß zu dem geistig ihr unebenbürtigen Gatten im Herzen so frei als eine Wittwe, von schwärmerischer Phantasie, heftigen Leidenschaften, umfassender Bildung, urkräftigen Gedanken, freien Weltanschauungen und einer sorgenfreien Lebensstellung, welche der Verfolgung genialer Ziele kein Hemmniß entgegenstellte, zog den Dichter auf drei Wochen in unmittelbarste Nähe. Diese Frau, die mächtigste weibliche Natur des ganzen Zeitalters, sprach in einem der Briefe, die uns nun durch Försters Ausgabe einen tiefen Einblick in Richters Liebeleben gewähren, noch ehe sie ihn von Angesicht gesehen, in kurzen Worten seine Bedeutung aus: „Sie sind, sagt sie, ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die Sie bedarf. Krieg und Kampf ist überall, oder ödes, todtes, kaltes Nichts, schale Form, kein Inhalt. In Ihnen erscheint uns aber ein Geist mit Herz und Seele, der Tausende aus ihrem Todesschlummer wecken könnte. Unsere Erwartungen sind

nicht zu kühn." Hoch gingen nun die Wogen der Gefühle und spülten die Grenzwand nieder zwischen Freundschaft und Liebe. Da trat der vor kurzem noch „demüthige" unbeachtete Mann zagend und plötzlich in die goldnen Thore des Ruhmes ein, schloß mit dem fast abgöttisch verehrten Herder, dem geistesverwandten dichterischen Philosophen, theistischen Theologen und encyclopädischen Gelehrten, dem zur Wärme und Gedankenfülle nur Witz fehlte, um Jean Pauls geistiger Zwillingsbruder zu sein, welchen er jedoch an geordneter Gelehrsamkeit überragte, im Sturme den durchs Leben dauernden Seelenbund, gewann Knebel und Einsiedel und die Gunst der Herzogin Amalie, brachte Göthe allmählich ins Feuer, der anfangs kalt war — denn wie paßten auch beide zusammen, der barocke eckige Humorist, der weiche neblige Schwärmer und der klare, plastische, an ernstem Natur- und Kunststudium gereifte, mit sich und der Welt völlig fertige klassische Dichter? Noch schärfer zeigte sich freilich der Gegensatz zu dem scharfkantigen Schiller, den er in Jena aufsuchte. An diesem findet er einen Mann, hartnäckig, voll Edelsteine zwar, aber auch voll scharfer schneidender Kälte und ohne Liebe, wie er an Otto schreibt, indeß Schiller seinerseits über ihn an Göthe berichtet: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete, fremd wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht." In den Xenien macht er über ihn damals die zutreffende Bemerkung:

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zusammen wie jener (Manso)
Seine Armuth, du wärst unsrer Bewunderung werth.

Göthe aber hält ihm eben da einen Vergleich mit dem Chinesen in Rom entgegen, dem die gesammten Gebäude alter und neuerer Zeit lästig und schwer erschienen seien, gegenüber seinen Säulchen von Holz, seinem Schnitzwerk und seiner Vergoldung. Siehe (fährt er fort),

da glaubt' ich im Bilde so manchen Schwärmer zu schauen,
Der sein luftig Gespinnst mit der soliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den echten reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund.

Ja wäre Göthe noch Werther gewesen, so hätten sich beide Dichter wohl eher zusammengefunden. Jean Pauls nachhaltiger Wirkung tritt die Thatsache in den Weg, daß er sein Leben lang aus der Wertherstimmung nicht herausgekommen ist.

Während sich so zwischen den Koryphäen der Literatur gleich beim ersten Zusammentreffen schied und einte was sich abstieß und anzog, wuchs die Begeisterung für den warmen Poeten namentlich unter gebildeten unbeschäftigten Frauen bis zur Krankheit. Die Frauen von Kalb, von Krüdener, von Berlepsch, drei Damen, jede in anderer Weise, ihre ausschweifende Kometenbahn verfolgend, die eine frei und emancipirt, die andere nach frühem Weltgenuß eine büßende Magdalena, die dritte nervös, launenhaft und eigenwillig, alle drei an Gaben des Glückes und vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und der Seele weit hervorragend aus der Menge, bestürmten um die Wette, die Kalb und die Berlepsch neben einander, sein Herz; Charlottens Briefe athmen die glühendste Leidenschaft abwechselnd mit der trübsten Stimmung einer Unglücklichen, der die Jahre das Anrecht an des Lebens Freuden nahmen und die Nebenbuhlerin den ungetreuen Freund entzieht, dessen sie nicht werth sei, mit dem sie nur prunken wolle. Emilie von Berlepsch aber, vier Jahre älter als Richter und zur Zeit der ersten Bekanntschaft bereits acht und dreißig, übt auf sein weibliches Gemüth einen unbeschreiblichen Zauber aus. Sie ist Wittwe und die erste genialische Frau, wie er einmal schreibt, bei der sein Herz keinen moralischen Schmerz leidet; sie ladet ihn ein nach Franzensbrunn und veranlaßt ihn nach dem Heimgang seiner Mutter nach Leipzig zu ziehen. Ihre Briefe stehen an Originalität weit zurück hinter denen der Kalb, an schwärmerischer Anbetung des Dichters kommen sie ihnen ganz gleich. Merkwürdiger Weise aber löst sich das Verhältniß zu beiden Frauen noch in herzliche Freundschaft auf. Ja er bietet der Berlepsch an, sie zu sich zu nehmen, wenn er mit Caroline von Feuchtersleben vermählt sei. Jean Paul gab die Verbindung mit der Braut auf, und die Berlepsch heirathete einen Pächter, noch bevor Richter mit der neuen Braut Hochzeit machte. So hinkte

in jenen Zeiten den ſtürmiſchen Gefühlen proſaiſch die Wirklichkeit nach. Wie viele weibliche Weſen hat Richter mit glühender Liebe ans Herz geſchloſſen, und war doch nachher der treuſte Gatte! —

Mit wie ganz anderer Stimmung mag er aber damals am 29. Okt. 1798 die Landſtraße nach Leipzig durchzogen haben als vor 13 Jahren, wo er, die mahnenden Gläubiger im Rücken, die umgekehrte Richtung genommen! Er war ein Mann des Tages, der Mode, dem man Feſte gab, den die ſtolzen Profeſſoren in ihrer Mitte zu haben ſich zur Ehre ſchätzten und welchem alte Dichter der Perrückenzeit auf dem Wege zum Parnaß freie Bahn machten.

Aber die Huldigung der großen Welt rückt ſeine Grundſätze nicht aus ihrem ſichern Geleiſe. Schreiben und nur ſchreiben iſt für ihn Tagesaufgabe, neben welcher jede lockende Sirenenſtimme ſchweigen muß. Genüſſe und der Tand des Lebens, ſo verführeriſch dem Neuling, machen auf den einfachen Mann, dem große Gedankenſchwärme im Kopfe ſummen, nicht den geringſten Eindruck. Wenn er von Hof aus in Leipzig Möbeln beſtellt, ſetzt er hinzu: „Unter Möbeln mein' ich blos elende: ich verlaſſe in Leipzig mein ärmliches Leben nicht; wenn ich nur Tiſche genug zum Schreiben und Leſen für mich und meinen Bruder und alte Repoſitorien (ſo um mich geſtellt wie hier — er ſtellte ſie mitten ins Zimmer zur bequemen Aufnahme ſeiner tauſenderlei Excerpte —) bekomme, ſo frag' ich nach nichts. Nichts macht unſere Seelen hölzerner als das meublirende Holz, das uns mit ewigen Sorgen einſchränkt. Eben ſo werde ich mir eine Zeit (wenn's nicht die Menſchenliebe dekretirt) niemals nehmen laſſen, ausgenommen die von 12—2 und die nach dem Abendeſſen. Ach ich habe noch ſo wenig zu leben und noch ſo viel zu ſchreiben!" „Der Saame, den meine Schreibfinger auswerfen, ſchreibt er an Charlotte, überdauert meine Hülſe aus Erde, und darum iſt es meine Pflicht und Freude, alles, alles meinem Schreiben aufzuopfern. Er war erſt 34, als er dieſen Grundſatz der Reſignation ausſprach; um alle die luſtigen Geſtalten, die in ſeiner Phantaſie ſchwebten, und alle die Ideen, die wie Blaſen in ſeinem kochenden Gehirn aufſtiegen, auf dem Papier zu

ſuiren, dazu dünkte ihm ein halbes Menſchenleben viel zu kurz. Oder vielmehr, er glaubte die Hälfte ſchon überſchritten zu haben: „Das ganze Arbeitszeug meines Körpers, ſagt er, kann mein Geiſt noch 20 Jahre gebrauchen, ehe es zerbricht“. Man hat gar häufig Jean Paul als Freund geiſtiger Getränke denuncirt, und die giftige Zunge der Baſen hat ihm die Flaſchen nachgerechnet, die er bei der Rollwenzlin leerte. Wahrſcheinlich hätte er wol ſein Leben auf ein Decennium weiter gebracht, wenn er mit ſeinen Kräften mehr Haus gehalten hätte; aber das ſei ein für allemal hervorgehoben: alle Narkotika und Spirituoſa waren ihm bloß Mittel zum Zweck, Anregung des Gehirnes, weil er zum Schreiben ſeine ganze Seelenthätigkeit ſammeln und möglichſt ſteigern zu müſſen glaubte. Ein Loth Caffee nahm er zum Morgentranke; dafür verſchmähte er den Nachmittagscaffee, da er nur für ſeinen Kopf, nicht für ſeinen Gaumen trinke und alſo ungern die Schutzbretter dieſes Waſſers auf ſeiner Mühle aufziehe, wenn er gerade nichts zu mahlen habe. Ich will hier eine Stelle einfügen aus einem Briefe an Emanuel Osmund vom 15. März 1803. Gegen dieſen ſeinen jüdiſchen Freund, einen kleinen Mendelsſohn, der für ihn Bierlieferant nach Meiningen war, ließ er ſich einmal zu ſeiner Selbſtvertheidigung alſo vernehmen (Denkwürdigk. I. S. 127): „Von meinem 16. Jahr an trank ich bis ins 20. weder Bier noch Kaffee, nur zuletzt dieſen an Sonntagen. Dann öfter, aber ſtets für den Kopf. Erſt im 30. nahm ich als Heilmittel Bier ein, um nicht im Kaffee zu verſaufen, und 8 Jahre ſpäter Wein. Ich kenne keinen Gaumen-, nur Gehirnkitzel, und ſteigt mir eine Sache nicht in den Kopf, ſo ſoll ſie auch nicht in die Blaſe. Konnteſt du nicht ſo viele und ſo treffliche Werke in längerer Zeit bei kleinerer Anſpannung geben? ſagt die Welt. Nein Welt, die Kunſt fordert Intenſion der Anſtrengung, nicht Extenſion, der freilich auf meine Koſten die Abſpannung folgt. Aber mit bloßem natürlichem Feuer ohne äußeres ſind gewiſſe Kalzinier-Effecte gar nicht zu machen; Glas will ein anderes Feuer als etwa ein Braten. „So mußt du aber täglich die Inzitamente ſteigern?“ Freilich, aber es koſtet blos verflucht

Geld, nicht einmal Geſundheit; denn allmähliche Zunahme der Reizmittel ſchadet ſo wenig als ein heißes Land dem Einwohner. „Du biſt abhängig, Guter! Mußt durchaus immer mehr nach Süden.“ Im Winter bin ich auch vom Ofen abhängig und im Leben von allem Satan. Uebrigens darf ich, da ich doch das Beſte und Möglichſte in meinem Daſein ſchon gethan, nämlich 25 Bände ſchon gemacht habe, nun mit dem Reſte des Lebens und Schreibens nicht mehr ſo ſcheu umſpringen als mit dem Anfang“. Dieſe etwas ſeltſame diätetiſche Erklärung, welche die hellſte Beleuchtung auf ſeine Denkart wirft, gab er 6 Tage vor ſeinem 40. Geburtstag. Auf den Werth oder Unwerth jener Kalzinir-Effecte werde ich ein anderes Mal zu ſprechen kommen; hier nur im Vorübergehen des Dichters eigene, zwar ſcherzhaft gemeinte, aber doch richtige Bemerkung aus dem Hesperus: „Der Autor hat eine Flaſche Burgunder neben ſein Dintenfaß geſtellt. Ein wahres Schlaraffenleben und Himmelreich hätten wir, wenn auch der Leſer bei ſolchen Kapiteln etwas Spirituöſes zu ſich nähme. Betrinkt ſich der Autor allein, ſo geht der halbe Eindruck zum Henker.“

Jean Paul war bei ſeinem eiſernen Fleiß im Schreiben, Leſen, Sammeln, Regiſtriren, Studiren ſeiner Excerpte und Regiſter bis in die reifern männlichen Jahre dennoch eine unſtäte Natur, der es ſchwer war, ſeßhaft zu werden. Er tauſcht Leipzig 1798 mit Weimar, dieſer literariſchen Pflanz- und Municipalſtadt, wie er ſich ausdrückt, worin eine Dreieinigkeit von drei größern Weiſen ſchimmert, als je ein Stern aus Morgenland führte. Die Dreieinigkeit erſchien inzwiſchen in der Nähe als Trugbild; denn jeder der drei Weiſen baute unbekümmert um den andern ſeinen eigenen Garten. Wieland, Herder, Göthe, der erſte bereits ein Greis, die beiden andern wenigſtens im vorgerückten Alter, hatten für ſich längſt ihre Syſteme und ihre Maximen abgeſonderter Lebensführung. „Wieland, ſagt Richter, kann man lieben, wie man ein ſchönes Kind liebt; man erwartet nicht, daß es einen wieder liebe.“ Göthe, ohnehin abgeſchloſſen und damals in engſter Verbindung mit Schiller, der am Ende des Jahres 1799 von Jena herüber-

zog, trat ebenſo wenig mit dem beliebten Helden der Frauenwelt in nähere Beziehung; Schiller vollens war Richters ſo entſchiedener Gegner, daß beide auch im perſönlichen Zuſammentreffen nie über den Streit hinauskamen. Mit Schiller, heißt es, ſtritt ich oft bei der Wolzogen bis Nachts um 12 Uhr. Schillers gedenkt er faſt nie ohne bittere Nebenbemerkung, nennt ihn den deutſchen Young, eifert gegen ſeine Reflexionspoeſie, ſeinen britiſchen Proſaglanz, und wird dem „ewigen" erſt gerecht nach ſeinem Tode. Nun bekennt er: „Die aus verſchiedenen Höhen einander entgegen ziehenden Wolken der Urtheile werden bald verfliegen, und ſein Stern wird alsdann ſowohl unbewölkt als unvergoldet lichtrein am ewigen Himmel gehen."

So war es denn eigentlich nur Herder und ſein Haus, was ihn in Weimar enger feſſelte. Hier war er der Vertraute, faſt der Sohn; ſie, die Mutter, wählte und kaufte ihm ſeine Kleider, und Herders Sohn fand durch Richters Vermittlung bei ſeinem Emanuel eine Unterkunft. Für ihn ſchwärmt er bei jeder Gelegenheit mit vollem, überſtrömendem Herzen, für ihn, „den Genius, der zuerſt die Schwingen der Proſa losband und den Falken des Genies ohne Faden und Haube ſteigen ließ", für ihn, der „durch Muſen die Religion, wie Socrates die Philoſophie, vom Himmel auf die Erde brachte", für ihn, den er die Zukunft vorträumend ſeinem damals noch ungeborenen Sohn in einem Dithyrambus als Muſter empfiehlt, der mit den Worten ſchließt: „Dann, guter Sohn, wenn du durch ihn ſo glücklich wirſt, denke daran, wie ſehr es auch dein Vater durch ihn ward, und gib dann den Menſchen, die du am innigſten liebſt und ehrſt, nie einen andern Namen als — Herder!" Indeß auch die warme Liebe zum angebeteten Freunde ſchlug ſeinen Wandertrieb nicht in feſte Bande. Bald ſehen wir ihn zu Hildburghauſen, wo er ſeine drei ſchönſten Leſerinnen fand, die Herzogin, die Fürſtin von Taxis und die von Solms, und die vierte Schweſter vergebens erwartete, die gefeierte Luiſe von Preußen. Das ſind die „vier ſchönen Schweſtern auf dem Thron", welchen er bald das Hauptwerk ſeines Lebens, den Titan, widmete. In

Hildburghausen war er für immer an den Hof gebeten und der Herzog ernannte ihn zum Legationsrath, ein seltsamer Titel für einen Jean Paul, der auch nicht eine diplomatische Ader hatte, von dessen Annahme ihm die großdenkende Charlotte abrieth mit den Worten: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht mißbrauchen, d. h. du sollst dir keinen Titel geben lassen. Jeder ausgezeichnete Mensch, der sich einen Titel geben läßt, raubt sich einen Rang und bekennt einen Unglauben.“ — In diesen belebenden Verkehr mit den schönsten und lieblichsten Fürstinnen hinein fällt der kurze Liebestraum mit Caroline von Feuchtersleben. „Das edelste weibliche Wesen, schreibt er von ihr (27. Dez. 1799), mit dem ich meine vorigen Spielkameradinnen der Liebe gar nicht vergleichen darf, wird im künftigen Jahre mein, wenn die verneinenden Verwandten bejahen.“ Es ist herzzerschneidend, die Briefe dieses durchgebildeten, geistigen, gefühlvollen, in seiner Liebe ganz aufgehenden Wesens zu lesen. Sie machen von allen den wahrsten, ergreifendsten Eindruck. Es muß eine tiefe Seele gewesen sein, diese Caroline, die Herder „fast über alle Frauen erhaben“ fand. Auch sie, die jugendliche, hatte Richter, ohne ihn gesehen zu haben, mit der Schwärmerei aller Frauen brieflich ihre Verehrung bekannt, ja sogar im Ueberwallen des Gefühls nachher zuerst das Wort gesprochen: Willst du mein eigen sein? Nun quälte sie sich in bösen Tagen, er habe ihr seine Hand aus Mitleid gegeben. Ihre Mutter willigte widerstrebend ein, ihr stolzer Onkel entzog ihr die Liebe. Auch nicht ein einziges Wesen in ihrer Umgebung (sie war Hofdame in Hildburghausen) nahm Antheil an ihrem Glück. Doch hält sie fest an den theuern Mann. „Du hast mich, ruft sie aus, erzogen, veredelt, beglückt, und wohl mir, wenn ich dir lohnen kann.“ Während dieser Zeit dauert der Briefwechsel mit andern Freundinnen fort, namentlich mit Josephine von Sydow, einer geistreichen Französin, einer Frau in mittlern Lebensjahren, zu der Caroline eine herzliche Zuneigung faßt. Am 1. Mai 1800 sollte das Band unter Vermittlung der Verwandten noch fester geschlossen werden, und siehe, bei dieser Zusammenkunft in Ilmenau löste es

sich unter Herbers Vermittlung. Es ist uns nicht klar, was die Verwandten von Richter begehrten; „Frei in einem weiten Raum, schreibt dieser nachher an die unglückliche Caroline, — denn auch hier wurde die Freundschaft bewahrt — frei in einem weiten Raum müssen meine Flügel aufgehen; fremde Hände dürfen nicht mit abtheilenden Entscheidungen ins Band zweier Seelen greifen." O sie blieb ihm so gut, auch nach der Trennung, daß sie nach einer Sylbe von ihm, nach dem Hauch eines Gedanken ringt. Diese Briefe sind wahre Goldstufen, bei weitem das Beste von allem, womit uns Försters „Denkwürdigkeiten" beschenkt haben. Hier hatte die Flatterhaftigkeit ein frevelhaftes Spiel mit einer wahrhaft schönen Seele getrieben. Wie rührend sind noch die letzten Zeilen, mit denen sie von uns Abschied nimmt! Richter will sie mit seiner Neuvermählten besuchen und zusammenbringen. Wie taktlos und wahrhaft unbegreiflich! Sie entgegnet der Frau: „Haben Sie Muth genug eine Unglückliche zu sehen, so kommen Sie; ich bedarf dessen weniger; denn ich umfasse eine Glückliche, und der geprüfte gute Menschengeist sieht und trägt ja leichter fremde Seligkeit als fremden Kummer. Ich habe hier eine Freundin, die wird uns zusammenführen, und Du wirst in meinem feuchten Auge den Wunsch wieder lesen, den ich immer für Dich habe und Dir jetzt blos schreiben kann: Sei lange, lange glücklich, liebes Weib!" — Die Königin Luise lockte ihn bald nach Berlin, wo sich alle geistreichen Zirkel bei Juden und Christen dem Liebling der Salonwelt öffneten, den doch auch die Denker als Fleisch von ihrem Fleisch anerkennen mußten. Der schwärmerische Verehrer Jacobis, der mit dem berühmten Gefühlsphilosophen, lange Jahre bevor er ihn nur gesehen, auf du und du zärtliche Briefe wechselt, steht auch mit Fichte persönlich auf gutem Fuß, obschon er gegen dessen System schriftliche Satiren schleudert. Der begeisterte Prediger von Gott und Unsterblichkeit, dem diese beiden Begriffe die Grundpfeiler der Menschheit sind, konnte sich doch der Strömung des Zeitgeistes so wenig verschließen, daß er selbst in dem Giftkranz der Philosophie arbeitete, die ganze philosophische Entwicklung von Kant bis Hegel,

wenn gleich widerſtrebend und bekämpfend, mit durchmachte und auch jene einſamen Denker beachtete, die von der Heerſtraße abſeits ihr eigenartiges Leben führten, wie Baader, Wagner, Herbart, ja ſogar Schopenhauer, der erſt nach ſeinem Tod, zumal weil er ein Sonderling im Leben war, unter uns aus ſeiner Dunkelheit an den Markt geſtellt wird. Schwerlich iſt Jean Pauls Urtheil über Schopenhauers „Welt als Vorſtellung und Wille" ſehr bekannt, und ich erlaube mir daher an dieſer Stelle es einzuſchalten. Er führt eine Reihe von Werken an, die nicht genug gelobt worden ſeien, und unter ihnen das genannte, „ein genialphiloſophiſches, kühnes, vielſeitiges Werk, voll Scharfſinn und Tiefſinn, aber mit einer oft troſt- und bodenloſen Tiefe — vergleichbar dem melancholiſchen See in Norwegen, auf dem man in ſeiner finſtern Ringmauer von ſteilen Felſen nie die Sonne, ſondern — in der Tiefe nur den geſtirnten Taghimmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht. Zum Glück, ſchließt er, kann ich das Buch nur loben, nicht unterſchreiben." In der Zeit, von welcher ich hier ſpreche, bleibt aber ſein Hauptgegner immer Fichte, natürlich, weil dieſer die ſchöne breite Natur mit ihren Blumen, Bäumen und Sternen, worauf Jean Pauls Glauben und Dichten ruhte, zu einem Schattenſpiele des denkenden Ich zuſammenzog. „Mit Fichte krallte ich mich oft ſechs Stunden lang herum," ſchreibt er an den geliebten Jacobi in der Erinnerung an ſeinen berliner Aufenthalt.

Indeß die Aufforderung zum Philoſophiren trat ihm in Berlin weniger nah als in Weimar, wo ihm der Umgang mit dem in ſeine Metakritik verbiſſenen Herder die Streitpunkte des Denkens immer vor Augen rückte. Zwar auch der junge Schleiermacher gehörte dort zu ſeinem Umgang, aber mehr noch berühmte Frauen, wie die Herz und Berg, ſtrebende junge Dichter und Kritiker, wie Tieck und Bernhardi, geiſtvolle Staatsmänner und Prinzen, wie Georg von Meklenburg, da es guter Ton war, den Genius zu verehren. Und gerade mitten in der geräuſchvollen Geſellſchaft, die ihn huldigend umſpielte, fand er endlich Zeit, Gelegenheit und Neigung ein weibliches Herz nicht bloß mit jener auch in ſeinen No-

manen so häufigen Allliebe zu beglücken, welche bereits nahe daran war ihn an die Jahre der alten Junggesellen zu bringen. Caroline Mayer, die Tochter eines Tribunalraths, ein Mädchen, jungfräulich edel, streng und weich, zu bescheiden, fest, sehr schön, philosophisch gebildet, resignirend, voll Liebe für Eltern und Geschwister und sogar in der feurigsten Liebe alle andern Mit- und Leittöne der Menschheit für jedes Leiden und Freuen bewahrend, jung und ganz gesund, ein holdes Wesen, das sogar die Berlinerinnen mit einem Kranz von ihrem Richterstuhl entließen — sie bossirte für Herder ihre eigene Wachsbüste und trieb Botanik und Astronomie sonst eben so eifrig wie jetzt die Haushaltungskunst — lauter Lobsprüche, die Jean Paul von seiner Braut selbst aussagt — wiewol wem dünkt nicht die seinige die beste von allen? — ein solch vortreffliches, mit allen Gaben des Körpers, Geistes und Gemüths reichgeschmücktes Mädchen ward endlich noch der Preis des feurigsten der Liebesritter, der aber bisher mit allen Waffen seines überlegenen Genies mehr für das weibliche Geschlecht im allgemeinen als für eine besondere Herzensdame gekämpft hatte. Auch Herder billigte die getroffene Wahl, als beide junge Ehegatten zum erstenmal in sein Haus getreten waren. Er kehrte sie mit forschendem Auge gegen das Licht, und als er sie sah, da rief er aus: „Gott sei gelobt, nun bin ich zufrieden.“ Er ging in der höchsten Bewegung die Stube auf und ab, dann kam er wieder zu ihr und sagte mit rührender Ruhe: „Ja Sie sind, was er haben mußte; Sie brauchen nicht zu sprechen, man sieht schon alles.“ Die Königin hatte ihm zur Hochzeit ein silbernes Thee- und Kaffeeservice, Vater Gleim ein silbernes Schreibzeug geschenkt. So war der Bund eingeweiht worden den 27. Mai 1801, ein heroischer Bund von Seiten des Weibes, die sich und ihr Glück ihres Mannes Schreibfeder anvertraute *), den aber die beiden unendlich glücklichen Gatten mit Segen fortführten, bis der Himmel den alternden ihren blühenden Sohn Max nahm.

Meiningen sah die Seligkeit der Neuvermählten, die sich wo

*) Damals bekam er allerdings 5 Louisdor für den Bogen.

möglich noch steigerte, als zur Gattenliebe die Elternliebe kam. „Ich bin weit über meinen Werth hinaus selig, schreibt Richter am Tage der Geburt seines ersten Töchterchens den 20. Sept. 1802 an Emanuel, und habe nichts als Demuth und die Thräne dazu. Seh' ich rund umher dies ungleich ausgetheilte Leben an und das Schicksal der Besten und vergleiche: so schwelge ich noch tiefer und weine die Freudenthränen nur gebückt. Aber sie verdient alles, was ich geschenkt bekomme von Gott; und daher sag' ich ihr immer, daß ich mich recht sehr auf sie verließ, Gottes wegen. Wie ein Engel, zerschmolzen in Schmerzen und wieder in Liebe und Wonne, so liegt sie da und ist mit allem zufrieden. Ach warum hab' ich jetzt meine zwei Freunde [Emanuel und Otto] nicht an meiner Brust? Aber ihr sollt beide selig werden, wenn ihr alles seht, sie und sie, Mutter und Tochter."

Welch eine Tiefe von Glück und Zärtlichkeit blickt durch diese Zeilen! Er war ein so herzlich guter, unendlich weicher Gemüthsmensch, wie er ein scharfer, spitziger Satiriker war, ja das erstere ist seine wahre Natur. Charakteristisch für die freisinnige und vorurtheilslose Denkart in den höchsten Kreisen, die sich damals um sein Banner scharten, bleibt das Verzeichniß der Gevattern bei diesem Töchterlein; denn neben der Herzogin von Weimar und dem Herzog von Meiningen steht unter andern der Jude Emanuel.

Es ist merkwürdig, wie Jean Paul, der die kleinen Städte und Höfe unbarmherzig geißelt, doch selbst immer wieder solche Orte zu Wohnsitzen erwählt. Trotz der besondern Gunst des Herzogs, der ihm sogar ein Haus bauen lassen wollte, und der innigen Beziehungen zu manchen tüchtigen Männern *) trieb ihn die schläfrige Geselligkeit, das Bedürfniß nach neuen Gegenden und Menschen, die ihm neuen Stoff zuführten, ja auch der hohe Preis des Bieres, das er sich von Baireuth schicken ließ, nach zweijährigem Aufenthalt von Meiningen nach Coburg (4. Juni 1808). Die Geburt seines einzigen Sohnes

*) S. das vortreffliche Programm von Henneberger! „Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen."

und der Tod seines Herder liegen nicht mehr als 39 Tage auseinander, die höchste Entzückung und der tiefste Schmerz, den er sein Leben lang nicht verwinden konnte. „Herder ist sehr krank, sagt er Anfang November in einem Brief an den geistreichen Musiker Thierriot, seinen feurigen Verehrer; stirbt mir der, so verfluche ich das halbe Leben.“ Und an Jacobi schreibt er eben so lange nach Herders Hingang: „Seit dem zermalmenden Tod Herders habe ich nichts weiter als einen leeren blauen Himmel der Nacht, und nur du bist der helle freudige Abendstern.“ Coburg hat noch schneller trotz der schönen Gegend für ihn seinen Reiz verloren; sein Otto, sein Emanuel — obwol der Briefwechsel mit dem letztern auf mich nicht ganz den Eindruck natürlicher Herzlichkeit wie zwischen Gleichstehenden macht — und auch die Aussicht das liebe Bier aus der Quelle zu schöpfen, ziehen ihn nach Baireuth, wo der Nomade endlich seßhaft werden sollte. Wahrhaft komisch klingt vor seiner Abreise die Klage: „Was ich ungern hier [in Coburg] verlasse, ist mein schöner Tintentopf.“ An Menschen muß er also dort nicht viel Gutes gefunden haben; wiewol ihm Dinte und Feder so nahe gingen als Freunde; die Dinte setzte er selbst an und machte mit einem Gläschen davon den letztern eben so gut Geschenke, wie mit einer abgeschriebenen Feder, die ihm beim Schreiben irgend eines beliebten Werkes gedient hatte.

Am 12. August 1804 zog er in Baireuth ein, am 14. Nov. 1825 von da aus dem Leben; kurze Reisen nach Nürnberg, Regensburg, Frankfurt, Dresden, Heidelberg, Löbichau bei Altenburg ausgenommen, wo die Herzogin von Kurland mit andern hochgestellten und geistvollen Frauen in Natur- und Literaturgenuß herrliche Zeiten verlebte und dem bereits dem Greise nahen Dichter Wonnetage seliger Jugend als Schattenspiel vorüberzogen — diese wenigen Pausen zeitweiliger Abwesenheit abgerechnet kann Baireuth sich rühmen einen der höchsten, gefeiertsten und liebenswürdigsten Gäste auf Erden 23 Jahre lang bewirthet zu haben. Baireuth ist, wenn man von der Zufälligkeit der Geburt absieht, die rechte Heimath unseres Dichters gewesen; dort findet ein heutiger Festfubel seine vollste Berechtigung.

Im höchſten Glanze des Ruhmes, als ganz Deutſchland vom Preiſe ſeines Hauptwerkes, des Titan, wiederhallte, ſiedelte er ſich dort an, um nun ſein arbeitſeliges Leben, dem er nur ſpärliche Erholung mit einigen Herzensfreunden gönnte, einfach und anſpruchlos, wie er war, getheilt zwiſchen Leſe- und Schreibſtunden zu Haus und draußen bei der Rollwenzlin raſtlos und beharrlich fortzuführen, bis ihn geſchwächtes Augenlicht und ſonſtiges Siechthum von ſeiner gewiſſenhaft durchgeführten Lebensaufgabe ſtörend abrief. Jean Paul gehört unter die wenigen Menſchen, denen ihr Beruf auch Steckenpferd war. „Ich kenne nur eine Sache, ſagt er, die ſüßer iſt als ein Buch zu machen, nämlich eines zu entwerfen.“ Die guten Baireuther mochten wol lange ſtaunen über die wunderliche Art des freundlichen lieben Herrn, der ſich die Weinflaſchen zur Rollwenzlin ſchaffen ließ, um ſich, wie man annahm, in der Stille zu betrinken, und ſchwer ahnen, daß ſie hier einen Märtyrer des Geiſtes vor ſich hatten, der gewaltſam ſich zu jenen Höhen der Schöpferkunſt hinaufſchraubte, die nach ihm kein zweiter erklommen hat. Es war ſein Geſetz, nie etwas ohne Anſtrengung zu machen, kein Billet; daher die Nothwendigkeit gewaltſamer Anregung. Es iſt mehr als Scherz, was er 1807 in übermüthiger Laune an Jacobi ſchreibt: „Mir fehlt zu 90 Jahren und 90 Oktavbänden, die ich darin mache, nichts als Wachsthum der Weinfäſſer. Mit dem Heidelberger wollt' ich jehen überleben und überſchreiben.“ — Volle Zufriedenheit mit ſeiner Umgebung ſcheint ihm erſt die Macht der Gewohnheit geſchenkt zu haben. Büchermangel verſpürt er unangenehm im „dummen Baireuth“; das heilige Chriſtfeſt hat er noch 1810 wieder im „dumpfen Baireuth“ ausgeſtanden. Doch nach und nach rundet ſich ihm hier das Leben zu heiterem Behagen ab. Otto, Emanuel, einige andere befreundete Familien, die Rollwenzlin, ſein Spitz, natürlich auch ſeine Frau und ſeine drei Kinder gewährten ihm einfache Erholung, wenn der faſt unermüdliche Mann die Feder aus den Händen legte. Und wie ſelten gönnte ſich der fleißigſte der Menſchen einen arbeitsloſen Augenblick! In eben dem Jahre 1810 ſchreibt er an die Berlepſch, die ihren Beſuch ankündigt: „ſie ſolle zwar von ſeiner Frau und ſeinen Kindern vielerlei, ja

viel, aber von dem wenig erwarten, der harten Sinnes nur dem Publikum gibt und wenig andere Freuden mehr hat, als die bis zum Sterben zu schreiben und nicht blos der Feder, sondern auch für die Feder zu leben, müßte er sie sogar in eigenes Blut eintauchen. „Einige treffliche Menschen, schließt er, werde ich durch Sie beglücken können und Sie durch jene; aber mich, Ihr Menschen, lasset bei Seite, ich bitte Euch schön.“ Bemerkenswerth ist auch die Nachschrift: „Ich bin jetzt im Umgang scherzhafter als je, sonst der Alte, nur dicker und wilder“ — eine Bemerkung, die vom besten Humor Zeugniß gibt. Sechs Jahre später finden wir bei ihm dieselbe Lebensmarime und geradezu einen Geiz mit der Zeit. „In deinen Jahren, schreibt er 1816 an Jacobi, muß man auf keine Jahre warten; sogar ich thue es mit den meinigen nicht, sondern arbeite und lese, in der Berechnung meines noch kurzen Lebensrestes, wie toll fort, um nur endlich an meine opera omnia zu kommen. Ach Gott, erst im drei und fünfzigsten Jahre sieht man ein, wie wenig Zeit man für die Wissenschaften hat. . . Und doch gehör' ich noch dazu unter die, welche ohne Amt von Auf- bis Untergang saßen und lasen.“

War der schönste Lohn dem innigen Seelenmaler in seiner Jugend von schönen Augen gekommen, so fehlte es dem gereiften Mann auch nicht an jenen Auszeichnungen, welche nur kahlgewordene Scheitel zu beglücken pflegen. Der Fürst Primas setzte ihm 1809 eine jährliche Rente von 1600 fl. aus, welche Bayern seit 1815 fortbezahlte, Heidelberg (den 18. Juli 1817) und andere Universitäten machten ihn zum Doctor, während zugleich die Huldigungen jugendlicher Herzen sich immer noch bei jedem Ausflug in die Fremde erneuerten. „Glauben Sie mir, heißt es in einem Briefe an Emanuel von 1818, der von Frankfurt aus geschrieben ist, man wird dieses sogenannte Verehren doch satt und will zu Bette gehen. Das weibliche Frankfurt ist nicht kaufmännisch, sondern sehr gut. Ich gewinne alles; Jünglinge und Männer drängen sich an mein Herz, und die Weiblein heb' ich Nesterweise aus.“

In dieses arbeitsame und durch das Bewußtsein der Anerkennung gehobene und beglückte Leben Richters fährt ein einziger Blitz-

ſtrahl, aber ein zündender, tödtlicher, der dem Baume die Krone raubt. Es war in der Nacht vom 25. und 26. Sept. 1821 um $10^{1}/_{2}$ Uhr, als am Nervenfieber ſein Max entſchlief. Von dieſem Moment an trat des Lebens Nichtigkeit, die er in ſeinen Schriften oft mit grellen Farben gemalt hatte, mit eherner Gewalt an ihn heran und trübte ihm jeden noch übrigen Genuß und beſchleunigte ſein eignes Ende. Am 29. Januar 1822 kam wieder ein Diplom an; „aber, ruft er aus, was frage ich in meinem jetzigen Streben nach ſolchem Zeuge! Ach vor dem September wäre mir ſogar geadelt werden noch lieb geweſen.“ Im Sommer dieſes Jahres verlebte er noch ſchöne Wochen in Dresden. Dann ſanken raſch die Kräfte, und in dem „kurzen Kalenderanhang von Stunden, die der Himmel noch beiſchoß“, war dem kränkelnden, faſt erblindeten nur noch vergönnt, die Vorbereitungen zu einer Geſammtausgabe ſeiner Werke zu machen. Seine „Selina“ blieb unvollendet, ſein „Papierdrache“, der alles enthalten ſollte, was er von Einfällen, komiſchen Auftritten, Bemerkungen über Menſchen und Sachen, und von politiſchen und philoſophiſchen Anſichten, ja von aufbewahrten Gefühlen und Rührungen nur im Pulte und im Kopfe vorräthig halte, ungeſchrieben; ſeine Autobiographie war nicht über die erſten Anklänge hinausgekommen; von der „unſichtbaren Loge“, den „biographiſchen Beluſtigungen“, den „Flegeljahren“, dem „Kometen“ fehlte Fortſetzung und Ende, und die Tage des thätigſten Schriftſtellers eilten ihrem Ziele zu, bevor er ſeine noch übrigen oft ausgeſprochenen Lieblingspläne durchführen konnte. Wiewol gerade er, der an neuen Gedanken unerſchöpflich, würde auch beim längſten Erdendaſein mit allen ſeinen Vorſätzen nicht fertig geworden ſein. —

Von der einleitenden Frage ausgehend, welche Orte vor andern zu einer Gedächtnißfeier Jean Pauls Veranlaſſung hätten, bin ich, wie ich nun nachträglich gewahr werde, dazu verleitet worden, ſein Leben in flüchtigen Umriſſen zu zeichnen, und habe demnach gleich beim Eingang dieſer Vorträge in meiner Schreibart den Dichter wiedergeſpiegelt, deſſen Eigenthümlichkeit es iſt, nirgends, wie man zu ſagen pflegt, bei der Stange zu halten. So wird es mir; be-

sorge ich, auch im weitern Verlaufe meiner Darstellung ergehen; denn das schlimme Beispiel steckt an. Es wuchert in seinem Urwald, aufgeschossen aus überkräftigem Boden, so viel üppiges Pflanzenthum; daß dem Wanderer Tritt und Aussicht verspeert wird. Mein dürres Sandfeld treibt nun allerdings nur dürftige Föhrenstangen; aber die Luft trägt mir von dort viel Samenkörner zu, welche zu lustigen Pflänzchen aufgehen, die bald wieder absterben und dem unfruchtbaren Grundstück nur den Anschein reicher Triebkraft borgen. Oder ohne Bild zu reden, von Jean Pauls Ueberfülle theilt sich ungesucht ein Theil seinem Betrachter mit, wie man denn überhaupt keinen Schriftsteller gut zur Anschauung bringen kann, ohne theilweise in seinen Ton zu verfallen.

Schon wieder beißt mein Klepper in den Zügel und drängt seitwärts hinaus über die Bahn, in die ich ihn lenken will. Herein! Also welche Orte traten mit Richter in unmittelbaren Lebensrapport? um in kurzem zu wiederholen, was ich durch allerlei Bemerkungen unterbrochen habe. Wunsiedel, Jodit, Schwarzenbach, Hof, Töpen, Leipzig, Weimar, Hildburghausen, Gotha (das ich zwar ungenannt ließ, weil sein Besuch nur vorübergehend war), Berlin, Meiningen, Coburg, Baireuth, und dann in zweiter Reihe die Städte, die er später auf Erholungs- und Triumphreisen berührte, und unter denen auch Nürnberg seinen Platz hat.

Noch leben viele unserer Mitbürger, die den fremdlichen Herrn, den wohlgenährten im weiten, schlotterigen Rock, etwa auf dem Hannenbergszwinger, dem damaligen Sammelplatze der guten Gesellschaft, Anfangs der zwanziger Jahre als ein Wunderthier anstaunten. Ja vielleicht könnte sich irgend ein alter Bewohner des Roßmarkts noch des Besuches im Juni 1812 erinnern, wo er in N. 322 gegenüber dem goldenen Reichsadler bei einer Madame K. . . . . logirte, weil es ihm im Reichsadler selbst so ungemüthlich war. Der Adler, in welchem mir jetzt sein Gedächtniß erneuern, hat also eigentlich kein Anrecht an der heutigen Festfreude; er hat es dem lieben Gaste schlecht genug gemacht, wie auch nachher so manchem Fremden. Um der Curiosität willen, und als Warnungstafel für jetzt und alle Zu-

kunft, damit die Leute dieſes Hotels ſehen, wie man durch Beherbergung berühmter Männer in den Ruhmestempel oder an den Pranger kommt, entnehme ich einem Brief an Otto und Emanuel über ſeine damalige Einkehr hier im Reichsadler folgende Notizen. „Als ich beim Ausſteigen vom beſtellten Quartier ſprach, wußte Kellner und Hausknecht nichts davon und der Wirth war nicht da. Am Gaſthof war kein Fenſter erleuchtet, das Erdgeſchoß unbewohnt, — miſerabler Eingang und Aufſteig ins zweite Stockwerk — eine große Stube, worin, die Komode ausgenommen, nichts für die Kleider und Bücher war, nicht einmal ein Haken . . . Daß der kurze Kellner mit dem Zucker zum Selterwaſſer zu lange ausblieb, da war nur dies ſchuld, daß ſie im goldnen Adler gar keinen hatten. Da wegen der allgemeinen Langſamkeit und Lauferei noch nicht ausgepackt war nach $^3/_4$ Stunden, ſpielte ich meiner Gewohnheit gemäß das Lamm und blieb ſedat und ſagte, zum Uebereilen hätten wir morgen noch Zeit genug. Ich machte die andere Bemerkung, daß ich kein beſſeres Zeichen einer nächſten ſchönen Zukunft kennte, als wenn man in der erſten Stunde in einem Gaſthofe es miſerabel habe; und daß dieſer deſto mehr verſpreche, je weniger er verſpreche. Jetzt kam der Wirth endlich, ein höfliches junges Männchen u. ſ. w.“ Es iſt ein Glück, daß dieſe Kritik, die nun ſeit Herausgabe jenes Briefwechſels vor jedermanns Augen liegt, doch von wenig Reiſenden geleſen wird. Es möchten bei dem Glauben an Autoritäten ſonſt viele dem Adler abſpenſtig werden in der irrigen Meinung, es ſei wol heute nicht viel beſſer beſtellt. — Bei jenem Beſuche Nürnbergs war es, wo Richter den alten, doch noch nie geſehenen Freund, den edlen Jacobi, zum erſtenmal an ſeiner Bruſt hielt. Seit 1798 ſehnte er ſich, den theuern Mann von Angeſicht zu ſchauen, deſſen poſitive Gefühlsphiloſophie mit ſeinen eigenen poetiſch-philoſophiſchen Weltanſchauungen ſo wunderbar zuſammentraf.

Aber ſchon lange vor dem hier angeführten Beſuch, nemlich bereits in eben jenem Jahre 1798, ſchrieb Jean Paul ein romantiſches Werkchen, eine Art Reiſebeſchreibung, welche in Nürnberg zum Stillſtand kommt, die Palingeneſien, in denen er von unſerer

Stadt viel zu rühmen weiß, wie Tieck in seinem „Sternbald", der, ein artiges Spiel des Zufalls, in demselben Jahr erschien und mit derselben Frische der Empfindung wie jene das Lob unserer alten Bauten und unseres altfränkischen Bürgerthums mit seinem reichsstädtischen Stolze und seiner biedern Herzlichkeit aller Welt verkündigte. In jenen Jahren, wo die Residenzen allenthalben französische Livreen trugen, und wo die vaterländisch Gesinnten anfingen hinter der verschrobenen Bildung der Gegenwart in der alten Zeit eine bessere zu ahnen, war es erfreulich auf eine Stadt hingewiesen zu werden, die noch wenig berührt von der Mode in ihrer alten kleidsamen Tracht fortwandelte. Ohne vorerst auf die Jean Paul'sche Reisenovelle weiter einzugehen, kann ich mir's doch nicht versagen einiges daraus vorne wegzunehmen, was sich gerade auf Nürnbergs Charakter bezieht; denn wir pflegen den zu lieben, der von unserer Stadt gut spricht; wir sind Leute voll patriotischer Eitelkeit, die da meinen, es gebe nur ein Nürnberg unter der Sonne. Wie könnte ich also meine Zuhörer leichter für den Dichter gewinnen, dessen Jubelfest wir feiern, als durch den Nachweis, daß er unserer Stadt recht hold gewesen sei?

Er kommt von Erlangen mit einem Mantelsackträger, einem Hornrichter, d. i. der das Horn für die Hornarbeiter zurecht richtet, zu Fuß über den Judenbühl, bei der sogenannten Mistgrube vorbei, nahe an den „tiefen Proserpinensgärten des blühenden Stadtgrabens" hin, durch's Lauferthor und begibt sich in das Gasthaus zur Mausfalle oder das frühere Wohnhaus Hans Sachsens. Er zieht ein beim Geläute der Glocken, beim Plätschern der Springbrunnen; die ganze Physiognomie der Stadt dünkt ihm so lustig, und dieses fröhliche Gesicht, meint er, habe sie angenommen, um ihn zu ehren. An den Bewohnern rühmt er den Zimmerpurismus, die frohe Emsigkeit und die Höflichkeit. Er kennt bald alle Gäßchen und zählt sie behaglich auf mit ihren vielen seltsamen Namen. Erfreulicher und inniger ist nichts, sagt er, als die ehrenvoll errungene Lustbarkeit eines emsigen gutmüthigen Volkes, und so ist er denn gern Zeuge ihrer kleinen Freuden auf dem Dutzendteich; will er

aber allein ſeinen ſchwärmeriſchen Gefühlen Raum geben, ſo zieht er ſich zurück in den Irrgarten. Dort ſchreibt er Nachts bei Laternenſchein einen Brief an ſeine vorgebliche Gattin Hermine und hört die Geiſterſtunde von Nürnbergs Thürmen ausſchlagen; dort überraſcht ihn Hermine ſelbſt mit des Siebenkäs Natalie; überhaupt geht er dreimal in den Irrgarten; denn er bedarf für die Entwicklung ſeiner träumeriſchen Romantik durchaus eines Laubwaldes, Parkes und der grünenden Lauben. Die Leichtigkeit freilich, mit der er zwiſchen Stadt und Irrgarten hin und her geht, gibt mir den Zweifel ein, ob er denn überhaupt je im Irrgarten geweſen iſt. Noch heute wird der Nürnberger die Palingeneſien nicht ohne beſonderes Intereſſe leſen, weil ſie die alte Stadt vor ſeinen Sinnen auffriſchen, wo die Häuſer tapetenartig bemalt waren, wo die Hörner von den Thoren die Sperre verkündeten, wo die 24 Compagnien Bürgermiliz in ihren Wohnungen Wache hielten, wo die Lieder der Metſterſänger noch im Munde der Arbeiter waren, wo die Straßenbeleuchtung zumeiſt durch die erleuchteten Fenſter mit beſorgt wurde und nur über wenigen Gaſſen Laternen hingen.

Doch ich will mich nicht in die vielen Kleinmalereien dieſes Romans vertiefen, als bedürfte ich, um Jean Paul zu loben, wirklich des Zeugniſſes, daß er uns zuerſt gelobt hat. Ein Dichter, der faſt zwei Menſchenalter lang der Liebling aller zartfühlenden Herzen geweſen, mit dem die Jugend geſchwärmt, die Trauernden ſich aufgerichtet, die Gedrückten gelächelt, ein Dichter, deſſen große, ſcharfe und ſpitze Gedanken die Geiſtvollen zur Bewunderung, die Unzufriedenen zur Beiſtimmung, die Witzigen zur Freude hingeriſſen haben, ein Dichter, der mit den Göttern der Erde zu Tafel geſeſſen, um deſſen Blick das ganze Frauengeſchlecht gebuhlt, und deſſen eckiges fremdartiges Weſen die Kenner des Schönen zwar bedauern und befehden, deſſen Schriften aber, trotz aller ungenießbaren Beigaben auch kein einziger Gegner geringſchätzen konnte — ein ſolcher Dichter verdient auch die Huldigung einer Nachwelt, die ihn nicht mehr genießen will. Schauen wir uns um auf den Büchertiſchen der Romanleſerinnen; welch ein Abſtand zum Nach-

theile der Gegenwart! Die Realistin belehrte sich sonst in ihrem Walter Scott, die Idealistin vergoß Thränen über ihrem Jean Paul — und heute? Man schämt sich der Autoren und ihres Publikums, wie beide verflacht und heruntergekommen sind,

II.

Um die Mitte der neunziger Jahre, als Richter seinen siegreichen Feldzug begann, war zwar an Lesebüchern so wenig Mangel wie heutzutag, aber das Gute unter dem Heimischen war spärlicher. Zwischen Göthes „Werther" und „Wilhelm Meister", welcher mit Jean Pauls „Hesperus" in einem Jahr ans Licht trat (1795), liegt kein epochemachender Roman in Mitte, außer etwa die „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" von Hippel (1778—81), einem Schriftsteller, der unter den vaterländischen dem vielbewunderten und nachgeahmten Engländer Sterne am nächsten kam. Nach Hippel wären etwa Musäus und Thümmel als Humoristen, sonst aber nur Nicolai und Lafontaine zu nennen, wenn wir von den Schmierern der Ritter-, Räuber-, Kloster- und Geisterromane absehen, die sich gegenüber einer schon damals abschätzigen Kritik doch der anhänglichsten Treue ihres Publikums rühmen konnten. Schillers „Geisterseher", ein glänzend und spannend geschriebener psychologischer Roman, blieb leider unvollendet. Von einem herrschenden Geschmack konnte in Deutschland, als Jean Paul mit seiner „unsichtbaren Loge" im Jahre 1793 auftrat, keineswegs die Rede sein; man las aus langer Weile gutmüthig und ohne viel Nachdenken, was eben geboten wurde, wenn es nur etwas Gewaltiges oder Rührendes, etwas Ungewöhnliches oder Geheimnißvolles hatte.

Mit diesem Buche, das Richter während seines idyllischen Aufenthaltes in Schwarzenbach an der Saale zwischen 1791 und 1792 schrieb und an Moritz zur Bevorwortung bei seinem Schwiegervater sandte, hebt sein Ruhm und seine schriftstellerische Bedeutung an. Die Satiren, die dem Leipziger Studenten und Höfer Literaten die Noth auspreßte, können wir füglich übergehen. Diese grönländi-

ſchen Prozeſſe und Auswahl aus des Teufels Papieren ſind ſo unerquicklich im Stoff, ſo gezwungen im Witz, ſo überladen mit Bildern, ich möchte ſagen ſo hanswurſtartig bunt in ihrer Einkleidung, daß man keinem Erdenſohne mehr zumuthen kann, es müßte denn zur Strafe für ein großes Verbrechen ſein, dergleichen jugendliche Thorheiten zu leſen. Der junge mit zuſammengeraffter Bücherweisheit vollgepfropfte, über ſich und die Welt noch völlig ununterrichtete Autor nimmt ſich mit ſtudentiſcher Frivolität heraus ſeine Umgebung zu geiſeln und ergreift ſtatt der Geiſel die Pritſche. „Junge Kiele haben Blut", ſagt er ſpäter zur Entſchuldigung ſeiner damals buntſcheckigen Schreibart; wohl, aber ſolche blutige Kiele haben noch keine Verwendung. „Jeder eigenthümliche Stil iſt gut, ſobald er ein einſamer bleibt und kein allgemeiner wird", behauptet er weiter in der Vorrede zur zweiten Auflage. Aber ein verſchrobener Stil verräth einen ähnlichen Kopf. Doch es war vielleicht noch minder die Schreibart als der Inhalt, was die Leſer von dieſen Jugendſchriften fern hielt; der Deutſche hat wenig Sympathie mit dem kalten Satiriker, der ihm als ein anmaßender, unzufriedener Menſch erſcheint. Erfährt er vollends, daß es ein Gelbſchnabel iſt, ſo erwacht in ihm der heilige Zorn gegen ſolch unflügges Literatengeſchmeiß, das man lieber vertilgen als hegen ſollte.

Jean Paul hatte ſich in ſeinen Erſtlingswerkchen nach der Art unreifer Leute im Stoffe vergriffen. Der Jugend Lachluſt und Weltverbeſſerungstrieb erzeugte von jeher das ſtachlige Unkraut der Satire, und weil der junge Strafrichter alsbald den Magen ſättigen wollte, ſo ſchrieb er ohne lange Wahl nieder, was ihm pikant dünkte. Die Bitterkeit ſeines Buches war ſchon damals nicht in der Seele des Autors, und „als ſein Herz ſich nun endlich im achtundzwanzigſten Jahre öffnen und lüften durfte, ergoß es ſich leicht und mild und wie eine warme überſchwellende Wolke unter der Sonne." „Satire wohnt in meiner Feder, nicht auf meiner Zunge, nie in meinem Herzen", iſt ein wahrhaftiges Bekenntniß, das er einige Jahre ſpäter der Kalb machte. Das erſte

bedeutende Werk, in welchem sich Vorzüge und Mängel bereits recht deutlich ausprägen, ist leider unvollendet geblieben. Er nannte es unsichtbare Loge, wegen einer Geheimgesellschaft, die im letzten Theile auftreten sollte. Verborgenen menschenfreundlichen Verbindungen die Drähte in die Hand zu geben, an welchen des Helden Schicksal hängt, eine menschliche Vorsehung hinter den Coulissen aufzustellen, war im Geschmacke der Zeit; auch Göthe hat ja seinen Wilhelm an solche Fäden geknüpft und Schikaneder seinen Tamino. Ein zweiter Titel des Buches war Mumien, ein Titel, den es nicht durch seine Dauer, sondern durch sein ägyptisches Predigen der Sterblichkeit verdienen sollte. „Ueberall werden nemlich im Werke die Bilder des irdischen Vorüberfliegens und Verstäubens wie ägyptische Mumien und griechische Kunstskelete unter den Lustbarkeiten und Gastmahlen aufgestellt.“ Gerade die Jugend dichtet und liest nichts lieber als Nachtgedanken; sie kennt das Grab nur als Blumenhügel, nicht als feuchte Moderhöhle, und bei dem ewige Pochen ihres rastlosen Hammerwerks von körperlichen und geistigen Kräften läßt ihr schon die Freude am Kontraste den ruhigen Schlummer unterm grünen Rasen als süß und poetisch erscheinen. „Die Schlußmumie, verheißt der Dichter noch 1821, soll nachgeschickt werden, wenn nicht den Mumienvater vorher das Schicksal zur großen Mumie macht.“

Jean Paul war mitten im ersten Erziehungseifer in Schwarzenbach, als er seinen Roman begann; kein Wunder, daß seine Phantasie mit pädagogischen Fragen spielte. Wie müßte ein Kind Erde und Himmel anschauen, wenn es beides nicht von Anbeginn, da durch Gewohnheit der Eindruck sich abstumpft, sondern nachdem es bereits zu einiger Reife gekommen, plötzlich mit einem Male kennen lernte? Wenn man einen Knaben in einer Höhle aufwachsen ließe und ihm die Meinung beibrächte, diese Höhle sei die Erde, und man öffnete ihm dann den Zugang zu unserer Welt, im Sommer zur Blüthenzeit, wenn sanfte Lüfte wehen und Wohlgerüche durch die Zweige ziehen, wenn die Vögel lustige Weisen schmettern und die Wolken in Gold und Purpur am blauen Himmel

hängen, da müßte ihm ja wol unſer Aufenthalt als ein Paradies erſcheinen. Der Dichter macht dieſe Probe; er läßt ſeinen Guſtav, bis er acht Jahre zählt, von einem Herrnhuter in einer Katakombe erziehen. Nur ein Pudel war ſein zweiter Genoſſe; denn der Hund darf bei Jean Paul, dem Hundefreund, nie fehlen. Der Lehrer, ſein Schutzengel, wie er ihn nannte, erzählte dem Zögling Beiſpiele von guten Menſchen und war ſelbſt gut, und ſo floß beiden ihr Leben ſanft wie eine Quelle davon. Und als nun der Tag nahte, der 1. Junius, Guſtavs Geburtstag, an welchem er heraufſteigen ſollte auf die göttliche Erde, da bereitete ihn der Genius vor auf ihren beiderſeitigen Tod, ließ ihn drei weiße Lilien finden, die Bilder des Todes, fachte durch ferne Waldhornklänge die Sehnſucht an in ſeinem Buſen, zeigte ihm durch eine Oeffnung die Mondſichel am Nachthimmel, und endlich vor Sonnenaufgang führt er unter Flötenklang ihn herauf, der nun ſcheu und entzückt durch die mächtig anſtürmenden Eindrücke ſich lange nicht zu finden weiß. Endlich nachdem er ſich erholt hat von dem ohnmächtigen Staunen, ſind die erſten zwei Seligen, die im Himmel ihm entgegengehen, ſeine Eltern. „O himmliſche Stunde! Die Sonne ſtrahlt, alle Thautropfen funkeln unter ihr, acht Freudenthränen fallen mit dem milderen Sonnenbilde nieder, und vier Menſchen ſtehen ſelig und gerührt auf einer Erde, die ſo weit vom Himmel liegt.“

Die wunderbare Naturſchilderung, in welcher der Dichter bei Beſchreibung dieſer Auferſtehung ſchwelgt, mußte ja wol alle gefühlvollen Herzen aufs mächtigſte hinreißen. Da öffnet er die Augen den Blinden, daß ſie ſehen und in trunkener Dankbarkeit ſich an die Bruſt der Natur werfen, deren göttliche Schönheit ſie bisher, kalt und ſchläfrig, nicht einmal geahnt hatten. Er war der erſte, welcher im Tone des Sehers und Beters die allenthalben auf uns eindringenden Reize der Schöpfung unſern blöden Sinnen enthüllt, die großen Reize, wenn das Sternenheer am Himmel leuchtet oder die bunten Wolken vorüberziehen, wenn der Wald rauſcht und das Aehrenfeld wogt, und die kleinen an jedem thaugetränkten Blümlein der Wieſe, an jedem Käfer in der Sommernacht. Die Natur

ist ihm ein Tempel, drinnen der Ewige wohnt, oder ein prächtiger gestickter Mantel Gottes; jede Blumenglocke ist ihm eine Betglocke; zur Zeit und Unzeit benützt er jeden Anlaß immer wieder seiner Begeisterung für die wunderbaren Schauspiele des Welttheaters Luft zu machen. Daher das Fußwandern und das nächtliche Schweifen seiner Helden, daher die vielen Parke und Gärten, deren keiner seiner Romane entrathen darf. So wenig er sich selbst den Romantikern beizählt, im Naturenthusiasmus ist er ihr Anführer. Schlagen wir dies Verdienst nicht gering an. Gefesselt an Beruf und Geschäft, zerstreut durch unwürdige und gehaltlose Genüsse, schleichen wir gesenkten Hauptes wie Lastträger oder wie grasende Herden durchs Leben. Immer wieder bedarf es eines Mahners, der uns zuruft: Bedenkt, o Menschen, wo ihr seid, welche Zauber euch umgeben, taucht eure fünf Sinne ein in das Heilbad, das euch gesund macht! Und erwägen wir nun weiter, wie die blasirte Gleichgiltigkeit gegen die Natur theils durch den Kirchenglauben, theils durch eine hochmüthige Wissenschaft unterstützt wurde, so müssen wir einem Dichter doppelt danken, daß er seiner eignen fortdauernden Entzückung allen Schmelz der Darstellung lieh, um sie auch in die Seele des Lesers zu senken.

Was freilich die unterirdische Erziehung Gustav auf die Dauer genützt haben soll, ist nicht wol abzusehen. Wird nicht die vom achten Jahr anfangende Gewohnheit auch ihm die Sinne abstumpfen, wie uns andern Erdensöhnen? Ja wenn man ihm die Natur nach kurzem Genuß wieder entziehen könnte, wie Kindern ihre Weihnachtsspielwaaren! Und ist die plötzliche Ueberraschung, gesetzt auch sie wäre bei einem achtjährigen Knaben so groß, wie der Dichter uns vormalt, nicht um die frühe Schule des Lebens, die fast jeder Knabe an Erwachsenen und Kameraden durchmacht, ist sie nicht um die versäumte Kräftigung der Nerven, ist sie nicht um die verscherzten Freuden der Kinderjahre zu theuer erkauft? Freilich Jean Paul selbst, der in fast klösterlicher Abgeschiedenheit aufgewachsene, träumerische, kann solch eine Erziehung im Gewächshaus erträglich finden. Beleuchtung fällt auf diesen Bildungsversuch auch

durch folgende Erwägung. Müde des Schulpedantismus und neuerungssüchtig, suchte man schon lange nach bessern Erziehungsmethoden; unzufrieden mit dem gegenwärtigen Geschlechte, warf man alle Hoffnung auf ein neues, wenn dieses nur abgesondert von der verderbten Welt heranwachsen und die edlen Keime in sich kräftigen könnte, ohne vom Laster der Erwachsenen anzufaulen. Solche Träume verfolgte noch Fichte mitten im Jammer poetischer Knechtung; wie sollte nicht ebenfalls ein Dichter sein pädagogisches Idealbild aufstellen dürfen? — Gustav ist nun auf der Oberwelt, sein Auge der offene Himmel, der Genius entfernt sich schweigend zu des Knaben unendlichem Schmerz. Man sollte freilich meinen, von jetzt an bedürfe der Neuling um so mehr eines Mentors, der ihm die Gefahren und Lockungen kennen und meiden lehrt. Doch die ernste Fortführung der Erziehung stockt. Der Knabe treibt sein Lamm mit des Pächters Tochter Regina den Hügel hinab, und die beiden Kinder lieben sich, wie einst der kleine Richter sein Bauernmädchen geliebt hatte.

Die erste Begebenheit, welche das träumerisch vegetirende Leben Gustavs unterbricht, ist eine Fahrt nach Scheerau, wo der Fürst seinem Vater, dem Rittmeister von Falkenberg, 15000 fl. schuldet. Unterwegs treffen sie im Wald auf ein Kind, Amandus, dem ein Weib die Augen zerschnitten, um das blinde Wesen beim Betteln zu mißbrauchen. Sie nehmen den Knaben in den Wagen, und es entwickelt sich nun zwischen beiden Kindern eine Freundschaft von unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Täglich liefen sie einander über vierzigmal in die Arme und herzten sich. Die Augenschnitte waren glücklicherweise nicht zum wirklichen Erblinden. Jean Paul hat eine große Vorliebe für Schilderung Augenleidender oder Blinder; vielleicht wol, weil ihm bei seiner Naturfreude der Mangel des Augenlichts am traurigsten erscheint. Mitunter ist die Musik, die er selbst schwärmerisch liebte, eine sanfte Trösterin dieser Leidenden.

Man stolpert bei Darstellung Jean Paul'scher Romane auf jedem Schritt. Denn eigentlich sollte ich nun wieder von Scheerau,

der Residenz, berichten, daß sie Kuhschnappel, Flachsenfingen und Haarhaar aufs genaueste gleicht, und daß er in satirischer Schilderung solcher karrikaturartiger Hofhaltungen unerschöpflich witzig ist. Der Dichter selbst, der in Scheerau einen Klavierlehrer macht, begleitet nun Gustav als Hofmeister auf sein Schloß Falkenberg, abermals ein häufig vorkommender Zug: er sucht seine Personen aus der Sphäre der Dichtung in die der Wirklichkeit zu versetzen, indem er sein Leben mit dem ihrigen verbindet. Bei der Heimfahrt wird der Vater toll über das Weinen des Knaben. „Ich sehe immer mehr, ruft er aus, daß mir ihn der Herrnhuter zu einer Milchsuppe eingerührt hat; und wenn Sie ihn nicht, Herr Hofmeister, ein bischen kernhaft machen, so wird einmal ein weinerlicher Soldat herauskommen, der kaum zu einem Feldprediger taugt; denn auch der muß manchmal sich auf einen Kernfluch verstehen."

Während der zweiten Decade „der menschlichen Flucht ins Grab," wie Jean Paul das Leben nennt, gewahren wir gar nichts von einer Weiterentwicklung des Helden; das Wichtigste ist, daß er an ihrem beiderseitigen Konfirmationstage seiner Regina den ersten und einzigen Kuß gibt. Mit zwanzig Jahren kommt er dann als Kadet nach Scheerau. Der zartfühlende junge Held mit seinem „feinen porzellanenen Leibe" gibt nicht den Anschein, als würde er große Thaten auf dem Felde der Ehre wagen. Und in der That wird er auch bald statt eines Kriegers Secretär des schöngeistigen Kadettenhausdirectors. Was sind nun die weitern Hebel, um ein Leben ohne Plan und Ziel, gleich dem Wilhelm Meisters, in Fluß zu bringen? Liebe und Freundschaft und der Konflikt zwischen beiden; Gustav könnte das Leben lassen für seinen leider an der Nervenschwindsucht kranken Amandus — ein Bild von Jean Pauls Busenfreund, den in Töpen an der Abzehrung gestorbenen Oerthel — und doch faßt er eine leidenschaftliche Liebe zu dessen platonischer Geliebten Beata, die zu schildern der Himmel dem Autor eine Zeit, und die zu lieben er ihm eine Ewigkeit geben sollte. „Beatens Empfindungen und Worte sind noch der reine

frische Schnee, wie er vom Himmel gefallen ist; noch kein Fußtritt und kein Alter hat diesen Glanz beschmutzt." Es gibt eine eifersüchtige Scene mit dem kranken Freunde, den die Entdeckung von Gustavs Neigung in die äußerste Leidenschaft bringt. „O der Mensch! ruft am Schlusse dieses Kapitels der Dichter, warum will dein so bald in Salz, Wasser und Erde zerbröckelndes Herz ein anderes zerbröckelndes Herz zerschlagen? — ach ehe du mit deiner aufgehobenen Todtenhand zuschlägst, fällt sie ab in den Gottesacker hin — ach ehe du dem feindlichen Busen die Wunde gegeben, liegt er um und fühlt sie nicht, und dein Haß ist todt oder auch du."

Solche Betrachtungen sind es vor allen, die uns heutzutage die Lectüre des großen Dichters verleiden. „Ohne Lächeln kommt der Mensch, ohne Lächeln geht er, drei fliegende Minuten war er froh." „Es gibt nichts Höheres als einen Menschen, der das Leben verachtet." Was sollen dergleichen melancholische Bemerkungen uns zum Glücke frommen? Das Schicksal streckt uns ohnehin seine kalte Würgerfaust oft genug entgegen; soll nun auch die Poesie als Rabe über Leichenfeldern krächzen? Fast alle Bücher Richters wimmeln von Kirchhofgedanken; seine hohen Menschen berühren kaum mit den Fußspitzen die Erde, und seine Helden und Heldinnen wühlen den Staub von den Gräbern auf. Immer tiefer gründet im Volke die Ueberzeugung, daß wir Kinder dieses Planeten, nicht bloß Gäste und Wandersleute sind; immer fester wird der Glaube, daß das Leben, welches uns umweht, ein göttliches Leben ist. Wir wollen uns den schönen Aufenthalt hienieden nicht weiter verunglimpfen lassen; wir verschmähen selbst den Trost für die Leiden unseres Daseins, wenn er genommen ist aus dessen Unbestand. Jean Paul ist sich in seinen spätern Jahren dieses Jugendfehlers, den er indeß nie ganz los wurde, gar wohl bewußt. „Die Poesie, sagt er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, soll mehr das Entstehen als das Vergehen zeigen und schaffen und mehr das Leben auf den Tod malen als das Gerippe auf das Leben. Aber die Jugend dichtet und genießt nichts lieber als Nachtgedanken." Ich glaube nicht zu

irren, wenn ich mir die heutige Jugend anders geartet denke; hat ja doch auch ſonſt das Träumen und Brüten einer brauchbarern und geſundern Richtung Platz gemacht; wie ſollte gerade der Jüngling mit der Wirthin ſchmollen, die ihn aufs freundlichſte zu Gaſte ladet, und hinweg über die bunte Zauberwieſe, den lichten Tanzplatz glücklicher Elfen, nach dem ſchwarzen Sumpf und Moder ſchauen, der unheimlich in der Ferne dampft? Die Jugend mag ſich heutzutage der Lebenskraft und Lebensluſt lieber anvertrauen als dem dumpfen Siechthum des Weltſchmerzes und unfruchtbare Gedanken lieber meiden als ſelbſtquäleriſch aufſuchen, und wenn ihr ſogar das größte Dichtergenie mit peinigenden Bildern zuſetzen will, eher ſagt ſie dieſem Poeten Lebewohl als ihrer Freudigkeit. Das „friſch, fromm, fröhlich, frei" der Turner hat durchgeſchlagen. Mit klarem Aug und frohem Herzen an die Arbeit! heißt es heute; warum den Lebensmuth künſtlich ertödten, den jeder in wirklichem Unglück bei tauſendfachen Gelegenheiten bedarf?

Wahrheit und Ueberzeugung geht mir vor Pietät, und bei aller ſonſtigen Verehrung meines Helden, deſſen Lob ich verkünde, muß es dennoch geſagt ſein: Ich kenne keinen mehr entnervenden, alles Kraftgefühl mehr auflöſenden Schriftſteller als Jean Paul iſt. Wie Opiumgenuß überreizt er erſt, um dann die Opfer, die ſich an ihm berauſcht, in ſchläfrige Apathie zu verſenken. Unter ſeinen mancherlei lähmenden Kräften aber iſt jene die ſtärkſte, welche mit dem Geſpenſte des Grabes bethört und verſteinert. Der Wunſch des Todes und der Blick über die Wolken ſoll die hohen Menſchen kennzeichnen; in der unſichtbaren Lage gehört dieſem Orden ein gewiſſer Ottomar an, ein düſterer mit kalter Lebensverachtung kokettirender Menſch, ferner der Genius oder herrnhutiſche Lehrer Guſtavs, dieſer ſelbſt, der jedoch bei all ſeinen trübſeligen Gefühlen ein recht girrender Schäfer bleibt, endlich ein Doktor Fenk, des Amandus Vater, der ſeine Weichheit hinter einer an Aerzten nicht ſeltenen etwas ſchroffen Außenſeite verbirgt.

Sie ſehen, wie ich ſchon angedeutet, es geht mir bei Behandlung meines Schriftſtellers wie dieſem ſelbſt: ich komme vor lauter

eingeſchalteten Extrablättern immer nicht weiter in der Geſchichte. Aber wie wollte man über Jean Paul reden mit Methode und Ordnung? Dieſer Schriftſteller iſt viel zu reich und zu bunt, als daß er ſich ſchematiſch dreſſiren ließe.

Die Liebe zwiſchen Guſtav und Beaten verräth ſich den Liebenden ſelbſt zuerſt im gemeinſamen Hinabſchauen auf zwei ſpielende Kinder, welche ihnen vormachen, was ſie ſelbſt zu thun zu blöde ſind; ſie wird ausgeſprochen und geſegnet vom ſterbenden Freund und endlich an deſſen Grabe, wo ſich in nächtlicher Einſamkeit ungeſucht beide zuſammenfinden, mit dem erſten Kuſſe beſiegelt. Sie ſind in ihren Gefühlen unausſprechlich ſelig. „Beata, auf der Erde kann kein Menſch dem andern ſagen, wie er ihn liebe," ſchreibt der entzückte Guſtav. Und gleichwol wird derſelbe überſchwängliche Liebhaber kurz darauf die leichte Beute einer Verführerin, der Reſidentin, indeß die ſtärkere Geliebte dem verſuchenden Fürſten zu widerſtehen weiß.

Dieſer Mangel an Treue und Standhaftigkeit iſt ein gemeinſamer Zug von Jean Pauls in weicher Geſammtliebe des ganzen Frauengeſchlechts ſchwelgenden jungen Männern, wie es eine nicht eben lobenswerthe Erſcheinung im Leben des Dichters war. Vor lauter Rührung, Sehnſucht und ſchmachtender Theilnahme an irgend einen Weh, welches ein weibliches Weſen befallen hat oder einer Kokette zum Vorwand dient, fallen ſie jedem Weib um den Hals, und die ſteht ihrem Herzen am nächſten, die ſie zuletzt geſehen haben. Und Guſtav, der Ausbund von Menſchen, der in der Höhle erzogene, mit überirdiſchen Gefühlen geſättigte Guſtav, was macht er nun weiter? Zerknirſcht faßt er den Entſchluß Beaten zu entſagen, weil er ihrer unwerth iſt. Ich kann mir keine größere Abgeſchmacktheit denken: weil er der Geliebten einmal untreu geweſen, will er ihr untreu ſein auf immer; doch nein, ſein Fehltritt hat ihn ja nur für dieſe Welt von ihr geſchieden. Im Jenſeits werde ihr ein hienieden gebrochenes, dort geheiligtes Herz zuerſt entgegengehen und an ſie ſinken und doch nicht an ſeiner Wonne ſterben, und er werde dann ſagen: „Nimm mich wieder, geliebte Seele, auch ich bin

ſelig"; „alle irdiſchen Wunden werden verſchwinden, der Zirkel der Ewigkeit wird ſie umfaſſen und verbinden. In ſolchem Tone ſchreibt er ihr einen langen Abſagebrief und peinigt ſie noch härter als ſich ſelbſt. Ein bürgerlich charakterfeſter Menſch hätte das Unrecht nicht begangen, ein verſtändig braver bereut und verſchwiegen, ein idealiſch aufrichtiger geſtanden und um Verzeihung gebeten; aber wer die Geliebte nun aufgibt, nicht aus Gleichgiltigkeit, ſondern im Gefühl ſeiner Werthloſigkeit, iſt ein Phantaſt.

Es iſt natürlich, daß das gequälte Mädchen, unfähig den Sturm entgegengeſetzter Gefühle zu ertragen, anfängt zu kränkeln, und wenn nun im nächſten Sommer in Lilienbad die beiden Liebenden nach einem Gewitter ſich wieder finden, und der Dichter ein großes Aufheben macht von dem rührenden Moment, in welchem Guſtav leiſe mit einem Tone, der ſo viel war wie eine gute That, fragte: Beata, und wie ſie das erröthende Angeſicht zur Erde wandte und tiefgerührt wieder aufſah und ihm die Thräne zeigte, die zu ihm ſagte: Ich will dir vergeben; ſo finden wir auf Seite des liebenden Mädchens das Vergeben ganz ſelbſtverſtändlich, weil ihr Haß ſicherlich gleich Anfangs nur auf die Reſidentin gefallen war; dagegen bleibt Guſtav trotz der erlangten Verzeihung in unſeren Augen für immer degradirt und mit einem unauslöſchlichen Makel behaftet. Später erfahren wir von ihm weiter, daß er mit jenem Ottomar ſich verreiſt hat und feſtgeſetzt worden. Da wäre wahrſcheinlich die Wirkung des Geheimbundes eingetreten; auf welche Weiſe aber der unerquickliche Roman zu Ende geſponnen werden ſollte, bleibt ungewiß.

Wollte man das immerhin Epoche machende Werk realiſtiſch zergliedern und ſeinen Werth einſeitig nach der Bedeutung der darin vorkommenden Handlungen und Charaktere abſchätzen, ſo käme man zu einem höchſt wunderlichen Ergebniß. Wir haben hier einen ſchmachtenden Helden, der gar nichts thut als eine Schlechtigkeit, und außer der etwas ſtärkern Heldin eine Menge Perſonen, deren Thun und Leiden mit keiner Haupthandlung in Verbindung ſteht. Was ſoll uns der ſchwindſüchtige Amandus, über deſſen endliches

Abſcheiden wir froh, weil ſatt ſind der lang empfundenen Qualen? Was ſoll uns Doktor Fenk und ſein Freund Ottomar, die der Dichter mit einem gewiſſen Anſpruch auf unſere geſteigerte Hochachtung auftreten läßt? Was ſoll uns der hanswurſtartige Profeſſor Hoppedizel, und der Legationsrath Oeſel, der Poetaſter? Aber weder dieſer noch irgend ein Roman Jean Pauls verträgt eine Kritik dieſer zerſetzenden Art; die Handlung beſteht überall in einem planloſen Geſchehen von tauſenderlei Kleinigkeiten; die Charaktere ſind faſt lauter Karrikaturen von Tugend, Laſter, Abgeſchmacktheit, Laune, Caprice, Humor, Gefühl oder Blaſirtheit; es iſt, als hätte er einen beſondern Werth daraufgeſetzt eine Muſterkarte aller nur möglichen Narren zuſammenzubringen, und ſicherlich ging er darauf aus bei Zeichnung ſeiner ſpaßhaften und gewöhnlichen Leute; aber nun haben auch ſeine großen Menſchen, für welche er unſere Verehrung heiſcht, einen geſpreizten Weisheitsdünkel, eine krankhafte Empfindſamkeit, einen erzwungenen Witz, kurz irgend eine der ſonſt löblichen Eigenſchaften in einem für nüchterne Leſer unausſtehlichen Uebermaß.

Und doch bleibt Jean Paul bei allen gerügten Fehlern, die uns im Verlaufe meiner Darſtellung noch näher treten werden, einer der größten Dichter, nicht bloß der deutſchen, ſondern aller Nationen. Seine koloſſalen Verirrungen fließen aus ſeiner Kraftfülle: ſeiner gewaltigen Phantaſie, ſeiner mächtigen Empfindung, ſeiner unerſchöpflichen Gedankenmaſſe, ſeinem kecken Humor, kurz aus lauter poſitiven Qualitäten, die den Dichter bedingen, und denen nur eine fehlte: das plaſtiſche Geſtaltungsvermögen, der Sinn für Maß und Ordnung. Indem dieſes Korrektiv den ſchöpferiſchen Kräften nirgends die Wage hielt, gingen die wilden Roſſe der Einbildungskraft und des Herzens mit dem Dichter durch in halsbrecheriſchen Fahrten, über die ſein funkenſprühender Witz zwar ſelbſt ſcherzte und lachte, wobei jedoch der Zuſchauer die Beſinnung verliert.

Den ſeligen Uebertritt in die „unſichtbare Loge" machte er im Dezember 1790 durch das „noch etwas honigſaure" Leben des

Schulmeisterlein Wuz, wie er sich ausdrückt; eine kleine humoristische Idylle, welche sich von jeher der unbestrittenen Gunst der Lesewelt erfreut hat. Ich weiß nicht, warum er es honigsauer nennt: uns will es schmecken wie reinster Kandis. Es ist sein erster Versuch das Glück in der Beschränktheit zu malen, ein Genre, in welchem er unter den vaterländischen Schriftstellern wahrhaft groß und einzig dasteht. Wuz gehörte unter die glücklichen Menschen, die sich aus allen Gaben des Schicksals eine süße Freude auskernen. Schon als Alumnus in Scheerau freute er sich den ganzen Tag auf oder über etwas. Vor dem Aufstehen, sagt' er, freu' ich mich auf das Frühstück, den ganzen Vormittag auf's Mittagessen, zur Vesperzeit auf's Vesperbrod und Abends auf's Nachtessen, und so hat der Alumnus Wuz sich stets auf etwas zu spitzen. Trank er tief, so sagt' er: Das hat meinem Wuz geschmeckt, und strich sich den Magen. Nieste er, so sagte er: Helf dir Gott, Wuz." Er verliebte sich in alles, was wie eine Frau aussah, und war nur froh, daß er verliebt war — kurz er kehrte von allem die gute Seite heraus und war der zufriedenste aller Menschen. Ein Hauptstück seines Glückes aber bildete seine Schreibseligkeit; er kaufte bloß die Meßkataloge und schrieb sich all die Werke selbst, zu denen er hier die Titel fand — eine Erfindung im barockſten Geschmack, durch welche er seinen Wuz zum Candidaten des Tollhauses stempelt, während er die Schreibelust im allgemeinen und den genüglich heitern Sinn der eigenen Person entnimmt.

Von diesem Schulmeisterlein als Anhang begleitet, trat Jean Pauls Erstlingsroman in die Welt, ohne vorerst noch viel Lärm zu machen; die Schreibart war den Leuten zu unverdaulich; es ging den Gebildeten hier wie weiland mit Kants „Kritik der reinen Vernunft" den Gelehrten. Jean Paul selbst aber hält noch im Jahre 1800 die „Mumien" für sein bestes Buch, wie er an Josephine schreibt, weil das Morgenroth und der Morgenthau der ersten Empfindung auf ihren Blättern liege. Aber mit dem zweiten Werk, das er bereits 1792 begann, noch ehe das erste gedruckt war, und mit einer Vorrede voll Frühlingshoffnung an seinem Geburtstag

1794 entließ, brach ſich die Sonne gewaltſam Bahn durch die tiefen Wolken; der arme Höfer Literat ward von da Schoßkind aller Warmfühlenden und Geiſtreichen. Hesperus oder fünfundvierzig Hundspoſttage, eine Lebensbeſchreibung, wurde in Schwarzenbach in der ſorgenfreien Lage des Hofmeiſterſtandes begonnen und geendigt. Wäre das Bild nicht verbraucht, ſo könnte man wol ſagen, er habe dieſe Geſchichte mit ſeinem Herzblute geſchrieben. An Emanuel berichtet er am 5. Mai 1795, noch in der Erinnerung glücklich, er ſei unter der Erſchaffung der erträglichern Stellen darin faſt an Entzückungen geſtorben; in den „Palingeneſien“ verſichert er, die Darſtellung hoher Menſchen wie Emanuel, Victor, Klotilde ſeien durchlebte warme Blüthenzeiten der Seele, ach die niemals wiederkämen, ſo wenig wie die erſte Liebe oder der Jugend Silberblick oder irgend eine Begeiſterung, und noch in der Vorrede zur dritten Auflage am 1. Jan. 1819 erklärt er zurückſchauend auf jene Schöpfungstage, dieſer Abendſtern ſei früher der Morgenſtern ſeiner ganzen Seele geweſen. Darum ſpricht er auch in der Widmung an Otto die Hoffnung aus: „Dieſen Hesperus, der als Morgenſtern über meinem friſchen Lebensmorgen ſteht, kannſt du noch anſchauen, wenn mein Erdentag vorüber iſt; dann iſt er ein ſtiller Abendſtern für ſtille Menſchen, bis er auch hinter ſeinem Hügel untergeht.“ Ein Stern voll Jugendträume, von denen die junge Welt gegen den Ablauf des Jahrhunderts hin voll war! „Unendliche Vorſicht, heißt es am Schluß der Vorrede, du wirſt Tag werden laſſen; aber noch ſtreitet die zwölfte Stunde der Nacht. Die Raubvögel ziehen, die Geſpenſter poltern, die Todten gaukeln, die Lebendigen träumen.“ Es weht durch die Schriften der jungen Autoren, welche an ſich ſelbſt die Aufgabe ſtellen für den Bau des neuen Jahrhunderts einen beſſern Grund zu legen, eine belebende Morgenfriſche, eine ſiegbewußte Keckheit, eine geniale Ungebundenheit, die freilich nicht immer ein Zeichen von Geſundheit iſt, aber ihren Trägern und Freunden wenigſtens als ſolche vorkommt, und zugleich eine Gefühlsſchwärmerei, in welche wir nüchterne Alltagsmenſchen uns kaum mehr hineinzudenken vermögen. Jean Paul iſt

fast ein Jahrzehent älter als alle Romantiker, und die entschiedene Festigkeit, mit der er sein Leben lang sich auf gewisse Grundpfeiler der Menschheit stützte, widerstrebte der neuen Schule, die mit allen Grundsätzen nur ein poetisches Spiel trieb. Aber der deistische Verfechter der natürlichen Religion, der für Gott und Unsterblichkeit glühte, ohne sich den Dogmen des Christenthums zu fügen, der enthusiastische Freund bürgerlicher Freiheit, welchen das Herz mehr zu den Gedrückten und Gebeugten als zu der salonmäßigen Gesellschaft zog, die ihm ihre Gunst entgegenbrachte, war gleichwol mit allen den Haupteigenschaften ausgestattet, die man für die Romantiker charakteristisch findet. Von seiner Naturbegeisterung habe ich bereits gesprochen. Aber zweitens geht er ihnen auch mit jener wunderlichen Mischung von Ernst und Scherz, von Melancholie und Ausgelassenheit, von Gefühl und Laune als Muster und Beispiel voran; er ist ein Humorist, und Humor wurde bald die Parole des Tages. Humor mußte den Stoff beherrschen: das Große und Erhabene steht unvermittelt neben dem Geringfügigen und Lächerlichen; Humor durchzog die Lebensanschauung: das Erdendasein, das gewöhnlichen Menschen so wichtig scheint, wird aufgelöst in eine Reihe nichtiger Momente. „Ich ärgere mich, sagt er, wenn die Menschen mit dem Namen Kleinigkeiten schelten. Was habt ihr denn anders? Ist nicht das ganze Leben — bloß seine erste und und seine letzte Minute ausgenommen — daraus gesponnen, und kann man nicht alles Wichtige in einen zusammengedrehten Strang von mehrern Bagatellen zerzausen?“ Humor mußte die Darstellung durchdringen, wir mögen nun das Häufen auffallender Bilder, Wortspiele und Vergleiche, oder das Einstreuen obscurer Gelehrsamkeit, oder das unziemliche Unterbrechen der Erzählung mit fremdartigen Betrachtungen, ja selbst die seltsamen Kapitelbezeichnungen oder auch die Titel der Werke ins Auge fassen. Nehmen wir gleich das Wort „Hesperus“; nun das klingt so sanft, so trostreich, so beruhigend; dazu ist ja derselbe Stern auch der heitere Bote des Morgens; das Buch also für fröhlich aufstrebende wie für abgemühte stille Seelen eine hoffnungsreiche Freude und ein

erquickendes Labſal. Aber daran hängt nun gleich als Gegengewicht: „oder 45 Hundspoſttage", daß die Schwärmerei für den freundlichen Stern nicht zu hoch ſteige. Was ſind Hundspoſttage? — oder wie er ſpäter immer ſchrieb Hundpoſttage, nach ſeiner Marotte alle s in der Mitte zuſammengeſetzter Wörter zu tilgen — Er ſei auf der Inſel St. Johannis, fabelt er, die zu Scheerau gehöre — denn er ſchlingt gern einen Roman in den andern hinein — Abends auf und abgegangen; da ſei ein Hund, eine Kürbisflaſche am Hals, zu ihm über den Ocean geſchwommen. In der Flaſche ſeien eine Menge Papiere geweſen nebſt einer Zuſchrift von einem Herrn Knef, d. i. Fenk aus der unſichtbaren Loge, welcher ihn aufforderte Kapitelweiſe, wie der Hund das Material ihm zubringen würde, das Leben des in dieſen Briefſchaften vorkommenden Helden zu ſchreiben. So habe er gethan, bis mit der dreiundvierzigſten Hundepoſt die Papiere zu Ende geweſen ſeien, worauf er dann das Folgende noch ohne Hund und durch ein ſeltſames Abenteuer zu Ende gebracht. Welche barocke Erfindung, zum bloßen Spaß! Aber dergleichen Wunderlichkeiten lagen damals in der Luft und galten für genial. Ich erinnere nur an den „geſtiefelten Kater" und den „Prinzen Zerbino" von Tieck, die Jean Paul überbieten. — Doch wohlan, erſcheine endlich auf dem Schauplatz deiner Thaten, mein Horion, oder Victor, oder Sebaſtian, du leibhaftiges Abbild des Schriftſtellers, der ſeine innerſte von Gefühlen wogende, von Witzfunken ſprühende Seele in die deinige ergoſſen hat! Victor hatte einen philoſophiſchen Geiſt, eine dichteriſche, im Naturgenuß immer neu aufblühende, mit großen Flügelſchlägen hin und her ſchwebende Phantaſie, die bald aufſtieg und über Dunſt und Wolken der Erde ſich im reinen Aether badete, bald wieder ſich träumeriſch anheftete an das Kleinſte und Kinderfreuden genoß. Seine Seele war gebildet durch Wiſſenſchaften; jedoch über den todten Kram der Gelehrten ſchaltete ſelbſtherrlich ſeine nie verſiegende Laune. Humoriſtiſch und empfindſam je nach Stimmung und Umſtänden, war er der weichſte, gutartigſte Menſch, in deſſen Genialität aber nicht jedermann ſich finden kann.

Dieſer Victor, eines Lords angeblicher Sohn, war Mediciner geworden, damit er nach des Vaters Wunſch als Leibarzt auf den Fürſten von Flachſenfingen einen günſtigen Einfluß übe. Denn der alte Herr, obwol ſelbſt unglücklich, denkt doch menſchenfreundlich genug, um gern das Glück von Tauſenden zu fördern. Von der Einwirkung Victors auf den Fürſten wird man freilich im Verlauf der Geſchichte faſt ſo wenig gewahr, als von der Ausübung ſeiner Wiſſenſchaft; es geht ihm wie Guſtav, dem der Gedanke an ſeine Beſtimmung unter ſeinen Schwärmereien gleichfalls abhanden kommt. Indeß am Fürſten Januarius iſt auch nicht viel zu beſſern. Von Schwelgerei kränkelnd, von Liederlichkeit blaſirt, vollbringt der an ſich gute Mann, obſchon neuvermählt mit einer reizenden italieniſchen Prinzeſſin, ein freudloſes Leben in mattherziger Gleichgiltigkeit, eine Copie der Fürſten nach der Schablone, die in verſchiedenen Kleinſtaaten Jean Pauls ihre Völker mehr mit Nachkommen als mit heilſamen Geſetzen ſegnen. Die gekrönten Häupter brauchen ſich bei unſerem Dichter für ſeine Malereien ihrer hohen Perſonen nicht zu bedanken; eher noch mitunter ihre Gattinen, auf welche, als auf die vernachläſſigten, duldenden, bei allem Prunk doch in der Seele verarmten Opfer der Politik, vom Autor und Leſer manch ſchöner Strahl des Mitleids fällt.

Doch ich komme zurück zu unſerem Victor. Für den reichbegabten, von Lebenskraft ſprudelnden Jüngling blüht auch die feinſte, lieblichſte, tugendhafteſte Jungfrau. Klotilde, des geſtürzten Kammerherrn le Baut einzige Tochter von der erſten Frau, der Nichte des Lords, kehrte eben aus dem Fräuleinſtifte Maienthal zu ihrem Vater zurück. Sie war ein ſeltenes, ideal ſchönes Weſen von majeſtätiſcher Geſtalt mit ſtillen, hellen, blauen Augen, die nichts außer ſich ſuchten, von britiſchem Ernſt, und ihre harmoniſche denkende Seele ſchien ſie zu erheben über die Rechte der Liebe. Zwar hat Victor eine ſo verbindliche Art im Umgang mit Frauen, daß ſeine Achtung allemal wie eine Liebeserklärung ausſah, und daß er die meiſten Weiber auf die Meinung brachte, er liebe ſie; allein beim erſten Aufblühen einer wahren Liebe war er ſo ſcheu zurück-

haltend, als Klotilde es war, um ihren Antheil an seiner Person zu verbergen. Zwei schöne Seelen entdecken ihre Verwandtschaft am ersten an der gleichen Liebe, die sie an eine dritte bindet. Klotilde hängt mit zärtlichem Feuer und mit kindlicher Dankbarkeit an ihrem Lehrer Emanuel. Die veredelte Seele dieses seltenen Mannes lebt in einem zerknickten Körper, der schon tief ins Grab einhängt. Er ist aus Ostindien, geht in weißen Kleidern, läßt sich mit Flötenspiel einschläfern und wecken, genießt keine Hülsenfrüchte und Thiere und wandelt oft die halbe Nacht unter den Sternen. Er ist allein; an seiner Brust sind große Freunde gewesen; aber alles ist ihm unter die Erde gegangen; darum will auch er sich darunter verhüllen und glaubt, daß er nach einem Jahr in der Johannismitternacht sterben werde. Er hält die zwei großen Wahrheiten, Gott und Unsterblichkeit, die wie zwei Säulen das Universum tragen, fest an seinem Herzen. Keine drohende Rechtgläubigkeit, sondern die indische Blumenlehre hatte ihn erzogen; darum war er auch bei seinem siechen, hinfälligen Körper so selig.

Die Liebe zu diesem Emanuel, der, wie sich allmählich zeigt, dieselbe Person ist mit Victors Lehrer Dahore, eint die Seelen des Jünglings und der Jungfrau, als noch lange sich kein Geständniß über ihre Lippen stiehlt; und die mancherlei Schwierigkeiten, welche die schüchterne Liebe zu bekämpfen hat, bis sie in lichter Glorie aufstrahlt, sind der Hauptinhalt dieser sogenannten Lebensbeschreibung. Da ist fürs erste gleich sein Busenfreund Flamin, den man für den Sohn des Kaplans Eymann in S. Läne hält, ein junger Mann von ritterlichem Sinn und stürmischen Leidenschaften, der stille Anbeter der sanften Klotilde, Flamin, ein Jurist und sonst nüchterner Mensch, der nichts so wenig ausstehen konnte als Poeten, Philosophen, Hofleute und Enthusiasten, einen ausgenommen, der alles das auf einmal war, seinen Sebastian Victor. Eine Zeit lang wiederholt sich in der Seele des letztern der Kampf zwischen Liebe und Freundschaft, den uns schon die „Wunnen" vorführten, bis er das Klotilden schon länger bekannte Geheimniß erfährt, daß Flamin des Fürsten natürlicher Sohn und mutterseits

ihr Bruder sei. Nun soll er aber — so will es der Lord — diese Thatsache Flamin nicht eher entdecken als eine Stunde vor seinem eigenen Tode. Warum? fragen wir vergebens. So hätte wenigstens Klotilde, die gleichfalls darum wußte, Mittel finden können, es jenem zu offenbaren. Aber der gute Flamin wird zwischen freundschaftlicher Entsagung und glühender Eifersucht, die ihn sogar zur Beschimpfung des Freundes und zum Pistolenduell treibt, fast bis ans Ende fortgeschleppt und gefoltert. Victor dagegen zweifelt, auf ein Wort Flamins hin, an Klotildens Liebe. Ja er nimmt in seiner phantastischen Art die Verschmähung für gewiß an und stürzt sich in einen Strom von Lustbarkeiten, um unter denselben seine eigenen Seufzer nicht zu hören. Da liebelt er mit der Ministerstochter und streitet sich mit ihr in die Liebe hinein; da war zuletzt in Flachsenfingen keine Dame mehr, der er nicht die Hand geküßt hatte, und es gefiel ihm in seinem Schmerz, daß er durch Herumflattern immer galanter und kälter gegen weibliche Personen wurde. Da kommt er sogar mit der augenkranken reizenden Fürstin in eine so verführerische Berührung, daß der an die Sterblichkeit mahnende Ruf des Nachtwächters ihm bei der Tugendprobe helfen muß. Dabei sieht er Klotilde von Gram verbleichen und kränkeln, und dennoch offenbart er in blödem Wahne sein Herz nicht.

Seinen Flamin, das weiß er, kann sie nicht lieben, weil sie ihn als Bruder kennt; so liebt sie wol den blinden Julius. Dieser schöne sanfte Jüngling, der seit dem zwölften Jahre das Augenlicht verloren, lebte im Hause Emanuels in Maienthal und erheiterte sich und dem ehrwürdigen Lehrer die Stunden vielfach durch Flötenspiel. Er galt für den Sohn des Pfarrers Eymann. Klotilde besuchte gern den Ort ihrer Erziehung. Der Blinde hatte Victor erzählt von einem Engel, der oft zu ihm gekommen sei. Gewiß war dieser Engel Klotilde.

Zwar seinem Emanuel hatte Victor die Liebe zu diesem himmlischen Wesen bekannt, aber weder deren Aeltern noch ihr selbst beim Abschied von S. Lüne etwas merken lassen; wie er nun als Leibmedicus mehr Damen die Cur macht als Patienten curirt, und Klo-

tilden faſt nur dazu die Stelle einer Hofdame verſchafft zu haben ſcheint, daß ſie ſeine Flatterhaftigkeit aus der Nähe betrachte, ſo muß die zarte Jungfrau natürlich immer mehr erblaſſen. Sie begibt ſich zur Stärkung ihrer Geſundheit nach S. Lüne und Maienthal. Wo treib' ich am Hof, ruft der Dichter aus, wieder einen weiblichen Charakter auf, der wie ihrer heilige und feine Sitten verbindet, Tugend und Ton?

Auch Victor wandert hierüber nach S. Lüne, das Oſterfeſt im Pfarrhauſe zu feiern. Er trifft zuſammen mit dem bleichen Mädchen. Da wird er nun endlich die Gelegenheit aufſuchen ſich ihrer Liebe zu verſichern? „Wenn ſie fort iſt . . . nein, aber wenn ſie todt iſt, dann wein' ich unverhüllt, ſpricht er bei ſich ſelbſt, und ſage allen Menſchen frei heraus, daß ich ſie geliebt habe.“ Statt der Marter durch ein einziges Wörtlein ein Ende zu machen, hält er beim Punſch einen Leichenſermon auf ſich ſelbſt.

So verfolgt uns eine Quälerei nach der andern, ſo oft Victor mit ſeinen hochfliegenden Gedanken und Empfindungen auftritt. Der Dichter peitſcht uns mit doppelten Ruthen; nicht bloß Emanuel, der ſchwindſüchtige Indier, iſt ein hoher Menſch, auch deſſen Zögling, der Haupthelb, glaubt die Erde und das Menſchenleben nicht genug verachten zu können. „Nur deine zweite Welt, hatte ihm der Lehrer geſchrieben, fülle dieſes Haupt und dieſes Herz aus — und die kleine dunkle Erde befriedig' es nie!“ Beſonnener und beſcheidener hatte freilich Emanuel auch die Frage aufgeworfen: „Darfſt du die Erde, dieſen Vorhimmel, verachten, den der Ewige gewürdigt unter dem lichten Heer ſeiner Welten mitzugehen?“ Dieſem ſtillergebenen Weiſen war bei aller Gleichgiltigkeit gegen ſeine auslöſchenden Tage die Erde doch ein geliebter Ort, eine ſchöne Wieſe zu unſern erſten Kinderſpielen. Aber der ſchwärmeriſche Victor treibt die Sehnſucht nach dem Himmel zur Leidenſchaft und verſenkt ſich ſelbſtquäleriſch in die immer wiederkehrende Betrachtung der Nichtigkeit alles deſſen, was den Menſchen wichtig dünkt: er fand es faſt lächerlich, auf der Erde ernſthaft zu ſein, und zu gering, ſtolz auszuſehen; nicht bloß daß ſich ſeine Seele weit über die Hofkleinigkeiten erhob, ſogar das

Bewegen der Menschen beim Tanz stellte ihm gewöhnlich ihr Vorüberflattern, ihr Fliehen in die Gräber dar. Man sollte ihn bei seiner hypochondrischen Anlage zu feuriger Liebe gar nicht für fähig halten.

Endlich unter vielen Thränen kommt er bei nächtlicher Heimfahrt von einem fürstlichen Balle denn doch zu der lange verzögerten Erklärung, und Klotilde, die ihn längst im Stillen geliebt, hat nur die einzige Bitte ihres eifersüchtigen Bruders wegen sie in Maienthal nicht zu sehen. Warum trifft sie noch keine Anstalt den armen Flamin aufzuklären? Die Sehnsucht läßt indeß Victor zu Hause nicht ruhen; am Vorabende vor Pfingsten in einer wunderschönen Sommernacht, welche der Dichter wieder mit aller Glut seiner Naturfarben ausmalt, stürmt er hinüber; er erwirkt sich durch einen Brief von Emanuel die Erlaubniß zu erscheinen; er sieht Klotilde am Pfingstmorgen aus der Ferne, wie sie mit den Stiftsfräulein das Abendmahl genießt: „Himmelsfrieden trinke, ruft er bei sich, aus dem Ordenskelche des großen Menschen, unter dessen Gedanken keine Wolke und kein Seufzer war!“ Er will sie am heiligen Tage nicht stören und schleicht zurück nach dem Haus Emanuels. Er findet den blinden Julius im Grase liegen, mit einem blühenden Kirschzweig in der Hand, wobei er sich am Summen der Bienen erfreut. Victor umschlang ihn und vergaß in der Entzückung seinen Namen zu nennen. „Bist du mein Engel?“ sagte der Blinde. „Ich bin nur dein Victor“; und wie sie nun weitergehend einander einmal um das andere umarmen, trifft sie gerührt Emanuel und sagt beide umschlingend: „O ihr guten Jünglinge, bleibet immer so und weinet fort in eurer seligen Liebe!“ Am Abende finden sie die Geliebte im Blumengebüsch, wie sie aufgelöst in Freudenthränen seiner gedachte. Emanuel sah beide, Victor und Klotilde, mit einer namenlosen Wonne an: „Seid ihr denn jetzt nicht recht glücklich, ihr Guten? liebt ihr euch denn jetzt nicht recht unaussprechlich?“ fragte er mit der Mitfreude eines Engels.

Die Pfingsttage in Maienthal, auf deren Beschreibung der Dichter alles Feuer und allen Schmelz seiner Darstellung verwendet, enthalten eine Fülle lieblichster Kleinmalerei, die sich ohne Weitläu-

figkeit gar nicht andeuten läßt. Ich erwähne nur im Vorübergehen die Bauernkinder, die am Morgen des zweiten Pfingstfeiertags zum Abendmahl gehen, ein eingepfarrter kleiner Kopf um den andern, der seine zwölf Jahre sammt eben so viel Herculesarbeiten des Gedächtnisses zum h. Abendmahl trug. Er wünscht ihnen im Stillen eine recht lange Predigt, damit sie den schönen Anzug länger anbehalten können. Der Glanzpunkt aller Schilderungen ist aber der Liebenden seliges Umarmen in der Blüthenlaube vor Untergang der scheidenden Sonne. Jeder, der den süßen Liebestraum einmal geträumt und in das nüchterne Wachen noch die warme Nachempfindung davon herübergebracht hat, steht hier gerührt still, und wenn ihm auch vom alternden Auge keine Thräne mehr rinnt, so zieht es doch sanft durch sein Herz wie Frühlingswonne. Doch die Tage paradiesischen Glücks enden mit dem Mißton eines Pistolenduells; schwarze Gewitternacht verdunkelt die Freundschaft, und Emanuels immer näher rückende Sterbestunde trübt die Liebesfreude mit banger Erwartung.

Victor geht an Johanni nach Maienthal, Emanuel beizustehen in seiner Sterbestunde. Das Siechthum eines abzehrenden Menschen zu schildern ist eine trostlose Aufgabe. Jean Paul schmückt sein Todesopfer mit allem Glanze, den widerlichen Anblick zu verdecken: mit sittlicher Größe, frommer Ergebung, erhabener Weisheit und Lebensverachtung; aber je höher diese Seele denkt und je tiefer sie empfindet, desto schmerzlicher wird dem Leser ihr drohendes, nahendes und endlich, nach einem fürchterlichen scheinbaren Sterben, ihr wirkliches Abscheiden. Im Wahnsinn des Todes hat es Emanuel noch herausgesagt, daß der blinde Julius der Sohn des Lords, Victor dagegen der des Pfarrers Eymann ist.

Ein neues, uns heutzutage kaum mehr begreifliches Hinderniß an der Verbindung der Liebenden. An solchen unbrauchbar gewordenen Motiven gewahrt man den demokratischen Fortschritt der europäischen Menschheit. Der Standesunterschied zwischen sich und seiner Braut erscheint Victor eine unübersteigliche Mauer und Entsagung von seiner Seite für alle Fälle geboten. Ich übergehe alle Zwischenfälle, die sich im Verlauf der Erzählung wieder lösen. Victor ist

beschäftigt mit Mordgedanken, um für die Geliebte zu sterben und seinen Flamin über dessen Abkunft belehren zu können; endlich sieht er ein, daß es noch edler ist für eine Mutter zu leben. Flamin erfährt den Sachverhalt von anderer Seite, Klotilde hat schon lang um das Geheimniß von Victors Aeltern gewußt, und eine erneute Verlobung beschließt die Geschichte.

Ich habe geflissentlich von allen Episoden und zahlreichen Nebenpersonen Umgang genommen, welche den Weg der Liebenden durchkreuzen und ihr Bild mit Arabesken verzieren, von schlechtem, lächerlichem, verkümmertem und unbedeutendem Menschenvolk. Denn dieser Roman gleicht wie manche andere Geschichten Jean Pauls einem mittelalterlichen Dome, der viele Anbaue und Kapellen, aber auch viele wunderliche mit der Gesammtidee nicht zusammenhängende Steinhauerarbeit trägt, in welcher der Künstler lediglich seinen Humor ausmeiselte. Es gibt kein Lebensgemälde Richters ohne da und dort angebrachte höchst ergötzliche Karrikaturen. Ich erwähne aus dem Hesperus nur beispielshalber den keifenden Pfarrer Eymann, Victors leiblichen Vater. Gleich beim ersten Auftreten fährt der Kaplan im Hause herum, weil er unmittelbar vor der Wochenbetstunde die Puderquaste und die Bibel nicht findet. Die Puderquaste war unter dem Käppchen auf seinem Kopf, mit der Bibel, die er als Falle aufgestellt, hatte er eine Maus erschlagen; ein andermal geht er, die Mäuse zu vertreiben, bei Nacht mit der Trommel im Haus herum; wiederum kommt er in die Küche, zu sehen, ob der vierpfündige Karpfen gut ausgeweidet und geschwänzt wird; nun läßt er seine Katechumenen nicht los, bis er mit Bitten und Schelten einem Mädchen von einer Einöde den Bind- und Lösschlüssel erklärt hat. „Der Kaplan hatte seinen Kopf darauf gesetzt auf die Erhellung des ihrigen — er stellte ihr alles vor, was Eisenholz und Eisensteine gerührt hätte, sein heutiges Wiegenfest, die allgemeine versalzene Luft, die halbe Ueberschußstunde, um sie zu überreden, daß sie den Unterschied begriffe — sie that's nicht, sie sah ihn nicht ein — er ließ sich zu Bitten herab und sagte: Schatz, Lamm, Bestie, Beichttochter, faß' es, fleh' ich, — mache deinem

Seelenhirten die Freude und repetir' ihm den außerordentlichen Unterſchied zwiſchen Bind'= und Löſeſchlüſſel — mein ich's denn nicht redlich mit dir? Aber mein Pfarramt fordert es von mir, daß ich dich nicht wie ein Vieh, ohne einen Schlüſſel zu kennen, weglaſſe. — Ermanne dich nur, und ſprich mir Wort für Wort nach, theuer erkaufte Chriſtenbeſtie. — Das that ſie endlich, und da ſie fertig war, ſagt' er freudig: So gefällſt du deinem Lehrer, und merk' ferner auf. — Draußen rekapitulirte ſie es wieder, und ſie hatte alles gut gefaſſet, ausgenommen, daß ſie ſtatt der Bind= und Löſeſchlüſſel allemal vernommen hatte Bind= und Löſeſchüſſeln."

Ich will mich nicht weiter über ſolche komiſche oder halbkomiſche Figuren verbreiten, welche unſerem Dichter, ſo ergötzlich ſie ſind, doch ſchwerlich die ſtrahlenden Blicke ſeiner ſchönen Leſerinnen erobert hätten; denn die Satire, ſchreibt Klotilde mit Recht, ſcheint auch bloß für das ſtärkere Geſchlecht zu ſein. Dagegen mache ich auf jene gutherzigen, einfach ſchönen, anſpruchloſen Geſtalten aufmerkſam, die etwas Elegiſches in ihrem Weſen haben und ſich in andern Romanen Jean Pauls zahlreich genug wiederholen. Ich meine die ſanfte gute Pfarrerin, Victors Mutter, und Agathen, ſeine Schweſter, und Appel, des Pfarrers Kindsmagd, und die verachtete Marie, des Apotheker Zeuſel Verwandte, lauter gedrückte Weſen, auf denen ein Mondſcheinſchimmer von Wehmuth liegt. Blickt doch Jean Paul überhaupt auf das weibliche Geſchlecht mit halbthränenden Augen als auf Geſchöpfe von Engelsgüte, die in einem unwürdigen Berufe ſchmachten und von rohen Männern mißbraucht und verkürzt vom Schickſal ihre höhern Gaben nur ſelten zur Geltung bringen können. „Ihr armen Weiber! ruft er aus, wüßtet ihr denn in eurem vernähten, verkochten, verwaſchenen Leben oft, daß ihr eine Seele hättet, wenn ihr euch nicht damit verliebtet? Manche von euch brachte in langen Thränenjahren ihr Haupt nie empor als am ſonnenhellen kurzen Tage der Liebe, und nach ihm ſank das beraubte Herz wieder in die Tiefe." Ja auch ſolche Frauen, die ſich über den Druck ihrer Lage zu beſchweren keine Urſache haben, müſſen doch ſo vieles verſtecken, ihr Gefühl

verſchleiern: „O vor wem das liebevolle zugedrückte Herz eines guten Weibes aufginge, wie viel bekämpfte Zärtlichkeit, verhüllte Aufopferungen und ſtumme Tugenden würde er darin ruhen ſehen!“ Ach ja, ſeufzte jede Leſerin, und das Bewußtſein ihres Werthes erwachte wie aus magnetiſchem Schlafe, göttlicher Jean Paul, du kennſt uns! Man lobe die einzelne Frau, und man hat alle ihre Schweſtern gegen ſich; man lobe das Geſchlecht, und man gewinnt ſie alle.

Jean Paul war der Dichter, der ein Menſchenalter lang den Mädchen die Köpfe verdrehte und ihre Neigung mit ihrem Lebensberuf in Zwieſpalt brachte. Wie er die Erde auch ſonſt verachten lehrte, und jenen Luxus mit Geiſt und Gefühl unterſtützte, der da in Witz ſprühte, dort ſich in Thränen ergoß, ſo gelang es ihm, namentlich die Bande zu lockern, welche die Frauen noch mehr als uns Männer an das Irdiſche binden, und in ihren Seelen eine Unzufriedenheit zu wecken, die ſich ſpäter als Emanzipationsluſt hervorthat und erſt in unſerem Zeitalter allmählich verſchwindet. So wurde er, der Frauen Liebling, in beſter Abſicht deren Verderber; theils verhimmelte er ſie, theils machte er ſie träumeriſch, melancholiſch und neuerungsſüchtig, in beiden Fällen alſo unglücklich, bis etwa die mächtigen Forderungen des Lebens und die unverwüſtliche Natur das beigebrachte feine Gift wieder austrieben.

Es wäre unmöglich, alle die glänzenden Eigenſchaften im Einzelnen zu zeigen, welche den „Hesperus“ zu einem höchſt bedeutenden Buch machen. Es waren im Grunde dieſelben, welche die Mumien auszeichneten, nur noch kräftiger, friſcher und darum eindringlicher in ihrer Wirkung. Wo hatte ein Poet bisher mit ſolcher Farbenglut die Naturſpiele im großen Ganzen gemalt, wo mit ſolcher Sauberkeit im Kleinen und Einzelnen gezeichnet? wo die Gefühle des Menſchenherzens ſo fein in der Tiefe belauſcht und ſeine erſchütternden Gewitterſtürme ſo treu nachgeahmt? Und welch' ein Reichthum an Gedanken und Bildern, ein wahrer Himmelsſegen, viel zu groß für den Hausbedarf! Den Witz nicht zu vergeſſen, den man zwar nicht begehrte, aber doch als Dreingabe mitnahm. Mit einem Wort, es lag hier

eine Aufsehen erregende Dichtung vor, allerdings in vieler Hinsicht ähnlich dem bereits Bekannten — denn Flachsenfingen ist Scheerau, Victor und Klotilde sind wenigstens Geschwister von Gustav und Beata, der herrnhutische Lehrer unterscheidet sich in seinen Grundsätzen nicht wesentlich von dem Indier; auch da wie dort keine eigentliche Geschichte; man windet sich durch ein Leben voll lauter Kleinigkeiten. Man konnte noch anderes ausstellen: z. B. der Lord und die verlorenen Königssöhne seien Maschinerie, wie Automaten, die der Dichter am Schnürchen zieht; aber was wollten diese und andere Einwürfe verfangen gegen die positiven Vorzüge im Ganzen! Man bedenke endlich auch: die Schreibart begann beim zweiten Werke den Lesern geläufiger zu werden, und die Gedehntheit der Geschichte war, was man gerade lobte und liebte: man hatte einen heimischen Sterne.

III.

Wie „Wuz" der „unsichtbaren Loge" vorhergeht, so geht neben dem „Hesperus" „Quintus Firlein" her, für den der Dichter bereits, während jener gedruckt wird, nach einem Verleger sucht *). Der Flug nach oben und die idyllische Freude am Kleinen, die Sehnsucht nach den Sternen, von wo die Erde mit ihren Sorgen und Freuden nur wie ein kleiner Punkt erscheint, und das Behagen an dem mikroskopischen Leben innerhalb eines Wassertropfens wohnten neben einander in des Dichters Brust, und es war ihm Bedürfniß, beiden Anforderungen seiner Natur nacheinander zu genügen. „Ich konnte nie mehr als drei Wege glücklicher (nicht glücklich) zu werden auskundschaften, sagt er in der Vorrede. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszubringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfgruben,

*) Aus der Anmerkung Bd. IV S. 143 der Gesammtausgabe von 1826 geht hervor, daß Quintus Firlein noch vor dem Hesperus in die Welt getreten ist; der Druck des viel längern Hesperus konnte immerhin vorher begonnen haben.

Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausſieht, man ebenfalls keine Wolfgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln.“ — Jean Paul schlug ihn als Schriftsteller ein und versenkte sich, wenn er mit hohen Menschen aufgeflogen war, gleichsam um die vergeudeten Kräfte in stiller Ruhe wieder zu sammeln, in ein beschränktes Kleinleben. Schon Gervinus hat über diese Doktrin bemerkt, daß ihm, als einem Mann der Extreme, der nächste Weg am weitesten abliegt, auf dem man weder fliegt noch kriecht, sondern aufrecht geht, Wolfsgruben und Beinhäuser für das ansieht, was sie sind, und sich an Berg und Thal, an Menschenwerk und Natur freut, was dem in den Lüften zu klein, dem im Neste zu groß scheint. Mit Kothurn und Soккus je an einem Fuße wandeln sei ein hinkender Gang.

Egidius Jebedäus Fixlein ist ein veredelter Wuz. Nicht ganz so ohne Wünsche wie dieser, sucht er doch sein Lebensglück in den allerbescheidensten Verhältnissen; die Pfarrstelle im Dörfchen Hukelum, seinem Geburtsort, ist das Ziel, das ihm weder sein Lehrerverdienst noch hohe Protection erreichen hilft, das ihm das blinde Glück durch Namensverwechslung in den Schoß wirft. Auch in der Person des Quintus (d. i. Lehrer an der fünften Abtheilung des Gymnasiums von oben gezählt) steckt ein guter Theil von Jean Pauls Erlebnissen und Persönlichkeit. Nur wohnte Richters Mutter in Flachsenfingen und der Sohn lehrte sein Quintanerpensum in Hukelum. Aber er wanderte auch mit seinem Hunde zur guten alten Frau, um sich durch den Anblick des mütterlichen Angesichts ein Fest zu bereiten.

Wie Richter hatte der Quintus früher in Leipzig ein gar armseliges Leben als Student mit gutem Humor ertragen; wie dieser

ließ er manchen Nothpfennig in die große leere Geldtaſche der Mutter fallen. Auch die berühmten Zettelkaſten fehlen nicht, nur daß ſie ſich beim Quintus alle auf ſein eignes Leben beziehen; auch der kleinliche Studirfleiß iſt da und der Trieb zum Schriftſteller, ferner ein recht eigenthümlicher Zug, der elegiſche Blick nach rückwärts in die Kinderzeit. Firlein befühlt ſeinen hohen alten Kinderſtuhl, er rückt ſeine Kinderkutſche, er gedenkt des kleinen Kunſtgriffs, mit welchem er ſich als Kind der langen Abendandacht entledigte und doch nicht zu ſpät zum Einſchlafen kam, er wiederholt ſich die heiligen Weihnachtsabende von damals, er ſchweift gegen Abend im Dorf umher zu ſeinen alten Spielplätzen, er wird ſelbſt in den Fiberphantaſien von der Mutter dadurch curirt, daß ſie ihm aus dem Schränkchen des ertrunkenen Bruders deſſen Spielſachen hinſchüttet, als wäre er ein Kind.

Wie viel in dieſem lieblichen Idyll ſonſt der Wirklichkeit entnommen iſt, läßt ſich ſchwerlich mehr nachweiſen. Lebenswahre Zeichnung iſt überall bemerkbar, die oft nur dadurch humoriſtiſch erſcheint, daß mit aller Naivetät eine Menge Kleinigkeiten mit angegeben ſind, welche man ſonſt zu übergehen pflegt. Die alte Frau von Aufhammer z. B. mit ihrem Fettbauchkiſſen und Speckkubus, die die Bürgerlichen beglückte, beſchenkte und verſchmähte und an ihnen nichts achtete als höchſtens Frömmigkeit, die dem Quintus, ihrem Pathchen, zum Konrektorate verhelfen zu können hofft, weil ſie bei dem regierenden Bürgermeiſter ihren Kaffee und beim Stadtſyndikus die Lichter kauft, iſt eine Figur ſehr nach dem Leben; zum Bilde des Regimentsquartiermeiſters und Metzgers Steinberger, ſeines Vormunds, der ſich immer rührig und rüſtig und nach Kräften gefällig zeigt, die Vocationsgebühr für das Konrektorat vorſtreckt, zur Hochzeit ein Schwein ſchenkt und Tags vorher ungerufen kommt, es abzuſtechen und Würſte zu machen, wie man noch an keinem Hofe aß, könnte wol irgend ein braver Bürger Hofs geſeſſen haben. Wem mag er endlich das Weſen ſeiner Thienette abgelauſcht haben, des hausarmen Fräuleins an der Grenze der erſten Blühenzeit, die ohne Kenntniſſe außer ökonomiſchen, weich und be-

ſcheiden, höflich und furchtſam, die dreizehn öden Zimmer des Schloſſes bewacht? Vielleicht keiner einzelnen: die ſanften unwiſſenden Dulderinnen bilden in ſeiner Frauengallerie einen häufigen Gegenſatz zu den genialen und hohen Mädchen und Frauen. Man bedenke in Hof, wie weit wird ſich denn damals der Schulunterricht für Mädchen erſtreckt haben? Da mochte ja der Grundſatz des Rektors Fälbel ziemlich verbreitet ſein, von dem es heißt: Er ließ, wie die meiſten Schulleute, durch die Römer verwöhnt, nichts einer Frau zu, als daß der Körper ein Koch und die Seele eine Köchin ſei. Die Frage über die Urbilder zu ſeinen pſychologiſchen Schilderungen menſchlicher Charaktere iſt überhaupt ſchwierig, zumal ſich Jean Paul in einigen Erklärungen ſelbſt widerſpricht. Im letzten Kapitel des Hesperus heißt es: Bei Flamins Charakter hatt' ich einen Dragonerrittmeiſter im Kopf, bei Emanuels ſeinem dacht' ich an einen großen Todten, einen berühmten Schriftſteller, der gerade am Tage, wo ich Emanuels Traum von der Vernichtung mit ſüßer ſchauernder Trunkenheit ſchrieb, aus der Erde ging und halb unter ſie. Die Göttin Klotilde fügt' ich aus zwei weiblichen Engeln zuſammen." Dagegen verſichert er in einem Brief an Joſephine: „Zu Klotilde und zu allen meinen Heldinnen hatte ich keine Modelle, ich nahm ſie aus meinem Herzen" (S. 196), und ein andermal: „Die Geſchichte und die Charaktere der Blumenſtücke ſind bloß aus meiner Seele; nur die Schmerzen der Armuth hab' ich gerade wie Siebenkäs und mit derſelben Laune ertragen" (S. 207). In dieſen beiden Stellen iſt noch ein großer chronologiſcher Widerſpruch. Er macht Joſephinen zum Modelle Nataliens, und doch lernte er ſie erſt 1799 brieflich kennen, während Siebenkäs bereits 1796 herausgegeben iſt. Wollte er ihr bloß ein Kompliment ſagen, oder ſollte er ſich bereits 1800 ſo geirrt haben? Doch ich komme wieder auf Thienette zurück. So wenig ihr Geiſt durch Unterricht entwickelt und abgeſchliffen, ſo ſtill und ſanft war ihr Herz. Das arme Fräulein hatte ſo gar nichts auf der Welt, und die einzige alte Frau von Aufhammer, die ſie ausgewartet, war nun auch vom Tod überraſcht

worden, noch bevor sie ihr etwas vermachen konnte. Zu einem Theile das Mitleid, zum zweiten der Wein, zum dritten die köstliche Sommernacht machen den schüchternen Konrektor Firlein kühner. „Ach, denkt er, hätt' ich die Vocation zur Hukelum'schen Pfarrei in der Tasche, ich machte einen Versuch". Denn die Schuldienerschaft darf überhaupt in guten Staaten so wenig heiraten wie die Soldateska. Endlich durch den Druck ihrer Finger ermuthigt, übergibt er ihr gegen Mitternacht Gut und Blut und alles, was er hat, sein Herz und seine Hand.

Aus dem Jammerthal des Gymnasiums erlöst und in den Sitz der Seligen aufgenommen, erlangt er als Pfarrer von Hukelum die Mittel, um ohne Bangen für die Zukunft Hochzeit zu machen. Es liegt ein unendlich lieblicher Frühlingsschimmer auf der Beschreibung dieses Himmelfahrtstages; wer kann ihn nachmalen? Am Abend wandeln beide hinaus zum Grab seines Vaters, und als er gerührt ausruft: O guter theurer Vater, könntest du doch heute die Freude deines Sohnes sehen wie meine Mutter, stürzte die bedrängte Braut laut weinend an sein Herz und stammelte: O Theurer, ich habe weder Vater noch Mutter, verlaß mich niemals!

Der Dichter setzt sein Idyll noch fort über die Hochzeit hinaus und zeigt die Pfarrerleute in ihrer Häuslichkeit; nur schade, daß er seinen Firlein durch lächerliche Beigaben verdorben. Die weiten Rocktaschen zwar, in denen er manchen Fleischzehenden vom Metzger heimträgt, schicken sich wohl für einen Landpfarrer, auch der architektonische Briefwechsel über das Hukelum'sche Raubschloß; aber die wichtige Behandlung der Thurmknopfangelegenheit und seine grauenhafte Todesfurcht verzerrt den gutherzigen Mann zur Fratze.

Auch hier spielt Jean Paul wieder selbst mit; denn der Pfarrer hat ihn zu Gevatter gebeten und ihm die Materialien zu seiner Lebensbeschreibung eingehändigt, die er nun im Pfarrgarten schreibt. Sieben Jahre darauf, heißt es im komischen Anhang zum Titan, sei er wieder nach Hukelum gekommen, um eine Feuerschau vorzunehmen und die dortigen Bibliotheken einzusehen, um sie dann in den Pestitzer Realblättern zu beschreiben. Da traf er denn eine

Schulbibliothek, auf welche jährlich 21 gr. verwendet werden, wie in Hof $2^1/_2$ fl.; eine Kirchenbibliothek, das war der Kirchhof, und mehrere Privatbibliotheken, bestehend aus Kalendern und Papierdüten. Der halbe Schwanz eines Drachen, den sein Pathchen hatte, war aus der „Auswahl aus des Teufels Papieren" zusammengeleimt — Jean Paul sucht immer wieder seine frühern Schriften durch irgend welche komische Citate in Umlauf zu bringen. — Die Firlein'schen waren bei seinem Besuch außer sich vor Freude. Unter vielen ähnlichen Kindern konnt' er kaum sein aufgeschossenes Pathchen auffinden, das zweimal einen wohlgesetzten Scharrfuß auf Verlangen machte, erst links, dann rechts. Der Wohlstand war gewachsen: Firlein fragte, ob in der Kammer die Kapitalien sicher ständen, die gute Thienette, die so ältlich aussah wie sonst, beschwerte sich über die großen Bauern, welche grob und massiv seien, und über den Hochmuth der Schulmeistersleute; der Pfarrer stimmte ein; er habe noch nie den Flegel dahin bringen können, seinem Vorgesetzten den Priestermantel auf's Filial nachzutragen — kurz es sind dieselben Angelegenheiten und Beschwerden, wie auf jeder Dorfpfarre.

Ziemlich gleichzeitig mit Quintus Firlein erschien ein Bändchen mit dem auffallenden Titel: Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin, ein Titel, der auch nicht das Geringste mit dem Inhalte zu thun hat, sondern rein darauf angelegt ist, die Neugierde des Lesers erst zu reizen und dann zu täuschen. Die Riesin ist nämlich ein Koloß einer Jungfer Europa, gegossen aus Bleisoldaten, deren der Fürst von Flachsenfingen — also Anschluß an den Hesperus — jedem Unterthan so viele, als dieser 25 fl. besitzt, in Natur oder Geld abgefordert, und von dem Ertrag einer Blutaccise für Schröpfen oder Aderlassen. Sie ist aufgestellt in dem Parke von Waldkappel ähnlich dem Hercules in Wilhelmsthal, heutzutage würde man sagen: der Bavaria in München. In dem Kopf dieser Europa schreibt nun der Dichter seine Belustigungen; er könnte das an jedem beliebigen Orte; denn die erzählte Geschichte steht mit dem Orte des Schrei-

bers nicht in der geringsten Beziehung; es ist somit diese Erfindung wieder eine von den tausend Kapriolen, die ein Humorist nach damaligen Begriffen vor seinem Publikum zu spielen hatte. Ist nun die Gehirnschale der Riesin höchst gleichgiltig, so ist dagegen der Ausdruck „biographische Belustigungen" geradezu ungeeignet. Denn wie kann man sich oder andere belustigen mit Thränen und unendlichem Jammer? Ein Schotte, Graf Lismore, liebt die stille Tochter eines Vaters, den die Guillotine hinweggerafft, und einer Mutter, welche ein Schlagfluß jenem bald nachsendet. Er führt seine Adeline von Rouen nach Glasgow und auf seine Güter, ohne selbst durch die Ortsveränderung und den Aufenthalt in einer tiefromantischen Gegend ihren Gram um den Verlust der Eltern, und namentlich der Mutter, lindern zu können. Ihre scheinbare Kälte gegen die Betheuerungen seiner Liebe, ihr blasses Dahinschwinden, ihre ewig gleiche Sehnsucht lassen in der feurigen und zugleich durch Welterfahrungen und den Glauben an unsere Vernichtung verdüsterten Mann den Argwohn entstehen, daß sie ihn nicht von Herzen liebe, sondern nur, um der Mutter eine gefällige Tochter zu sein. Inniges Mitleid mit ihrem Seelenzustand und die Pein des Zweifels beherrschen den unglücklichen Mann in raschem Wechsel. Da bricht die novellenartige Geschichte ab und bleibt als Ruine stehen unter andern unvollendeten Werken, an deren Fortsetzung Jean Paul selbst vermuthlich die Freude verlor.

Weit wichtiger ist der nächstfolgende Roman, den er am 29. Nov. 1796 frisch vom Buchhändler weg seinem Emanuel übersandte: Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs. Auch hier einige Worte über den Titel. Was er Blumen- und Fruchtstücke nennt, sind drei selbständige Abhandlungen, welche mit der Geschichte in gar keiner Verbindung stehen. Seit dem Erscheinen des „Hesperus" nämlich hatte die Kritik über Jean Pauls extravagantes Wesen in so weit obgesiegt, daß er seitdem mit seinen Nebenbetrachtungen weniger häufig die Erzählung unterbrach, und dieselben zuweilen mit allerlei komischen Entschuldigungen

lieber am Ende der Bändchen, oder wie beim „Titan“ in besondern Bändchen beischloß. Warum er nun die drei Aufsätze, welche mit dem Siebenkäs erschienen, Blumen- und Fruchtstücke genannt, verschweigt er, wahrscheinlich nur dem Dornenstück zu Gefallen, dem Romane selbst. Denn in der That haben sich in diesem höchst originellen Buche zwei an sich gute Menschen, welche ein Rosenlager verdienten, recht auf Dornen gebettet, und in überreichen Einzelschilderungen bröckelt uns der Dichter unsäglich viel Jammer und Elend vor, die Frucht von Mißverständnissen aus ungleicher Art und Bildung, die Folge von peinlicher Armuth bei höhern Ansprüchen. Firmian Siebenkäs ist Humorist und Gemüthsmensch zugleich, ist also der Dichter; seine junge Lenette, die bei der Hochzeit schwerlich über neunzehn war, die Tochter eines verstorbenen Rathskopisten, also aus einer Klasse des Beamtenstandes, die mit dem Proletariate blutsverwandt ist, ein schüchternes Wesen in beschränkten Begriffen erwachsen, hat sich als Mädchen mit Haubenmachen ihr Brot erworben. Als sie in Begleitung des Schulraths Stiefel und zweier Haubenstöcke von Augsburg her vor das Haus ihres Verlobten im schneefarbigen Mousselinkleid und geschmückt mit einem vielfarbigen Strauße von welschen Blumen, einem Geschenk ihres Firmian, im schwäbischen Reichsmarktflecken Kuhschnappel angefahren kam, blühten die Rosen auf dem vollen Gesichtchen, an dem sich alles rundete, Stirn, Auge, Mund und Kinn, weit über die Lilien hinüber.

Aber die wunderlich zusammengewürfelte Gesellschaft, welche in Ermanglung von Verwandten am Hochzeittische sitzt, sendet dem Leben beider junger Eheleute sogleich einen etwas unheimlichen Schatten voraus. Neben Leibgeber, seinem zweiten Ich, mit dem er einst in aufwallender Liebe sogar den Namen getauscht — denn eigentlich war er Leibgeber und jener Siebenkäs — sitzen die armen Mitbewohner des Hauses, der Schuster, der Buchbinder und der Hausherr selbst, der Perrückenmacher, ein lustiger schwindsüchtiger Sachse, und zur Seite dieser Plebejer der Freund und Begleiter der Braut, der gelehrte und wohlmeinende Schulrath Stiefel,

ein alter Junggeſelle. An Familien haben alſo die beiden Neuvermählten keine Stütze; auch Stiefel und Leibgeber, die ihnen zunächſt ſtehen, ſchweifen noch einſam durch die Welt. Der Freund Firmians, ein unruhiger Phantaſt voll ſprudelnden Witzes, weilt bald da bald dort, von ſeinem Saufinder begleitet, als Geſichterſchneider — das Silhouettiren war damals eben ſo ſehr Modeſache als heutzutage das Photographiren — aber er hat wenigſtens beim Freund ein Stümmchen niedergelegt, von welchem dieſer nöthigenfalls Gebrauch machen darf.

Nachdem nun mit Schließung des Ehebundes der Romen da zu ſeinem rechten Anfang gekommen iſt, wo andere zu endigen pflegen, bleibt für den Dichter, ſollte man meinen, keine intereſſante Aufgabe übrig. Aber bald nach den Flitterwochen führt er uns drei bewegende Kräfte herein, erſtlich die Armuth, zweitens die Ungleichheit im Denken, Empfinden und Wollen, drittens fremde Liebe, die Verſucherin ehelicher Treue und endliche Befreierin aus der beiderſeitigen Lebenspein. Einen realiſtiſchen Maßſtab darf man freilich auch an dieſe Motive nicht heranbringen; ſonſt ergeben ſich alsbald Fragen wie dieſe: Iſt es denn möglich, daß ein Advokat von dem Geiſt eines Siebenkäs ſo gar keine Praxis bekommt, und daß ſeine Frau mit ihrer Geſchicklichkeit als Putzmacherin den ſchmalen Erwerb ihres Gatten nicht weſentlich verbeſſert? Kann er übrigens leichtſinnig genug ſein zu heiraten ohne jegliches Einkommen? Wird ein vernünftiger Menſch auf 1200 fl. und die $10^1/_2$jährigen Zinſen davon, die er als ſein Eigenthum weiß, große Hoffnungen gründen? Wird ein Juriſt einen fremden Namen annehmen, da er doch wiſſen muß, daß er dadurch civilrechtliche Anſprüche gefährdet? Wird ein geiſtvoller Mann, der eine ähnliche Frau begehrt, ein geiſt- und bildungsloſes armes Mädchen heiraten, da ſich ihm der Abſtand zwiſchen beiden Seelen bei der erſten Bekanntſchaft aufdrängen muß? Die widrige Sterbeſcene vollends iſt ſo unglaublich, daß es darüber gar keines ernſten Wortes bedarf.

Aber dergleichen aus dem Gebiete der Wahrſcheinlichkeit oder auch der bürgerlichen Moral entnommene Bedenken dürfen wir einem

Humoriſten gar nicht entgegenhalten, welcher über die Gebilde ſeiner Phantaſie als Selbſtherrſcher ſchaltet und waltet. Seine ganze Dichtung iſt eine freie Ausgeburt der Laune; er hat die Charaktere und ihr Schickſal aus der eignen Seele entnommen, und da dieſe mit der Wirklichkeit auf geſpanntem Fuße lebt, ſo müſſen wir ihm nach dieſer Seite hin eine Menge Freiheiten geſtatten; nur die Schmerzen der Armuth hat er gerade wie Siebenkäs und mit derſelben Laune getragen. Das merkt auch der Leſer; die Schilderungen ſind gar zu draſtiſch. Die Armuth hat gewöhnlich einen gewiſſen Leichtſinn in ihrem Gefolge, und Richter ſelbſt wußte mit dem Gelde nicht umzugehen. Als die Münzen Leibgebers ausgewechſelt ſind, fangen beide Eheleute an Zinn zu verkaufen und zu verſetzen. Dann wandert der Mörſer und ſo ein Stück um das andere aus dem Haus. Und doch iſt Lenette an Martini untröſtlich, weil ſie keine Gans hat; noch Abends trägt Siebenkäs eine hebräiſche Bibel und eine Serviettenpreſſe zum Juden und tauſcht ſich einen Martinsvogel dafür ein, obſchon es an Holz fehlt. Leichter ſetzt ſich der geniale Lump von Ehemann über die bürgerliche Ehre hinweg, als die ſchämige Frau, der es ſchon etwas Schreckliches iſt, daß der Perrückenmacher im Hauſe um ihren Nothſtand weiß; ſtatt des Schaukelpferdes und Stechhebers, die im Mondſchein jeder ſehen kann, will ſie die italieniſchen Blumen verſetzen, die er ihr zur Verlobung geſchenkt hat — woraus er den Schluß zieht, entweder ſie lieb' ihn nicht mehr, oder ſie hab' ihn nie geliebt. So wird die Dürftigkeit Anlaß zur Mißſtimmung zwiſchen beiden, die ſich bei einer zweiten Gelegenheit ähnlicher Art noch ſteigert. Ein grillirtes Kattunkleid, d. h. ein ſchwarz und weiß gegittertes Trauerkleid, iſt der lange Gegenſtand des Haders; er will es verſetzen, ſie will es nicht ablaſſen; das gibt ein langes oft wiederholtes Gekeife, bis ſie es endlich dennoch fortſchickt. Die Einmiſchung des Schulraths macht die verdrießliche Sache nur noch peinlicher — kurz dieſe zahlreichen kleinen Reibungen ſind nach dem Leben photographirt, und wiederholen treulich die Thatſache, daß Armuth in der Ehe eine reiche Quelle des Haders iſt.

Freilich durchbricht die trübe Noth auch mancher Hoffnungsſtrahl; aber die Hoffnungen zerplatzen wie Seifenblaſen im Winde. Er kann ja mit dem ſatiriſchen Buch, das er ſchreibt, den „Teufelspapieren*),“ eine bedeutende Summe erwerben: Leibgeber ſchickt ihm 50 Thlr. dafür, ſo viel Jean Paul ſelbſt damit verdient haben mag; er kann ſeinen Prozeß mit dem betrügeriſchen Vormund gewinnen: er verliert ihn in zwei Inſtanzen; er kann beim Andreasſchießen gute Treffer machen; dieſe Erwartung allein täuſcht ihn nicht; nach Abzug der Speſen bleiben ihm bare 40 fl., womit er die Schulden für Miethe, Fleiſch' und Brot wenigſtens bezahlen, und das halbe gewonnene Schwein hat er ja auch, womit er die andern Hausarmen bewirthen kann. Das iſt die Poeſie der Armuth, ſich von Hoffnungen zu nähren und großmüthig wieder zu verſchenken, was ein glücklicher Zufall ihr eben in den Schoß geworfen. Siebenkäs ſteht über ſeinen Verhältniſſen; Humor lehrt ihn die Güter leicht entbehren, deren Genuß ihm kein Bedürfniß iſt; ſeinem Flug in höhere Sphären kann keine Noth Einhalt thun.

Ganz anders iſt ſeine arme Frau geartet, ein ſcheues, ſchüchternes, etwas phlegmatiſches Weſen von beſchränkten Begriffen, das in bürgerlich erträglichen Verhältniſſen gedeihen konnte, bei der genialen Bettelhaftigkeit aber verkümmern muß. Wol entgeht ſie leicht den Verführungsverſuchen eines vornehmen Stutzers, ohne nur zu ahnen, daß ihre Unſchuld bedroht ſei; aber ihr ewig erregter Gatte konnte ſie nie in einen lyriſchen Enthuſiasmus der Liebe verſetzen, worin ſie Himmel und Erde und alles vergeſſen hätte; ſie konnte die Stadtuhr zählen unter ſeinen Küſſen, und er konnte es nicht aus dem Kopfe bringen, daß ſie einmal im gerührteſten Zu-

*) Jean Paul ſchiebt ſeinem eignen Jugendwerk eine Romanfigur als Verfaſſer unter und verſichert nachher, daß dieſem Werklein, das vorher kein Menſch anſah, geſchweige gelehrt anzeigte, ſeitdem er bekannt gemacht, daß es von Siebenkäs ſei, von allen neun Reichskreiſen nachgejagt und nachgeſtellt wurde.

hören auf seine Kabinetspredigt über Tod und Ewigkeit ihn denkend, aber unten anblickte und endlich sagte: Zieh' morgen den linken Strumpf nicht an, ich muß ihn erst stopfen. Sich wie im Sand zu baden, zu plätschern, zu scharren, zu schnattern, das war ihr Fach, zumal beim Herannahen hoher Feste. Am Kirchweihsonnabende fegt sie noch vor Mitternacht, während er schläft, die Stube. Wol vierzigmal des Tags wäscht sie sich die Hände; beim Bücherschreiben stört sie ihn durch ihr Herumgehen, und als sie dann, von ihm getadelt, in der Kammer etwas vornimmt, ist er einem kleinen Lärm nicht gewachsen. Wenn sie Abends mit ihm, indeß er schreibt, am Tische sitzt, macht ihn der Gedanke irre, daß sie immer vergißt das Licht zu putzen, und am nächsten Abende wieder die Beobachtung, daß sie es heute zu oft putzt. Solche kleine Quengeleien sind es, die zuerst den häuslichen Frieden beunruhigen.

Dazu beginnt die aufkeimende Neigung zum Schulrath, dessen salbungsreiches pathetisches Wesen auf ihr einfältiges Herz erbaulich wirkt, unvermerkt und nach und nach die Liebe zu ihrem Gatten, den sie nicht begreift, zu verdrängen. Diesen aber beschleicht nun die Eifersucht. Bist du denn nicht mehr, fragt er, wie in Augsburg? Verstehst du mich denn? Weißt du etwan, was ich will? Und in unschuldiger Naivetät entgegnet Lenette: Ach du wirst es übel nehmen, Firmian — nein ich weiß es nicht. Siebenkäs ist aber auf Momente wieder gar weich und gutmüthig; er hat ja den Schulrath Stiefel oder Pelzstiefel, wie er häufig genannt wird, im Herzen gern; er küßt ihn in freundschaftlicher Rührung beim Abschied und fordert Lenetten selbst auf ein Gleiches zu thun. Hausfreund Stiefel hat nicht die Absicht deren Treue wankend zu machen; er benützt im Gegentheil jede Gelegenheit die kleinen Zwistigkeiten zwischen den Gatten wieder auszugleichen; aber gerade sein moralisches Uebergewicht steigert im Stillen die Verehrung der Frau.

So erkaltet die Liebe zwischen Firmian und Lenette immer mehr; sie läßt ihre kleinen Angewöhnungen und Neigungen nicht,

und ihm gehen immer mehr die Augen auf über das, was ihr fehlt; jetzt entdeckt er ihren Mangel an Gelehrsamkeit: sie zollte seinen Aufsätzen die größte Bewunderung, that aber keinen Blick hinein; letzt wurde ihm bemerklich, wie kalt sie gegen höhere Gefühle und Anschauungen sei. Und doch siegt sein gutes Herz dann wieder über die Anwandlungen von Unzufriedenheit. Er will ihr ihre Kälte vergeben; er fühlt, er habe ihr wol bisher zu viel gethan. Vom anhaltenden Schreiben leidet er an stockendem Puls; der Gedanke an seinen wol nahen Tod macht ihn weich mitten in der Eifersucht. „Ich gönn' ihr's gern, denkt er dann, daß meine Arme vermodernd von ihr fallen, und daß ihr Freund sie in seine nimmt." Er setzt den Prozeß fort, damit doch seiner hilflosen Wittwe der Genuß der kleinen Erbschaft nachbleibe; er geht nach verlorenem Prozeß in eine Leichenlotterie, damit sie wenigstens 50 fl. gewinne. So schwärmen die guten und bösen Geister in dem ärmlichen Stübchen durcheinander, in welchem zwei Leute, die nicht zusammenpassen, aneinandergekettet wie Galeerensclaven, die schwere Last der Tage wälzen. Nie hat ein Schriftsteller die tausend feinen Wurzelfasern, die für die Giftpflanze einer unglücklichen Ehe zwischen guten Menschen Nahrung saugen, mit peinlicherer Sorgfalt gezählt und bloßgelegt. Dieses Werk kommt mir vor wie die berühmte Statue des geschundenen Bartholomäus im Dome zu Mailand, die jede Sehne und Muskel zeigt, marternd zugleich und bewundernswürdig. Wie Jean Paul es überhaupt liebt, das Leben in seine Atome zu pulverisiren, so zeigt er uns hier das Kleinliche und Erbärmliche im Beisammensein von Mann und Frau von einer höllischen Macht, welche im Stande ist die höhern Kräfte schonungslos aufzureiben. Wenn irgendwo, so faßt uns hier der Jammer der Menschheit an, bei der Betrachtung eines übergetreuen Konterfeis von einem ehelichen Leben, welches Seele und Leib Tag für Tag auf die Folter spannt, und bei dem Gedanken, daß gerade in dieser Unsumme trauriger Bildchen der Dichter ein Maler nach der Natur gewesen. Könnten sie uns gegenübertreten die Millionen mit ihren zerrissten, zerstochenen,

mit kleinen Brandblasen überdeckten Herzen, mit allen Wunden und Narben, die die Enttäuschten in der Ehe davongetragen, wir würden schaudernd uns abwenden.

Der bisherige Verlauf des Buches peinigt durch seine Wahrheit, der weitere durch seine Härte und Unnatürlichkeit. Siebenkäs macht eine Fußreise nach Baireuth zu seinem Leibgeber. Das Wasser sentimentaler Rührung stürzt nach aufgezogenen Schleusen in vollem Strom herab. Fantaisie und Eremitage bieten die willkommenen Staffagen für beliebte Parkscenen; Natalie schlingt ihre Rosenbande um Siebenkäs, die feurige, übergebildete und schwärmerische Heldin eines Liebesromans. Aber wie soll die unbequeme Fessel der Ehe gelöst, wie eine entsprechende neue Lebensstellung für Firmian geschaffen werden? Leibgeber weiß Rath für beides. Er soll heimgehen nach Kuhschnappel und zu Hause scheinbar erkranken und sterben; so wird die Hand Lenettes, welche aus bürgerlicher Scham doch nie in eine Scheidung willigen würde, für den Schulrath frei; dann soll er unter *seiner* Maske beim Grafen von Baduz die Stelle eines Inspectors annehmen, die *ihm* angetragen ist. Dieses Baduz liegt nur einige Kanonenschüsse von Hof und ist nicht zu verwechseln mit dem bekannten Hauptort von Liechtenstein.

Der Abschied von Personen, mit welchen man ungern in Mißstimmung gelebt, schneidet tief ins Herz ein, weil der Fortziehende wie der Bleibende dem Andern jeden Augenblick noch versüßen und sein Gewissen durch Reue und nachträgliche Gaben beruhigen möchte. Der Abschied durch den Tod aber zerreißt vollends schmerzlich alle Nerven, mit denen Seele an Seele hing. Solche schauerliche Ereignisse nun zum Scherz erniedrigen ist geradezu frivol und kann dem feinfühlenden Jean Paul nur verziehen werden, wenn man zugleich in Erwägung zieht, daß er mitten in seiner Blumenzartheit unter der Herrschaft des Humors stand. Allerdings vollführen beide Freunde das Gaukelwerk zunächst nicht in der eigennützigen Absicht einer Verbindung mit Natalie, welcher Siebenkäs nach kurzem Liebesentzücken ewige Trennung hatte geloben müssen; allerdings wollte dieser Lenetten auf eine anständige Art dem Schulrath frei geben, der sie

nun wirklich heimführt und für die kurze Spanne ihres noch übrigen Lebens glücklich macht; aber bei alledem bleibt dieser Ausweg der Trennung widerlich, und da er noch obendrein mit allerlei Späßen durchkreuzt ist, geradezu entsetzlich.

Der Betrug gelingt; Siebenkäs vollführt, getheilt zwischen thränenreicher Herzensbewegung und possenhafter Lustigkeit, mit des eiskalten Leibgebers Hilfe sein Schelmenstück, und die gebeugte Strohwittwe, die ihren Firmian, wie sich's gehört, in ihrem grillirten Kattun betrauert, zieht allein des Lesers unterbrochene Theilnahme auf sich. Die arme Dulderin soll es auch nachher nicht lange gut haben. Vom theuern Pelzstiefel geehelicht, stirbt sie im Kindbett und nimmt ihr todtgeborenes Töchterlein mit in die ewige Ruhe. Der Dichter mußte sie aus der Welt schaffen, an der sie so viel Anrecht als Siebenkäs hatte, um seinem Helden die endliche Verbindung mit der gelehrten Natalie ohne den Vorwurf der Doppelehe zu ermöglichen. Diese trug noch Trauerkleider um den vermeintlich Gestorbenen und war an seinem Todestage hingereist, sein Grab zu besuchen; da trafen sich beide Nachts auf dem Gottesacker; die romantische Scheidungsmethode wurde erzählt, der Liebesbund erneuert, und die Leiden unseres Freundes waren vorüber.

Es ist uns schwer, Siebenkäs oder Natalie ein wärmeres Interesse abzugewinnen, unmöglich aber, uns für die Liebe der beiden Freunde zu begeistern. So geistreich die Erfindung ist, daß Siebenkäsens und Leibgebers Seelensympathie mit genauer Körperähnlichkeit zusammentrifft, auf welcher auch die Schlußwendung der Geschichte beruht, so stößt uns doch Leibgebers verstandesmäßige Kälte und fade Witzjägerei mehr ab, als uns seine Aufopferung für den Freund gewinnen kann. Jean Paul legt mit Absicht einen unheimlichen Zug in sein Wesen; darum läßt er ihn auch auf einem Fuße hinken, wie Göthe den Mephistopheles, und nimmt ihm den Glauben an Unsterblichkeit, ohne welchen nach seiner Meinung kein Normalmensch bestehen kann. Leibgeber ist die Satire in Person, Siebenkäs der Humor, der auch der Rührung fähig bleibt; zu jenem haben wir gar keine Beziehung, diesen lieben wir wenigstens in seinen gemüthlichen Au-

genblicken. Aber beinahe ungetheilt fallen der Leser Herzen Lenetten zu, erstlich weil sie die Unglücklichere, Gemarterte, und zweitens weil sie ein durchaus naives und gerade durch die engen Grenzen ihrer Begriffe pikantes Wesen von geringer Zurechnungsfähigkeit ist. Jean Paul irrt mit seiner Behauptung, sie habe eben so viel Schuld als Recht gehabt.

Zwar zeigt sie sich mitunter ein wenig eigensinnig, wie mit dem Trauerkattun, den sie durchaus nicht versetzen will, ein wenig nachtragend, wie am Neujahrstag, wo sie gegen Siebenkäs kalt bleibt, obschon sie dreimal zur Kirche geht; aber sie ist ja erst neunzehn, das arme Kind, und hat einen kleinen Geist, der sich auch zu den Genialitäten ihres wunderlichen Manne nicht erheben kann. Als sie von Firmians Namensvertauschung hört, wird ihr bange, weil sie nicht weiß, mit wem sie nun eigentlich verheiratet ist; als sie vernimmt, ihr Siebenkäs sei ein Atheist, erfaßt sie geheimer Schauder; an ihrem Geburtstage will sie sich ernstlich aussöhnen, aus Furcht vor dem vorhergesagten Erdbeben. Wer verargt es ihr nun, wenn sie am geistlichen Troste sich aufrichtet, den der Herr Schulrath spendet, und dem Bringer des Trostes ihr geängstigtes Herz zukehrt? Die Geistlichkeit hat nun einmal bei Frauen allezeit Eingang; sie lieben sie an Gottes Statt, von welchem sie ihnen seit der zarten Jugend so viel tröstliche Botschaft bringt. Aber auch nachdem Lenette Stiefeln geheiratet, vergißt sie ihren Firmian nicht und beweint ihn jeden Sonntag, wo sie vor dem Gottesacker vorübergeht. —

Schon im ersten Kapitel des Siebenkäs spricht Jean Paul zum voraus von der längsten aber besten Biographie, die er je geschrieben, und zu welcher ihm täglich ganze Karren mit Aktenstücken, Urkunden, Attestaten u. s. w. vor die Thür geschoben würden; in einer Vorrede von 7. Juni. 1796, gerade an dem Tage, wo er Frau v. Kalb seine Ankunft in acht Tagen verspricht, gibt er bereits den Titel dieses Romans an, in welchem er Hekla sein wolle; in der Stube und Stubenkammer eines Armenadvokaten sei für Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tropische Orkane von Tropen und für Wasserhosen kein Platz, und so spare er die besten Ungewitter auf ein

künftiges Werk, dem er den Namen Titan gibt. Ich bemerke das deswegen, damit man nicht glaubt, sein erster Besuch in Weimar, der ihn so hoch beglückte, habe ihm den Plan zu dieser seiner reichsten Dichtung eingegeben, weil er dort bekanntlich das Urbild zur Titanide gefunden. Doch ging er an die Ausführung dieser Hauptarbeit erst, nachdem er sie lange vorher im Kopfe getragen, und schrieb inzwischen ein paar Novellen, das Kampanerthal und den Jubelsenior, das erstere vom 6. Januar bis zum 10. Februar 1797. Das „Kampanerthal" ist eine kleine liebliche Dichtung, einem fremden Zwecke dienend, nämlich dem Nachweis der Unsterblichkeit, die auf einem Spaziergang durch das blühende Thal im Departement der obern Pyrenäen von liebenden Menschen mehr warm und anmuthig als gründlich besprochen wird. Der Dichter, welchem das Büchlein auch in spätern Jahren werth und theuer blieb, weil er an dem Gegenstande, für den es kämpfte, als an einer wahren Herzenssache, festhielt, dem aber später das Ungenügende der Behandlung nicht entgehen mochte, unternahm eine Fortsetzung und tiefere Begründung jener Verhandlungen in seiner „Selina", von deren gänzlicher Vollendung ihn leider der Tod abrief. Die kantische Philosophie bestand gegenüber der französischen Freigeisterei fest auf der Unvergänglichkeit der menschlichen Seele als auf einem Postulate der praktischen Vernunft; aber die Dichtkunst, meinte Jean Paul, sei der elektrische Kondensator der Philosophie, und so hoffte er, die kritischen Weisen würden seinen Beweisen nichts vorwerfen als den Unterschied der Einkleidung. Er selbst, dichtet er nun, habe mit seinem Freunde Karlson, der die Unsterblichkeit leugnete, eine Reise nach jenem paradiesischen Thale gemacht, zum einem Freunde desselben und seiner Verlobten und Neuvermählten. Da luftwandelten denn die geistig verbundenen Menschen durch die wunderschönen Auen und besprachen sich dabei ganz zwanglos über unsere künftige Fortdauer. Der Reisebericht ist an Victor, den Helden des Hesperus, in Briefen gerichtet, welche Jean Paul erst vom 501. an, mit dem die Thalidylle beginnt, zu veröffentlichen vorgibt.

Ich will mich nicht in das Labyrinth verlieren, wo Behauptungen

und Widersprüche in unauflöslichem Kampfe sich abringen. Nach langem Bemühen einen künftigen Zustand zu beweisen, der sich nur ahnen oder glauben läßt, ist man bei der Ueberzeugung angelangt, daß alle Beweise, deren der Christ entrathen kann, bei dem Ungläubigen nicht verfangen, und so möge denn füglich der positive Inhalt des schön geschriebenen Büchleins auf sich beruhen. Auch mit der „Selina" ist trotz dem größern Aufwand an Gedanken gar nichts gewonnen. Jean Paul sagt mit Recht, in seinen frühern Schriften sei schon ein Theil der Beweise enthalten; denn alle diese Dinge bleiben Gefühlssache, und wer z. B. mit Emanuels Glauben sich aufrichtet und in dessen jenseitiger Welt im Geiste vorauswandelt, der wird mehr als halb über das Jenseits beruhigt sein.

Der Mensch besteht aus zwei Theilen, aus Spaß und Ernst, hebt der Vorbericht zum „Kampanerthal" an; darum hat er der ernsten Hälfte des Büchleins eine spaßhafte beigegeben, eine „Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus", nemlich des lutherischen, wie er im Ansbacher und Baireuther Land im Gebrauch war. Uns erscheinen diese Witze unendlich fad, und man könnte eine Prämie für den aussetzen, der sie in einem Zuge durchliest, ohne sich etwa durch einen frischen Trunk zu stärken oder sein erschlaffendes Gehirn mit einer Cigarre wieder anzuregen.

Wenden wir uns lieber gleich zu der zweiten Novelle, dem Jubelsenior, den ich kein Bedenken trage unter seinen kleinern Stücken in die erste Reihe zu stellen. Wir wollen uns nicht an der Vorrede stoßen, wo er diese Schrift mit dem geschmacklosen Appendix in den „biographischen Belustigungen" zusammenbringt, mit welchem er die erste Probe einer neuen Kunstgattung gegeben haben will. Wenn er daselbst sagt, ein guter Appendix erzähle wenig und scherze sehr, er wende den historischen Bildersal nur als Vehikel von Einfällen und Scherzen an, er verachte die Malerei der Charaktere und das Entwicklungssystem der innern Geschichte, er spiele aber unter dem leichten Schein von beiden uns die wichtigsten Satiren in die Hand, so will das auf die vorliegende Erzählung nicht besser passen als auf jeden seiner Romane, welche sämmtlich

mit dem Unkraut von Scherz und Satire gerade so stark überwuchert sind. Wir haben im Gegentheil am „Jubelsenior" ein Genrebildchen eines häuslichen Lebens vor uns, das uns durch tiefe Gemüthlichkeit anheimelt, und gar nirgends von jenen Possen oder Ueberschwänglichkeiten, durch welche der Dichter sonst abstößt, unterbrochen ist. Zu Neulandpreis, einem flachsenfing'schen Dorfe — also Anknüpfung an den Hesperus — steht in vierzehn Tagen ein seltnes Fest bevor: Senior Schwers feiert sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum und damit zugleich seine goldne Hochzeit — Jean Paul sagt immer Silberhochzeit, wol nach dem Sprachgebrauche damaliger Zeiten. Sein jüngster Sohn Ingenuin, ein junger Kandidat nach neuem Schnitte, der eine Kritik der kirchlichen Liturgik nach kantischen Prinzipien geschrieben hat, in welcher er das Kommunikantentüchlein *), die Perrücke und das Chorhemd beseitigt wissen will, ehrt dennoch mit kindlicher Scheu die strengern Grundsätze des noch rüstigen alten Vaters, dem er als Adjunct beigesellt zu werden beim Konsistorium nachgesucht hat. Der rothwangige, sanftäugige, bescheidene Jüngling hat bei allem Ernst ein gar weiches Gemüth: er konnte keiner weiblichen Seele einen härtern Text lesen als den Hochzeittext.

Nun war im Haus eine Waise als Pflegetochter, Alithea, gewöhnlich Dea genannt, eine volle ländliche Schönheit. Beide junge Leute wandten sich schon lange ganz in der Stille ihre schüchternen Herzen zu, und als der Konsistorialbote zur allgemeinen Freude die Vokation brachte, verlobten sie sich noch an demselben Abend auf dem Hügel unter den drei Trauerbirken. Aber das Schriftstück war gefälscht; der Bote hatte das Amtssiegel auf einer Schiefertafel nachgestochen und die Schriftzüge nachgeahmt; ein nachkommender echter Bescheid hagelte die Freudenblumen in den Boden." Nun soll Dea das Haus verlassen; so will es der alte Senior in seiner

*) d. i. sein Tüchlein, das beim Genuß des Abendmahls unterbreitet wurde, damit kein Tropfen Weines auf die Erde falle.

Strenge; gleich am Tage nach der Jubelfeier soll sie nach Flachsenfingen zur Schwiegertochter; das kostet viele Seufzer und Thränen.

Zufällig war Jean Paul auf seinen geographischen Wanderungen durchs Flachsenfinger Gebiet um diese Zeit nach Neulandpreis gekommen. Er besucht die Kirche, wo eben Kantor Scheinfuß die himmlischen Heerscharen vom Staub reinigt und Mamsell Den am Pfarrgitterstuhl wäscht. Er hört von dem nahen Jubiläum und von des Mädchens Mißgeschick; er vernimmt aber auch, daß Fräulein von Sackenbach auf dem Schlosse, die der Pfarrfamilie herzlich wohl will, die Sache Ingenuins brieflich dem Herrn von Esenbek, einem bei Hof gewichtigen Mann, ans Herz gelegt habe. Jean Paul, voll Mitgefühl und Bedauern, kehrt augenblicklich um nach Flachsenfingen, sich an Fürst Jenner selbst — wir kennen ihn aus dem Hesperus — mit einer Fürbitte zu wenden. Der Fürst gewährt nicht allein gnädig das Ansuchen, sondern will sogar höchst eigenhändig am Jubeltage die Bestallung überbringen. Damit jedoch der Bittsteller nicht ganz um seine Freude kommt ein Glücksbote im Pfarrhaus zu sein, erwirkt er sich von jenem die Erlaubniß, unter der Maske des Herrn von Esenbek zum voraus im Neulandpreis Andeutungen zu geben.

Dieser Herr von Esenbeck, ein von Genüssen längst abgestumpfter Lebemann und maître de plaisirs bei Hofe, hatte in seiner Jugend mit dem alten Schloßfräulein ein zärtliches Verhältniß gehabt, dessen Gedächtniß bei ihm nur durch ihre häufigen Briefe sich erneuerte, welche Zurückgabe ihrer Korrespondenz begehrten und nie einer Antwort gewürdigt wurden. Zwanzig Jahre hatte sie ihn nicht gesehen; Jean Paul konnte hoffen in seiner Rolle unerkannt zu bleiben, wenn er nur das Muttermal künstlich nachmachte, mit welchem Esenbeks Stirne gezeichnet war. Die Scene, welche der falsche Esenbek mit Fräulein Amanda spielt, hat nun allerdings für den Leser etwas Verletzendes und widerstrebt des Dichters sonstiger humaner Art gegen alte Jungfern. Ist sie gleich, etwas adelsstolz und in ihren vorgerückten Jahren kokett, so hat er ihr doch auch Wohlwollen und Dienstfertigkeit in hohem Grade

zugelegt, und nun wird sie einen langen Nachmittag und Abend zwecklos gehänselt. Herr von Esenbek war bei der ganzen Geschichte gar nicht von Nöthen; Jean Paul konnte unter seiner und jeder andern fremden Gestalt eben so gut den fröhlichen Ausgang prophezeien. Lediglich die Sucht durch den Kontrast zu wirken und etwas Burleskes einzuflechten mag ihn zur Einführung dieser Scene bestimmt haben.

Aber nun nach solchem nur für das stumpfere Gefühl nicht anstößigen Intermezzo hebt und steigert sich die Schilderung zum Rührenden und Erhabenen. Hier ist mehr als Vossens „Luise" oder siebenzigster Geburtstag; diese Pfarrfamilie, mit ihrem greisen, aber noch stramm und aufrecht dastehenden, festen, entschiedenen Senior leuchtet in einem Himmelsglanze, zu dem die irdische Erscheinung in ihren lichtesten Momenten auch ohne Zuthun von Mirakeln durch ihre eigne höhere Weihe sich selbst verklärt. Es begegnet mir nirgends, so weit ich die Literatur kenne, ein Pfarrer von gleicher Hoheit bei aller Einfachheit, von gleicher Würde bei aller Demuth. Der gemüthliche humoristische Landprediger von Wakefield läßt sich nicht vergleichen; ein Mann in den besten Jahren, steht dieser noch mitten im Leben, indeß der alte Schwers bereits bis nahe an die Pforte der Ewigkeit vorgeschritten ist. Aber das Haupt dieses Greises bog sich nicht, sein Blick senkte sich nicht, als er täglich tiefer in die Minotaurushöhle des Alters hineinging; diese breite, gewölbte Brust wankte nie am geliebten Herzen, dieses dunkle, aber scharfe Auge schlug sich nie beschämt nieder, diese steilen Augenknochen sind das steile, hohe Ufer eines tiefen, aber hellen Sinnes. Die zweite Welt hatte ihn mit der ersten befreundet, und das Alter bückte seine Seele mehr wie sonst die Jugend nach den letzten Blumen der Erde nieder. Sein Amt und sein Herz hatten ihn mit dem großen festen Lande hinter dem Leben so vertraut gemacht, daß er sich jetzt wie der Demokritus vorkam, der achtzig Jahre aus seinem Vaterlande weggewesen, um Kenntnisse einzutragen.

Und die Gattin dieses ehrwürdigen Alten, dieses wahrhaft hohen Menschen? Ein lebhaftes Mütterchen, von Jahren mehr

gebeugt als ihr ſtärkerer Mann, kam ſie im ſtillen Nachſommer des Lebens, da ihre Sorgen geendet und ihre Kinder geſegnet waren, mit der Herbſtroſe der erneuten Liebe an die unvergeßliche Bruſt ihres Gatten zurück. Er war ihre erſte Liebe geweſen und wurde jetzt ihre letzte; bloß den Zwiſchenraum hatte die mütterliche erfüllt. Zur Jubelfeier haben ſich die drei verheirateten Söhne mit ihren Frauen und Kindern eingefunden; zwei Töchter ſind den Eltern vorangegangen, und ihre Abweſenheit miſcht in die Freude einen Tropfen ſanfter Wehmuth; aber zwölf jugendliche Enkel umſpielen den ſo innigen Herbſt der Großeltern. Rührend iſt das Zuſammenſitzen und Singen der glücklichen Familie am Vorabende, ergreifender noch der Feſttag ſelbſt. Der Dichter hat ſich, wie der Eingang zeigt, vorgenommen ein rechtes Prachtkapitel zu liefern trotz allem Widerſpruch der Recenſenten; denn er müſſe dahinter ſein, daß er ſich einen ewigen Namen erſchreibe; das brauchten ſie hingegen nicht. Darin beſteht eine unnachahmliche Hauptkunſt Jean Pauls, daß er Großes und Erhabenes aus dem Geringfügigen zu ſchaffen weiß. Von 4 Uhr Morgens an, wo der Schullehrer, weil er ſo nahe am Prolubium des Jubeltages keinen Schlaf hat und deshalb eine Stunde zu früh läutet, ſetzt er uns mit den kleinſten Mitteln in eine ſtärkere Aufregung, als wenn ein anderer große Welthändel und mächtige Leidenſchaften beſchreibt; den Glanzpunkt aber bildet des Seniors Predigt und die Einſegnung der Eltern durch den Sohn. Der Jubilar war auf der Kanzel ſo einheimiſch wie in einem Großvaterſtuhl, und verrichtete darauf nur ſeine Hausandacht. Er legte ſich unbefangen ſeine Kanzelbibliothek zurecht und ſah unter den Gallerien herum, was drinnen ſei, und zog die Brille aus dem Futteral zum Leſen. Dann fing er an, ſanft und heiter, nicht von ſich, ſondern dem Evangelium des Tages angemeſſen von der Demuth. Erſt im zweiten Theil entſchloß er ſich zu einem Extrablättchen, das von ihm ſelbſt handelte.

Doch genug von dieſer wundervollen Idylle. Warum hat ſich der Dichter nicht entſchließen können an einfachen Charakteren feſtzuhalten, auf die er auch mitten im Gewühle ſeiner tauſend Sei-

tenbemerkungen und eingeklemmt zwiſchen Hirten- und Zirkelbriefen, wie er hier die einzelnen Nebenaufſätze nennt, doch noch die vollſte Theilnahme der Leſer und Leſerinnen zu lenken die Kraft beſaß? —

Seinen Titan hatte er jedenfalls während der Arbeit am Jubelſenior 1797 begonnen; denn er erwähnt in dieſem neben Scheerau und Flachſenfingen auch das Fürſtenthum Haarhaar (S. 67). Die Hauptgrundzüge ſtanden wol ſchon 1796 in des Dichters Kopfe. Da er ihn aber erſt im Jahre 1802 in Meiningen abſchloß, ſo fallen die für ihn ſelbſt wichtigſten Lebensverhältniſſe und die Abfaſſung mancher kleinerer Werke in Mitte zwiſchen Anfang und Ende: der Mutter Tod und die Beziehung zur Kalb und zur Berlepſch, die Auswanderung nach Weimar und die Verbindung mit dem Hofe von Hildburghauſen, der Brautſtand mit der Feuchtersleben und die Verheiratung mit der Meyer, der Umzug endlich nach Meiningen, vielleicht auch die erſten Vaterfreuden. In jener Periode, die das Hauptwerk ſeines Lebens keimen und reifen ſah, ſtand er mitten in des Mannes jugendlicher Vollkraft. Es war die Zeit vom 34. bis 39. Jahre. Welche Bedeutung er ſelbſt dieſer Dichtung beigemeſſen, auf die er die ganze Macht ſeines Geiſtes wandte, geht aus einer brieflichen Aeußerung an Emanuel hervor, als er ihm deren Beendigung meldet: „Ich bat Gott ſtill immer, nur mich nicht vor dieſem Ende in meines zu rufen.“ Am 6. Dez. 1802 ging der vierte und letzte Band nach Berlin ab.

Doch wir wollen vorerſt noch in kurzem einige Werkchen beſprechen, die in dieſe Zeit als Nebenarbeit hineinfielen, welche der Titan hauptſächlich in Anſpruch nahm. Das erſte ſind die Palingeneſien von 1798, d. i. umgearbeitete Aufſätze aus den Teufelspapieren, verwoben in die Beſchreibung einer Reiſe von Hof nach Nürnberg. Fünf Bogen von jenen, ſagt er in der Vorrede zu den ſämmtlichen Werken, habe er in den Palingeneſien eingebaut und mit vielen Veränderungen und Einpaſſungen vermauert; aber echte Kenner der Kunſt hätten die alten Bauſteine vorgezogen. In einem offenen Brief an Leibgeber ſtellt er für einen guten Kritiker, der ſeine

Zeit und Kraft wohl anlegen wolle, ſcherzhaft die Aufgabe in einem kurzen Traktate zwiſchen den Teufelspapieren und Palingeneſien eine feſte Paralleln zu ziehen; und in der That wäre das eigentlich meine Pflicht; aber ich bitte jeden, der mir dieſe Unterlaſſungsſünde vorwirft, Erbarmen zu haben mit einem Sterblichen den bei dem kurzen Maße der Erdentage ſeine Zeit mit Wichtigerem ausfüllen möchte. Würde mich Jean Paul ſelber, zumal er verſichert, er habe ſein Zuſammenſchweißen ſo fein verlöthet, wie die Natur die Scherben unſerer Hirnſchale, ſicherlich ob ſolches thörichten Unterfanges als gelehrten Pedanten verlachen, ſo kann ich meine Gleichgiltigkeit in dieſer Sache mit ſeinem Schilde decken.

Wie bereits oben erwähnt, hat er, um ſein früheres Werkchen durch die weite Verbreitung der Blumenſtücke in Umlauf zu bringen, die Fiktion gebraucht, Siebenkäs habe die Teufelspapiere geſchrieben. Nun aber hat dieſer Siebenkäs ihm, ſeinem Freunde, deren Umarbeitung überlaſſen, weil die erſte Auflage bei keinem Spezereihändler mehr zu haben war; denn Siebenkäs ſelbſt mußte nach Wetzlar, um den Prozeß ſeines Grafen von Vaduz zu betreiben. Nach Siebenkäſens Abreiſe zog es auch ihn, den Jean Paul, zu einem Abſtecher in die Welt hinaus; ſeine erträumte Frau Hermine und Siebenkäſens Natalie konnten ja zuſammenziehen und den ganzen Tag von ihren lieben Männern reden, und auf den verſchiedenen Reiſeſtationen konnte er bald im Zimmer bald im Freien den Stockknopf abſchrauben, der ſein Dintenfaß bildete, und die einzelnen Aufſätze ſchreiben. Alle dieſe kleinen Abhandlungen ſind nun zwiſchen die ergötzliche Reiſebeſchreibung eingeſchaltet und ſchneiden dieſe in viele kleine Stücke. Ich hebe zuerſt aus der Reiſeſchilderung einige Abſchnitte heraus. In Baireuth bezieht er das Zimmer in der Sonne, worin einmal Siebenkäs und Leibgeber gewohnt und geliebt hatten. Auf der Eremitage daſelbſt arbeitet er am Oſtertage eine Satire im Freien um, als gerade alle Baireuther im Feſtſtaat oben waren und ſich über ſeinen ſchlechten Anzug aufhielten. So oft nun ein Paar Leute vor dem Schreiber im Nachtmantel mit höhniſch verzogenem Munde vor-

übergingen, besserte er die Papiere wilder um und flocht den persönlichen Raptus ein. Ueber Streitberg und Baiersdorf kommt er nach Erlangen und erhält, als Fußgänger von Kellnern und Hausknechten mißachtet, in drei Gasthöfen statt ein Zimmers vorne heraus höhnische Abweisungen. Im Zorn darüber bestellt er in der „blauen Glocke" ein überreiches Abendessen für sich und seinen Mantelsackträger, damit die Wirthschaft sich nachträglich recht ärgern soll, daß sie diesen Fisch aus dem Garn gelassen. So kommen beide am Morgen in Nürnberg an, und es entspinnen sich allerlei phantastische Begebnisse, weniger interessant als die liebevollen Beschreibungen der Stadt und ihrer Bewohner. Am Ende trifft er noch gar mit Siebenkäs selbst und mit dem Schulrath Stiefel zusammen und mit Hermine und Natalie, die von Hof herreisen müssen, damit zur Ueberraschung sich auch die Rührung geselle.

Die eingestreuten humoristischen und satirischen Aufsätze erweisen sich als meistentheils wenig genießbar, wie vieles andere, was Richter geschrieben rein in der Absicht recht viel besondern Scherz zu machen, nicht als fehlte es an witzigen Beziehungen, sondern weil wir die überwürzte Sauce unschmackhaft finden. Doch muß ich auf einige wenige Schilderungen aufmerksam machen. Herrlich gelungen erscheint mir die Darstellung des litarischen Zustandes in Deutschland von 1770 bis 1780, der sogenannten Sturm- und Drang- oder Genieperiode.

Jean Paul hat in Hunderten von Abhandlungen bei aller zur Schau getragenen Abneigung gegen die Recensenten doch selbst eine solche Masse von Urtheilen über Poesie und Philosophie abgegeben, daß sich aus ihnen leicht eine Geschichte unserer letzten großen Literaturentwicklung, wie sie sich in seinem Kopfe gestaltete, zusammenstellen ließe. Im allgemeinen ahnt er die Größe des Geschlechts, dem er angehört. „Es kann sein, sagt er (XX, 83), daß an unserm Jahrhundert und an uns allen viel ist; das können aber nicht wir, sondern nur die fühlen, die uns künftig angaffen und vergeblich nachsteigen." Von den siebenziger Jahren aber malt er eine allerliebste

Karikatur. (XVIII, 70). „Verſe und Proſe, heißt es unter anderem, waren hart, aber die Herzen weich, obwol grob, — ja die meiſten liebten alle Menſchen und Thiere und nahmen nur die Recenſenten aus; Genies mit Thränen in den Augen theilten auf den Straßen Prügel aus und Scheltworte auf dem Papier. Kein Geiſt von einigem Gehalt ſetzte einen Fuß in eine Univerſitätsbibliothek. Manche gaben ſich gar nicht die Mühe, zumal im Trauerſpiel, und waren bei Sinnen, andere fragten den Henker nach Komma und Kolon, ſondern ſchrieben gerade aus, nemlich in Gedankenſtrichen; ein weitläufiger Anverwandter von mir ſetzte gar zwei Gedankenſtriche über einander. Poeten ließen ſich röthliche Stiefel befohlen und liefen in Gottes freie Natur hinaus und kamen mit den herrlichſten Kreidezeichnungen davon in der Taſche unter das Thor zurück — mein doppelt geſtrichener Vetter nahm ein falſches ſpaniſches Rohr und ſchlug einen alten Silbenſtecher braun und blau gewürfelt — Tauſende vergaßen im Tumulte alles, beſonders todte Sprachen und lebendige, und ſchrieben bloß in abgeriſſenen Gedanken und in abgeriſſenen Hoſen. — Er ſelbſt fällt mit ſeinen erſten Beſtrebungen ſchon dieſſeits jener übermüthigen Richtung, zu welcher Göthe und ſeine Genoſſen den erſten Anſtoß gaben; doch iſt auch an ihm noch bei aller ſonſtigen Blumenzartheit manche cyniſche Wendung als ein Ueberreſt burſchikoſer Ungebundenheit bemerkbar. Seine Blüthe fällt mit dem erſten Auftreten der romantiſchen Schule zuſammen, von der er trotz innerer Verwandtſchaft ein Gegner war, weil ihn manche ihrer Auswüchſe, zeitweiſe auch ihre Vertreter, abſtießen. Er ſpricht von dem frechen Poetenwinkel in Jena, er erkennt an den Schlegeln nur das Talent der Ueberſetzung und Kritik an; ihre philoſophiſchen und äſthetiſchen Entdeckungen ſeien meiſt fremdes Gut; von Friedrich Schlegel urtheilt er, als derſelbe im Frühling 1800 ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht, er ſei ein unbefangener, ſanfter, faſt kindlicher, einfacher Menſch, der nicht den Charakter, aber leicht die Denk- und Sprechart eines Menſchen faſſe. Sein Herz ſtellt er nun höher, ſein Gehirn achtet er nicht für vollöthig; Gelehrſamkeit und Beleſenheit finde er nicht bei ihm; er kenne,

wie jetzt die meisten, nur einige Nobilis aus jeder Literatur, und dann urtheile er über das ganze Volk ab. *)

Indeß tritt er der Schule immer näher, mit je mehrern ihrer geistvollen Angehörigen er Bekanntschaft macht, namentlich im Winter 1800 auf 1801 während seines Aufenthaltes in Berlin. Schleiermachers Reden hätten außer der herrlichen elastischen Hülse noch den markigen Kern. Natürlich; seine eigene naturalistische Gefühlsreligion stand den damaligen mehr poetischen als christlichen Anschauungen des Berliner Theologen sehr nahe. Auch sein Zusammenleben mit Tieck und Bernhardi brachte ihn auf die Ueberzeugung: diese Partei habe doch den rechten poetischen Geist, indeß die feindliche nicht einmal das Seelenorgan davon besitze. Unter der feindlichen versteht er die Berliner Gelehrten, die Anhänger des gesunden Menschenverstandes und der allgemeinen deutschen Bibliothek, gegen deren trocknen geistigen Berlinismus in Poesie und Philosophie eben der Jenaismus die abtreibende Kur sei.

Gerade in jenen Jahren wurde Jean Paul mitten in das Studium der Philosophie wie die meisten andern guten Köpfe hineingezogen. Denn sie war die Wissenschaft des Tages, und die großen schöpferischen Denker wühlten mit ihren neuen Ansichten und Entdeckungen alle Geister auf. Gegen Ablauf des Jahrhunderts hin hatten Kants Schüler bereits die meisten Katheder inne und seine Grundsätze auch auf die positiven Wissenschaften angewandt. Jean Paul unterscheidet den Meister scharf von seinen kurzlebigen Jüngern: „Ich schwöre nicht, sagt er, daß nicht nach hundert Jahren der alte Kant so allein, wie Klopstocks Sonne mitten in der Erde, an seinem unterirdischen Himmel steht.“ Den Kantianern wirft er

*) Ganz entgegengesetzt lautet das dritthalb Jahre früher ausgesprochene Urtheil des fünf Jahre jüngern Schleiermacher: Schlegel, sagt dieser, ist ein junger Mann von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreift, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen u. s. w. Aber Jean Paul war eben Schleiermachern wie allen Zeitgenossen an Belesenheit unendlich überlegen.

Unklarheit und Unwissenheit vor, da sie gern von ihrem heiligen Vater in Königsberg reine Vernunft und alles annähmen, aber nicht seine Gelehrsamkeit. Es ist eine wohl begründete Warnung, die er in seinem Brief über Philosophie um jene Zeit aussprach (1799): „Gehe nie unter Philosophen, ohne eine Kronwache von Physikern, Geschichtschreibern und Dichtern um dich zu haben!" Die Unbekanntschaft mit den positiven Wissenschaften erfüllte, wie sich im Lauf der Jahrzehnte ergab, die Architekten und Steinmetzen der Systeme mit immer größerem Dünkel und deren Gebäude mit immer steckenderem Rauche, der die seitherigen Bewohner endlich ganz ins Freie trieb. Insbesondere war Richters weiches Gemüth auch jener Pflichtenlehre, deren kategorischen Imperativ selbst Schiller verspottete, ganz und gar abhold. Wie er für die theoretische Erkenntniß eine Fülle äußern Stoffes als Material begehrt, so stellt er bei der Sittenlehre die Forderung, daß statt des abstracten Gebotes die Triebkraft zum Guten die Liebe sei. „Nur Plato, Hemsterhuis, Jacobi, Herder und wenige Ebenbilder brachten in die Weisheitsliebe (Philosophie) Liebeweisheit. Wer Liebe die eigentliche positive Sittenlehre nannte, wurde wenigstens von einem großen Menschen nicht verdammt, von Jesus Christus (XXXVIII. 37)." Jean Paul hängt gläubig und fromm an der Mutter Natur; die Sinnenbilder für mögliche Sinnestäuschungen, die breite große Welt für eine Ausgeburt des menschlichen Ich zu halten, erschien ihm wie Wahnsinn, und solche Grübeleien nur bei einem Manne möglich, der wie Fichte nichts weiter als unendlichen Scharfsinn habe, woran er selbst sich unendlich erquicke, von welchem er aber nur in so weit Gebrauch mache, um den eigenen daran zu schleifen. Denn außer der Philosophie wisse er kein so gutes Treibmittel des Gehirns als höchstens Kaffee und Schach.

Fichte war im Jahre 1799 der Held, ja der Märtyrer des Tages; seine dunkeln Schriften wurden, seit man ihn der Professur in Jena enthoben, nur um so begieriger gelesen. Jean Paul wohnte in Weimar, verkehrte am meisten mit Herder, dessen „Metakritik" gerade damals den großen Kant befehdete. Fichte galt für

einen vorgeschrittenen Schüler des Meisters von Königsberg. Auch von dieser Seite also wurde Richter auf Fichte geführt, von welchem er am 15. Mai nur erst zwei Schriften gelesen hat (LX, 12), den er aber am 4. Oct. schon wieder von vorne liest (17). Aus diesem eifrigen Studium entstand seine Clavis Fichtiana, die er am 4. Febr. 1800 abschließt. Sie sollte anfangs in den komischen Anhang zum Titan kommen, erschien aber als selbständiges Schriftchen, Jacobi gewidmet. Leibgeber, der geistreiche Witzbold im Siebenkäs, wird als ihr Verfasser ausgegeben, der die Hauptstichwörter des Systems zur bequemern Einführung der Leser hier zusammengestellt und erklärt hat. Leibgeber sei nemlich ein Fichtianer geworden und habe sein Werkchen in der Schweiz geschrieben, um dem Elend entrückt zu sein, welches die Franzosen über dieselbe gebracht haben. Die sonderbare Lehre, welche die ganze Welt in ein Geschöpf unseres Ich verwandelte, wird hier dem bittern Spaß des gewöhnlichen Menschenverstandes Preis gegeben, der gegen das Ende hin, wo Leibgeber auf die gegründete Besorgniß kommt, er möchte selbst das einzige Ich sein, fast Entsetzen erregt. „Alle meine Metaphysik, sagt er, Chemie, Technologie, Nosologie, Botanik, Insektologie besteht bloß im alten Grundsatz: erkenne dich selber — Ich bin nicht bloß, wie Bellarmin sagt, mein eigner Erlöser, sondern auch mein eigner Teufel, Freund Hain und Knutenmeister. — Die praktische Vernunft selber (dieses einzige heilige Schaubrot für einen hungrigen philosophischen David) setzt mich mühsam in Bewegung, weil ich doch nur für mein Ich und für niemand weiter etwas Gutes thun kann — Lieb und Bewunderung sind leer; denn gleich dem h. Franziskus drück' ich nichts an die (Verier-) Brust als die von mir geballten Mädchen aus Schnee — Rund um mich eine weite versteinerte Menschheit — In der finstern unbewegten Stille glüht keine Liebe, keine Bewunderung, kein Gebet, keine Hoffnung, kein Ziel. Ich so ganz allein, nirgends ein Pulsschlag, kein Leben, Nichts um mich und ohne mich Nichts als Nichts — Mir nur bewußt meines höhern Nichtbewußtseins — In mir den stumm, blind, verhüllt fortarbeitenden Dämogorgon, und ich bin er

ſelber — So komm' ich aus der Ewigkeit, ſo geh' ich in die Ewigkeit — und wer hört die Klage und kennt mich jetzt? — Ich. Wer hört ſie und kennt mich nach der Ewigkeit? Ich." — Trotz dieſer ſchneidenden Satire aber ſtand er mit Fichte — ein Beweis von des Philoſophen großer Denkart — perſönlich gut.

Doch die Gedankenverbindung hat mich über die Zeitordnung etwas hinausgeführt; denn ein volles Jahr vor die Clavis fällt die Herausgabe der Schrift: Jean Pauls Briefe und bevorſtehender Lebenslauf. Die gute erſte Hälfte der Sammlung kann ich übergehen, Aufſätze, Erzählungen und Rathſchläge ſehr verſchiedenen Inhaltes; wichtig aber zur Kenntniß ſeiner Anſchauungen über ſich ſelbſt, ſeine Wünſche, Neigungen und Hoffnungen iſt die Konjekturalbiographie, geſchrieben in Briefen an Otto in den letzten Wochen ſeines Aufenthaltes zu Leipzig, der letzte Brief noch während ſeiner Reiſe nach Weimar 1798. Er kauft ſich, ſo ahnt er, ein Gütchen Mittelſpitz und wirbt um eine Braut Roſinette, deren heiterer Name ſchon einen frohen Sinn des Mädchens vermuthen läßt; für romantiſche Stunden gibt er ihr noch als Pathengeſchenk den Namen Hermine bei; ein Name, unter welchem er ſie bereits in den Palingeneſien als ſeine Gattin eingeführt hat (XXXV, 145). Er theilt das Verhältniß zu einer Frau in vier Jahreszeiten ein: die erſte iſt die Liebe gegen ſie vor der Verlobung oder der Frühling — die zweite heißere, nemlich der Sommer, fällt nach derſelben und dauert bis an den Altar — die dritte iſt der magiſch träumeriſche ſanfte Nachſommer, den andere das Honig- oder Flitterjahr nennen — die vierte der helle reine häusliche Winter der Freundſchaft, die durch einerlei Zwecke, durch gegenſeitige Unentbehrlichkeit, durch eine lange Gemeinſchaft des Lebens und Duldens und Freuens zwei Herzen mit allen ihren Wurzeln in einander verwickelt. Von dem Honigjahre, wo man droben ſitzt in ſeiner Studierſtube in neuer Wäſche, und ſchreibt an den beſten Schriften weiter, und die emſige Seele im weißen Hausgewand will nur durchlaufen, um den Mann nicht zu ſtören; aber er legt die Feder über das Dintenfaß und gibt ihr die Hand und zieht ſie an

ſich, und ſie bückt ſich leſend gegen das, was er hingeſetzt u. ſ. w. — von dieſem Jahre führt er den Freund bald über manche Berge hinweg, bis in die Zeit, wo er als ſtattlicher proportionirter Fünfziger vor ihm ſteht, ſo ſchwer wie ſeine Werke, als ein Mann, der ein ernſthafter Menſch ſein könnte, wenn er ſonſt wollte. Da hat er 7 Kinder, und Otto, der Gevatter, beſucht ihn an einem Andreastage, und ſie genießen zuſammen mit der guten Hausmutter und den rothwangigen Kindern die Freuden des Chriſtfeſtes und die Erinnerung an die verlebten alten Jahre, an das erſte Jahr ſeines Eheſtandes, wo er noch das Glück hatte an ſeinem Titan fortzuſchreiben (wie es auch eintraf), an die nächſten, wo er ſeinen eleganten Kleiderſchrank abgedankt und nichts mehr angezogen habe als einen Ueberrock und unter ihm wenig von Betracht. Er ſagt es ſeinem Otto, wie er ſonſt mitten im dichteriſchen Feuer leicht anderes gefangen habe, ſo daß er beträchtlich aufpraſſelte; inzwiſchen habe er ſich ſehr geändert und gebe bei ſeinen ſchöpferiſchen Sturmwinden, wie Hausväter bei andern, mehr auf Feuer und Laternen Acht. Nach dem Eſſen kommt das Concert; der Hausvater ſetzt ſich als Kapellmeiſter an ein altes Cymbalon und hämmert ein Arioſo, einer von den Jungen iſt der erſte und letzte Violiniſt, Hans ſtreicht den Baß, und der Reſt ſingt, von der ſchönen Vorſängerin, der Mutter, angeführt.

Nun ſpringt er über zu ſeinem Autorjubiläum, das bereits in ſein 69. Jahr 1832 fällt, alſo nicht ſchwer zu erleben ſei. Was konnte er auch viel Spezielles vorherſagen? Hat er ſich doch leider ſchon mit dieſer einzigen Prophezeiung um 5 Jahre betrogen, und wir leſen die Weiſſagungen nicht ohne ſchmerzliche Rührung, daß der Tod dem fleißigſten Menſchen die Tage ſchnöde gekürzt hat, die er ſo gut benutzen wollte. In ſeiner Jubelrede, fährt er fort, werde er ſich auf die erfüllte Weiſſagung berufen, daß er wie Alcuin 40 Jahre lang mit derſelben Feder ſchreiben werde, nemlich in demſelben Stil; da werde ſich freilich zeigen, daß im ganzen Kopf kein geſchiedenes Ideenpaar mehr vorhanden ſei, und daß er in lauter Gleichniſſen rede, fluche, bete und zanke. Nach dieſem Jubeljahr

aber hoffe er nicht ohne Geschmack zu schreiben, da das Alter eine asthenische Krankheit sei.

IV.

Mit diesen Arbeiten also, in der letzten Zeit auch mit den „Flegeljahren", war Jean Paul nebenbei beschäftigt, während er am Titan schrieb und ihn bändeweise in die Welt sandte. Betrachten wir jetzt diese wichtigste seiner angeblich wahren und actenmäßigen Biographien, die er im Dez. 1802 mit dem 5. Band abschloß und für das Beste seiner Poesie erklärte, in ihrem vollständigen Zusammenhang.

Das Ganze ist eine verwickelte mit allerlei scheinbaren Zaubereien und wirklichen Taschenspielerkünsten aufgeputzte Hof- und Familiengeschichte, in der Manier der „Mumien" und des „Hesperus", aber mehr vertieft in der Anlage und prangend in noch reicherem Farbenschmuck. Das Hauptmotiv des Hesperus, die Verwechslung von Kindern, die Ungewißheit der Abstammung, die an der Lösung dieses Räthsels scheiternde Liebe wiederholt sich, und zugleich tritt auch manche Familienähnlichkeit in den Personen und Verhältnissen ans Licht, z. B. Matthieu und Roquairol, Jenner und Luigi, auch die beiden Fürstinnen in ihrer Stellung zum Gatten und zum Helden des Romans, ferner Lord Horion und Graf Gaspard in ihrem geheimnißvollen, kurzen, kalten Wesen und ihren Beziehungen zum Hof und zur Hauptperson sehen sich außerordentlich ähnlich. Die drei Romane haben ferner mit einander gemein die Aehnlichkeit in der Lebensstellung der Geliebten: Beata, Clotilde, Liane, alle drei werden Hofdamen, alle drei kränklich, nur daß Lianens Schwäche den Stürmen des Schicksals unterliegt. Wunderliche Menschenkarikaturen, geistreiche Sonderlinge, fehlen auch hier so wenig als in den meisten andern Jean Paul'schen Romanen, und der halbverrückte Schoppe erweist sich gar noch als Leibgeber aus dem Siebenkäs; wie vollens der ehemalige Armenadvocat noch in Person erscheint, geht mit der Wahrscheinlichkeit zum Glück auch die Geschichte zu Ende.

Wir kennen aus frühern Proben das Bestreben Jean Pauls alle seine Romane unter einander durch Einkindschaftung ihrer Personen in Verbindung zu setzen; er beabsichtigt auf diesem Wege die Lesewelt an seine bereits erschienenen Schriften zu erinnern und den Phantasiegestalten einen festern Boden zu geben. Doch die letztere Absicht mißglückt ihm regelmäßig, weil ihm das Bildungsvermögen abgeht, welches schon vorher seine Gestalten hätte beleben müssen, damit das Publikum an wirkliches Leben glaubte. Ihre Ueberschwänglichkeit und Sonderbarkeit erschwert diesen Glauben schon bei der Lectüre des Buches, dem sie angehören; geschweige erst, wenn sie von einem Roman in den andern mir nichts dir nichts herüberspazieren. Glücklicherweise mischt sich im „Titan" der Dichter wenigstens nicht selbst ein.

Albano also, dessen Jugend-, Entwicklungs- und Liebesgeschichte das Werk — auch wieder nach Familienpapieren; denn ohne solche geht es nicht ab — zu erzählen die Aufgabe hat, steht uns durch sein Naturell näher als Gustav und Victor; denn statt der zerfließenden Weichheit und statt der excentrischen Launenhaftigkeit jener ist sein Grundzug jugendliche Ueberkraft. Ihr allein hat er den Namen Titan zu verdanken; denn sein Thun und Handeln, seit er in die männlichen Jahre getreten, ist nicht im Geringsten titanenhaft. Wir lieben am Jüngling Trotz und Kühnheit, wir verachten weinerliches Verzagen. Als Knabe schon zieht Albano den Umgang mit Erwachsenen den Spielen der Kinder vor und liebt den einsamen Aufenthalt auf Höhen, und sei es auf einer Vogelstange. Er wächst heran im Dorfe Blumenbühl, im Hause seines Erziehers, des Landschaftsdirectors von Wehrfritz, eines braven, festen, cholerischen Mannes. So nahe der stille Ort der hohenfließ'schen Hauptstadt Pestitz lag, also, daß deren Thürme aus der Ferne herüberschimmerten, so hatte man ihm doch nie gestattet sie zu betreten. Sein Vater, der spanische Graf Zesara, hatte die Anordnung getroffen, daß mehr auf seine körperliche Gesundheit als auf seine geistige Ueberbildung gesehen werden sollte; der Unterricht des Ortsrectors Wehmeier, den der Dichter weder mit die-

ſem Familiennamen noch mit dem Spitznamen Schachtelmagiſter hätte verunzieren ſollen, da ſein Liebling in deſſen Unterrichte geiſtig gedeiht, iſt mit 8 Kindern und täglich 8 Stunden geſegnet und nahe den Fünfzigen. Dieſer Mann von etwas altväteriſchen Manieren unterweiſt den Knaben in den alten Sprachen und rollt vor ſeiner Phantaſie die Bilder plutarchiſcher Helden auf, ſo daß der feurige Burſche voll großer Erinnerungen oft nur halb auf den Wiener Tanzmeiſter Falterle achtet, welcher Nachmittags von Peſtitz herauskommt. Aber der geſchäftige Wiener brachte Romane ins Haus, die der heranwachſende Jüngling hinunterſchlang, und ſtreute den Samen idealer Freundſchaft und Liebe in ſein aufgelockertes und empfängliches Herz. Er hatte viel von des Miniſters Sohn Roquairol geſprochen, der ſich als verſchmähter Liebhaber der ſchönen Linda von Romeiro in Werthers Weiſe mit der Piſtole geſchoſſen, aber nur am Ohrläppchen getroffen; er hatte deſſen Schweſter die fünfzehnjährige Liane vielfach gerühmt und dadurch ſchwärmeriſche Gefühle in der Bruſt des halbreifen Albano entzündet. Dieſer hatte auf dem ſtillen Lande den Thron der Religion in ſeiner Seele hoch und feſt gebaut, wie alle Menſchen von hoher Phantaſie; auf Bergen ſtehen immer Tempel und Kapellen. Als er hört, daß Liane an Pfingſten zum erſtenmal das Abendmahl nehme, bat er um das Gleiche; ſo geht er auch Nachts nach Lilar, dem Landſitze des Fürſten, weil Liane krank ſein ſoll. Er hatte ſie freilich noch nie geſehen; aber Liebesbedürftigkeit und glühende Einbildungskraft treiben ihn in die Rolle des ſchüchternen Anbeters aus der Ferne.

Die Reparatur der alten Kirche zu Blumenbühl führt ihm den griechiſchen Baumeiſter Dian zu, welcher ihm die Welt des Homer und Sophokles aufſchließt und alle Bücher durcheinander zu leſen gibt. Dian und ſeine Familie ſind die einzigen griechiſchen Perſonen, welche überhaupt in Romanen Jean Pauls vorkommen, und es leidet wol keinen Zweifel, daß das Studium des Homer, Sophokles, Euripides und Aeſchylus, mit denen er ſich damals neben anderer Lectüre beſchäftigte, ſie ihm, wenn nicht zugeführt, doch mehr befreundet hat. Es weht uns eine erfriſchende Morgenluft

an, ſo oft Dian oder die Seinigen uns begegnen; auch paßt er ganz beſonders für jene Theile des Romans, welche in Italien ſpielen; ein griechiſcher Architekt, wer könnte die Trümmer der alten Welt in vollere Beleuchtung ſetzen? Von dem Einfluſſe jener griechiſchen Schriftſteller auf ſeinen Roman ſagt Jean Paul (1799) in einem Briefe: „Sie wirken ſchön auf meinen Titan, aber nicht als Väter, ſondern als Lehrer, nicht als plaſtiſche Former dieſer Pflanze, ſondern als reifende Sonnen.“ Jenen Dian alſo liebte Albano als ſeinen Bildner; in dieſes goldne Zeitalter ſeiner Jugend fiel auch die erſte Bekanntſchaft mit Rouſſeau und Shakſpeare. Sein Herz glühte, ſeine Seele ging in hohen Wogen. Wenn er ſich über eine große Idee in Flammen geleſen, ſo ließ es ihm keine Ruhe; er mußte auch darüber ſchreiben. Jean Paul ſchattet hier offenbar den Zickzackweg ſeiner eignen Entwicklung ab.

Inzwiſchen ſtarb die alte Fürſtin Eleonore, und da der Fürſt ſelbſt nur noch als Schatten auf Erden ſchweifte, ſo wurde der Erbprinz Luigi aus Welſchland zurück, Albano aber von ſeinem Vater nach Iſola bella, ſeinem Geburtsort, berufen, damit er ihn mit dem Prinzen bekannt mache, und damit er als deſſen Rathgeber — ganz wie Horion — einſt die heilige Aufgabe durchführe das Land zu beglücken. Du wirſt dich nicht geboren fühlen, ſagt der Vater, die Menſchen bloß zu belehren oder zu beluſtigen, ſondern zu behandeln und zu beherrſchen. Welch eine Aufregung! welch ein ungeahntes Glück! aus dem ſtillen Blumenbühl auf einmal in die weite Welt. Der geliebte Dian und der humoriſtiſche Schoppe, ein Nachkomme des alten Scioppius, ein Maler, den Gaſpard Zeſara in Rom kennen gelernt und zum Collaborator bei der Weiterbildung Albanos beſtimmt hatte, ſind ſeine Begleiter. Seinen Oberhofmeiſter trifft er erſt an Ort und Stelle, den ſeinen Auguſti, einen Mann von 37 Jahren, welcher bisher Lector des Erbprinzen geweſen war.

Zu dem Feuer Albanos macht die ſchneidende Kälte des Vaters, der am Starrkrampf leidet und die Liebesergüſſe des Sohnes nur mit wenigen trocknen Worten erwiedert, einen recht unheim-

lichen Gegensatz. Die geheimnißvollen bizarren testamentarischen Mittheilungen, die ihm der stolze hagere Mann hier machte, brauchen uns eben so wenig aufzuhalten als die nächtlichen Stimmen und die Geistererscheinung im Wasser, die sich zuletzt sammt aller Zauberei des Buches in die natürlichen Künste eines Taschenspielers und Bauchredners auflösen, glücklicherweise aber die Anlage der Dichtung nur oberflächlich berühren.

Ueber die oft bewunderte Beschreibung der schönen Insel des Langensees und ihrer Umgebung muß ich bemerken, daß man ihr eben doch die Unbekanntschaft des Dichters mit jenen Oertlichkeiten nur allzusehr ansieht; so verschwommen und unsicher sind die Umrisse. Auch sonst können seine Schilderungen italienischer Gegenden die Kenner des Landes nicht ganz befriedigen, so sehr dem Romane der weitere Gesichtskreis zu Gute kommt. Denn während die übrigen Erzählungen Jean Pauls sich meist nur in erdichteten Landstädtchen Deutschlands schleppen, führt uns dieser Roman doch auch über die Alpen und bis Rom und Neapel, Herculanum und Ischia.

Von Isola bella heimgekehrt, zieht nun unser jugendlicher Held mit seinen zwei unähnlichen Mentoren in die Hauptstadt Pestitz ein; bald darauf erfolgt der Tod des alten Fürsten. Prinz Luigi, ein durch die Schlechtigkeit des Nachbarhofes Haarhaar, der im Hohenfließischen succediren wollte, körperlich zerrütteter und geistig gebrochener Mensch, besteigt den Thron.

Neue Menschen, widerliche und liebliche, treten vor unsere Augen, Minister Froulay, Lianens und Roquairols Vater, ein ewig keifender, mit der Gattin auf dem Punkte der Scheidung stehender Hausthyrann, die Ministerin zunächst als leidendes Wesen, Hauptmann Roquairol, der Sohn, der sich und andere mit seinem phantastischen Weltschmerz plagt, ein Bursche voll Lebensmüdigkeit, weil er den Lebensgenuß in gierigen Zügen hinuntergeschlungen, ein Schauspieldichter und pathetischer Schauspieler, der vor der Leiche des Fürsten die nervenkranke Schwester mit seinen quälenden Betrachtungen so aufregt, daß sie temporär erblindet; ferner die Prin-

zessin Julienne, eine muntere, zärtliche Freundin. Physikus Spher ist der Miethherr Albano's, ein cynischer Doctor, dem an der Menschheit nur die physiologische Seite wichtig ist, ein Modell zum Katzenberger, der mit seinen wunderlichen Angehörigen nächst Schoppe den Clown in den Zwischenakten des Rührstücks macht, und nach gewonnener Einsicht des Dichters, daß allzuviel Spaß diesem Romane nur schaden könne, bei Zeiten verschwindet.

Albano erblickt Lianen zum erstenmal im Mondschimmer hinter dem flatternden Wasser der Fontaine, deren Dunst der Arzt als heilsam für ihre erkrankten Augen empfohlen hatte. Da glänzte sie vor dem Monde, von dem umherirrenden Wiederscheine des silbernen Regenbogens beschattet, und der selige Jüngling sah die junge offene stille Marienstirn bestrahlt, auf der noch kein Unmuth und keine Spannung eine Welle geworfen. Liane ist unter allen Frauenbildern Jean Pauls das anmuthigste und heiligste. Eine hohe schlanke Gestalt, das Angesicht gleich einer vollendeten Perle, oval und weiß, große blaue Augen, die sich unaussprechlich schön aufschlugen und auch im Zustande der Blindheit, während die zarte Wange verschämt röther aufblühte, sich schüchtern mit der Wimper beschatteten. Diese schönen Augen werden durch heftige Gemüthsstürme, das erstemal vom geliebten Bruder und dann vom schmerzlich aufgegebenen Freund erregt, zweimal umnachtet; aber in der Zwischenzeit, in den glücklichen kurzen Tagen der aufblühenden Liebe, sehen wir die Jungfrau zu den Männern noch nicht stolz, sondern freundlich das treue Augenpaar erheben. Im Tanz nahm Liane eine neue ätherische Gestalt an, wie etwan ein Engel unter dem Zurückfliegen in den Himmel seine holde irdische weglegt; eine Charis erheiterte da lachend ihre Augen und Lippen, und wieder erschien sie so rührend, weil sie ein wenig erblaßte. Ich kann mich nicht enthalten bei diesem letzten Zuge ihre Zwillingsschwester heraufzurufen aus dem Schattenreich, die auch vor Jahren so hold und reizend als Nausikaa durch diesen Sal schwebte, die blonde, blauäugige, sanfte, heiterscherzende, zu der ihre Gespielinnen wie zu einem Wesen höherer Ordnung aufschauten, die bescheiden und gütig

blickende Ludmilla, die ach wie jene Jean Paul'sche Lichtgestalt vorzeitigem Tode geweiht war. Wem einmal, wie uns, eine Liane im Leben begegnet ist, der wird auf ihr himmlisches Abbild im „Titan" mit Rührung und Wehmuth schauen. Liane war kein Dichtertraum.

Im Parke von Lilar, im rebenumsponnenen fensterreichen luftigen Häuschen der Griechin Chariton, der jugendlichen fast mädchenhaft schüchternen Frau des Architekten, der unterdessen im fürstlichen Auftrag in Rom weilt, trifft die eben Genesene mit Albano zusammen. In dieser heitern Umgebung einer griechischen Mutter und ihrer Kinder, deren bloßer fremder Namenklang dem Ohre so freundlich bekannt tönt wie Lieder aus der Jugendzeit, in dieser blühenden Welt eines weitläufigen aufs kunstreichste im damaligen Geschmack angelegten Parkes also spielen zwei Seelen zum erstenmal harmonisch gegeneinander, die für einander bestimmt scheinen; auf Zesaras felsigem, obwol von der Liebe erweichtem Gesichte ruhte ein physiognomisches Recht des Stärkern; Lianens zarte Weiblichkeit, sollte man glauben, müßte an diesem festen Stamm hinanrankend herrlich auferblühen.

Und doch deuten allerlei Anzeichen auf eine andere noch verborgene Braut hin; aus den Wassern des Sees hatte sich ihr strahlendes Abbild erhoben und eine unsichtbare Stimme seiner gestorbenen Schwester wiederholt ihm nun auch bei einer nächtlichen Schauerscene im Parke das Wort: „Linda de Romeiro geb' ich dir", welches ihn bei gegenwärtiger Stimmung wenig anmuthete. Sein ganzes Herz hing ja damals an der Freundin, der dem Tageslichte wiedergeschenkten Liane. Der Griechenknabe hatte aus dem obern Zimmer, das diese im Sommer häufig bewohnte, zwei Blätter von ihr herabgebracht, um Albano seine Lesekunst daran zu zeigen, das eine war ein Brief an jene Linda, das andere der Prosaentwurf zu einem Dankgedichte für das wiedererhaltene Augenlicht. Sie wollte ihn erst dem frommen Vater zeigen, und wenn er dessen Billigung gefunden, in Verse bringen. Jean Paul braucht diese Wendung, um sich selbst der Aufgabe des Versemachens zu entle-

ben. Denn bekanntermaßen war ihm die Einbildung eigen, er könne das nicht, weshalb er auch eine Masse von poetischen Gedanken da und dort in sogenannten Streckversen ausstreute, d. h. in getragener Prosa; wie denn Walt in den Flegeljahren sich auf die Erfindung dieser neuen Kunstgattung etwas zu Gute thut. Der fromme Vater aber war der emeritirte Hofgeistliche des verstorbenen Fürsten, ein Spener, nicht bloß dem Namen nach.

Ein Gefühlsluxus unseres Dichters ist es, daß Albano neben der Liebe Lianens stürmisch die Freundschaft ihres Bruders begehrt; denn Liebe wünscht nicht einmal im Freund einen Zeugen. Zudem sollte sich eine reine Seele wie die Albanos eher abgestoßen als angezogen fühlen von einem Roquairol. Dieses Kind und Opfer seines Jahrhunderts, der jüngere Bruder von Tiecks William Lovell, hatte sich frühzeitig mit den Früchten der Erkenntniß überfüttert und auch die Empfindungen als Leser, Dichter und Schauspieler vorausgenommen; die Abweisung durch Linda hatte ihn aus Verzweiflung nach mißglücktem Selbstmord in wilde Zerstreuungen gestürzt. Bald Schwärmer, bald Libertin in der Liebe, durchlief er den Wechsel zwischen Aether und Schlamm immer schneller, bis er beide vermischte. Uebersättigt von Genüssen und Freuden, reichte ihm das Leben längst keine schmackhaften Früchte mehr; alles an ihm, sein Aufwallen, sein Schmachten, sein Fühlen, sein Denken war nur noch ein glänzendes schnell verpuffendes Feuerwerk; zur Liebe konnte sein so oft aufgeblähtes und zusammengefallenes Herz sich schwer aufheben; nur die Freundschaft hatte er noch nicht verschwendet, und so wollte er gegen Albano wahr sein. Daß für diesen Wüstling das unverdorbene Herz eines Jünglings glühen kann, der sogar dem Anblick unzüchtiger Gemälde ausweicht, ist freilich schwer zu glauben, so schwer als der Gleichklang ihrer Stimmen; denn der Ton der Unschuld ist wol nachahmlich dem Schauspieler, aber die ausgehöhlte Brust eines Roué gibt nicht von selbst diesen Zauberschall.

Zwei Menschen von so ungleichem sittlichem Werthe können nimmermehr Freunde sein; den guten scheucht eine innere Stimme von der Gemeinschaft mit dem schlechten zurück, zumal wenn dieser

aus ſeiner Schwachheit kein Geheimniß macht. Und Roquairol iſt mehr als ſchwach; er ſchwankt am Abgrunde der Verdorbenheit und ſtürzt immer tiefer von Rabettens Verführung zu Lindas ſchändlicher Entehrung und am Ende zum Selbſtmord.

Inzwiſchen beginnt ſich Lianens Himmel zu trüben; Bouverot, ein Deutſchherr, ein ausgemergelter Höfling, derſelbe, der Luigis Jugend vergiftet, will in drei Jahren aus dem Orden treten, um ſie zu heiraten. Der Miniſter gibt die Einwilligung; denn ſeine Familie hat viel Schulden; darum wäre die Partie vortheilhaft. Hier flicht nun der Dichter eine Zwiſchenbetrachtung ein, über welche ſicherlich keine ſchöne Leſerin hinweghüpfte: „Ueber den grünen Markt mit Töchtern.“ Erſt im Ton der Satire, dann im ſtrafenden Ernſte verweiſt er den Eltern den Mißbrauch ihrer Gewalt über die ſchuldloſen Opfer des Vorurtheils, der Speculation und des Eigenſinns und kämpft für das freie Anrecht der Liebe. Er, der ſein Leben lang das Schwert nicht in die Scheide brachte, wo es galt dem geknechteten, verkürzten, mißhandelten Geſchlecht eine freie, ſeiner Seelenkräfte und Anlagen würdige Stellung zu erkämpfen, hat ſich den innigſten Dank der Mädchen und Frauen verdient in ſolchen Abſchnitten, wo er für Heilighaltung des ſtärkſten und herrlichſten ihrer Gefühle, für Heilighaltung der Liebe ſtreitet. Welche Mutter, die ſich ſolches Zwanges gegen die Tochter bewußt war, mußte nicht ſchaudern vor einem Schlußſatze wie dieſer: „Wer kann dich rechtfertigen oder deine Thränen trocknen, wenn die beſte Tochter wie eine Frucht, halb vor der Sonne, halb im Schatten, nach außen hin blüht und nach innen kalt erbleicht, wenn ſie, ihrem entſeelten Herzen nachſterbend, dir endlich nichts mehr verhehlen kann, ſondern Jahre lang die Bläſſen und die Schmerzen des Unterganges mitten im Aufgang des Lebens herumträgt — und wenn du ſie nicht tröſten darfſt, weil du ſie zerſtört haſt und dein Gewiſſen den Namen Kindermörderin nicht verſchweigt — und wenn nun endlich das ermüdete Opfer vor deinen Thränen daliegt und das ringende Weſen ſo bang und ſo frühe, ſo matt und doch ſo lebensdurſtig, vergebend

und klagend mit brechenden und sehnsüchtigen Blicken peinlich verworren und streitend in den bodenlosen Todesfluß mit den blühenden Gliedern unterfinkt: o schuldige Mutter am Ufer, die du sie hineingestoßen, wer wird dich trösten? — Aber eine schuldlose würde ich rufen und ihr das schwere Sterben zeigen und sie fragen: Soll dein Kind auch so untergehen?"

Bei Liane war es nur das plumpe Eingreifen des Vaters, was ihr Glück bedrohte, durch Frauenlist leicht zu pariren. Die Mutter weiß es zu fügen, daß Liane mit Rabette, der Pflegeschwester Albanos, einer frischen, unverbildeten Landschönheit, die bei ihr zu Besuch gewesen, zur Stärkung ihrer Gesundheit nach Blumenbühl darf. Aber noch vor der Abreise gewann die Liebe Albanos und Lianens immer größere Tiefe und Innigkeit; einst beim Anhören ihres Harmonikaspiels füllte mit den Tönen der Musik, die er wie Jean Paul leidenschaftlich liebte, ihr Wesen seine ganze Seele aus; auch von ihren Augen fielen gerührte Freudenthränen. „Das Meer des Lebens, sagt der Dichter mit einem schönen Bilde, ging in hohen Wellen; aber überall leuchtete es auf seiner weiten Fläche und Funken tropften vom Ruder".

Albano und Requairol besuchen zusammen in Blumenbühl die stillen Geliebten; denn der Sinnenkitzel des letztern hatte sich Rabette erkoren, und arglos ging das einfache Mädchen ins Netz des Verführers. Aber Lianens Liebe wird immer geistiger, heiliger, weil sie gepaart ist mit der Ahnung des nahen Todes. Eine verstorbene Freundin Karoline, die ihr erschienen war und den Todestag voraus gesagt hatte, wandelt als Geist wieder häufig vor ihren Augen. Als ihr nun Albano im Donnerhäuschen des Parks stammelnd seine Liebe erklärte, nahm sie nur beklommen sein Herz an. „O guter Mensch, ruft sie ihm zu, du bist unglücklich; aber ich bin unschuldig", und bald darauf: „Ich will dich lieben, guter Albano, wenn ich dich nicht elend mache. Karl Roquairol sprach wahnsinnige Worte der Liebe zu Rabette, die ihn mitleidig umklammerte,

wie eine Mutter das Kind; aber Albano berührte hebend Lianens Blumenlippe, wie Johannes Christum küßte.

Wochen seligen Liebelebens schildert nun der Dichter, dem es in solcher Kunst kein anderer gleich thut. „Fliegender Frühling, ruft er aus, du eilest selber über uns pfeilschnell dahin; warum eilen Autoren wieder über dich?" Doch Liane war ein Wesen viel zu anspruchlos, um für sich selbst einen Antheil zu begehren an des Lebens Glück, und der feststehende Gedanke an ihr baldiges Scheiden von der Erde, dem Speners Frömmigkeit jede Trauer benahm, verbot ihr herzhaft zu kosten von dem Becher der Liebe. Albanos Bescheidenheit bekriegte vergeblich ihre Demuth und sein Ansehen ihren Geisterwahn. So entstand und wuchs in ihm das Mißtrauen, daß sie zu viel allgemeine Liebe habe, aber geringere Einzelliebe gegen ihn.

Zurückgekehrt zu den Eltern hat sie Wochen lang keine Gelegenheit den Geliebten zu sehen; denn diese sind aus verschiedenen Gründen gegen die Verbindung und beschließen, daß alles geheim beseitigt werden solle. „O unsere Liebe ist so wichtig nicht", sagt sie zum scheltenden Vater, ihre kurze Lebensdauer im Sinn, und als er ihr ihren neuen Stand als Hofdame bei der künftigen Fürstin eröffnet, fällt sie der Mutter ans Herz mit dem Ausruf: „Das ist hart; Vater, ich will so gern bei meiner Mutter sterben." Sie betrachtet sich nur als einen Gast hienieden, der in wenigen Minuten weiter zieht, und hat ihrem Albano schon längst die starkgeistige Linda bestimmt und eine künftige Seligkeit darin gefunden, daß vielleicht ihr Geist die beiden, wie ihre Karoline sie, umschweben würde. Eine Quälerei folgt nun auf die andere von Seiten des herzlosen Vaters, Zimmerarrest, Schauspielerei bei der Vermählungsfeier des Fürsten — sie muß diese mit der Rolle der Prinzessin Idoine überraschen, der sie aufs Haar ähnlich ist — endlich aber kommt das Schrecklichste: sie muß auf Betreiben der Mutter in der Blumenbühler Kirche vor dem Altar in die Hand des verehrten Spener ihrem Geliebten feierlich entsagen — und darf diesem doch

der Grund nicht verrathen, nemlich die Thatsache, daß er der Erbprinz des Landes ist, deren Entdeckung dem Leser bis gegen das Ende des Buches vorenthalten bleibt.

Nun bittet sie sich eine Stunde der Zusammenkunft mit Albano aus; sie will ihm seine Briefe zurückgeben und möchte ihn nur gern überreden, daß sie als ein rechtschaffenes Mädchen gehandelt habe. Aber bei der zwischen ihr und dem stürmischen Albano vorfallenden heftigen Scene erblindet die Arme abermals, diesmal jedoch nur auf kurze Zeit, weil sie in der Angst und außer sich vor Bouverots Zudringlichkeit das Augenlicht zurückerhält.

Ein Brief vom Grafen Gaspard, der zu einer Kunstreise nach Rom einladet, an welcher u. a. die Fürstin, seine eigene frühere Geliebte, und Liane Theil nehmen werden, unterbricht, aber ändert nicht Albanos finstere Stimmung, zumal er, seit der Freund Rabetten bethört, auch diesen verloren gab. Die oft erwähnte Gräfin Linda de Romeiro war zu Julienne auf Besuch gekommen, eine große Gestalt, majestätisch gebaut, mit schwarzen Augen und Haaren, mehr plastisch als malerisch schön; eher einer Juno oder Minerva ähnlich als einer Madonna. Die Männer hält sie für schlecht, sagt die Fürstin; sie würde sich verachten, wenn sie je die Frau oder Sclavin eines Mannes würde; aber sie suchte sie der Kenntnisse wegen. Sollte diese Titanide nicht gerade für den Titan Albano geschaffen sein? Zauberstimmen und Erscheinungen haben es ihm ja verkündigt, Liane hat die Verbindung gewünscht, und sein sittlicher Ernst und seine Geistestiefe wird ihre Männerverachtung mit der Zeit wol in Liebe umstimmen.

Doch ist ihm die schöne Spanierin einstweilen noch um so gleichgiltiger, je geflissentlicher ihm fremde Künste sie aufzubringen scheinen, und je schwerer er sich an den Gedanken gewöhnt, daß seine Jugendliebe nichts als ein Traum gewesen. Die todtkranke Liane vermacht ihm noch beim Abschied die herrliche Freundin; es ist ihr letzter Wunsch; er kann ihn weder gewähren noch ihm widersprechen, und vermeidet es sorgfältig mit der stolzen Fremden zusammenzutreffen.

Der erschütternde Abschied von der Sterbenden stürzt ihn in ein hitziges Fieber, in welchem er unablässig zu Liane betet, ihm zu erscheinen und ihm den Frieden zu geben, bis man ihr Ebenbild Idoine beredet, den frommen Betrug zu wagen, wie Liane bei der Vermählung der Fürstin die Rolle jener übernommen hatte.

Schnell genesen unternimmt Albano mit dem Vater die Reise nach Italien. Die Idylle des Lebens hatte für ihn ein Ende; keine Freuden, nur Thaten waren jetzt sein Ziel. In Rom steigen sie ab bei Gaspards Schwiegervater, dem Fürsten di Lauria; auch seinen Dian trifft Albano und meldet ihm auf dessen theilnehmende Frage nach Lianens Befinden leider deren Tod. Er reist mit Dian weiter nach Neapel und Ischia, und der Dichter bietet seine höchste Kunst auf diese Landschaften mit allen Zaubern paradiesischer Reize zu schmücken.

Einst stand er im Mondschein des späten Abends, den Blick dem fernen Vesuv zugewandt, als eine Barke mit weiblichen Gestalten ans Ufer rudert. Eine darunter war von königlichem Wuchse; es schien eine Göttin zu kommen, um welche das Meer mit entzückten Flammen schwimmt und die es nicht weiß. Die hohe Frau in rothem Seidenkleide ging von zwei Jungfrauen begleitet auf Albano zu; dieser stand wie von einem Gott erschüttert, als sie den Schleier hob: Schönheit und Glanz strömte aus einer aufgehenden Sonne, zarte jungfräuliche Farben, liebliche Linien und süße Fülle der Jugend spielten, wie ein Blumenkranz um eine Götterstirn mit weichen Blüthen, um den heiligen Ernst und mächtigen Willen auf Stirn und Lippe und um die dunkle Glut des großen Auges. Es war die vielbesprochene Linda; aber wie hatten die Bilder über sie gelogen und diesen Geist und dieses Leben so schwach ausgesprochen!

Es bedurfte nur eines kurzen Beisammenseins, um die zwei Menschen, die so sympathetisch fühlten und dachten, mit einem festen Band aneinander zu schlingen. Der Dichter führt mit seinem Helden zwei Probleme durch: erst kettet er den starken Mann an die zarte Schwächliche, befestigt die Kette an den Stengel einer

Lilie; nun die Lilie geknickt ist, will er Gleiches mit Gleichem gatten. Bekanntlich nahm er das Bild zu seiner Titanide von Frau von Kalb, der Großartigsten und Seltensten ihres Geschlechtes. Wir sehen aus dem Briefwechsel, daß er ihr selbst in jenen Tagen, als ihre Leidenschaft für ihn noch recht stürmisch aufflammte, diesen Namen gab. Sie selbst verweist ihm die Benennung, indem sie schreibt (Dez. 1798. S. 65): „Nenne mich nicht Titanide. Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne und Sonderbare.“ Natürlich mußte er die damals schon 37jährige Frau dichterisch in ihre Jugend zurückversetzen, um ihr die körperlichen Reize Lindas zu geben; geistig brauchte er sie nur zu kopiren; das excentrische Denken, Wollen und Empfinden hatte sich in der mächtigen Natur Charlottens noch nicht verringert. Gerade die Briefe aus dieser Zeit sind die leidenschaftlichsten. Unbegreiflich bleibt es, wie er mit Linda bei solchem Verhältniß zu deren Urbilde so barbarisch roh verfahren konnte, groß aber war es von der Kalb, daß sie nach solcher Mißhandlung im Roman mit dem Dichter nicht gebrochen hat. Zug für Zug scheint Charlottens Wesen durch in allen Schilderungen, Gesprächen und Handlungen Lindas, bis herab zu ihrer Augenschwäche, die sie bei Nacht fast blind machte. Ihre ganze Art zu sein ist am gedrängtesten in folgendem Satze zusammengezogen: „Wenn Albano (Bd. XXIV, 183) so über den weiten reichen Geist Lindas hinsah — sie, zugleich ihrer Liebe lebend, und jede fremde beschirmend und doch gleichsam vom Wissensdurste trunken — zugleich ein Kind, ein Mann und eine Jungfrau — oft hart und kühn mit der Zunge für und gegen Religion und Weiblichkeit und doch voll der zärtlichsten kindlichen Liebe gegen beide — glühend zerschmelzend vor dem Geliebten und schnell erstarrend bei kaltem Anrühren — ohne alle Eitelkeit, weil sie immer vor dem Throne einer göttlichen Idee stand und der Mensch nie eitel ist vor Gott, aber sich alles zutrauend und vor Niemand demüthig, ohne doch sich oder Andere zu vergleichen — voll männlicher kecker Aufrichtigkeit und voll Achtung für Gewandtheit und listigen Weltverstand — so ohne Eigennutz und kindlich über Frohe froh, ohne

beſondere Sorge und Achtung für Menſchen, ſo unbeſtändig und unbiegſam, jenes in Wünſchen, dieſes im Wollen — aber ewig ihr Auge und Leben gegen die Sonne und den Mond des geiſtigen Reichs, gegen Würde und Liebe gerichtet, gegen das eigene und gegen ein geliebtes Herz: — wenn Albano das alles vor ſich ſpielen und weben ſah, ſo lebt' er gleichſam auf dem einfachen und doch unabſehlichen, dem beweglichen und doch allgewaltigen Meere, deſſen Grenze bloß der klare Himmel iſt, der keine hat."

Es iſt ſo reizend, daß die ſchönſten Scenen aus dem Liebesleben dieſer zwei ſeltenen Menſchen die wunderbarſten Landſchaften Italiens zum Hintergrund haben. Im Anblick des Veſuvs treffen ſie ſich zuerſt Auge gegen Auge, nach einer Erderſchütterung geſtehen ſie ſich dort ihre Liebe, den Epomeo und den Veſuv beſteigend genießen ſie die Götterfreuden, welche die Herzen durchziehen, wenn Seele ſich zum erſtenmal mit Seele tauſcht und ungeahnte Entdeckungen am Geliebten macht. Julienne, die theilnehmende Freundin, ſtört durch ihre Gegenwart um ſo weniger, weil ſie ſich als Albanos Schweſter verräth, ein Räthſel, deſſen Auflöſung ſie auf die Rückkunft verſchiebt. Aber auch hier ſchon ſtürmt die Heftigkeit des Willens in beiden Liebenden einen Mißton hervor. Nachdem er die Geliebte gefunden, dürſtet er ſonderbarer Weiſe nach Thaten, will ſich betheiligen am galliſchen Kriege. So lang ein Weib liebt, liebt es in einem fort, ein Mann hat dazwiſchen zu thun. Linda meint, der habe nie geliebt, der ſich nicht an der Liebe genügen laſſe; ja ſie ſpricht das ſcharfe Wort: „Nein, du darfſt nicht, bei meiner Seligkeit, bei allen Heiligen, bei der heiligen Jungfrau, bei dem Allmächtigen! du darfſt, du ſollſt nicht!" und kränkt Albano im Gefühle ſeiner Freiheit. Echt Jean Paul, der keinen ſchwerern Raub kannte als den, welchen ein Weib an ſeiner Selbſtbeſtimmung beging. Doch zerſchmolz den beleidigten Albano alsbald wieder der Anblick, daß Linda, die kräftige Natur, nur Heftigkeit ohne Haſſen und Zürnen hatte. Eine zweite Aehnlichkeit Albanos mit Richter, die allenthalben wieder-

kehrt, iſt der elegiſche Rückblick in die Kinderjahre *) durch Anſchauen ſeines Kindszimmers und ſeiner Spielſachen auf Iſola bella, ferner einer Wachsmaske von ſich und ſeinem Vater. Linda dagegen iſt nicht im Stande in dieſen Räumen zu weilen; es treibt ſie ein Gefühl der Angſt hinaus aus dieſen Grabſtätten der Vergangenheit. Sie erzählt auch, daß ſie in ihrer Kindheit nie geſpielt, ſondern früh geleſen habe. Sie ſei ſehr ernſt geweſen und bei Zeiten als Erwachſene behandelt worden, immer auf Reiſen und ſtolz geweſen, habe auch dafür gegolten.

Aber die glühendſte Liebe wohnt in dieſem wunderbaren Weſen zuſammen mit der heftigſten Abneigung vor der bürgerlichen Ehe, die ihre Freiheit bedrohe, und gerade durch dieſen Zug iſt ſie am meiſten Titanide. Gaſpard billigt die Verbindnng, ihr eigener unbekannter Vater genehmigt ſchriftlich ihre Liebe und erwartet, daß ſie dieſelbe beſiegle, damit er ſeine Tochter endlich umarme; und doch treibt ſie nur die Eiferſucht gegen Idoine zu dem ſchweren Entſchluß ſich zur Hochzeit zu bequemen. Idoine iſt ihr eine doppelte Feindin, weil ihr Ausſehen dem Lianens gleicht, und die ſanfte erſte Geliebte noch nicht aus ſeinem Herzen geſchwunden iſt. „Bin ich nicht auch ſchön? Ich bin ſchöner, und mein Geiſt iſt kühner geſchaffen für ſeinen. Was kann ſie geben, was ich ihm nicht dreifach biete? Ich will's ihm geben, mein Glück, mein Daſein, auch meine Freiheit; ich kann ihn ſo gut heiraten wie ſie; ich will's" u. ſ. w. Als ſie nun aber im zärtlichſten Augenblicke das Ja gibt und als Gegengabe für ihre liebe Freiheit ihm das Verſprechen entlocken will, daß er bei ihr bleibe und in keinen Krieg ziehe, und

*) Jean Paul hat eine beſondere Abhandlung geſchrieben über das Thema: „Warum ſind keine frohen Erinnerungen ſo ſchön als die aus der Kinderzeit?" (Bd. 49, 91). Auch in ſeiner Autobiographie „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" behandelt er weitläufig die Knabenjahre, das einzige, was er daran geſchrieben hat.

als er dem Verlangen ausweicht, das doch so natürlich und billig war, da entsinkt sie wieder seinen Armen und fährt stolz davon.

Es folgt nun jener höllische Anschlag, entworfen von der Fürstin, der Todfeindin Albanos, weil er ihre Liebe mißkannt und verworfen hatte, mit teuflischer Meisterschaft ausgeführt von dem Schurken Roquairol, der nach Vollziehung seines Bubenstückes bei der Aufführung seiner Tragödie: „der Trauerspieler" sich selbst erschießt. Als Albano, noch unbekannt mit dem schändlichen Verrath an ihm, in heftigen Schmerz ausbricht, entgegnet ziemlich theilnahmslos Gaspard: „Sei doch ruhiger; er hatte auch seine Regimentsschulden und fürchtete die Untersuchung bei der neuen Regierung; er hat seinen Charakter wirklich durchgeführt." Die entsetzte Linda aber, wie sie entdeckt, daß sie sich dem Selbstmörder, bethört durch seine Stimme und ihre nächtliche Blindheit, statt Albano hingegeben, sagte feierlich zu diesem: „Weiche auf ewig von mir, ich bin seine Wittwe", und er entgegnet hart: „Das bleibst du", und verläßt sie für immer. Welch eine Barbarei! Jedes Gefühl empört sich gegen solchen Ausgang einer Liebe, an deren Pflanzung und Pflege der Dichter so viele Kräfte verschwendet hatte. Verdiente Linda roh verstoßen zu werden, da sie ihrer Meinung nach nicht gegen, sondern durch die stärksten Verführungskünste gefangen mit ihm gefehlt? Kaum wird ein zweiter ähnlicher Mißgriff uns irgendwo in der Literatur begegnen. Und wo weint nun das weggeworfene hohe Wesen sein Elend aus? „Der Verfasser des Titans wird schwerlich, wenn er anders Aesthetiker genug ist, der verschwundenen Linda Nachzeit malen", antwortet Jean Paul an einer andern Stelle. Und warum nicht? Etwa um sein ästhetisches Gewissen einzuschläfern, das ihm die Mißhandlung der Hauptheldin nimmer vergeben kann? Dem Leser bleibt der Eindruck, als hätte ein Bildhauer seine eigene Götterstatue in einem Anfalle von Wahnsinn plötzlich zerschlagen und die Trümmer in eine Rumpelkammer geworfen.

Was nach dieser völlig ungerechtfertigten Katastrophe vom Romane noch übrig ist, läßt uns gleichgültig; denn wir grollen dem

Helden und dem Dichter, der uns durch mehr als vier Bände zum Beſten gehabt hat; wir intereſſiren uns kaum für die Erklärung der Zauber, welche gelogen, für die Enthüllung von Albanos Abſtammung, mit der uns ſo kunſtreich bis gegen das Ende hin der Dichter zu täuſchen gewußt hat, am allerwenigſten aber für deſſen ſchließliche Verlobung mit Idoine, welche ſchon vermöge ihrer Aehnlichkeit mit Liane der Selbſtändigkeit entbehrt und auch viel zu wenig in die Geſammthandlung verwickelt iſt. Wo ſie im Verlaufe des Romans den Hauptperſonen entweder ſcheinbar oder wirklich nahe tritt, gleicht ſie einem vorüberziehenden Schatten, erſtlich bei der Vermählung der Fürſtin, wo Liane ihre Perſon vorſtellt und mit den Worten „Je ne suis qu'un songe“ deren Herz aufs heftigſte in Bewegung ſetzt; zweitens bei der Krankheit Albanos, wo hinwiederum ſie als Liane ſeinem zerſtörten Geiſte den Frieden gibt. Nun wollte der Dichter an der Verbindung Albanos mit ſeinen drei Geliebten offenbar den Satz darſtellen, daß weder ein allzu feinorganiſirtes Weſen wie Liane, das gleichſam nur mit Aetherſittichen über die Erde hinſchwebt, das Leben eines durchaus Tüchtigen als Genoſſin auszufüllen beſtimmt ſein kann, noch eine weibliche Kraftſeele, die ſelbſt einem Manne gleicht und dieſen ſich unterwerfen will; die eine iſt zu wenig eigennützig in der Liebe, die andere zu viel; die eine ſchwindet unter der Umarmung zum Himmel, die andere zieht den Flug des Geliebten herab und kettet ihn an die Scholle. Aber eine Frau, die, bei aller Idealität doch auch praktiſch, ihre müßigen Stunden mit nützlicher Thätigkeit ausfüllt, die das alte Kammergut in ein Arcadien umſchafft, dieſe wird ja wol ſein Schiff, nachdem es zweimal auf hoher See beinahe geſtrandet, noch glücklich in den Hafen führen. Allein er hätte uns dieſe ihre Freude am Schaffen mehr ausmalen und in den Vordergrund ſtellen, er hätte ihr ſelbſt ein eigenthümliches Weſen beilegen müſſen. Die Aehnlichkeit mit Lianen als Hauptmotiv zu gebrauchen, um Albanos Liebe möglichſt ſchnell zu reifen, war ein unglücklicher Gedanke. Iſt ſie in ihrer äußern Erſcheinung ganz Liane, ſo wird ſie es auch dem Innern nach ſein; wozu

mußte dann die erste in den Tod sinken? So schließt der Leser.

Diesen theils widerlichen, theils matten Ausgang abgerechnet, ist aber die Grundanlage des Romans ganz vortrefflich, weil niemand leicht die verschlungenen Familienverhältnisse ahnen kann.

Den benachbarten Hof von Haarhaar hatte die längere Kinderlosigkeit des Fürstenpaares von Hohenfließ in der Hoffnung auf die Erbschaft des Landes ermuthigt. Da erblickt ein Prinz das Lebenslicht und droht die Erwartung zu vereiteln. Der feindliche Hof weiß ihn unschädlich zu machen. Eine zweite Entbindung der Fürstin steht in Aussicht. Sie und eine Freundin beschließen, wenn etwa diese eine Tochter, jene einen Sohn haben würde, die Kinder zu tauschen, weil ein Mädchen zu Pestitz ungefährdet, ein Knabe dagegen denselben Gefahren ausgesetzt sein würde, wie der erste. Allein die Fürstin hatte Zwillinge, Albano und Julienne; so bedarf es nur der Verheimlichung jenes, den man als den Sohn der Freundin in der Heimat erziehen läßt, während dessen angebliche Schwester Linda mit nach Spanien geht. Daher besteht bis gegen das Ende der Verdacht, als sei Albano Lindas Bruder, und die Meinung, Gaspard sei sein Vater, wird nicht durch den leisesten Zweifel erschüttert, bis der Held zuletzt auf einmal als Fürstensohn hervortritt, dem man freilich bei seinen hohen Anlagen einen weitern Wirkungskreis wünschen möchte, als das Fürstenthum Hohenfließ.

Im Titan hat sich, eine einzige Stelle ausgenommen (34), der Dichter von ungehörigen Einschiebseln frei gehalten; dafür gab er dem Ganzen in zwei Bändchen (XXXI und XXXII) einen sogenannten komischen Anhang mit, welcher zum Romane selbst bis auf einige Namen in gar keiner Verbindung steht. Es haben sich, heißt es, einige dem Publikum schon rühmlich bekannte Männer, nemlich der Verfasser des Titan, D. Victor, Inspektor Siebenkäs, D. Fenk in Scheerau, Schoppe und Leibgeber zusammengethan, ein Pestitzer Realblatt zu gründen; Jean Paul hat die Ankündigung am Sylvesterabend 1798 verfaßt; das Blatt erscheint täglich

vom 1. Jan. 1799 an. Das Wichtigſte unter dieſen Abhandlungen und Erzählungen iſt des Luftſchiffers Gianozzo Seebuch, eine Erzählung, eben ſo reich an phantaſtiſchen als an ſatiriſchen Wendungen. Kein Wunder; denn einem Luftſchiffer mag von ſeiner Höhe unſer Treiben hier unten recht verächtlich erſcheinen. Er iſt ein hoher Menſch, im buchſtäblichen Sinn, der es leicht hat auf uns kriechende Würmer eine Strafepiſtel abzufaſſen. Er wird aber planlos vom Winde hin und her gejagt und kommt unvermittelt in die wunderlichſten Verhältniſſe. So geht durch dies verworrene Durcheinander die ſchneidendſte Satire. Gianozzo fährt von Leipzig auf, läßt ſich im Fürſtenthum Vierreuter nieder und ſtattet am dortigen Hofe ſeinen Beſuch ab, wo ſich die Lächerlichkeiten der kleinen Höfe wiederholen, ſieht von oben das Müllanzer Galgenjubiläum mit an, landet unverſehens am Brockenhäuschen; über der Feſtung Blaſenſtein bläſt er den Marſeillermarſch, die Beſatzung unten zu allarmiren, in Holland trägt ihn eine Magd über die neugewaſchene Hausflur. In einem ſchweizeriſchen Badeort Herrenleis macht er eine maskirte Bauernhochzeit mit und rühmt als Hochzeitprediger die Vorzüge der Bauern vor denen des Adels; dann fliegt er über einem Schlachtfeld hin; endlich fällt er in einem Gewitter todt herab und hinterläßt ſein Seebuch ſeinem Freunde Leihgeber, der es im Druck erſcheinen läßt.

V.

Bereits den 20. Januar 1802 berichtet Jean Paul an Thieriot, er arbeite jetzt, und zwar zum erſtenmal in ſeinem Leben, in einem Monat oder Vierteljahr an einem, im andern an einem andern Buch, an der Geſchichte ſeines eigenen Zwillingsbruders. Es war dies zwiſchen dem dritten und vierten Bande des Titan. Das Buch, von welchem er ſpricht, ſind die Flegeljahre, ein Titel, der ſich nicht im mindeſten zum Werke ſchickt und lediglich der Kurioſität willen gewählt iſt, wie „Grönländiſche Prozeſſe", „Teufelspapiere", „Mumien" oder „Hundpoſttage". Denn es werden nicht etwa die Jahre geſchildert, die man gewöhnlich

mit dieſem Namen bezeichnet; die Zwillinge, aus deren Leben ein Abſchnitt vorgeführt wird, ſind längſt über die Entwicklungszeit hinaus. Flegeljahre iſt der vom einen Bruder vorgeſchlagene, vom andern verworfene Titel eines Werkes, welches beide mit einander zu ſchreiben gedenken. Der Titel ließe ſich alſo mit jedem andern vertauſchen. Gleich wunderlich ſind die einzelnen Kapitelüberſchriften: Bleiglanz, Katzenſilber aus Thüringen u. ſ. w., angeblich davon entnommen, weil dem Schreiber der Biographie nach dem van der Kabel'ſchen Teſtamente für jedes Kapitel ein Stück aus dem hinterlaſſenen Kunſt- und Naturalienkabinet des Teſtators als Honorar beſtimmt iſt. Der Stadtrath von Haslau aber, der die Exekution des Teſtamentes auf ſich genommen, hat Jean Paul zum Beſchreiber dieſer Geſchichte erkoren. Welche Umſchweife und barocke Erfindungen! und doch im Grunde durch alle ſeine Romane die nemlichen. Ueberall tritt Jean Paul auf als wahrhafter Biograph, der die Erlebniſſe ſeines Helden auf dem und jenem Weg überkommen und getreulich nacherzählt.

Das Werk beſteht aus vier Theilen, würde aber zu ſeiner Vollendung noch vier weitere bedürfen; denn von den neun Arbeiten, welche dem Univerſalerben auferlegt ſind, bevor er in den Beſitz der Erbſchaft treten kann, geſchehen bloß vier; Walt hätte noch müſſen Gärtner, Jäger, Buchhändler, Schullehrer und Pfarrer werden, um den Kreis ſeiner Pflichten vollſtändig zu durchlaufen. Indeß würde den fertigen Roman wahrſcheinlich ſeine Länge ungenießbar machen, da das Intereſſe an den beiden Hauptperſonen bereits in dem Vorhandenen mehr als erſchöpft iſt. Ein langgedehnter Roman iſt nur dann erträglich, wenn die Kompoſition des Ganzen ſich auf engem Raume nicht ausführen läßt, wenn reiche Verwicklungen den weiten Umſchweif bedingen. Allein die Flegeljahre können nach jeder erfüllten Teſtamentsklauſel abſchließen, wenn es dem Dichter beliebt, weil die Neunzahl rein zufällig iſt; ja es iſt gut, daß er bei Zeiten abbricht, weil Zwillinge, die ſich immer um den gemeinſamen Schwerpunkt ihrer Bruderliebe drehen und in ihrer Vereinigung Jean Paul ſelbſt darſtellen, ſich in den vier Theilen ſchon ſo ausgeredet,

ausgeſchrieben, ausgelebt und ihre keineswegs vielſeitige Natur zur Erſcheinung gebracht haben, daß eine weitere Fortſetzung ermüdet haben würde.

Die Flegeljahre ſind eine vortreffliche Arbeit, die aber den Leſer nicht auf den Ausgang ſpannt, ſondern ein Vollgenügen in jedem einzelnen Theile gewährt. Die Charakterſchilderung iſt überall die Hauptſache; der Vollzug des van der Kabel'ſche Teſtamentes aber läßt uns ziemlich gleichgiltig, weil die Raffinirtheit ſeiner Bedingungen ſeine Glaubwürdigkeit beeinträchtigt; auch iſt der liebe Gottwalt Harniſch gar nicht der Mann, den das Erbe glücklich machen wird, zu deſſen Verwaltung und Gebrauch ihm die Organe fehlen. Zeigt ſich nun das Hauptmotiv, die von neun läſtigen Klauſeln abhängige Erbſchaft, gleich von Anfang als eine Ausgeburt des ſpielenden Witzes, ſo zerfallen natürlich alle Bemühungen um dasſelbe in eitel Phantaſtereien, für deren Prüfung man keinen ernſten Maßſtab anwendet; alle Handlung verlauft in ſpielende Ergötzlichkeit für den Leſer.

Herr van der Kabel, der verſtorbene Krösus der Reſidenzſtadt Haslau, hat den ſieben weitläufigen Anverwandten ſeiner ſieben weitläufigen Anverwandten, ſo viel ſie ihn umſchmeichelten, gar nichts vermacht, ausgenommen das gegenwärtige Haus in der Hundsgaſſe, welches dem aus ihrer Mitte zufallen ſolle, der in der nächſten halben Stunde nach dieſer Eröffnung eine oder ein paar Thränen über ihn, ſeinen dahingegangenen Onkel, vergießen könne. Die Anſtrengungen, mit welchen ſich die Getäuſchten bemühen einige Thränen zu Wege zu bringen, bis beſagte Rührung endlich dem Frühprediger Flachs gelingt, ſind aufs köſtlichſte geſchildert. Haupterbe der andern beweglichen und unbeweglichen Güter aber ſoll der gute Gottwalt Peter Harniſch werden, des armen Schulzen in Elterlein Sohn, der, obgleich ein juriſtiſcher Kandidat, doch kindlich, ohne Falſch, rein, naiv und zart, ordentlich ein frommer Jüngling aus der alten Väterzeit iſt und dreißigmal mehr Kopf hat, als er denkt. Allein die Erbſchaft vollſtändig zu erobern, hat er vorher neun ſchwierige Arbeiten zu thun, deren mangelhafte Durchführung ihm jedesmal einen Theil des gehofften Vermögens

kostet. Die Reihenfolge, in welcher er sie zu vollziehen gedenkt, bleibt ihm selbst überlassen, nur muß er damit aufhören Pfarrer zu werden.

Der Dichter führt uns zuerst in Gottwalts Elternhaus, das halb fürstlich, halb ritterschaftlich ist. Der Alte hat dem Wirth im Dorfe seine Branntweingerechtigkeit verkauft und Walt, wie man den Burschen abgekürzt nannte, hat davon studirt; hätte er lieber sein Haus an einen gescheiten Schenkwirth verkauft; denn die Stube hat zweierlei Grenzen, und man könnte darin zuprügeln und contrebandiren und bliebe doch ein gedeckter Mann. Schon dadurch, so wie durch sein Schulzenamt wurde der Vater, ein mattäugiger, schmächtiger, bleicher Mann, zum Studium des Rechtswesens angeregt; er thut sich auch etwas zu gut auf seine Gelehrsamkeit und nannte sich selbst einen Jctus. Von den Zwillingssöhnen taugte der eine, wie die Leute meinten, ob seiner Sanftheit mehr zu einem Pfarrer als zu einem Juristen; der zweite, Vult, ein leidenschaftlicher Flötenspieler, war einst in früher Jugend mit einem Musikus davongelaufen. Die Flöte, unter Dilettanten heute ziemlich mißachtet, war das Lieblingsinstrument des zärtlichen vorigen Jahrhunderts und wird daher auch überall in dessen Romanen geblasen.

Dieser Flötenvirtuos also war nach Haslau gekommen, um dort ein Konzert zu geben, und ging bei dieser Gelegenheit auch nach Elterlein, incognito seine Eltern zu besuchen. Schon auf der Landstraße blies er einen Aufsatz nach dem andern an den Passagiren vorüber; wie er aber Abends ins Dorf trat, das die Jahre seiner Kindheit gesehen, lehnte er sich mit dem Flötenliede „Wer nur den lieben Gott läßt walten" an den glatten Maienbaum und blies ins Gebetläuten hinein. Sein Vater schritt mit der Sense langsam voraus, dem Liede horchend, und braune Dirnen mit schwarzen Augen und weißen Zähnen setzten die Grassicheln an die Augenbraunen, um den vorbeipfeifenden Studenten ungeblendet zu sehen. Seine ganzen Jugenderinnerungen standen wieder hell vor seinen Augen, wenn er das Dorf durchwandelte, und stille Rüh-

rung erfaßte ihn, wenn er vom Altane des Apfelbaumes in die obere Stube des Vaterhauſes mitten hineinblickte. Darinnen ſah er ſeine Mutter Veronika mit einer weißen Küchenſchürze ſtehen, eine ſtarke, etwas breite, geſund nachblühende Frau, das ſtille, ſcharfe, aber höfliche Weiberauge auf den Hoffiskal gelegt, der dieſen Abend noch mit Walt das Notariatseramen vornehmen wollte. Denn dieſer mußte ja nach dem Teſtament ein Vierteljahr Notar ſein, ohne in ſeinen Notariatsinſtrumenten Correcturen und Radirungen vorzunehmen; da ſah er auch den Vater gepudert im heiligen Abendmahlsrock unruhig umherlaufen, weil Walt noch fehlte; da ſah er Goldine, die bildſchöne aber bucklige Jüdin, eine blutarme Waiſe, die der alte Lukas angenommen und Walt ungemein liebte und lobte; da ſah er endlich die ganze ergötzliche Prüfung mit an, die mit der feierlichen Beſtallung des vierundzwanzigjährigen Notars endigte.

Am andern Morgen reitet Walt auf einem alten Schimmel gen Haslau zu; der Vater hat ihm klüglich das Reiten vor dem Fußgehen empfohlen, weil die Reiter ins Haslauer Intelligenzblatt geſetzt werden, alſo gleich der Name des neuen Notars zur Kenntniß der Stadt kommt. Aber der ungeſchickte Reiter gelangt mit dem eigenſinnigen Thiere, das bald ſteht, bald graſt, bald umkehrt, und endlich, als er ihm eine Kugel ins Ohr gethan, wie beſeſſen rennt, nur eine Meile weit bis an ein Wirthshaus, wo er ein Nachtquartier in Neulingsweiſe mit großer Höflichkeit beſtellt. Walt war ihm nachgegangen und zuvorgekommen. Weltläufig von Reiſen, gewinnt er bald durch zuvorkommende Art des Bruders Neigung und gibt ſich zuletzt auf dem Herrnhuter Kirchhof, nachdem er im Scheine der Abendröthe ein ſanftes Lied über die Todten hingeblaſen, ſelbſt gerührt dem gerührten zu erkennen.

Die Darſtellung inniger Bruderliebe, die von da anhebt, ſich von Tag zu Tag freudiger entwickelt und auch durch augenblickliche Trübung immer wieder glänzend hervorbricht, iſt der Hauptinhalt dieſes Romans. Beide Brüder ergänzen ſich in ihrem Weſen und bilden zuſammen gerade einen vollkommenen Mann nach Jean

Pauls Musterbild: es ist, als hätte er den Victor aus dem Hesperus in zwei Theile geschnitten. Walt ist weich, empfindsam, gefühlvoll, feurig, schwärmerisch, hat eine lyrische Grundstimmung, Vult ist schon durch seinen weiten Blick, durch seine Kunstreisen, durch die äußern Wechselfälle, die ihn auf Tage reich machten und dann wieder auf den Sand setzten, zum Humoristen geworden, der mit dem Leben und seinen Gütern und Freuden ein leichtes munteres Spiel treibt. Walt hat eine neue Art Verse erfunden ohne Reim und zwingendes Silbenmaß, die er Polymeter oder Streckverse benennt, d. i. er schreibt schöne Gedanken in gleichnißreicher Prosa nieder oder mit andern Worten: Jean Paul hat die Gelegenheit gesucht und benützt eine gute Anzahl empfindsamer Sentenzen unter Walts Namen in die Oeffentlichkeit zu bringen; Vult dagegen hat ein satirisches, ziemlich unbeachtet gebliebenes Werk, die „grönländischen Prozesse, Berl. 1783" in Druck gegeben, womit der Dichter abermals das Andenken an eines der eignen verschollenen Bücher erneuerte.

Walt hat mit seinen Streckversen bei der Lesewelt mehr Glück gemacht als Vult mit seinen Satiren. Jean Paul war neben Göthe unser spruchreichster Dichter, wenn auch seine Tausende von kurzgefaßten Betrachtungen minder volksthümlich geworden sind als die des Dichterfürsten. Da er fast nur in Bildern redete, so gestalteten sich Reflexionen von selber zu Gedenkversen, mit denen nun lange Zeit empfindsame Jünglinge und Jungfrauen ihre Stammbücher schmückten und Schreiblehrer ihre Vorlagen füllten. Hätte er nicht das fast unglaubliche Vorurtheil gehabt, als sei ihm die Gabe versagt gereimte oder sonst metrisch geschulte Verse zu machen, und hätte er seinen Bilderüberfluß wenigstens von Zeit zu Zeit in regelrechte Formen gegossen, was wäre Leopold Schefer, Sallet, Rückert und wie sie alle heißen, die unter uns Grundsätze und Anschauungen als poetisch philosophische Weisheitslehren vorgetragen, gegen diesen auserwählten Liebling der Musen, dem jeder Satz zum Gleichniß zusammenschoß wie einst Ovid jede Zeile zum Verse? Seine wunderliche Einbildung beruhte vermuthlich auf seiner

Ungeduld; er, der von Gedanken ſprudelte, beſaß nicht Geduld genug, um zu leimen und mühſam Wort an Wort zu binden; mit breitem Proſapinſel zu malen war ihm bequemer, als Silben zu zählen und Reime zu ſuchen.

Beide Brüder nun, jeder bisher in ſeiner Art einſeitig als Schriftſteller, beſchließen zuſammen ein Buch zu machen, das alle befriedige: der eine will lachen, der andere weinen oder fliegen, der eine der Evangeliſt ſein, der andere das Vieh dahinter — mit einem Worte, zuſammen wollen ſie der ganze Jean Paul ſein, bis auf den Titel des Wortes: „Hoppelpoppel oder das Herz", und fortan ungetrennt, ſchreibend beiſammenbleiben, verbunden ein ganzer Mann; auch wird ja nebenbei der weltmänniſche Landläufer den blöden Neuling mit ſeinen Erfahrungen bei der Erbſchaft unterſtützen können.

Unter ſolchen Vorſätzen ziehen ſie in die Reſidenz Haslau ein; Vult beabſichtigte ſich bei ſeinen Flötenconcert für blind auszugeben, um ſo durch erhöhte Theilnahme ſeine leere Börſe zu füllen. Nachdem Walt beim Hofagenten Neupeter, einem der Erben, ein Quartier gemiethet, beginnt er innerlich ſelig das erſte Kapitel des Doppelromans zu ſchreiben, wo ſich der Held nach einem Freunde ſehnt, und ſetzt dies Kapitel nachher gleich in Scene, als er auf einem Spaziergang einen jungen Mann in rother Uniform an ſich vorüberreiten ſieht, der einem Bettler ſeine Uhr in den Hut wirft: der, dachte er, muß dein Freund werden.

Das Anhängen des ſchüchternen, ein wenig linkiſchen Bauernſohnes an den ſtolzen Grafen Klothar hat etwas Unnatürliches. Wol kleidet ſich in der ſchwärmeriſchen Jugendzeit das Liebesbedürfniß nicht ſelten in das Gewand der Freundſchaft, und Vult macht in ſeiner Digreſſion zum erſten Kapitel auch eine auf dieſe Beobachtung hinauslaufende ſpöttiſche Bemerkung; aber kaum wird ſich der Funken gleich wie hier beim erſten Anblick zum Brand entzünden. Es käme darauf an zu wiſſen, in welcher Weiſe den Dichter das Verhältniß beider jungen Männer zu einander in den ungeſchriebenen Bänden noch entwickelt haben würde; vor der Hand

ist Walts verliebtes Schmachten nach dem eiteln und hochmüthigen Klothar, der ihn als Canaille behandelt, kaum zu ertragen. Ich denke mir, Wina, des Grafen Braut, sollte noch schließlich Walts Verlobte werden, und so würde es an weitern Erörterungen zwischen dem hochfahrenden Adelichen und dem hochgesinnten Bürgerlichen schwerlich gemangelt haben.

Wina war die Tochter des polnischen Generals Zablocki, des Gutsherrn im halben Elterlein, und Walt hatte einst in blinder Kindheit aus ihrer Hand einen Blumenstrauß bekommen. Sie muß also entweder älter oder etwa gleichaltrig mit ihm selbst sein; da aber das Alter Walts beim Notariatsexamen auf 24, nachher durch ein Versehen des Dichters gar auf 30 Jahre bestimmt wird, so gewinnen wir eine Heldin, welche trotz ihrem schwarzen Zauberauge, das nur Jüdinnen so schön haben, denn doch bereits nahe an der Grenze weiblicher Blüthe steht.

Vergeblich wählt, um möglicher Weise mit seinem Grafen und dessen Braut in Berührung zu kommen, Walt aus der Menge seiner Erbämter, deren Verrichtung ihm die Erbschaft verschaffen soll, gleich noch in das Notariat hinein das eines Klavierstimmers, das ihm 32 Beeten des Erbackers für eben so viel gesprungene Saiten kostet; — durch Notariatsstunden verliert er 70 Tannenbäume in seinem Wäldchen — er trifft den erstern endlich als Gast bei einem Fest im Hause Neupeters, wo der Graf in Rock und Stiefeln erschienen war. Das gute Glück aber schien ihm auch da zu grollen; bei Tische wollte sich keine Verbindung knüpfen, und nicht einmal den Brief an den Grafen, den er nachher im Garten fand, konnte er ihm mehr geben, da jener schon fortgeritten war.

Wie in der Wirklichkeit reiht sich in diesem Roman ein kleines Ereigniß an das andere plan- und ziellos, und dies ist es hauptsächlich, was ihm ungeachtet der zahlreichen köstlichen Einzelschilderungen doch eine etwas eintönige Färbung gibt; man wird zerstreut und herumgeschleppt, man bummelt durchs Leben und hat das Gefühl der Leere hintennach wie von verlorener Mühe. Walt besucht das Concert seiner Brüders, das erste, an dem er genießend

Antheil nahm; denn für die Leipziger Concerte im Gewandhaus hatte er nie die 16 Groschen Eintrittsgeld erschwingen können, ein nachträglicher Stoßseufzer des Dichters über die eigne, ach allzubittere Armuth, die ihm, dem leidenschaftlichen Musikfreunde, den Zutritt zu den schönsten musikalischen Genüssen versperrt hatte. Bei diesem Concert nun, wo ihn die Musik schon in alle Himmel erhebt, sieht Walt, der, wie sämmtliche Helden Jean Pauls, in alle Mädchen verliebt ist, zum erstenmal jene Wina und schließt sie im Stillen ins Herz, unbekümmert, daß sie von Stand und eines andern Braut war.

Die Schilderung seiner schüchternen Unbeholfenheit im Hause des Grafen Zablocki, wohin Walt den gefundenen Brief trägt, ist eine sehr schöne Episode; Jean Paul ist ein gar feiner Beobachter und Charakterzeichner; überliefert jener aber den Brief hier auch an die unrechte Adresse, den künftigen Schwiegervater des Grafen, so gelangt er doch in nähere Beziehung zu Winas Vater, indem er den Auftrag annimmt für ihn täglich eine Stunde französische Briefe zu copiren.

Gerade der Umstand leider, daß Winas Schreiben an den Grafen der General erhielt, dem es verborgen bleiben sollte, löste die Verbindung der Brautleute, und Walt muß obendrein in dieser Sache sein eigner Ankläger werden. Als er zu Klothar gerufen worden war, ein Schenkungsinstrument für die Braut aufzunehmen, hatte ein Bedienter des Generals den unglücklichen Brief mit dessen Zuschrift hereingebracht; die Ausfertigung unterbleibt, und bald nachher, als sich der Notar unbefangen als der Auslieferer des Briefes verräth, erfährt er von seinem idealischen Liebling die schnödeste Behandlung, ist jedoch nicht darüber, sondern lediglich über die Entdeckung unglücklich, daß er seinem Abgott das Lebensglück geraubt hat.

Eine Reihe bunter Abenteuer ist an den Faden einer kleinen Reise aufgereiht, die Walt bald nachher zu seiner Erholung unternimmt, bei deren Beschreibung natürlich auch seine weichen Gefühle, seine selige Natur- und Menschenliebe zu ihrem vollen Rechte kom-

men. Er liebte ja jeden Hund und wünschte von jedem Hunde geliebt zu werden; er hielt lieber mit Schreiben und Dichten auf seiner Schreibtafel inne, als daß er ein Käferchen, das sich darüber wegarbeitete, weggeschnellt oder gar erdrückt hätte; er wusch erst nachher den Stab und seine Hände im Fluß, aus Schonung vor dem Bettler, dem er ihn abgehandelt. Unter anderem kommt er auf seiner Wanderung auch nach dem Badeort S. Láne, wo gegenwärtig drei Höfe sich aufhalten: der ganze Flachsenfinger, dem er gehört, wie wir längst aus dem Hesperus wissen, der Scheerauer, der uns vom Lesen der Mumien bekannt ist, und der Pestitzer, der Mittelpunkt des Titan. Endlich trifft er den General Zablocki und seine Wina, und auf dieses Begegniß ist eben die ganze Reise mit ihren mancherlei Erlebnissen angelegt; nirgends flicht Amor leichter seine Rosenketten als auf Reisen, wo die großen Verhältnisse der Natur über alle Hemmnisse und namentlich auch über die künstlichen Standesunterschiede hinwegheben und die aufgeschlossenen Herzen sich freier und kühner bewegen. Und in der That bekennen sich Walt und Wina beim Anblick eines zauberischen Wasserfalls mit den Augen zum erstenmal ihre stille Liebe.

Gegen die Gefahr des Stillstehens hat dies sonderbare Werk mit seinen zwei thatlosen Helden immer wieder ein neues Rettungsmittel; Walt braucht nur eine frische Arbeit aus dem Testamente zu übernehmen, und der Wagen kommt wie von selbst in Lauf. Eines seiner Erbämter besteht nun darin, daß er eine Woche lang bei jedem der Herren Accessiterben — der Erbe müßt' es sich denn verbitten — wohnen und alle Wünsche des zeitigen Miethherrn, die sich mit der Ehre vertragen, gut erfüllen soll. Er wählt das Wohnen bei Flitte, dem gutherzigen, wenn auch windigen Elsässer. Mit diesem genießt er ein wahres Freudenleben; den ganzen Tag laufen sie in der Stadt herum, bald da bald dort die Cur zu machen; denn Flitten war nicht nachzufliegen im freien Artigsein; auch wollte er gern den vielen zudringlichen Menschen ausweichen, die ihm das Haus stürmten. Die alten Gläubiger jagten Flitten so eifrig noch als er neuen. Er war ein Tanzlehrer: bei dem

Hochbürgerstande lehrte er die Kinder tanzen und bei dem Adel die Hunde. Dieser immer heitere lustige Lehemann gibt Walten gar keine besondere Aufgabe; er soll nur ein wenig tanzen und parliren. Freilich war im Testamente für jeden Germanismus, den Walt während dieser Tage bei Flitte machen würde, ein Tag verspäteter Erbschaft angesetzt; aber Flitte erklärt, als die Woche zu Ende ist, er erinnere sich keines erheblichen Fehlers. Er ist ja auch dankbar; denn Walt hat sich für einen präsentirten Wechsel verbürgt.

Von Flitte weg zieht Walt mit seinem Bruder zusammen, und damit sie zwei Zimmer haben, stellen sie zwischen sich eine spanische Wand in das eine und schreiben so an ihrem gemeinschaftlichen Romane fort. In der Zwischenzeit erfüllt jener auch eine weitere Testamentsarbeit: er sieht als Korrektor 12 Bogend urch. Da nun aber dem Brüderpaar, wie so oft, das Geld ausgegangen ist, so schicken sie das erste Kapitel ihres „Hoppelpoppel" an Magister Dyk in Leipzig und bieten es ihm zum Verlag an. Das Essen genossen sie bald auf Vults, bald auf Walts Zimmer, sich mit einer Portion begnügend, weil kein Wirth die zweite borgte, und waren doch glücklich in ihrer Bruderliebe. Als sie, in süße Jugenderinnerungen verloren, von den Kinderjahren zusammen schwatzten, Erinnerungen, zu welchen Jean Paul viel von dem Seinigen gegeben, da bringt der gelbe Postbote das nicht angenommene Manuscript zurück. Walt, der immer alles zum Guten kehrt, ist nur froh, daß das Werk nicht auf der Post hin und her verloren gegangen; Vult dagegen rächt sich an Dyk durch einen unfrankirten Brief, in welchem alle Höflichkeit des Briefstils so gut als ganz hintangesetzt war. Aber auch Paßvogel, der Buchhändler in Haslau, mag den Verlag so wenig unternehmen als ihn D. Merkel in Berlin, der Protektor der Plattheit, die Berliner Vogelspinne, wie er ihn anderswo nennt, das Werkchen an Nicolai empfehlen will; Walts Antheil findet er noch erträglich, den Vults aber nicht nur abgeschmackt, sondern dem Gukuk Jean Paul nachgesungen, welcher selber schon ohne die Gukukuhr der Nachahmung langweilig ge-

nug Dinge. Herr von Trattner in Wien, der bekannte Nachdrucker auch Jean Paul'scher Schriften, sendet es gleichfalls retour, und in Köln hat die Post keine v. Hammer'sche Buchhandlung finden können. Was weiter aus der literarischen Arbeit der Brüder geworden, verschweigt uns der Dichter, da sein unvollendeter Roman abbricht, ehe sie ihr Manuscript an den Mann gebracht.

Bei all diesen Sorgen rückt doch die Liebe mit Wina einen Schritt weiter. General Zablocki ist von einer Reise zurück; Walt wird wieder ins Haus zum Abschreiben gelaben. Wina sitzt am Stickrahmen dabei, und als sie zufällig von ihm erfährt, daß er der Verfasser der Polymeter ist, geht ihr ganzes Herz gegen ihn auf. Aber leider kommt ihm nun Vult als störender Eindringling mittenhinein in seine Rosenzeit. Beim Schlittschuhlauf ein Meister, umspielt er sie, indeß der ungeschickte Walt am Ufer zusehen muß, und Jean Paul macht bei dieser Gelegenheit die treffende Bemerkung: „Vielleicht wird der Druck einer niedern Abstammung nie schmerzlicher empfunden als in den geselligen Festen, zu welchen die dürftige Erziehung nicht mit den Künsten der Freude ausrüstete, wie Tanz, Gesang, Reiten, Spiel, französische Sprache sind." Aber bei Wina verfangen Vults Künste nicht; am Morgen des Geburtstags der Freundin, für welchen Walt ihr den Vers gedichtet, Vult die Singende mit der Flöte begleiten soll, weist sie die Liebeswerbung des letztern ab, indeß sie den Dichter sichtlich begünstigt; und auf dem Maskenballe, wo er trügerisch Walten veranlaßt mit ihm das Gewand zu tauschen, lockt er der Arglosen eine Liebeserklärung ab, welche natürlich jenem gilt. Mit solcher Gewißheit ist Vult nicht länger fähig in Haslau zu bleiben und verläßt verzweifelnd, weil er von Wina verschmäht ist, den Bruder. —

Ein merkwürdiges Zeugniß von Richters seltener Gewalt, mit welcher er seine Gedanken beherrschte und mitten unter Zerstreuungen und äußern Sorgen in die abstractesten Gegenstände vertiefen konnte, bietet der Umstand, daß er zwischen der Arbeit an den „Flegeljahren" seine Vorschule der Aesthetik begann und unter den mit einem Umzug verbundenen vielfachen Unruhen vollendete. „Ich arbeite

jetzt wie ein Vieh, nemlich insoferne der arme Körper doch auch mit an meiner Aesthetik helfen und schreiben muß", berichtet er den 4. Juni 1804 an Emanuel von Coburg aus, nachdem er ihn mit Miethen einer Wohnung in Baireuth beauftragt hat, und in derselben Nacht, in welcher er in letzterer Stadt angekommen war, nemlich am 12. August 1804 schreibt oder endet er wenigstens zu diesem wichtigen wissenschaftlichen Werke die Vorrede*). Am 7. Nov. schickt er dem alten Freunde das gedruckte Buch zu.

Es ist nicht dieses Ortes, auf die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete des Schönen prüfend einzugehen; aber ihre Bedeutsamkeit und Ursprünglichkeit tritt schon demjenigen nahe, der z. B. einen Blick auf die Kapitel von Vischers Aesthetik wirft, welche von den Begriffen handeln, mit deren Erörterung Jean Paul sich eingehender beschäftigt hat. Ich meine vor allem die Abschnitte über das Komische, die er auch selbst hervorhebt, wenn er ein aufmerksames Durchblättern seiner Programme über das Lächerliche, den Humor, die Ironie und den Witz von den Lesern fordert. Ueber die ganze Aesthetik aber hat er nur zu sagen, daß sie wenigstens mehr von ihm als von andern gemacht und die seinige sei, insofern ein Mensch im druckpapiernen Weltalter, wo der Schreibtisch so nah am Bücherschranke stehe, das Wort mein von einem Gedanken aussprechen dürfe. Schon der Titel des Werkes verspricht keine vollständige Aesthetik; aber auch diese Vorgeschmackslehre sollte weniger den Philosophen bestimmt sein als den Künstlern, d. i. den productiven Schriftstellern, indem sie hauptsächlich die Grundsätze angibt, welche ihn selbst beim Schaffen geleitet, die er sich unter dem Arbeiten ausgebildet und bei sich geklärt hat; daher er scherzend in der Vorrede bemerkt, er habe darauf so viele Tage verwandt, als auf alle seine Werke zusammengenommen, nemlich über zehntausend.

*) Daß er in der Nacht des 12. in Baireuth angekommen, ergibt sich aus den wenigen Zeilen an Emanuel vom 13.: „An Sie die erste Zeile in Baireuth! Guten Morgen! Ich hatte einen noch bessern! denn erst heute seh' ich, wie herrlich mein Logis ist!"

Wer mit Anforderungen an diese Aesthetik heranträte, die man an ein Handbuch stellt, würde sich bitter enttäuscht finden. Statt vom Begriff des Schönen geht sie von dem der Poesie aus und umschreibt daher einen ganz kleinen Theil des weiten Gebietes, auf welchem die Schönheit herrscht. Die Natur eben so wie die Bau- und Bildnerkunst, die Malerei und Musik bleiben bei Seite liegen; aber auch von der Dichtkunst werden nach einigen allgemeinen Begriffsbestimmungen und Bemerkungen über Poesie und über die Stufenfolge poetischer Kräfte und nach Darlegung der Unterschiede zwischen der griechischen und romantischen Poesie fast ausschließend nur diejenigen Seiten gezeichnet, von welchen sich der Verfasser als schaffender Künstler genau unterrichtet hatte. Nehmen wir also das Gegebene lediglich als eine Reihe von Abhandlungen über einzelne Theile der Poetik, und wir werden immerhin noch Ursache genug haben, den Denker anzuerkennen, der wie Schiller in verschiedene dunkle Partien Licht gebracht hat, und das ziemlich abschätzige Urtheil selbst eines Gervinus zu verwerfen.

Unter den vielen beachtenswerthen Erörterungen liegt uns hier vor allem nahe, was er über den Roman sagt, innerhalb dessen sich ja seine ganze Dichtkunst bewegt hat. Er theilt ihn ein in einen epischen und dramatischen und nimmt für jenen das Gesetz der Langsamkeit in Anspruch, welches für das Epos gilt, indeß der dramatische sich weniger zum Spielraum der Geschichte ausbreite, als zur Rennbahn der Charaktere einschränke. Da nun seine eignen Romane sämmtlich der erstern Gattung angehören, so rechtfertigt sich daraus deren langsames Vorwärtsbewegen. Fragen wir ihn freilich selbst, auf welche Seite dieser Zweitheilung er seine eignen Romane gebracht wissen wolle, so stellt er eine Behauptung auf, die wir nicht billigen können: er rechnet sie zu den dramatischen Romanen (§. 71). Ich zähle alle, die er geschrieben, der epischen Gattung bei. Denn ich finde bei ihm nirgends jene heftige Erwartung, jene Stärke der Charaktere, Motive und Knoten und was er noch sonst vom dramatischen Romane begehrt, wol aber den langsamen Gang, das lange Umherleiten der Ofenröhre, welches nach seinem eignen Bilde

mehr erwärmt als das heftige Feuer. Er nennt seine Romane Biographien und gibt dadurch zu, daß ihre Helden als werdende, wachsende, sich aus der Macht der Verhältnisse entwickelnde Wesen, nicht als freie Geister zu fassen seien, die sich ein hohes würdiges Ziel stecken, das sie entweder den Umständen zum Trotz erreichen oder in heißem Kampfe mit dem Schicksal verfehlen. Schon die Neigung das Leben in kleine Theile aufzulösen und auf jeden derselben liebend zu weilen bringt seine Schreibart der epischen nahe; der Dramatiker wirkt mit Grundsätzen, zu deren Durchführung eine einzelne That genügt, der Epiker breitet ein schimmerndes Farbenspiel einzelner Momente aus und überläßt es dem Leser, sich die Grundsätze selbst zu entwickeln oder sich auch an dem bunten Schimmer genügen zu lassen. Uebrigens nennt er sich selbst einmal einen epischen Geschichtsdichter.

Den poetischen Geist, der die Romanmaterie durchdringe, sondert er in drei Schulen, eine italienische, deutsche und niederländische. Von seinen eignen Roman rechnet er den „Titan" und das „Kampanerthal" der ersten, den „Siebenkäs" und besonders die „Flegeljahre" der zweiten, „Wuz", „Fixlein" und „Fibel" der dritten zu. Diese drei Romane seien aber auch zugleich Idyllen, weil sie das Vollglück in der Beschränkung schildern.

Das geistreiche Werk endet mit zwei reichen Abhandlungen über den Stil und über die deutsche Sprache, die noch weiter ausgeführt werden in einem Bändchen mit drei angeblich in Leipzig während der Meßzeit gehaltenen Vorlesungen: für Stilisiker, für Poetiker und über die poetische Poesie, unter welcher er jene versteht, die ihre Grundsätze nicht vom Markt und ihre Absichten nicht aus der Spielwarenbude holt, sondern eingedenk ihres ewigen Berufes die Menschheit verklärend zum Himmel hebt. Und wen konnte er damals als würdigern Priester und Nährer der heiligen Opferflamme aufstellen als seinen erst vor wenig Monaten geschiedenen Herder, über dessen frischem Todtenhügel der Streit um seinen Werth noch nicht verstummt war? So schließt er denn seine theoretischen Betrachtungen mit einer glänzenden Lobrede auf ihn, der, wenn er kein

Dichter, bloß etwas Vesseres gewesen sei, nemlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos von irgend einem reinsten Gotte gemacht, da in der schönen Seele eben wie in einem Gedichte alles zusammenfloß und das Gute, das Wahre, das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit war.

Nachträge zur Aesthetik bilden den zweiten Theil der kleinen Bücherschau (Bd. XLV) und halten dieselbe Reihenfolge ein, wie die Abschnitte selbst. Auch an diese schließen sich Leipziger Vorlesungen; zuletzt folgt ein kurzer Aufsatz: „Ueber das Immergrün unserer Gefühle", ein erhebender, stärkender Herzenstrost für alternde Menschen.

Die Vorschule der Aesthetik hatte Jean Paul dem Herzog von Gotha in einem Zueignungsschreiben gewidmet, dessen Druck die philosophische Facultät zu Jena, d. h. deren Censor Voigt, verbat, während sie der Herzog selbst, ein den witzigen Richter in seinen Briefen noch überwitzelnder Fürst, genehmigt hatte. Diese schmähliche Bevormundung veranlaßte sein Freiheitsbüchlein (1805). Er läßt den Briefwechsel mit dem Herzog, mit dessen Erlaubniß abdrucken und fügt demselben eine Dissertatiuncula pro loco bei, nämlich über Preßfreiheit eine Abhandlung, die ihm angeblich das Censoramt eintragen soll, eine ganz vorzügliche kleine Schrift, in welcher wir Jean Paul zum erstenmal als freimüthigem Publisten begegnen, wie er sich nachher in den Jahren der Noth und des Druckes unter der Fremdherrschaft nicht minder als in dem auf die Befreiungsjahre folgenden Zeitabschnitt in vielen Abhandlungen bewährt hat. Schlagend bekämpfte er das widersinnige Institut der Censur, und doch sind bis zu dessen Abschaffung noch volle dreiundvierzig Jahre verstrichen; wahrscheinlich wäre das halbe Jahrhundert auch voll geworden, hätte nicht die Revolution drohend die Faust erhoben. Censoren, beginnt er, sollen möglichst viele sein, nemlich das ganze Publikum. An die Druckfreiheit aber, die niemand beschränken darf, weil Bücher für die Ewigkeit gehören, schließt sich die akademische Lehrfreiheit an; denn der gemeine Lehrer ist meist nur selber das, was keine Censur verbeut; ein genialer Geist

aber kann weder ſündigen noch ſchaden, und beſſer bewohnt der Jüngling jedes durchgreifende Lehr-, ja Irrgebäude als gar keines, weil der ſyſtematiſche Körper verfliegt und der ideale Geiſt zurückbleibt. Die Vernunft darf alles vor ihren Richterſtuhl fordern, die Religionen ſo gut als die Regierungsformen. Warum glaubt man überhaupt, daß verderbliche Bücher ſo großes Unheil ſtiften können? Iſt nicht alles Stärkſte über alles ſchon tauſendmal geſagt worden? Alle große Revolutionen machte die Stimme, keine der Buchſtabe, der nur nachſchreibt, was jene vorſprach. Auch die Kunſt ſei cenſurfrei, die bildende wie die dichtende, nicht aber jene Werke, die keine Kunſtwerke, ſondern nur Lyoner, Nürnberger und Augsburger Arbeit ſind, und die heutzutage niemand beſchränkt. Auch in dieſem Punkt ſind wir alſo in die Abſicht Jean Pauls eingegangen, wie die Unterſuchung beweiſt, die vor einigen Jahren wegen Fertigung und Verbreitung unſittlicher Bilder geführt wurde. Bei uns übt man am ſtrengſten eine Cenſur der Hofcenſoren, ſagt er weiter, und macht jedes freie Wort über die Höfe zu einer Majeſtätsbeleidigung. Der Regent erlaube über jede ſeiner Operationen die freiſte Unterſuchung und gewähre die unbeſchränkteſte Freiheit der Zeitungen. Es werden mehr Lügen geſagt als gedruckt, und die mündlichen ſind kaum umzubringen, leicht aber die ſchriftlichen. An der Zeit ſtirbt die Zeitung: Kronos verſchlingt ſeine eigenen Kinder. „Ihr Fürſten, ruft er aus, das Geſammte zuſammenfaſſend, ſetzet in dieſem Jahrhundert fort, was ihr ſo ſchön im Nachſommer des vorigen angefangen, nemlich die große Freilaſſung der freigeborenen Gedanken! Wahrheit, Sittlichkeit und Kunſt dulden keinen Zwang.“ Es iſt der Wunſch des Marquis Poſa an Philipp, welcher in hundertfachen Echos an die tauben Ohren der Fürſten ſchlug, bis ihnen die Noth eine Erhörung abzwang, die ſie theilweiſe noch immer wieder zu verkümmern ſuchen.

Jean Paul hat eine Menge Aufſätze in Zeitſchriften geſchrieben und nachher unter Geſammttiteln vereinigt, in welchen ſich ſeine Anſichten über die Zuſtände des Vaterlands, über die Europa erſchütternden und verheerenden Kräfte, ſo wie ſeine Hoffnungen

und Wünsche nach endlich errungenem Frieden unverholen aussprechen. Um das Zusammengehörige nicht der Zeitordnung zu Liebe zu unterbrechen, will ich an dieser Stelle gleich die hieher gehörigen Schriften zusammenfassen. Im Allgemeinen geht, wie er sich selbst ausspricht (Bd. XXXIV 53) durch alle seine politischen Aufsätze von des ersten Konsuls an bis zu des letzten Kaisers Drucke etwas ungebeugt und aufrecht — die Hoffnung. Denn er gehörte nicht unter die kleinmüthigen Naturen, welche nur vor sich hin in die Tiefe starrend verzweifelten, sondern schaute frei umher und nach oben und glaubte an einen Gott in der Geschichte. In den Dämmerungen für Deutschland (1809) wirft er hie und da vertrauende Blicke auf die Zukunft. Deutschlands Unglaube an sich werde aufhören, wie neulich sein Glaube an sich. Das Kriegsfeuer habe gewiß etwas Besseres entzündet als Häuser, nemlich Herzen für Deutschland. Deutscher Norden und deutscher Süden fänden sich einander jetzt verwandter. Ein herrlicher Auferstehungsgeist arbeite und glühe im vorigen Reichskirchhof und beseele Scheintodte und beleibe Gerippe. Freilich sollte die Schale des Elends noch voller werden; Oestreich sollte in demselben Jahre noch erst niedergeworfen werden und dann die gesammten deutschen Völker noch drei Jahre unter dem Joche keuchen. Aber Jean Paul hielt von vorne herein keine andere Universalmonarchie für unser Jahrhundert möglich als die des Rechts und der Vernunft und verzagte nicht an dem Fortschritte der Menschheit auf den Wegen zur Freiheit und zum Lichte. Den Krieg nennt er das größte Trauerspiel, das die Erde vor Gott und Teufeln aufführe. Von den stehenden Heeren, den Blutsaugern der Nationen, sagt er voraus, sie würden einander zu gegenseitigen Vergrößerungen so weit hinauftreiben, bis die Staatskörper unter der Strafe des Gewehrtragens erliegen und gemeinschaftlich ihre schwere Rüstung ausziehen. Wie viele Milliarden werden den Anstalten des Friedens noch entzogen bleiben, bis endlich seine Prophezeiung eintrifft?

Eine andere Reihe von Aufsätzen führt den Titel: Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marter-

woche. Sie ſind bis auf die fünfte und letzte zwiſchen 1810 und 1812 im „deutſchen Muſeum“ und im „Kriegskalender“ erſchienen und enthalten theils Betrachtungen über die poetiſchen, philoſophiſchen und politiſchen Zuſtände, theils beißende Satire auf die letzte Vergangenheit. In dem allgemeinen Chaos unſerer Gegenwart ſieht er den Beginn von Deutſchlands Neubau. Aber um dieſen feſt zu begründen, müſſe man im Volke das Ehrgefühl wecken. Doch welchen Ausgang der Kampf auch nehme, die Furcht vor künftiger Wiſſenſchaftsbarbarei oder vor Gefährdung der Sprache ſei jedenfalls unbegründet. Die Schriftſteller ſollten ablaſſen von ihrem weinerlichen Tone; der Held zeige wol ſeine Narben, aber nur der Bettler ſeine Wunden. Bekannte Hilfsmittel retteten freilich ein verunglücktes Volk nicht. Wer ſiegte über Rom, an deſſen Rieſencadaver eine ganze daran gekettete Welt hätte verwodern müſſen? Das Dörfchen Bethlehem. Alle plötzlichen Dämmerungen ſeien nur die der Sonnenfinſterniſſe, alſo keine wachſenden, ſondern eben ſo plötzlich verſchwindende. Indeß ſage jede Regierung an ihrem erſten Schöpfungstag: Es werde Licht! Dieſen letztern Satz ſieht er ſich 1816 genöthigt wieder zu bringen. „Fürſten, laſſet es euch täglich aus den neuſten Kriegsgeſchichten wiederholen, weil ihr's täglich vergeßt, daß Einſichten des Volkes Kräfte verleihen und Licht Feuer gibt. Von den beiden ſatiriſchen Geſchichten aber, welche im Gefolge jener theoretiſchen Betrachtungen und Mahnungen erſchienen, ſchildert die eine die Belagerung der Reichsfeſte Ziebingen, eine Anſpielung auf den mangelnden Muth in deutſchen Feſtungen, wie ſich durch die ſchnelle Uebergabe von Küſtrin, Stettin und Magdeburg zeigte, die andere die lächerliche Nachäffung Napoleons durch die kleinen Reichsfürſten. Ich will die ergötzliche Begebenheit nur mit ein paar Strichen zeichnen. Maria puer, Fürſt von Großlatifau, war ein Freund des Glanzes, des Adels und der Orden; Tiberius LXXXIX, Fürſt der Katzen, ein Freund aller Paradeplätze. Sein Militär ſtand an Freiheiten der gallikaniſchen und der triumphirenden Kirche gegen den Civilſtand keinem (vorigen) preußiſchen nach. Heut zu Tage könnte man das Wort „vorigen“ wieder ganz weg-

lassen. Die Bürger des Fürstenthums Großlausum sind fast lauter Schneider, die Knaben fast alle Trödler. Die beiderseitigen Heere sollen zum Zweck einer Revue eine Scheinschlacht liefern; weil aber die Trödler und Schneider einander feind sind, entsteht aus dem Manöver ein wirklicher Krieg. Jedes Heer erobert des Gegners Hauptstadt und zieht dann heim, nachdem es darin wacker gewirthschaftet hat. Die Fürsten allein bleiben darin zurück, deren so jeder in Feindesland gebietet. Dem Gewaltstreiche die nöthige Rechtsmäßigkeit und Stütze zu geben, schicken sie Gesandte nach Paris, mit glaubwürdigen Landkarten und Zeugnissen versorgt, um Napoleon zu überzeugen, daß die Länder existiren.

Das letzte dieser Sammelwerkchen ist endlich die Friedenspredigt an Deutschland (1818) *), die sich über die gegenseitigen Pflichten zwischen Fürsten und Völkern nach hergestelltem Frieden verbreitet. Natürlich kommt er auch hier auf die in blutigem Kampfe verdiente, versprochene und doch vorenthaltene politische Freiheit und auf einen Hauptheil derselben, die Preßfreiheit, zu sprechen. „Es ist jetzt, meint er, zu viel politisches Licht vorhanden, als daß ein Fürst nicht lieber das ganze zuliefe." „Man kann jetzt der Wahrheit nur den Hof verbieten, nicht Stadt und Land; hinter den stummen Lippen werden die Zähne knirschen." So steht nach seiner Denkart immer die Hoffnung über der Furcht und der Sieg der Vernunft scheint ihm eine bald eintretende sichere Thatsache. Wie lange hatten wir noch zu harren bis zum Aufdämmern der Sonne, dessen Herannahen er bereits 1818 mit einem Amen besiegelte!

*) Nach Jean Pauls eigner Angabe in der „Ankündigung der Herausgabe meiner sämmtlichen Werke (Bd. 45, 109)" geht es den „Dämmerungen noch vorher, und in der Vorrede zu den Dämmerungen" (Bd. 33, VI) werden diese die Vollendung der „Friedenspredigt" genannt. Nun hat aber die Vorrede zu letzterer (Bd. 34) die Jahreszahl 1818 und die Situation darin paßt ganz auf die letztere Zeit, nicht aber etwa auf die nach dem Frieden von Tilsit. Hat der Dichter seine Predigt etwa umgearbeitet?

Doch sind die Aufsätze der genannten Sammlungen so wenig alle politischen Inhaltes, als andere seiner Sammelbände das Politische ausschließen. Wir besitzen neben den angegebenen vier solche Zusammenstellungen: Herbstblumine in drei Theilen, welche in fünfjährigem Abstande 1810, 1815 und 1820 erschienen sind, Museum 1813, Kleine Bücherschau und Gesammelte Aufsätze 1824, jenes ein Abdruck seiner sämmtlichen Recensionen für die Heidelberger Jahrbücher. Er nennt sie in der Vorrede eine verkleinerte oder angewandte Vorschule; für den Freund der Literaturgeschichte ist sie von besonderem Interesse, weil eine Reihe von Dichtungen der bekanntesten Romantiker und auch sonstige anziehende Werke, z. B. Fichtes Reden, darin besprochen sind.

Die „Herbstblumine", gewidmet seinem Gönner und Verehrer dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz dem Bruder der Luise von Preußen, enthält höchst verschiedenartige Aufsätze; die des ersten Bändchens waren sämmtlich zuerst im Morgenblatt oder im Damenkalender erschienen. Es ist unmöglich, auch nicht eben von Wichtigkeit, die bunt zusammengewürfelten theils ernst- theils scherzhaften Stücke ordnungsmäßig zu besprechen; höchstens könnte man sie nach ihrem Werthe klassificiren; denn Geschmackloses steht hier neben Unvergänglichem. Ich will auch aus diesem Blumengarten zunächst einige vaterländische Blüthen pflücken. Der 19. Julius des Jahres 1810 blieb jedem patriotisch schlagenden Herzen ein Tag der schmerzlichsten Erinnerung; denn an ihm entschwebte die geliebteste der Frauen, Preußens Königin. „Als du das weiße Brautkleid für eine höhere, für uns nur bleiche Welt anlegtest, hebt Jean Paul eine Reihe auf sie gedichteter Polymeter an, und der Erde deine Krone zurückwarfst, und nur mit dem Erntekranz deiner ausgesäeten Ernten auf dem Haupte emporgingst, da weinte, wer von dir gehört; da weinte noch mehr, wer dich gesehen; aber die, die du an dein Herz gedrückt, konnten damals keine Thränen vergießen, und nachher keine mehr zählen". Man sagte, der Schmerz über das Unglück des Landes habe ihr das Herz gebrochen; Denker wie Fichte und Dichter wie Jean Paul hatten stärkere Nerven als

jene zartbesaitete weibliche Seele und sahen aus der Asche Deutschlands im Geiste schon den neuen Phönix erstehen. Bildung zur Charakterfestigkeit und Vaterlandsliebe sollte ihrer Meinung nach das Heilmittel werden, durch welches unser krankes Volk, wenn auch langsam, von seinen Leiden genese. „Erziehet deutsche Kinder, ruft Richter am letzten Tage des Jahres 1807, also noch bevor Fichte in seinen berühmten Reden ein gleiches Ziel anstrebte, so habt ihr nur euch verloren; erziehet euch, so habt ihr nur Zeit verloren". „Auf die Gräber der Schlachtfelder lass' uns lebendige Ehrenbildnisse stellen, heilig und deutsch erzogene Kinder!" Aber der Drang der großen Verhältnisse brachte die heißen Wünsche eher zur Erfüllung, als damals die erleuchtetsten Köpfe geahnt hatten, und die Freiheitskriege begleitet der edle Patriot mit seinem Segen. Noch heute durchzuckt den Leser des im Jahre 1813 geschriebenen feurigen Aufsatzes: „Die Schönheit des Sterbens in der Blüthe des Lebens, und ein Traum von einem Schlachtfeld" ein Gefühl der tiefsten Rührung, wie sie kein anderes Jahr als jenes flammende entzünden konnte. Auch die unmittelbar sich anschließenden Zeitbetrachtungen vom Mai 1814 durchzieht eine schöne Freudigkeit voll Hoffnungen und guter Wünsche an Fürsten und Völker. Aber schon am 18. October sieht er in einem quälenden Traumgesicht Napoleons Rückkehr von Elba voraus; zum Glück ging die trübe Weissagung nur halb in Erfüllung. Kaum ein Monat, nachdem Jean Paul über den Elbaner Robinson gescherzt hat, welcher auf einer mäßigen Insel geboren, nach der größten greifend, endlich auf einer kleinen sitze und throne, schwingt der Kühne zum zweitenmal das Schwert über das bestürzte Europa. Doch er jagte die deutschen Völker nicht die Elbe hinabfliehend vor sich her, wie der Traum gesehen, und schon bevor die letzten Stundenschläge von 1815 verhallt sind, kann Camena, das Junggesicht des doppelköpfigen Janus, mit milder Stirne die ernste Rede sprechen: „Völker haben Fürsten befreit und freie Fürsten werden freie Völker bulden und bilden, und altdeutsche Herzen werden sich ein altdeutsches Vaterland erobert haben", und kann bewegt, während die festge-

wölbte Milchſtraße, ein weißer Regenbogen aus Sonnen, als Sieg- und Ehrenpforte der glaubenden Herzen über der Welt ſtand, die Worte beten: „Habe Dank, Dunkler, Großer, Liebender hinter den Sternen, daß ich es geſehen habe, wie du die Welt errettest und die weiten alten Wunden der Völker ſchließeſt, und wie du Heil vom Himmel niederſendeſt auf die ſündhafte blutige Erde.“

Aus den übrigen Arbeiten der „Herbſtblumine“ hebe ich ein paar werthvolle Stücke heraus: das eine reiht ſich dem Beſten an, was Jean Paul geſchrieben hat, und heißt Erinnerungen aus den ſchönſten Stunden für die letzten. Gottreich Hartmann, der jugendliche Sohn eines rüſtigen alten Pfarrers im Dörfchen Heim, gläubig und dichteriſch zugleich, war von Univerſität heimgekehrt, den Vater im Amte zu unterſtützen. Beglückt durch ſeinen Beruf und beſeligt durch den Gewinn einer Braut, ſchrieb er den eben betitelten Aufſatz nieder, damit ihn einſt, wenn ſeinem auslöſchenden Alter die Farben der ſchönen Welt erbleichen, das friſche Bewußtſein aus ſeiner beſten Zeit noch erquicken könne. Deutſchland fordert ſeine Söhne zum Freiheitskampf; auch Gottreich, vom Vater ſelbſt gemahnt, greift zu den Waffen; nach der Heimkehr trifft er den Greis, von der trauernden Juſta, ſeiner Braut, gepflegt, als Sterbenden. Da kommt ihm der Gedanke, jene Erinnerungen, die er bloß für ſein Sterben aufbewahrt hatte, am Sterbebette des Vaters vorzutragen, damit dieſer, der ſich ſo oft an des Sohnes Predigten erwärmt hatte, unter lauter großen Freuden zu ſeinem Gotte hinüber gehe. Dieſe Blätter, welche alſo anheben: „Denke daran in der dunkeln Stunde, daß der Glanz des Weltalls einſt deine Bruſt gefüllt“ und in prächtiger Sprache alles gedrängt zuſammenfaſſen, was des Menſchen Herz erheben kann, beſchäftigen das ſinkende Geiſtesleben des Alten, bis alles vorüber iſt.

Ein zweiter nennenswerther Aufſatz iſt ſatiriſch und hat die Ueberſchrift: Ruhige Darlegung der Gründe, warum die jungen Leute jetzo mit Recht von dem Alter die Ehrfurcht erwarten, welche ſonſt ſelber dieſes von ihnen gefordert. Die Abhandlung ſchreitet gravitätiſch in Paragraphen

einher und enthält viele witzige und bittere Bemerkungen, zumal auch über junge vorlaute und absprechende Philosophen und Kritiker. „Seit den Xenien sind alle literarischen Autoritäten untergraben, schreibt Jean Paul im Jahre 1809. Jeder gilt durch Kraft, keiner durch Namen, vor welchem kaum der winzigste Kritiker mehr flieht. Nirgends und niemals stehen sich Jugend und Alter in literarischen Schätzungen mehr entgegen als jetzt in Deutschland, wo der Greis ganz andere Musenwerke als der Jüngling kennt." Damals ahnte er, immer geneigt das Bessere anzunehmen, es beginne mit diesem Chaos der strebenden Zeit Deutschlands Neubau; aber wenn er die Elemente im Einzelnen betrachtete, aus denen derselbe aufgeführt werden sollte, so konnte er zu dessen Solidität doch wenig Vertrauen fassen. Hatte er schon an den Begründern der romantischen Schule, Tieck, „das fromme poetische Kind", ausgenommen, kein Wohlgefallen, so ärgerten ihn umsomehr ihre Nachtreter. Und als nun das deutschthümelnde Geschrei theoretischer Kraftmenschen und diesem nachher die Lämmleinslieder der Frommen folgten, nahm er mit jedem Jahre mehr, gleich Göthe, zu den Stimmführern der Literatur eine ablehnende Stellung ein. An den jungen Romantikern tadelt er die Selbstgenügsamkeit, mit welcher viele ihren richtigen Kunstsinn für Kunstmacht, ihre poetischen Empfindungen und Anschauungen schon für poetische Darstellungen halten, mit einem Worte das Unproductive bei vorgeschrittener Einsicht. Die man genial nannte, weil man sie nicht für Genies zu taufen wagte, finden wenig Gnade vor seinen Augen. Die keck aufstrebenden Federfechter für Deutschlands Befreiung, Arndt voran, ärgerten sich nicht mit Unrecht, wenn gleich mit zu viel Zorn, an seiner Weichheit. Richter, der sich nie sehr an seinen Recensenten erbaute, spricht von dessen Urtheil als von einem frechen. Es habe sich eine Gesellschaft schwächlicher Egoisten oder guter Maulriesen auf dem Druckpapier zusammengethan, welche die Thränen der Empfindsamkeit auszurotten suchte, und welche sagte, man solle mehr von Kraft reden. Ihren Reden freilich entspreche noch lange nicht ihr Leben. Auch der gute Arndt finde beinahe

alles um ſich her klein und gemein, wenn er es mit ſeinem großen Leben vergleiche; dieſes beſtehe aber jetzt ſeinem Buch (Briefe an Freunde) zufolge darin, daß er ſich ſeiner Jugendzeiten erinnere, in welcher er ſich großer Ritter- und Römerzeiten erinnerte, wenn er die halbe Nacht in den Rheingegenden und in Italien mit guten Freunden ſpazieren gegangen und getrunken.

Als der Pulverdampf verflogen und die kühnen Geiſter, welche nun auch Früchte der blutigen Ausſaat ernten wollten, zum Schweigen gebracht waren, bot unſere Literatur im Ganzen einen kläglichen Anblick. Statt der Soldatenpoeſie mit Freiheit und Schlachtentod ſetzt ſich die witzelnde Romantik fort im Bunde mit einer Frömmelei, einem Ueberchriſtenthum, wie ſich Jean Paul ausdrückt, welches von dem frühern Genialthun wunderlich abſtach und ſeine Quelle allerdings ſchon in den Freiheitskriegen ſelbſt gehabt hatte, aber damals durch das ritterliche und thatkräftige Weſen der Gegenwart gedämpft worden war. Aber auf die Kraftjahre folgte eine Art Naturnachlaß, ein vorſchnelles faſelndes Alter voll matter Geſchwätzigkeit, das ſeine fröſtelnden Glieder am Kohlenfeuer des Chriſtenthums wärmte. „Das Schöndeutſchland, ſagt Jean Paul im Jahr 1822, hat jetzt endlich jene Blüthenepoche erreicht, wo man alles mit größter Leichtigkeit hinſchreibt, ſeinen Roman und ſeinen Vers, ohne eigentliche Gelehrſamkeit und Kunſt- und Herzenskenntniß, ausgenommen die nöthige Reimkunde . . . Hat man einmal ſeine Theemaſchine von Schreibzeug voll und heiß gemacht, ſo kann man der Welt, die umherſitzt, ewig einſchenken, ohne daß der Schriftſteller oder gar die Schriftſtellerin ein größeres Kochfeuer unter der Maſchine zu unterhalten braucht, als das dünne Aetherflämmchen von Liebe und etwas Ueberchriſtenthum (XLVI, 170)". Ehe man den Vorhang zu einem Luſtſpiele bei uns aufzieht, ſollte man immer fragen: Iſt kein Leſſing da? ja man werde endlich rufen müſſen: Iſt kein Kotzebue da? Bei Männern aber erwache die Sehnſucht nach den alten derben Lehrromanen, damit man ſtatt nach dem dünn und weiß geſchlagenen Schaum phantaſtiſcher, myſtiſcher, frömmelnder Bücher wenigſtens nach Pumpernickel, Ser-

viettenklößen und Schiffbrot greifen könne. Leſſing habe ſeinen Nathan erſt zum Beſchluß gegeben, indeß die Neuern gleich mit ihrem Beſten begännen und ſich dann nicht wie jene Aeltern aus der Tiefe herauf, ſondern von ihrer Höhe hinunterſchrieben (XLV, 36 u. 51). Neben ſolchem Schriftſtellerelend in der Nähe zeigte wenigſtens die Ferne ein paar hohe Geſtalten: Walter Scott und Byron, über welchen letztern er nur in die Klage ausbricht: „Warum haſt du armer großer Dichter Byron, wie dein Leben, ſo dein Dichten zugleich im Hohlſpiegel deiner Phantaſie in- und auseinander gezerrt und das Heer der Sterne wie auf einem Himmelsglobus in Ungeheuer abgetheilt und verwandelt?" Alsbald aber reumüthig an die eigne Bruſt ſchlagend, ſetzt er hinzu: „Und leider muß ich zu mir ſelber ſagen: auch du haſt früher geſündigt und zu oft die Gräber offen gezeigt, nicht bloß den Himmel offen."

Wenn wir dieſe und andere Aeußerungen Jean Pauls über den abnehmenden Werth unſerer Literatur im erſten Viertel unſeres Jahrhunderts mit dem zuſammenhalten, was Göthe da und dort darüber geäußert hat, ſo gewahren wir, daß beide Schriftſteller, ſo verſchieden geartet ſie waren, doch in der Geringſchätzung der Gegenwart, und noch dazu aus denſelben Gründen, zuſammenſtimmen. Und hatten ſie denn Unrecht? Jene großen ſchöpferiſchen Geiſter, von denen wir noch heute den Stempel tragen, waren Söhne des achtzehnten Jahrhunderts; im neunzehnten iſt die Phantaſie mit wenigen Ausnahmen matt und kraftlos geworden. Dieſe Bemerkung gilt ſogar von der Wiſſenſchaft, auf deren Fortſchritt unſer Jahrhundert eine Zeit lang ſo ſtolz war. Immer tiefer ſinken die Sterne Fichte, Schelling, Hegel unter unſern Horizont, indeß der Begründer unſeres modernen Denkens Kant als einſame Sonne fortleuchtet. Jean Paul hat alle Syſteme bis auf Herbart und die Wagner'ſche Vierzahl fleißig mit durchgemacht, hat über ihren raſchen Wechſel in ſeiner Weiſe geſcherzt (XXXIV, 198), hat Schelling vorausgeſagt, daß er das ſeinige überleben kann (LX, 65), und iſt bei der Bewunderung des Alten von Königsberg ſtehen geblieben.

Doch meine Abſchweifung aus Anlaß eines Aufſatzes in der

„Herbſtblumine" hat mich ziemlich weit aus meinem Fahrwaſſer verſchlagen; ich muß wieder einzulenken ſuchen und komme noch auf einige Arbeiten, vereinigt unter dem Geſammttitel: Muſeum. Die meiſten Aufſätze, belehrt er uns in der Vorrede, ſeien ſolche, welche er als gelehrtes Mitglied ins Frankfurter Muſeum zum Vorleſen abgeſchickt habe. Von beſonderer Wichtigkeit zum Studium ſeiner Denkart iſt der Aufſatz: Muthmaßungen über einige Wunder des organiſchen Magnetismus. Jean Paul glaubt an die ganze Hellſeherei und knüpft daran ſogar Ausſichten auf das zweite Leben. Die dritte Abhandlung: Frage über das Entſtehen der erſten Pflanzen, Thiere und Menſchen verräth viel Einzelkenntniß in der Naturwiſſenſchaft und bekämpft mit Glück die Hypotheſen der Naturphiloſophen, nach welchen alles höhere Organiſche aus dem niedern entſtanden ſein ſoll. Wenn er aber zuletzt ſelbſt bei dem höchſten Architekten, bei Gott, anlangt und mit dieſem Namen etwas erklärt zu haben vermeint, ſo iſt es ihm hier eben ſo ergangen wie mit ſeinen verſchiedenen Nachweiſen unſerer Unſterblichkeit; wir ſtehen vor Worten ſtarrend und ſtaunend, und bekennen, indem wir ſie ausſprechen, nichts weiter als unſere Unwiſſenheit. Vielleicht haben auch die gelehrten Mitglieder jener Geſellſchaft in Frankfurt über des Dichters Deductionen etwas die Köpfe geſchüttelt, welcher jedenfalls ſich ſicherer auf ſeinem Felde bewegte, wenn er ihnen zuſandte: Des Geburtshelfers Walther Bierneiſſel Nachtgedanken über ſeine verlorenen Fötusideale, indem er nichts geworden als ein Menſch, eine humoriſtiſche Arbeit von munterſter Laune.

VI.

Wollte ich alle die kleinen Abfälle und Geiſtesſpähne von Jean Pauls Schriftſtellerthum, welche da und dort in Körben zuſammengeleſen umherſtehen, in nähere Unterſuchung ziehen, ich unternähme eine mühſame und doch wenig fruchtbare Arbeit. Eines Autors Eigenthümlichkeit, der ſo viele große Werke geſchaffen, braucht man nicht aus dem Kehricht abzuſchätzen, und wäre dieſes Gold- oder

Diamantstaub. Wenden wir uns lieber aus der Werkstatt wieder zu seinem Laden und Schaufenster, wo er noch manches feingemeißelte und geschliffene Stück ausgestellt hat.

Auf die Aesthetik folgte in drei Bändchen 1806 die Levana oder Erziehlehre; der Titel ist hergenommen von einer römischen Göttin dieses Namens, welche für eine Beschützerin der neugeborenen Kinder galt, die durch Aufheben (levare) von der Erde vom Vater anerkannt und zur Erziehung übernommen wurden. Richter hatte durch Abstammung und Neigung ein besonderes Interesse am Erziehungsgeschäft, und wenn wir etwa auf die Erfahrungen seines kurzen Hofmeisterstandes keinen sehr hohen Werth legen wollen — obwol ein genialer Geist schneller beobachtet — so genoß er dazu von seinen eigenen Kindern, wie er sich scherzend ausdrückt, das pädagogische Jus trium liberorum; dem Kinderfreunde konnte auch sonst die Beobachtungsgabe nicht fehlen. Seit Rousseau, für welchen auch Jean Paul in der Jugend schwärmte, durch seinen Emil (1762) die Erziehungsfrage in die Welt geworfen, ging ohnehin kein Denker und Menschenfreund gleichgiltig an diesem Thema vorüber. Basedow war „Rousseaus geistiger Verleger und Uebersetzer in Deutschland" geworden und Pestalozzi „der stärkende Rousseau des Volkes." Je weniger jeder sein Ideal in der Gegenwart ausgedrückt fand, desto eifriger strebte er es für die Nachwelt zu pflanzen. „So laßt uns denn, schließt Jean Paul die Vorrede zur zweiten Ausgabe seines Werks (21. Nov. 1811), mit dem kurzen Kinderarm, d. h. mit dem langen Hebelarm, die Zukunft bauen und bewegen und unverdrossen und tapfer das Gute der Zeit erhöhen helfen, und das Schlechte unterhöhlen. Ja sogar der, für dessen Kinder die Fruchtlese zu lange ausbliebe, sage zu sich: „meine Enkel sind ja auch Menschen" und säe fort."

Obgleich er seine Schrift in Paragraphen reden läßt, so weiß er doch selbst, daß er darin nur Fragmente gegeben (Bd. XLVI, 38); des scherzhaften Tons enthielt er sich möglichst, und es sei, sagt er, in der Form sein ernsthaftestes. Das erste Drittheil handelt von der Wichtigkeit und dem Geiste der Erziehung und gibt eine Menge

Winke, die für die Erziehung beider Geschlechter passen, das zweite beschäftigt sich mit der Bildung der Mädchen, das dritte mit der der Knaben, eine Arbeit, noch heute höchst lehrreich für Eltern und Erzieher, die ich auch denen zum Lesen empfehlen möchte, welche für die Romane Jean Pauls weder Zeit noch Stimmung haben. Mehr um zur Lektüre zu reizen, als sie etwa überflüssig zu machen, will ich einige Grundzüge herausheben. Jeder von uns, sagt der Verfasser, hat seinen idealen Preismenschen in sich, seinen heiligen Seelengeist, den er in der Blüthezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter, am hellsten schaut. Dieser ist aber bei jedem ein anderer, und die Erzieher mögen daher möglichst sich warnen lassen vor dem Nivelliren. Doch ist das Kind mit seiner Besonderheit in eine bestimmte Zeit gesetzt, deren Geist jene zu verschlingen und die eigenen Fehler ihm aufzudrängen droht. Aber außer dem Eigenthümlichen, was in dem Kinde zu schützen ist, gibt es auch manch allgemeines Gut, für dessen Genuß es zubereitet werden soll. Der reinste Unterschied des Menschen vom Thier ist weder Besonnenheit noch Sittlichkeit, sondern Religion. Unsere Einsicht, unsere Sittlichkeit sind heutzutage gesteigert; aber es fehlt unserer Zeit der heilige überirdische Geist. Die Religion ist in die Kinder am frühsten zu pflanzen. Wenn in die Natur das Große hineintritt, der Sturm, der Donner, der Sternenhimmel, der Tod, so sprecht das Wort Gott vor dem Kinde aus! Jean Paul kann nicht mißverstanden werden, wenn er die Erziehung zur Religion an die Spitze stellt. Denn er ist so weit als wir alle fern von Begünstigung jenes Gedächtnißwerkes aus Sprüchen, Liederversen und alten halb fabelhaften Geschichten eines gar nicht musterhaften Volkes, was sich in Schulen so breit macht, und empfiehlt den dogmatischen Brei, der aus diesen Elementen zusammengerührt wird, keineswegs zur Nahrung für Kinderseelen. Nein, er drang nur, und drang mit vollem Recht, auf die heilige Ehrfurcht vor dem Göttlichen, wie Schleiermacher in seinen „Reden" und noch Göthe in seinen „Wanderjahren".

Die geistige Erziehung kann nicht früh genug beginnen, und

iſt ſie die rechte, ſo äußert ſie ihre Wirkung zunächſt in Heiterkeit. Zertheilt die dichte Luft den Kindern in Luſtbarkeiten, einen Pfefferkuchen in Pfeffernüßchen, Weihnachten in ein Kirchenjahr! Was froh und ſelig macht, iſt aber vor allem Thätigkeit, wovon ſchon die Spiele der Kinder ein Abbild ſind. Greift nicht mit behaarter Fauſt in dieſe erſten Arbeiten der kleinen Menſchen; umringt eure Kinder nicht wie Fürſtenkinder mit einer Kleinwelt des Drechslers! vor der wunderthätigen Phantaſie treibt jeder Aaronsſtecken Blüthen. Schulet Kinder durch Kinder; es regle und ordne der Lehrer nach den Arbeiten nur nicht wieder auch die Spiele! Freude an Tanz, Muſik und Geſang ſollte jeder bei Kindern möglichſt fördern. Habt keine Luſt am Ge- und Verbieten! eure Uhr ſteht ſo lange, als ihr ſie aufzieht, und ihr zieht Kinder ewig auf und laßt ſie nicht gehen. Straft nicht ſpottend und zürnt nicht nach! Untergrabt eure Unfehlbarkeit weder durch unnütze Beweiſe noch durch Bekenntniſſe des Irrthums! Am wenigſten ſtützt Religion und Sittlichkeit auf Gründe!

Wie viele von dieſen und andern ſeiner Grundſätze werden theoretiſch anerkannt und praktiſch noch heute mißachtet! Siegreicher überwanden den naturſcheuen Zeitgeiſt ſeine Anſichten über Leibespflege. Was er für Luftgenuß, Nacktheit, Baden, kalte Waſchungen der Kinder gegen die damals herrſchende Aengſtlichkeit der Mütter ſagt, gilt und herrſcht jetzt ſo ziemlich als Sitte. Reich an feinen Beobachtungen iſt der Abſchnitt über die weibliche Erziehung, d. h. ſowol über die Erziehung der Kinder durch Frauen als über die Erziehung der Frauen ſelbſt. Mit dem Brautſchatz der Liebe ſchickte die Natur die Frauen ins Leben, damit ſie die Kinder, denen Opfer nur zu bringen, nicht abzugewinnen ſind, lieben könnten. Verächtlich iſt eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn ſie Kinder hat. Die Natur hat die erſte Erziehung den Müttern übergeben, und die Verhältniſſe unſerer Staatsgeſellſchaft, welche die Väter der Familie entziehen, haben jene in ihrem Amt auch meiſt auf weiter hinaus beſtätigt. Die weiblichen kleinen Erziehungsſün-

den hat Jean Paul humoristisch in der Beichtrede Jaquelinens zusammengefaßt; ihre Tugenden rühmt er mit dem einfachen Satze: Der Soldat wird kriegerisch, der Dichter dichterisch, der Gottesgelehrte fromm erziehen, und nur die Mutter wird menschlich bilden. Da nun also die Bildung der Nachwelt und mit ihr der Fort- oder Rückschritt, das Glück oder Unglück der Menschheit hauptsächlich in ihre Hand gelegt ist, so muß auch die Mädchenerziehung mit besonderer Sorgfalt geleitet werden. Dazu kommt dann noch als zweite Seite ihres künftigen Berufes ihre Bestimmung als Gattinnen, die jedoch hinter den Mutterpflichten zurücksteht. Damit sie aber ohne verderbliche Störung ihrem Doppelberuf entgegenreifen, pflege die Mutter, und nicht etwa die Pension, in der Tochter eben die weiblichen Eigenthümlichkeiten. Nur Knaben kommen aus dem Augiasstall des Welttreibens mit ein wenig Stallgeruch davon. Der Mädchenwille ist weniger zu stählen als zu biegen und zu glätten. Denn das Weib muß elastisch sein, muß sich fügen und schicken. Wechsel der Geschäfte ist empfehlenswerth, daß das Gemüth nicht in Träumerei versinke. Strick- und Nähnadel halten die Wunden einer unglücklichen Liebe länger offen als alle Romane; Mädchen sollen sich um das Haushalten annehmen; denn Frauen sind geborene Geschäftsleute. Aus solchen Stellen ersehen wir, daß Jean Paul die häuslichen Arbeiten der Frauen gar wohl zu würdigen verstand, während vornehmthuerische Abneigung dagegen, als seien sie entwürdigend, ihr Berufungsrecht auf ihn nur aus zerstreuten Romanäußerungen hernahm. Ihre Betheiligung an Künsten und Wissenschaften anlangend, empfiehlt er die Lektüre von Reisebeschreibungen, Geschichte, besonders Biographien berühmter Männer, Musik und eine fremde Sprache, ja er schließt nicht einmal Mathematik und populäre Astronomie aus, wol aber Philosophie. „Aus diesem Geschlechte, sagt er, wurde zwar zuweilen ein großes Loos mit Prämien gezogen, eine geborene Dichterin, aber eine geborene Philosophin hätte die Lotterie gesprengt". Zeichnen sei meist eine verlorene Kunst.

Oft getadelte und sprichwörtliche weibliche Fehler rügt er mit

Nachsicht. Immerhin wolle ein Mädchen mit Leib und Putz gefallen, nur nicht mit heiligen Empfindungen; eine schöne Veterin, die es wüßte und darum kniete, würde niemand anbeten als sich und den Teufel und einen Anbeter. Aber auch die Klügste schätzt ein Lob ihres Körpers höher als ein Lob ihres Geistes. Mit der Eitelkeit in Compagnie steht der Kleiderteufel. Der Frau ist das Kleid das dritte Seelenorgan. Nie schmücken sie sich sorgfältiger als für Weiberzirkel, wo jede die andere studirt und ärgert. Die Toilettenlust ist aber so nahe verwandt mit weiblicher Bestimmung, daß alle Kunstversuche dagegen nur als Palliative erscheinen. Scherzhaftigkeit wünscht er den Mädchen aus vollem Herzen; dem Liebeanfänger möge vielleicht ein Nachtfalter gefallen; aber ein Ehemann verlange seine Tagpsyche; denn die Ehe fordere Heiterkeit.

Die sittliche Bildung des Knaben bezwecke Stärke, Verachtung der Schmerzen, Abhärtung gegen Furcht und Schreck, kurz Stoicismus, dazu Vaterlands- und Ehrliebe, Wahrhaftigkeit, Zurückdrängen der Selbstsucht, Bildung zur Liebe, darum auch Schonung des Thier-, ja des Pflanzenlebens. Unter den frühen Uebungen der Denkkraft bleibt eine fremde Sprache, besonders die lateinische, immer die gesündeste. Hauptsächlich aber erhellt Schreiben den Kopf. Laßt mithin den Knaben noch früher eigene Gedanken aufschreiben als eure nachschreiben. Ein Blatt schreiben regt den Bildungstrieb lebendiger auf als ein Buch lesen. Aufmerksamkeit ist so wenig einzupredigen und einzuprügeln als ein Trieb. Man bringe das Kind ins geistige Erschaffen hinein, so gibt sie sich von selbst.

Mit Recht tadelt Jean Paul das viele Reflectiren und Abstrahiren in Schulen und wünscht, daß das Kind ein frisches, festes, dichtes Leben einernte und aufbewahre; ob aber seine Uebungen des Witzes zu empfehlen seien, möchte ich stark bezweifeln. Er erzählt uns, wie er einst in seiner Winkelschule seine Zöglinge darin geübt habe, witzige Aehnlichkeiten zu suchen, und wie er zur Aufmunterung eine Bonmotsanthologie derselben angelegt habe, aus der er eine Reihe artiger Beispiele zusammenstellt. Künstlich beigebrachter Witz ist eine ziemlich werthlose Gabe; der gesuchte

Witz muß die Kinder um alle Einfachheit des Ausdrucks gebracht haben. — Soll einer recht schnell in einer fremden Sprache und zugleich im Erinnern wachsen, so wird ihm angerathen nicht Wörter, sondern ein ausländisches Kapitel, das er einigemal durchgegangen, auswendig zu lernen. Da haben wir den Kern der Rudhardtischen Methode, mit der ihr angeblicher Erfinder einst so wichtig that. Allzufrühzeitige Versuche den Schönheitssinn auszubilden, bemerkt er an einer andern Stelle, können nur schädlich wirken. Aber in der Jünglingszeit trete der Dichter auf und sei der Orpheus, der todte Körper so gut belebt, als wilde Thiere bezähmt; der heimische Dichter, nicht der fremde. „Welche Gewalt der eignen Sprache würde sich zubilden, wenn man schon zur Zeit, wo die Schullehrer sonst Pindare und Aristophanesse traktiren, in Klopstockischen und Vossischen Klangodeen, in einen Göthischen Antikentempel und in ein Schillerisches Sprachgewölbe führte!" Man hat seitdem solche Erklärstunden deutscher Dichter eingeführt; ich habe aber nie bemerkt, daß viel darin gewonnen wurde; das Beste war noch die Erläuterung sachlicher Dunkelheiten; im Ganzen aber verfliegt zu viel geistiger Duft unter dem Quetschen, als daß ich den sonstigen Gewinn sehr in Anschlag bringen möchte. Jean Paul ist ferner gegen das Lesen der alten Klassiker mit jungen Leuten. Nur Männer von Sinn, von Kraft, von Ausbildung durch höhere und mehr Studien als Sprachstudien, nur Sonntagskinder wie Göthe, Herder hätten den Geist des Alterthums gesehen, die Montagskinder nur den Sprachschatz und die Blumenlesen. So setzt er denn an jener Statt Sprachmeister ein, nemlich nachgemachte Schriftsteller und von den alten solche, die mehr dem Zeit- und Jugendsinne zusagen, wie Plinius, Lucan, Seneca, Ovid, Martial, Quintilian, Ciceros Jugendreden u. s. w., im Griechischen aber außer der romantischen Odyssee, die trotz ihrem sonstigen Werth ob des romantischen Inhalts ihre alte Stelle behalten müsse, den Liebling schon des vorigen Jahrhunderts, Plutarch, Aelian, Diogenes Laertius. Die schweren, d. h. geistig, nicht sprachlich schweren, Autoren, unter welche er auch den Cäsar rechnet, sollten an Universitäten getrieben,

an Gymnasien aber den Naturwissenschaften mehr Platz eingeräumt werden. Nun legt er aber wiederum den höchsten Werth auf die Kenntniß der alten Geschichte; denn nur diese könne die neue bekehren. Wo aber aus seinem verschnörkelten Schriftstellergarten der Pfad in die freie Natur und in jenen Bereich des Alterthums führe, der noch groß und naturgemäß dachte und lebte, ist schwer zu begreifen, so schwer, als die Frage zu lösen, woher der Student auf Universitäten die Zeit nehme, die auf der Schule ihm vorenthaltenen Klassiker nachzuholen. Ja nicht einmal in die Sprache hinein vermögen die großentheils verkünstelten Autoren einer schlechtern Zeit den Weg zu bahnen. Man sieht eben aus dergleichen auffallenden, der alten Erfahrung widersprechenden Sätzen, daß Richter in der Kenntniß des Schulfachs ein Dilettant gewesen. Im Ganzen sind seine Grundsätze über Mädchenerziehung richtiger und ausreichender als die über die Bildung der Knaben. Die Zeit, welche technische und Kunstanstalten den Gymnasien als ebenbürtige Schulen an die Seite stellte, hat hier manche neue Gesichtspunkte hervortreten lassen; auch ist die pädagogische Einsicht in Behandlung des Alterthums längst weiter gekommen, als sie zu Jean Pauls Zeiten in Hof gewesen sein mag. Jeder nimmt so leicht den Maßstab für den herrschenden Unterricht von dem her, welchen er selbst einst genossen hat, und überspringt die Verbesserungen, die derselbe, seitdem er auf den Bänken gesessen, erfahren hat. Doch dem sei wie ihm wolle, jedenfalls finden wir in der Levana eine Menge Sätze, die theils durch ihre eigne Kraft theils durch den Anlaß, welchen sie zur Prüfung des Bestehenden gaben, gute Früchte gezeitigt haben.

Die Beschäftigung mit Geschmackslehre, Erziehungskunst und Publicistik hatte Richters poetische Thätigkeit auf zwei Jahre unterbrochen. Im Jahre 1807 kehrt er zu ihr, seinem Hauptberufe, zurück. Die Vorrede zu des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz ist im Heu- und Friedensmonat, d. h. im Juni, des besagten Jahres geschrieben, in welchem die Friedensunterhandlungen in Tilsit ihren Anfang nahmen. „Wann könnte, sagt er in derselben, ein solches Luftstückchen schicklicher der Welt ausgestellt und

beſcheeret werden, als eben in Zeiten, wo ſchweres Geld und leichtes Gelächter faſt ausgeklungen haben?" Er ſelbſt habe beim Schreiben ſo oft gelacht, daß er ſich für die Zukunft ähnliche Charaktergemälde zu machen vorgeſetzt habe. Die Erfüllung dieſes Vorſatzes tritt nachher vor die Welt in ſeinem „Katzenberger."

Unter dem Text des Schmelzle ſtehen als ſogenannte Noten abgeriſſene von jenem ganz unabhängige Gedanken. Jean Paul ſuchte ſeine tauſenderlei Einfälle und Sentenzen, an denen er, wie wir wiſſen, ein wahrer Kröſus geweſen, wie der Fleiſcher die Zuwäge, mit an den Mann zu bringen. In den letzten Bänden (LXI—LXIV) ſeiner Werke iſt noch eine Maſſe unverbrauchten Materials der Art aufgeſtapelt, und Förſter hat neulich ein ſogenanntes „Buch der Gedanken" aus Richters noch ungedrucktem Nachlaß als vierten Band der „Denkwürdigkeiten" herausgegeben, eine ziemlich unerquickliche Gabe nach dem dankenswerthen Geſchenk der Briefwechſel, bei der man das ohe jam satis est! tiefaufſeufzend auszurufen ſich gedrungen fühlt. Wer kann und mag ein Buch leſen aus lauter unzuſammenhängenden Sätzen! Man gewänne ſicher die Wette, daß unter den Käufern der erſten drei Bände keine zehn ſind, die nicht beim Nachkommen des vierten Quadrillings über den allzugroßen Segen gemurrt haben. Glücklicherweiſe ſtören im „Schmelzle" die Noten nicht; man braucht ſie nur ungeleſen zu laſſen und ruhig im Texte fortzufahren. Hier nun erzählt der poſſirliche Held der vorgetragenen Begebenheit in eigener Perſon ſeine Reiſeabenteuer. Attila Schmelzle, unſchuldig vertriebener Feldprediger und Haſenfuß, der ſich der Tapferkeit rühmt, reiſt nach Flätz, beim Miniſter und General von Schabacker ein Bittgeſuch um eine katechetiſche Profeſſur zu unterſtützen. Am andern Tag ſoll ſeine Frau, eine rüſtige ländliche Schönheit, nachkommen zum Jahrmarkt. Er reiſt mit der Poſtkutſche, und jeder ſeiner Gefährten jagt ihm Beſorgniß und Verdacht ein, unter ihnen auch der Legationsrath Jean Paul mit ſeinen geſchmackloſen Witzen. Mit dem Frühroth langen ſie in Flätz an; ſein Bittgeſuch iſt umſonſt. Nachts im Bette foppt ihn ſein Schwager, ein kecker Dragoner, mit ſeiner Geiſterfurcht, und Morgens

überrascht ihn seine Berga, welche die Nacht über gelaufen war, ohne sich vor etwas zu fürchten, als in der Frühe vor den vielen geputzten Stadtleuten. Auf die Entdeckung hin, daß er nichts geworden, ist sie untröstlich; denn sie schämt sich, wenn die vornehmen Weiber in Neusattel sie Sonntags ohne Titel in der Kirche sehen. So verspricht er ihr denn einen zu kaufen; das Geld haben sie ja; sie möge nun Bergräthin werden wollen oder Bauräthin oder Hofräthin, Kriegsräthin, Kammerräthin, Kommerzienräthin, Legationsräthin oder des Henkers und Teufels Räthin. Ja er treibe es weiter als einer und werde zugleich alles, Flachsenfinger Hofrath, Scheerauer Acciśrath, Haarhaarer Baurath, Pestitzer Kammerrath.

Ein furchtsamer Mann vermag niemanden sonderlich zum Lachen, weit eher zum Mitleid zu stimmen, und ist er die Hauptperson in einer Erzählung, so gewinnt diese durch ihn, mag sie auch nebenbei viel Ergötzliches haben, einen schwächlichen Unterbau. Ein zaghafter Mann ist ein geistiger Krüppel, und Krüppel sollen nicht zum Gegenstande des Spaßes dienen. Darum wird Schmelzle, mit so viel Komik er ausgestattet ist, keinen Leser aus Herzensgrund erheitern. Wol aber Katzenberger, ein tüchtiger Kraftmensch, dessen Reden und Handeln ganz dazu angethan ist, die Lachmuskeln in starke Bewegung zu setzen. Katzenbergers Badereise, geschrieben 1807 und 1808, wurde 1809 zuerst gelesen, im Jahre, wo das alte Deutschland das Blutbad seiner Kinder zu seiner stärkenden Verjüngung gebrauchte, wie Jean Paul 1822 in der Vorrede zur zweiten Ausgabe bemerkt.

Wie Richters gefühlvolle Romane eine humoristische, so hat dieser komische eine schwärmerische Beigabe. Aber zwischen widerstrebenden Kräften gedeiht keine rechte Verbindung. Der Leser ist einmal ein steifer Geselle, der nicht mit dem Kunstreiter vom Pferd auf den Boden und gleich wieder aufs jagende Roß springen kann. Die Rührungen und Freundschaftsbetheuerungen Theodas und Bonas erquicken im „Katzenberger" so wenig, als im „Titan" die Derbheiten eines Doktor Spher, und die Gottesackerscene zwischen jener und Nieß wird nun dadurch erträglich, daß Katzenberger ebenfalls

auf den Kirchhof geschlichen kommt, um Todtengebeine einzusammeln. Auch diesen Roman führt eine Verlobung zu Ende wie die meisten; aber nicht einmal die Liebesleute fesseln den Leser, weil ihn des Doctors Cynismus ganz in Beschlag nimmt. Es geht wie in Gesellschaft; hat einmal die schmutzige Anekdote Platz gegriffen, so gedeiht kein anderes Gespräch mehr. Die cynische Stimmung verdrängt den Sinn für jede andere. Das Widerliche erstickt als wucherndes Unkraut Zierpflanzen und Küchengewächse. Es gibt einen physiologischen Naturalismus, — manche Aerzte huldigen ihm — der die ganze Welt des Gemüthes und was nur immer den Flug der Seele begünstigt, in einen organischen Brei einrührt, der das Schöne häßlich macht und das Ekelhafte in Schutz nimmt, der das materiell Elementare allein gelten läßt und jede Zu- oder Abneigung aus andern als medicinischen Ursachen, für Ziererei erklärt, der, um es kurz zu sagen, seine Freude daran hat den Menschen sich als Thier zu denken und alle seine Regungen und Begehrungen aus seinem thierischen Charakter abzuleiten. Der Umgang mit einem Menschen von solcher Ueberzeugung wirkt in sofern ansteckend, als sich jedem ohnehin das Physische aufdrängt und das Geistesflämmchen, um fortzubrennen, sorgsame Pflege fordert. Indeß kann der Materialist auch bloß lächerlich erscheinen, wenn seine Ansichten erstlich mit andern lächerlichen Eigenschaften verbunden werden und zweitens in der Praxis abgeschmackte Ergebnisse liefern. In beiden Fällen verliert der Beobachter auch zu jenen Grundsätzen das Zutrauen, und deren Prediger fällt als Sonderling dem Gespött anheim.

Der Cynismus hat in allen Literaturen, seitdem die Seele, die Naturbande verlassend, hochmüthig sich eines höhern Adels vermaß, seine üppigen Schößlinge getrieben; die Natur hat Rache genommen an ihren Verächtern. Zu Homers Zeiten gab es noch keine Cyniker, wol aber in denen des Sokrates. Da nun alle modernen Völker am Spiritualismus kranken, so fehlt keinem der Arzt mit den bittern Pillen. Dem Faust ist ein Mephistopheles vergesellschaftet, der mit dessen metaphysischer Aufgeblasenheit seinen Spott treibt. Auch neben der deutschen Castalia floß dieser trübe

Brunnen ehedem ziemlich ergiebig, zumal um das Reformationszeitalter, aber auch noch in Göthes Tagen, der ſich ſelbſt manchen Scherz erlaubt hat, welchen jetzt unſere jungfräuliche Sittſamkeit und feine Kultur verbietet. Bei Jean Paul aber, dem überirdiſchen, ſtechen die Faunshörnlein gar oftmals durch die Kapuze.

Das Cyniſche iſt eine Hauptquelle des Lächerlichen, zumal in einem äſthetiſchen Zeitalter. Da ſind die Menſchen wie Schulkinder; der gute Ton iſt der Lehrer; ſo lange ſie müſſen, nehmen ſich jene zuſammen und ſitzen bockſteif und beten ihre Sprüche auf; aber kaum ſind ſie frei, ſo bricht der Muthwille aus, und die eben noch fromme kleine Gemeinde benimmt ſich als zuchtloſe Bande. Um ſich ſelbſt endlich einmal rechte Feiertage zu machen vom läſtigen Zwang, um ſchreibend zu lachen und lachluſtige Leſefreunde zu befriedigen, ſchickte Jean Paul ſeinen Doctor Katzenberger auf die Reiſe, einen Mann, den Natur, Stand und Lage zum Cyniker machten, in Verhältniſſe, die uns alle mehr oder weniger in ſolche umwandeln.

Katzenberger iſt verwittibter ausübender Arzt und anatomiſcher Profeſſor auf der Univerſität Pira im Fürſtenthum Zäckingen; Wittwer — ich habe ſchon mehrere gekannt, ganz ſolide Leute, die ſich aber gerade mit cyniſchem Witze für die Unbill des Schickſals entſchädigten; wir Männer verwildern ja alle ohne die Wächterinnen der guten Sitte; Arzt — alſo in lauter Gedanken, die um die ſinnliche Natur des Menſchen ſich drehen; Profeſſor der Anatomie — demnach auf die Handhabung deſſen angewieſen, was den Meiſten ekel- und grauenhaft dünkt, auf das Zerſchneiden der Cadaver. Wer einmal die Scheu vor der Anatomie verloren hat, iſt bereits ziemlich vorgerückt in der Kunſt des Cynismus. Nun macht er noch eine Reiſe ins Bad Maulbronn; — in der Fremde erlaubt man ſich mehr als zu Hauſe; im Bad iſt den ganzen Sommer durch Faſtnacht.

Heben den Doctor Katzenberger ſein Stand und Beruf aus dem Kreiſe gewöhnlicher Menſchen, ſo ſcheint er auch im Uebrigen ein ſonderbarer Charakter zu ſein. Denn er unternimmt die Fahrt

erſtens um ſeinen Recenſenten, den Brunnenarzt Stryklus, auszuprügeln, zweitens um einer Gevatterſchaft auszuweichen, die ſeiner Tochter Theoda bei einer Freundin, der Frau des Zollers und Umgelders Mehlhorn, bevorſtand. Weil er nun etwas geizig iſt, obſchon er viel Geld in Bücher ſteckt, ſucht er durch die Zeitung einen Mitreiſenden. Es erbietet ſich ein Herr v. Nieß, unter dem Namen Theudobach, ein berühmter Theaterdichter. Der hatte Geld und ſuchte eine Frau; da könnte ja das Zuſammenſitzen in der Chaiſe mit Theoda, wo Auge dem Auge ſo nah begegnet, eine herrliche Vermittlung bieten. Vorerſt gab er ſich vor Vater und Tochter nur als Theudobachs Freund aus.

In der erſten Haltſtation S. Wolfgang, wo er zum zwölftenmal ausſtieg, war Katzenberger ſchon von ſeinem erſten Beſuch her nicht im beſten Andenken. Denn er hatte im ganzen Wirthshaus umhergeſtöbert, um fette runde Spinnen zu erjagen, die für ihn Landauſtern und lebendige Bouillonkugeln waren, die er friſch aß. Ja er hatte ſogar vor den Augen der Wirthin und der Aufwärter reife Kanker auf Semmelſchnitte geſtrichen und ſie aufgegeſſen, indem er Stein und Bein dabei ſchwur — um mehr anzuködern — ſie ſchmeckten wie Haſelnüſſe. So ließ er auch jetzt die Wirthin zuſehen, wie er mit derſelben Butter zugleich ſeine Brotſcheibe und ſeine Stiefelglatze beſtrich und wie er den Zuckerüberſchuß zu ſich ſteckte unter dem Vorwand, er hole aus guten Gründen den Zucker erſt hinter dem Kaffee nach im Wagen. So pflegte er auch Katzen einzufangen und aufzuſchneiden im Dienſte der Wiſſenſchaft und der Wirthin zum Schauder.

Alle Geſpräche, welche der poetiſche Herr v. Nieß auf Aetherflügeln emporzuheben bemüht iſt, drückt Katzenberger in die niedrigſte Proſa zurück. Als Nieß und Theoda und der Winkelſchuldirector Würfel, den Katzenber ger unterwegsmit in den Wagen genommen, vom Dichten, wie ſo leicht, aufs Lieben kamen, fiel ihnen der Doctor in die Rede und berichtete: auch er habe ſonſt als Unverheirateter ans Heiraten gedacht und nach der damaligen Mode angebetet, was man adoriren geheißen; doch ſei einem Manne, der plötzlich

aus dem strengen mathematisch-anatomischen Heerlager ins Kindergärtchen des Verliebens hinein gemußt, zu Muthe gewesen, wie einem Lachs, der im Lenze aus seinem Salzocean in süße Flüsse schwimmen muß, um zu laichen. Damals habe man auch nicht so frei von der sogenannten Liebe gesprochen, sondern von Haushalten, von Sich-Einrichten und Ansetzen. So gesteh' er z. B. seinerseits, daß er aus Scham nicht gewagt seine Werbung bei seiner durch die ausgesogenen Maikäfer entführten Braut anders einzukleiden, als in die wahrhaftige Wendung: nächstens gedenke er sich als Geburtshelfer zu setzen in Pira, wisse aber leider, daß junge Männer selten gerufen würden und schwache Praxis hätten, so lange sie unverehelicht wären.

Ich übergehe die weitern Abenteuer auf der Reise und fahre gleich mit im Badeort Maulbronn ein, der im Fürstenthum Großpolei liegt. Da trifft nun Katzenberger am Brunnenhaus seinen anonymen Recensenten, den er wohl kennt, D. Strykius, ein feines Männchen, das ihn als den berühmten Verfasser einer haematologia, einer epistola de monstris und de rabie canina aufs dienstfertigste willkommen heißt. Auf dessen theilnehmende Frage nach der Ursache seiner Reise gibt er ihm unverhohlen zu verstehen, er sei wirklich gesonnen einen kritischen Anonymus von wenig Gewicht, den er hier finden solle, zu prügeln, zu dreschen, zu walken, ihm so viel Hirn auszuschlagen, als ein Mensch ohne Lebensgefahr entbehren könne, wenn er sich nicht auf das bloße Einschlagen der Hirnschale zurückzöge. — So gingen die Reisenden jedes auf seine besondere Absicht los; denn Herr v. Nieß lud auf Abends die Badegesellschaft zu seinem musicalischen Declamatorium des besten Theudobachischen Stückes ein, welches betitelt war: „der Ritter einer größeren Zeit"; Theoda aber hoffte ihren Lieblingsdichter Theudobach persönlich im Bade zu treffen, wozu ihr Herr v. Nieß die größte Hoffnung gemacht.

Strykius hat Katzenberger Mittags an die Wirthstafel zu Gaste gebeten; dieser aber bringt zum Grausen der Gesellschaft die Rede auf lauter ekelhafte Gegenstände und physiologische Anschauungen,

und als ihn ablenkend der vorsorgende Brunnenarzt auf den schönen Damenzirkel aufmerksam macht, entgegnet er, es wäre ihm eigentlich am liebsten, wenn er ein Monstrum darunter fände. Denn er sei nicht der blühende schwärmerische Jüngling mehr, der sonst vor jeder schönen Gestalt oder Brust außer sich ausrief: Rumpf einer Göttin! Brustkasten für einen Gott! Und das feine Hautwarzensystem und das Malpighische Schleimnetz und die empfindsamen Nervenstränge darunter! O ihr Götter! Aber heutzutage sei ihm eine Mißgeburt eigentlich das einzige Wesen von Geburt; daran könne er als Arzt das Meiste lernen. So treibt er's fort, bis die Damen mit Abscheu vom Essen aufbrechen, um es zu keinen stärkern Ausbrüchen kommen zu lassen.

Wunderlicher noch ging es indeß in Nießens Abendversammlung her. Ein Hauptmann von Theudobach, der unterwegs in der Zeitung gelesen hatte, der durch seine Schriften bekannte Theudobach werde das Maulbronner Bad besuchen, bezog die Anzeige auf sich selbst, weil er einige mathematische Werkchen geschrieben und von dem pseudonymen Belletristen kein Wort wußte. Es schien ihm schon der Mühe werth, der Sache auf den Grund zu gehen und die fünf Meilen Umweg nicht zu scheuen. So kam er nach Maulbronn und erfuhr vom Wirth, Herr v. Nieß habe schon heute nach einem Brief, den er von Herrn v. Theudobach erhalten, dessen Ankunft angesagt; sein Eintritt werde im Declamatorium alles entzücken, zumal da gerade etwas von ihm vorgelesen werde. Der Wirth gibt ihm seinen Sohn mit, welcher der belesenen Schwester sogleich das Geheimniß zusteckte. Als der Hauptmann, ein schöner, hochgewachsener Mann von gebietendem Aussehen, der selbst dem Ritter einer größern Zeit ähnlich war, in den Saal trat, heftete er augenblicklich die Augen aller Zuhörerinnen auf sich, und das Wort der Wirthstochter, daß dies der Theudobach sei, lief von Mund zu Munde. Nieß vernahm mitten im Lesen Theobas Wort: „Ja er ist's und hat sich selber copirt im Ritter", und wie die Nachbarin sagte: „Und thut doch immer, als ginge ihn das ganze Gedicht nichts an", da schien ihm der Zeitpunkt gekommen sein Incognito abzulegen. Aber wie

er sich als Theudobach zu erkennen gibt, stellt ihm der Hauptmann seine Person entgegen, und alle Damen, Theoda voran, fallen diesem mit ihrem Glauben zu. Der Hauptmann galt für den großen Theaterdichter, und alsbald riß ein allgemeines Verlieben ein. Aber der schöne Krieger, der zugleich Dichter sein mußte, merkte gar nichts von den vielen Verwundeten, die er hinter sich zurückließ. Durch die schriftlichen Eröffnungen Nießens an Theoda kommt das Mißverständniß bei der Abendtafel ans Licht, der Hauptmann freilich und Katzenbergers Tochter in große Verlegenheit, während inzwischen der Doctor am andern Ende des Tisches sich über die Wirkungen von Schauspielen in einer Weise erging, die ich hier ohne Beleidigung der Schicklichkeit nicht wiedergeben könnte.

Nach dem Entwicklungsabend erschien Theoda nie mehr an öffentlicher Tafel. Sie liebte offenbar den Hauptmann mehr als den Dichter. Die Ankunft des Fürsten hebt den Doctor in den Augen der Gesellschaft, indem jener sich seines Rathes bedient, und bringt die Herzensgeschichte zum Austrag. In einer benachbarten Höhle, die dem Fürsten zu Ehren erleuchtet wird, stiehlt Katzenberger Bärenknochen und Theoda dem Krieger vollens das Herz. Die Liebeserklärung kommt zum Ausbruch, und deren Annahme macht beide zum glücklichen Paare. Theoda reist mit Theudobach und Mehlhorn, der sein Gevattergesuch zu Fuß überbracht hatte, in des erstern Wagen zurück, Katzenberger bleibt beharrlich, seinen Vorsatz mit dem Recensenten in Ausführung zu bringen. Damit dieser ihn nun nicht wegen Injurien verklagen kann, betrinkt er sich scheinbar in dessen Gegenwart; Strykius, sagt er vor der Ausführung, möge nüchtern bleiben und wissenschaftliche Beobachtungen an ihm machen, ihn auch im Nothfall, wenn er etwa seiner nicht recht mächtig sein sollte, mit nach Hause nehmen. Wie die Gesprächigkeit und Gereiztheit sich mit der Zahl der Flaschen steigert, erhöht sich auch der angebliche Grimm gegen den Leibmedicus Semmelmann, dessen Namen der Brunnendoctor als den des Recensenten vorgeschoben hatte. Dann aber überfällt er plötzlich im Hause des Strykius diesen mit den ärgsten Drohungen, ihn, den sichern, der nichts von der

nahen Gefahr geahnt hat, und zwingt ihn zu Geständniß und Widerruf; die Schläge läßt er sich abkaufen um eine gedörrte Hand mit sechs Fingern. Mit dieser Beute und der eines Doppelhasen, den er schon unterwegs einem Apotheker geraubt hatte, bereichert, kehrt er fröhlichen Muthes zur Heimat. Die feierliche Verlobung der Tochter mit Theudobach geht im Hause Bonas, der Freundin, vor sich, und der künftige Schwiegervater schenkt dem Sohn zum voraus seine Neigung, als dieser ihm Knochen von Höhlenbären, die sich auf seinem Gute fänden, in Aussicht stellte.

Jedem der drei Bändchen Katzenberger ist wieder eine Anzahl sogenannter Werkchen angehängt, nemlich einzelne mitunter schon vorher in Taschenbüchern gedruckte Aufsätze, von denen ich nur auf den einzigen hinweise: Wünsche für Luthers Denkmal, in welchem die verschiedenen Ansichten für und gegen Denkmäler, die man noch heutzutage zu Markte bringt, verständig abgewogen sind und die Freude über die Ausführung eines Denkmals für einen andern Reformator, für „den ewigen" Schiller, den Schluß bildet. Dieser Aufsatz wurde bereits im Todesjahre Schillers in einer Berliner Monatsschrift veröffentlicht. Jean Paul spricht seine Anerkennung darüber aus, daß dem Manne, der der Kunst den Künstler opfernd lieber aufflog als nur fortflog und mit der Leichenfackel, die nun auf ihm brennt, am weitesten in die andere Welt hineinleuchtete, auf der Bühne, die er selber umgeschaffen, die Trauer- und Hochzeitfackeln angezündet würden. Der unerwartete Hingang des großen Mannes hatte Richters frühere Abneigung in gerechte Bewunderung umgestimmt; schwerlich aber würde ihm auch die jetzige Abgötterei gefallen, in welcher die Deutschen sich den herabgekommenen Athenern nähern, die ihrem Demetrius Phalereus so viele Bildsäulen setzten, als das Jahr Tage hat.

Katzenberger ergötzt einen Leser, dem kräftige Späße behagen; sein Cynismus ist frei von Schlüpfrigem; das Behagen, mit dem er im Häßlichen wühlt, treibt nur Spott mit jener Ueberfeinerung, die etwa ein Kennzeichen ist von Dämchen, welche aus Pensionen kommen, oder von Gouvernanten, die solche zu erziehen haben, oder

von alten Jungfern, welche an ihr leibliches Weſen um ſo weniger erinnert ſein wollen, je trauriger ſie deſſen Zurückſetzung oftmals geſtimmt hat. Katzenberger beachtet den Menſchen lediglich wie jedes andere Thier von Seiten ſeiner thieriſchen Funktionen und gefällt ſich darin, ſolchen, die nichts davon hören wollen, die Erinnerung daran ſtündlich ins Ohr zu ſchreien, um mit ihrer Zimpferlichkeit ſeinen mediciniſchen Scherz zu treiben. Als luſtiger Kauz überſchreitet er gefliſſentlich die Grenzlinien des Anſtandes und verjagt die gute Geſellſchaft, obſchon er nichts Unſittliches denkt oder redet, durch Ausmalen deſſen, was dieſe ein für allemal unbeſprochen zu laſſen ſtillſchweigend übereingekommen iſt. So hat wol das Buch vor weiblichen Augen viel weniger Gnade gefunden als manches leichtfertige, das ganz im Geheimen ſeine Leſerin mit verführeriſchen Bildern feſſelt.

Ueberlaſſen wir daher den Doctor ſeinen Betrachtungen, von welchen wir hier keinen weitern Gebrauch machen können, und wenden uns zu Jean Pauls nächſtem Romane, der in das Gebiet der Wuz und Firlein zurückgreift, eine hiſtoriſche Idylle mit einem Helden von beſchränktem Geiſte und großer Einbildung, der Hauptquelle ſeines ſtillen Glückes, einem Schriftſteller von ſcheinbar ungeheurem Erfolge und geträumter Unſterblichkeit, ich meine das Leben Fibels, des Verfaſſers der Bienenrobiſchen Fibel. Das Wort „Fibel", aus Bibel entſtanden, bezeichnet ein Abcbuch, ein erſtes Leſebuch, zu welchem Zwecke der kleine Katechismus mit vorgedrucktem Alphabet und kurzen Uebungen im Buchſtabiren gebraucht wurde. Es gab eine ſogenannte Bienrober Fibel, welche in ganz Sachſen, Voigtland und Franken u. ſ. w. Millionen Leſer nicht bloß gefunden, ſondern dazu gemacht hat; auch Jean Paul erlernte aus ihr ſein Leſen und den Anfang ſeiner ganzen gelehrten Glanzfülle. Er hat das Büchlein als Anhang zu ſeinem Roman wieder abgedruckt. Hinter Buchſtaben, Sylben, Zahlen, Vaterunſer, Glauben, Geboten, Taufſacrament, Morgen- und Abendſegen folgt eine Reihe von Holzſchnitten mit alphabetiſchen

Reimlein, die den Zweck haben als Leſeübungen zu dienen, und noch jetzt theilweiſe in vieler Gedächtniſſe ſind:

Ein Affe gar poſſierlich iſt,
Zumal, wenn er vom Apfel frißt.
Wie grauſam iſt der wilde Bär,
Wenn er vom Honig-Baum kömmt her.
Camele tragen ſchwere Laſt,
Das Cränzlein ziert den Hochzeitgaſt.
Der Dachs im Loche beißt den Hund,
Soldaten macht der Degen kund.
Der Eſel träget ſchwere Säck,
Mit Ellen mißt der Kramer weg u. ſ. w.

Ich habe ſelbſt die lange Reihe dieſer vierundzwanzig Doppelzeilen als ſogenanntes Scheerenſchleiferlied, unter obligater Nachahmung des Schleiffſteinziſchens durch auf den Tiſch halb aufgeſtemmte Meſſer, im Chore noch mitgeſungen. Verfaſſer dieſer Fibel ſoll ein Konrektor Bienrod in Wernigerode geweſen ſein; Jean Paul nimmt den Schein eines gelehrten Forſchers an und macht die Entdeckung, daß der Autor Fibel geheißen, über deſſen Leben es ihm gelungen nähere Nachricht geben zu können.

In einem Vorkapitel vom 7. Juni 1808 gibt er einen weitläufigen, natürlich erdichteten, Bericht, wie er theils von einem getauften Juden theils von Dorfjungen in Heiligengut aus Kaffeedüten, Heringpapieren, Papierdrachen und andern fliegenden Blättern eines urſprünglich vierzig Bände ſtarken Werkes das Material zu ſeiner Lebensbeſchreibung mühſam zuſammengebracht habe, die er bereits am 6. Nov. 1806 begonnen und nach mehrfachen Unterbrechungen endlich mit der Vorrede vom 11. Januar 1811 dem Publikum übergibt. Wie in wahren Biographien häufig der werdende und der abſterbende Menſch den Leſer am meiſten anziehen, indem das Wachsthum des Helden auch ihn mit Hoffnung und deſſen Abnehmen und Erlöſchen mit Wehmuth erfüllt, indeß die unruhige Mitte mit ihren Kämpfen und Niederlagen, halb gewährten Hoffnungen und ſtürmiſchen Leidenſchaften mehr Unruhe als

Befriedigung ſchafft, ſo nicht minder in dieſer erdichteten. Der Anfang iſt eine luſtige Morgenpartie, der Ausgang ein ſtiller Spaziergang in erquickender Abendzeit; des Tages Arbeit, gleichviel ob wichtig oder nicht, jedenfalls für den ins Joch geſpannten Arbeiter ermüdend und darum auch dem Beſchauer mehr oder weniger freudlos, verträgt ſelten müßige Zeugen.

Fibels Vater Siegwart war ein armer Vogelſteller und ein langer hagerer Invalide, ein etwas einſylbiger Mann, der den Knaben frühzeitig auf den Vogelfang mitnimmt und dadurch ohne Abſicht zum Naturfreund macht. Die Jugendneigung ſpiegelt ſich gewöhnlich im Schriftſteller wieder; daher finden ſich auch unter den Wörtern der Abcverſe fünfzehn Thiere und nur fünf Menſchen. Seine Mutter Engeltrut, aus einem Dorfe bei Dresden gebürtig, hatte, obwol von gemeinem Stande, doch etwas ſo Feines, Zartes und Sieches in Farbe und Bau und etwas ſo Weich-warmes im Herzen und Launenhaftes im Kopfe, und dieſer Fall iſt überhaupt öfter, als man glaubt, in niedern Ständen. Sie war als Extraweib bei einer Hofdame in Dienſten geſtanden und hatte dies Blatt vom Adreßkalender, auf welchem ſie als ſolches gedruckt ſtand, ſorgfältig aufbewahrt. Der Knabe zeigte einen ſtarken Trieb zum Leſen; was er an Makulatur zuſammenbringen konnte, ſtudirte er, und dieſen Eifer erhöhte noch der glückliche Zufall, daß am dritten Oſterfeiertage der Rektor Magnificus aus der nahen Univerſitätsſtadt zum Pfarrer als Beſuch kam. Der ehrwürdige, den ſich der junge Fibel ungefähr wie die heilige Dreifaltigkeit vorſtellte, ſchickt zum Vogelſteller um einen abgerichteten Staaren. Die Mutter will ihn ſelbſt überbringen und geht in ihrem beſten Staate hinüber mit dem Sohn, der den Staaren im Säckchen trägt. Da ſaß der Rektor, der Gegenſtand des Staunens, mit drei Studenten und dem Pfarrer, auf dem Kopf eine dreiknotige Zipfelperrücke. Auf die fette gleißende Hand des Rektors gelaſſen, redete dieſen der Vogel mit der ganzen Summe ſeiner eingelernten Schimpfwörter an. Der wunderbare Mann erklärte daran die geheime Weisheit des Allwiſſenden; die Steine ſchreien, Kinder und Narren und Vögel

reden die Wahrheit, und ein ſolcher Vogel beleidigt dabei ſo wenig als ein Pfarrer, welcher Schneider oder Weber auf der Kanzel Diebe ſchilt. Und weil nun der gelehrte Mann einmal bei der Weisheit Gottes ſteht, welche ſich oft im Kleinſten zeige, ſo heißt er den Pedell ihm ſein Microſcopium bringen. „Mein Söhnchen, ſagt' er, ſich nach einem Gegenſtande des Vergrößerns umſehend, ein Pediculus, den du uns abgeben wollteſt, würde uns allen ein Lehrer ſein oder auch einige Pediculi. Söhnchen, zeige deinen Kopf.“ Nun ſteckte er den Homunculus auf dem Homine, den er gefangen, auf eine feine Nadel vor dem Vergrößerungsglaſe und bat die Geſellſchaft ſowol das Thier zu betrachten als die Schlußketten, die ſich aus demſelben ziehen ließen, wobei er beſonders einen göttlichen Fingerzeig nicht zu überſehen hat, den nemlich, daß die Mohren ſchwarze Läuſe beſäßen, Brünette brünette, Blondinen blonde; denn ſo ſehr auch erſtlich der Schöpfer durch gleichartige Farbe des Gewildes und des Bodens, z. B. bei Haſen, Raupen, Rebhühnern, für deren Sicherheit ſorge, und ſo auch hier, ſo ſei es zweitens doch auch Wohlthat des Schöpfers, daß er uns den Anblick ſolcher Spiegeldinge, die uns ekelhaft vorkämen, weil ſie uns am nächſten lägen, durch Aehnlichkeit der Farbe mit unſerem Kopfe erſpare, und ſo habe Gott auch an dem vorſtehenden blonden Kindskopfe ſeine Güte dadurch bewieſen, daß keine brünetten Läuſe darauf zu ſehen, ſondern leicht verwechſelbare blonde.

Erſt da der Staar Dieb ſagte, kam der Rektor wieder zu ſich und fragte nach dem Preiſe. Die Mutter bittet ſich für ihren Sohn nur die Gnade aus ihn unter die Studenten zu inſcribiren. So überreicht er ihm denn in der Weinlaune einen lateiniſch bedruckten unausgefüllten Bogen, daß er ſelbſt ſeinen Namen hineinſetze, und von der Zeit an galt der junge Fibel im Haus und im Dorf als Student. Nun lernt er in allen Sprachen die Buchſtaben und Wörter leſen mit raſtloſem Feuereifer — der ſpaßhaft gefällige Pfarrer borgte die Bücher her — auch verſchiedene Vaterunſer prägte er ſeinem Gedächtniß ein.

Als einſt der Vogler wie gewöhnlich durch den Wald ſtreifte,

ließ ein Papagei einen mit Brillanten besetzten Ring fallen, in dessen Mitte ein köstlicher Smaragd leuchtete. Der alte Fibel bricht den Stein aus dem Ring, damit sich nicht etwa irgend ein Spitzbube als Eigenthümer melden könnte, und schweigt daheim von seinem Funde. Nach einigen Wochen zeigt er den Smaragd einem Kleiderjuden; durch diesen erfährt der Hofjude davon und von ihm wieder der Markgraf, der Ring und Stein um 366 halbe Souverains vom Finder ersteht, während dieser im Dorf nur einen halben vorweist, als hätte er ihn vom Markgrafen zum Geschenk bekommen. Indeß der verhohlene Reichthum, den er vergraben, lastet ihm schwer auf der Seele und zehrt an seinen Leibeskräften. Der Mann wird matter und matter und hat eben noch Zeit sein Haus zu bestellen. Er birgt das Geld unter einen Rosenstock und diesen in ein Schränkchen, das er vom Notar versiegeln läßt mit dem Testamente, das erst zu öffnen sei, wenn Gotthelf, sein Sohn, sechzehn Jahre geworden — er war noch nicht fünfzehn — nimmt diesem das Versprechen ab ein Scribent zu werden, übergibt dem Familienpaare sieben halbe Souverains, von denen sie bei nöthiger Arbeit leben könnten bis zur Eröffnung des Wandschranks, bestellt einen einfachen Sarg und bezahlt die Beerdigungskosten zum voraus, verbittet sich die Leichenfrau, legt sich in der Uniform in den Sarg, versucht noch einmal, wie er einst als Unteroffizier gethan, durch tüchtiges Sacramentiren und Fluchen sich zu stärken, und läßt, als auch dieses nicht anschlägt, auf Bitten seiner Frau den Beichtiger rufen. Nach Genuß des Abendmahls ersucht er die Seinigen noch um einen christlichen Liebesdienst: man muß ihm seinen Leibvogel, ein Kanarienmännchen, auf die Brust setzen, seine Frau muß ein Lied singen und Gotthelf auf eine Soldatentrommel klopfen, damit alle seine Vögel auf einmal anfingen zu pfeifen. Nach der Bitte zog er selber mühsam seine Mütze über die Augen herein bis an den Mund und sagte: Adje. So wurde der einsylbige Soldat nun ganz still unter dem Wettgeschrei seiner lustigen Thiere.

Das Zwischenjahr bis zur Eröffnung des Testamentes war für Gotthelf entscheidend; denn in dieses fallen seine Liebesanfänge

mit der Wildmeisterin und seine Erfindung des Abcbuchs. Die Wildmeisterin war Drotta, die aufblühende einzige Tochter eines verwittweten Jägers im Waldhaus, in dessen Nähe Siegwart seine Vögel fing. Die Kinder wuchsen mit einander heran, und aus der kindlichen Anhänglichkeit erblühte ein jugendliches Gutsein, so daß beide noch vor dem Geständniß ihre Bestimmung für einander als eine ausgemachte Sache betrachten. Als nun nach Eröffnung des Testamentes Gotthelfs Reichthum kein Geheimniß mehr war, und als die neue Erfindung durch eine angekaufte Taschendruckerei auch der Welt nützlich zu werden versprach, genehmigte auch der alte Jäger die Verbindung des Pärchens. An der Hochzeit erscheint ein fremder Herr, Magister Pelz, noch ein frischer Jüngling nach römischem Sprachgebrauch, nämlich 45 Jahre alt, mit langem Rauser und Hut, großen Hiebschmarren auf einem entschiedenen Gesicht und einer überlangen, aber schiefgeschnäuzten Nase, und bot seine Dienste beim Drucken an; ein Vetter des Druckers, bei welchem Herr Fibel die Taschenpresse gekauft, sei er bei diesem ein ganzes Semester als Faktor gewesen. Auf Pelzens Rath werden die Figuren zum Abcbuch in Holz geschnitten, und nachdem drei Exemplare gedruckt und gemalt und durch einen höflichen Franzosen Pompier, der als Buchbinder beigezogen wird, in Gold gebunden sind, wandert Fibel damit in die Residenz zum Markgrafen, verehrt sie den fürstlichen Kindern, daß sie bald daraus lesen lernen, und bittet sich die Gnade um allgemeine Einführung des Werkes aus. Der Fürst, ein scherzhafter Mann, genehmigt die Bitte, weist ihm für sein Geschäft drei Zimmer im alten Schloß an, ein neuer Buchdrucker, Fuhrmann, wird angestellt, und das Etablissement heißt die Fibelei. So wuchs des Autors Ruhm seit der allgemein befohlenen Einführung bis zur Größe der Unsterblichkeit, und seine glückliche Zufriedenheit störte nur bisweilen ein Mann, der Dorfschulmeister Flegler, der sich über den Vogelstellersbuben erhaben wußte und nicht allein sein altes Abcbuch nach wie vor beibehielt, sondern auch das neue vor den Bauern böswillig recensirte.

Als nun Pelz sah, daß seine Anwesenheit durch die Menge

vorhandener Exemplare bald überflüssig gemacht werde, that er dem berühmten Fibel den Vorschlag, er wolle sein Leben beschreiben. Es wird eine biographische Akademie gegründet; die gelehrten Herren Pelz, Fuhrmann, Pompier versammeln sich mit Fibel zu wöchentlichen Sitzungen, in welchen auch die literarischen Streitigkeiten über des letztern Verse verhandelt werden. Ich übergehe diese Untersuchungen, so reich sie an Witz sind, und wende mich zum glänzenden und unerwarteten Ausgang des Ganzen. Da die Nachrichten aus den Fragmenten des Pelzischen Werkes zuletzt immer spärlicher fließen und noch vor dem Tode des alten Herrn Fibel abbrechen, so begibt sich Jean Paul selbst nach Bienenrode, ob ihm vielleicht das alte Herrlein, welches vom Dorf abwärts in der Einsamkeit lebt und 125 Jahre zählt, etwas über den seligen Fibel berichten könne. Das steinalte Männchen saß in einem Obstwäldchen und spielte mit seinen Thieren, einem Hasen, Pudel, Seidenspitz, Staar und ein paar Turteltauben; daneben war ein lustiger Bienenstand, wo er die Bienen mit einem Pfiff hinein-, mit einem andern wieder herausrief. Nachdem uns der Dichter ganz für sein Männlein eingenommen, kommt es endlich heraus, daß dieser alte Einsiedel der ehedem verblendete eitle Fibel selbst ist — eine äußerst glückliche Wendung, die mich beim erstmaligen Lesen so überraschte, daß ich noch heute davon die Nachempfindung habe. Der Greis schaut von seiner stillen Warte auf sein früheres Leben wie auf einen großen Irrthum zurück; das Liebste bleiben ihm immer seine Thiere. Er ging in sein Gartenhäuslein und that einen Pfiff: sogleich kam sein schwarzes Eichhörnchen von einem Baum, worauf es mehr zur Lust als zur Kost war, mehrere Vögel, Nachtigallen, Drosseln, Staare flogen von ihren Gipfeln in die offenen Fenster zurück, ein alter Gimpel trabte im Stübchen umher u. s. w. Gott und Vieh, meinte das Herrlein, sei immer gut, aber der Mensch nicht. Der Biograph ging bei ihm drei Tage ab und zu und sah es, wie er neben seinem Singen zu einer Handorgel nichts that und nichts las als die Bibel von vorne bis zu Ende; da er nun gegen den Schluß der Offenbarung vorgerückt war, so hatte er den

fixen Glauben, er werde bei dem zwanzigſten und einundzwanzigſten Verſe des letzten Kapitels verſcheiden. Als aber Jean Paul ſeiner Bitte ihn im Sterben nicht zu ſtören nachgegeben hatte und Abends nur ſorglich das Kirſchenwäldchen umſchlich, hört er drinnen den alten Mann ruhig ſein Abendlied drehen und mit feiner Stimme ſingen: „Herr es iſt von meinem Leben abermal ein Tag dahin.“ Am dritten Morgen nahm er, um ihn nicht weiter zu beläſtigen, Abſchied, nicht wie von einem Greiſe, ſondern von einem fremdartigen entfernten Weſen, das uns nur kaum von ſeinen hohen kalten Wolken, die es zwiſchen Erde und Sonne halten, nachblickt. Auch das Wort „zum letzten Male“ hatte der Alte ſchon längſt hinter ſich. Nach kurzem Abſchied ſpielte er unter den Bäumen, die er aus eingeſteckten Kirſchkernen alle ſelbſt gezogen, ruhig ſeine Drehorgel und ſang dazu:

Noch läßt der Herr mich leben.
Mit fröhlichem Gemüth
Eil' ich, ihn zu erheben;
Er hört mein frühes Lied.

Unter dem Singen flogen um ihn ſeine Vögel, die ſpäten Urenkel derer, die ihn im Elternhaus umflattert hatten; auch die Hunde ſchienen der Muſik gewöhnt und ſchwiegen, und den Bienenſchwarm wehte dieſe gar in ſein Häuschen hinein.

Dieſe letzten Kapitel vom alten Fibel rechne ich unbedenklich unter das Beſte, was Jean Paul geſchrieben hat. Es durchweht dieſelben ein heiliger Naturgeiſt mit einem Frieden, wie ihn vielleicht nur die höchſten Jahre geben, wo die Wünſche und Leidenſchaften ſchweigen und der Menſch halb ſtumpf halb ergeben, bereits im Vorſchlummer und von leiſen Geſtalten umgaukelt, dem wirklichen Schlaf, deſſen, obwol baldigen, Eintritt er nicht bemerken kann, ruhig entgegenwartet. Ein ſolches über die menſchlichen Jahre hinaus noch fortlebendes Menſchenweſen wie der alte Fibel, der nach dem hundertſten Jahre wieder mit Eins anfing und auf die Hundert wie auf eine längſt vergangene Zeit zurückſchaute, erinnere ich mich nirgends in der Literatur zum zweitenmale gefunden zu

haben. Eine Komödie zwar kenne ich, die neben drei andern Generationen einen Hundertjährigen vorführt, aber diesen noch befangen in den Eitelkeiten der Welt, in Lust an Lieb' und Ehre und deshalb widerlich, weil seine Gebrechlichkeit seiner Freuden spottet. Aber das Bild dieses Jean Paulischen Greises, dem die Hundert fast noch Jugend waren, und der jetzt losgelöst von allen Banden menschlicher Gesellschaft nur mit der ewig guten Natur verkehrt und mit der Bibel, der ohne Wunsch, ohne Leidenschaft, mit leisem Gesange den neu geschenkten Tag begrüßt, bereit den Lauf zu schließen, wenn er der letzte ist, das Bild eines solchen verklärten Greises, dem das Erdenthal noch wohlgefällt, wenn er auch den Blick beim nahen Sonnenuntergang nach den Sternen richtet, welche fortleuchten, ist vielleicht von niemand so schon gezeichnet worden.

Es thut mir leid, daß ich mit diesem heiligen Alten die Betrachtungen über Jean Paul nicht enden kann. Seine zwei letzten Werke sollten Fragmente bleiben. Vom ersten, welches den Titel führt: Der Komet oder Nicolaus Markgraf, eine komische Geschichte, erschienen innerhalb der Jahre 1820 und 1822 zu Berlin drei Bändchen, das zweite: Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele, vor dessen Vollendung dem Dichter die Feder entsank, wurde von Förster als Fragment in der Gesammtausgabe der Werke zum ersten Male herausgegeben.

Dem Kometen merkt man an, daß er, wie Jean Paul selbst angibt, unter vielen Unterbrechungen geschaffen worden ist. Schon 1811 habe er den zweiten Band angefangen, und als er fertig gewesen, erst die Baumaterialien zum ersten erhalten. Der zweite Band ist auch in der That der heiterste und interessanteste, der dritte, der sich in eine gedehnte Reise verliert, macht den Eindruck des Schleppenden und Langweiligen. Aber auch im Ganzen genommen hat mir dieses Buch von allem Größern, was Jean Paul geschrieben, am wenigsten behagt; ich wußte dem Dichter darin so gar keine neue Seite abzugewinnen, daß ich es für verlorene Zeit hielte, mich näher über dasselbe zu verbreiten.

Ungleich wichtiger erscheint die Selina, schon um deswillen,

weil es seine letzte Schöpfung ist und uns einen entschiedenen Einblick gibt in den Haupt-Ideenkreis, in welchem er sich bis zu seinem Erlöschen mit Vorliebe bewegte. Unter allen Lieblingsgedanken war ihm seit seiner Jugend keiner wichtiger als der an die Unsterblichkeit; dieselbe Hoffnung, die als Gewißheit vor seinem Gemüthe stand, auch in andern zu befestigen, kam ihm die Darstellung im „Kampanerthale" nach dreißig dazwischen liegenden Jahren nicht mehr ausreichend vor. So knüpft er denn an die alten Personen und deren nachfahrendes Geschlecht an, um die langgehegten Vorstellungen mit mehr Klarheit aufs neue durchzusprechen. „Es werden noch tausend Bücher über die Unsterblichkeit geschrieben werden, beginnen die Bruchstücke zur Vorrede, und darin werden auch meine Beweise wieder auferstehen; nur anders dargestellt. Warum sollte ich also mein Eigenes nicht auch zweimal, aber anders darstellen — mit weniger Gluth als das erstemal, aber mit mehr Licht?" Die Geschichte ist wie im „Kampanerthal" Nebensache, da der Roman rein didaktische Zwecke verfolgt; die Beweisversuche aber, die sich an allerlei dunkle Vermuthungen und Wahrnehmungen lehnen, entbehren, wie nicht anders möglich, der überzeugenden Kraft. Ich bezweifle, ob es Jean Paul, auch wenn er sein schönes Werk vollendet hätte, gelungen wäre, den Zweifler zu überzeugen. Glaubenssätzen, die dem Christen an sich schon Gewißheit sind, mit Vernunftgründen nachhelfen zu wollen bleibt, wie schon oben bemerkt, ein vergebliches Unternehmen. Der Fels auf dem die Religion ruht, wird nur unterhöhlt, der Zweifel bohrt sich tiefer in die Seele des Reflectirenden ein, und das Endergebniß ist statt der beabsichtigten Ueberzeugung eine größere Unsicherheit. „Zuletzt kommt doch alles auf eine Gottheit an, die uns unsterblich macht, und mein Herz vertraut ganz auf meinen Gott", sagt die klare Rittmeisterin in der „Selina" selbst, und hat mit diesem Ausspruch das Rechte getroffen.

Aber wenn auch seine gewonnenen Sätze für den Gläubigen nicht nöthig und für den Ungläubigen nicht bindend sind, so wirft doch die Thatsache, daß er sich bei sinkender Lebenskraft noch gerade am angestrengtesten mit der Idee beschäftigte, welche dem zagenden

Menſchengeiſte den feſteſten Halt zu geben im Stande iſt, noch ein recht freundliches Licht auf den Dichter, dem es mehr als jedem andern Herzensſache war den Blick ſeiner Leſer nach oben zu richten.

So ſcheiden wir denn von dem großen und wichtigen Schriftſteller, der uns eine Reihe von Abenden gefeſſelt hielt, mit dieſem Streiflicht auf ſeine „Selina“ nicht ohne Wehmuth; der fleißigſte der Menſchen iſt nicht fertig geworden, iſt abgerufen worden vom Schreiben weg, gerade vor Beendigung deſſen, was ihn am angelegentlichſten in Anſpruch nahm. Freilich hatte er das Unmögliche unternommen, einen Beweis des Unerweislichen, der ihm auch nach Vollendung ſeiner Schlußketten ſo wenig gelungen wäre als ſeinen Vorgängern Plato und Mendelsſohn und manchen andern, welche hinter den Vorhang zu blicken verſuchten. „Die Menſchen haben gar nicht das Herz, ſich recht unſterblich zu denken“, heißt es in eben jener Vorrede; er ſelbſt hatte das Herz und den Muth dazu, ein ſtarker Geiſt im entgegengeſetzten Sinne, als in dem man dies Wort ſonſt zu brauchen pflegt, ein Philoſoph für zwei Welten. Möge ihm zu Theil geworden ſein, wornach ſein raſtloſer Forſchertrieb und ſein weiches Herz ſich ſehnten! wir hienieden können ihm ſolchen Gütern gegenüber nur Werthloſes bieten, welches gleichwol ſchon manchem edlen Erdenſohne für das Höchſte galt, die Unſterblichkeit des Namens, den ewigen Nachruhm. Gehörte er ja doch bei allen ſeinen Mängeln, vor denen unſer bequemes denkfaules Geſchlecht zurückſchreckt, unter die Dichter erſter Ordnung, unter die gottbegnadeten Fürſten, die mit ſelbſtgeprägten Goldſtücken zahlen. Seine Münzen ſind außer Cours gekommen, ſeit ſich der Münzfuß geändert hat; aber ihr innerer Gehalt, ihr eigentlicher Goldwerth, vergeht nicht. Und dieſes meinen jüngern Zeitgenoſſen, welche nur ſelten mehr einen Band von Jean Paul zur Hand nehmen, einigermaßen nahe zu führen, und ohne ungerecht gegen den heutigen Geſchmack zu ſein, doch die Gründe ans Licht zu ziehen, warum man einem wenig mehr geleſenen Autor dennoch unter uns Feſte feiert, war Zweck dieſer Betrachtungen.

Einiges von den Meiſterſängern.

Von

C. Tützelberger.

War es im vorigen Jahre der in einem Glaskaſten der Stadtbibliothek aufliegende erſte Druck des Theuerdanks, welcher mich veranlaßte, Ihnen aus dieſem in unſrer Zeit vergeſſenen und geringgeſchätzten Dichterwerke Einiges mitzutheilen, ſo ſind es dieſes Mal die in der Stadtbibliothek aufbewahrten Handſchriften von Meiſtergeſängen, welche mich es wagen machen, Ihnen von den Meiſterſängern und ihren Gedichten Etwas vorzutragen. Ich hoffe, Sie werden darüber nicht erſchrecken, obgleich ich weiß, daß es ziemlich allgemein hergebracht iſt, unter Meiſterſängern und ihren Gedichten ſich das Höchſte von Abgeſchmacktheit und Geiſtloſigkeit zu denken, und daß auch Holland in der neuen Schrift „Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt in Bayern" ein ziemlich ſpöttiſches Urtheil über ſie fällt. Ich wenigſtens muß geſtehen, daß mir beim Leſen ihrer Geſetze und Gedichte doch nicht Alles ſo abgeſchmackt erſcheinen wollte, als es uns etwas vorkommen mag, wenn wir uns nicht in jene Zeit verſetzen und der Verhältniſſe nicht gedenken, unter denen die Meiſterſänger gelebt haben. Und wäre auch wirklich das Geleiſtete ſehr geringen Lobes werth; ſtände es auch ſehr tief unter Dem, was wir jetzt beſitzen, ſo iſt doch gewiß das treue eifrige Streben, der Wille und die Geſinnung anzuerkennen und auch die Wirkung, welche das Geleiſtete in ſeiner Zeit gehabt haben wird. Mit Vergnügen ſtimme ich daher Dem bei, was

Gervinus über die Meistersänger schließlich urtheilt: „Wie uns bei dem Minnesang sein Verhältniß zu der sittlichen Bildung des Volkes weit bedeutender schien, als zu ihrer ästhetischen, so auch beim Meistergesang. Wir hatten dort gefunden, daß die Rohheit und Gewaltthat der Ritterschaft zu brechen der gemüthvolle Gesang mit wunderbarer Gewalt wirkte. Im 15. und 16. Jahrhundert gährte es in allen untern Ständen; ein Rennen und Treiben nach Ansehen, Erwerb und Geltung ergriff auch den Geringen, und Mißgunst, Anfeindung und Verfolgung unter den Ständen und unter den verschiedenen Handwerkern entstellte damals die bürgerliche Gesellschaft. Bei all der Heftigkeit des Zunftneides, bei all der Derbheit dieses Schlages von Menschen setzt es welch' eine Tüchtigkeit, welch' eine gute Natur voraus, daß man sich wieder in die Gesammtzunft der Sänger vereinte und verschloß, daß man ein gemeinsames Band um die Bürgerschaft zog, sie zu einer rührenden Hingebung, zu einem Zweck stimmte, den kein Eigennutz berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt und nur Freundschaft und gutes Vertrauen begründen könnte. Wenn auch immer die Masse der Gewerbsleute nach vollendetem Geschäfte dem Bierhause nachging, so war es in einer Zeit, wo die physischen Laster ohnehin so ungeheuer im Schwunge waren, desto heilsamer, daß wenigsteins eine Anzahl von wackeren Meistern ihre Feierstunden und Feiertage zu etwas Würdigerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe in ihren Kreis herabnahmen und ihr Theilnehmer zu erhalten suchten. Hatte doch Hans Sachs die holdselige Kunst so in Aufnahme gebracht, daß um ihn dritthalbhundert Meister in Nürnberg waren. Die nun saßen nach der Last ihrer Tagesarbeit hin und dichteten ihre Lieder, sannen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben Alles in große Bücher zusammen und freuten sich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was sie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieser Meister entschädigt für ihre steife Kunst. Bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herumgebettelt und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen

Ton gegen Gönner nicht abgelegt; aber der Meistergesang ist auch darin die Grundlage unserer neuen, unabhängigen Dichtung, daß er lehre, wie in der herzlichen Uebung eines schönen Geschäftes auch bei geringerem Erfolg eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf." An diese Worte des Geschichtsschreibers Gervinus schließen sich ergänzend einige Aussprüche des Dichters Holtei, die er in seinem „Katzendichter" thut: „Gewiß, der ungebildete Handwerksmann, in dessen Seele sich eine Vorliebe für Lectüre regt, der aus seiner beschränkten Sphäre einen gewissen Sinn für Literatur entfaltet, steht geistig vornehmer da, als jener noch so einflußreiche Mann, welcher außer in seinen Fachbüchern nur die buntbemalten Blätter umschlägt, die am Spieltische gelten. Und ergötzte sich der unwissenschaftliche Handwerker auch an Geringem; nähme er in seiner Unbildung auch gern mit demjenigen vorlieb, was geläuterter Geschmack zurückweisen muß: immer wird sein schöner Trieb Anerkennung verdienen; immer wird er den sogenannten Gebildeten beschämen, der die bevorzugte Stellung nicht besser zu benützen weiß."

Ich fühle nun wohl selbst, daß diese Beurtheilungen und Entschuldigungen einer Handwerkerdichtung eigentlich an das Ende meines Vortrages gehört hätten; aber ich habe sie gerne an den Anfang gestellt, um Sie dadurch wo möglich in die Gemüthsverfassung zu versetzen, mit der ich wünsche, daß sie das Nachfolgende aufnehmen möchten. Um Alles richtig zu sehen, müssen wir es im rechten und günstigen Lichte ansehen.

Wenn aber Gervinus den Bestrebungen der alten Meister gerechte Würdigung angedeihen läßt, so dürfen wir nicht glauben, daß die Meister selbst etwa ihren Werth und ihre Bedeutung nicht auch hinreichend gefühlt hätten. Sie versäumten ebensowenig wie damals Alles, was Geltung haben wollte, ihren Ursprung in das höchste Alter wenigstens bis zu Kaiser Otto hinauf zu versetzen, und ihre Gründung von zwölf Meistern, gleich von zwölf Aposteln, ausgehen zu lassen, die erst als Ketzer angesehen, dann aber von Kaiser und Papst geehrt und gekrönt worden seien. Daß dabei

einige unausgleichbare Zeit- und Perſonen-Widerſprüche mit unterlaufen, machte ihnen keine Sorge, ſo wenig wie unſern Chronikenſchreibern Dergleichen. Doch iſt jedenfalls Das zu beklagen, daß aus Mangel an ächten geſchichtlichen Nachrichten die Gelehrten über die Entſtehung der Meiſterſänger heute noch im Ungewiſſen und im Streite ſind. Sie, die Meiſter ſelbſt behaupten, daß ihre Sing- und Dicht-Weiſen ſchon aus der Zeit der Minneſänger herſtammten, und rechnen Walther von der Vogelweide, Klingsohr, Frauenlob und Andere zu ihren alten berühmten Meiſtern; aber neuere Geſchichtſchreiber wollten ſie gänzlich lostrennen von den Minneſängern und zu einem völlig neuen Gewächſe machen. Mit Recht wohl aber iſt dagegen Grimm aufgetreten, und wie ich in Gervinus erſehe, vermag auch er die Meiſterſänger von den Minneſängern nicht loszureißen, ſondern gibt zu, daß bereits in der letzten Minneſängerzeit ſich Vieles findet von dem, was dem Meiſtergeſang eigenthümlich iſt; daß auch die Minneſänger ſchon Genoſſenſchaften bildeten mit eigenen Geſetzen und Gebräuchen, mit beſtimmten Weiſen und Tönen für ihre Dichtungen, und daß alſo die Meiſterſänger nichts Ungebührliches ſich anmaßen, wenn ſie ſich als Nachfolger der Minneſänger erkennen. Es ergibt ſich aus allen Forſchungen als das Annehmbarſte, daß in jener Zeit des 14. Jahrhunderts, wo das Ritterthum mit ſeinem Minnegeſang zum Räuberthum ohne Sang und ſeine Sitte ausgeartet war; wo im Kampf mit dieſen Raubrittern die Städte ſich zu heben begannen, das Bürgerthum, der Handwerker ſich fühlen lernte und reich ward — daß da die letzten Minneſänger in die Städte ſich flüchteten und unter den Bürgern Schüler warben, denen ſie ihre Kunſt übertrugen. Mainz iſt die erſte Stadt, wo die Meiſterſänger auftreten, und ſie bleibt daher ſtets die hohe Schule. Ihr folgten Straßburg, Ulm, Augsburg u. Andere. Im 15. Jahrh. beſonders Nürnberg, wobei es merkwürdig iſt, daß die Meiſterſänger faſt nur in Süddeutſchland ſich ausbreiteten, ſoweit die hochdeutſche Sprache galt. Wo niederdeutſche Sprache, fand ſich keine Meiſterſängerſchule.

Aus dem Gefühle der Meiſter für ihren eigenen Werth und für ihre Würde gingen auch Gebote an ihre Schüler hervor, wie: daß, wenn an einem Ort etwa der Kunſt und Geſellſchaft übel und ſpöttlich ſollte nachgeredet werden, ſie ſolches mit Beſcheidenheit widerſprechen und der Kunſt nichts zu kurz geſchehen laſſen ſollen; daß ſie kein Meiſterlied oder Ton auf öffentlichen Gaſſen, Tags oder Nachts, auch nicht bei Gelagen, Gaſtereien oder andern üppigen Zuſammenkünften, wie auch nit, ſo ſie etwa ſollten bezecht ſein, ſingen und hiedurch der Geſellſchaft einen Schandfleck anhängen wollen. Jedoch wird ihnen erlaubt, gegen Fremde, ſo Verlangen tragen, ein Meiſterlied zu hören, wenn man verſichert, daß ſie kein Geſpött daraus treiben werden, ſich hören zu laſſen.

Ebenſo wurde den Mitgliedern zur Pflicht gemacht, daß ſie mit den Geſellſchaften friedlich und ſchiedlich leben, ſie für Schaden warnen, ihnen in allen Leibesnöthen helfen und beiſtehen, ihr Gut und Nahrung beſſern und behüten, Alles Gute von ihnen reden und, ſo Jemandes ungleich ſollte gedacht werden, ihn zu entſchuldigen und zu vertheidigen äußerſt wollten angelegen ſein laſſen.

Wir ſehen daraus, daß die Meiſterſänger in der That ein enger brüderlicher Bund waren, der die Ueberzeugung in ſich trug, ein edles, ehrendes Werk zu treiben, und die Mitglieder als engverpflichtete Genoſſen anſah. Ihre Lieder dichteten ſie daher auch nicht, um ſie etwa drucken zu laſſen und auf dieſe Weiſe in die Zahl der Schriftſteller einzutreten, ſondern nur, um ſie in den Verſammlungen ſingend vorzutragen, weshalb auch Hans Sachs von ſeinen 4000 Meiſtergeſängen während ſeines Lebens nicht ein einziges drucken ließ, obgleich er mit ſeinen andern Gedichten gerne ſich Schriftſtellerruhm erwarb. Ihr Singen und Dichten war ihnen ein heiliges Geſchäft zur Erbauung und Ergötzung der Menſchen, und ohne allen zeitlichen Gewinn zogen ſie mit Aufopferung von Mühe und Zeit Schüler nach, denen ſie ihre Töne und ihre Sitten und Gebräuche lehrten. Ein Meiſter zu werden, wurde daher auch nicht ſo leicht gemacht. Erſt mußte Einer längere Zeit auf den Schulen mit Beifall geſungen, dann neue Töne und Weiſen

erfunden haben, ehe er es wagen konnte, um die Freiung anzuhalten, d. i. auf offener Singschul von der Schülerschaft frei und zum Meister erkläret zu werden. Jeder, der Lust hatte zur Meistersingerkunst, mußte sich zu einem Meister begeben, der wenigstens schon einmal das Kleinod gewonnen hatte, und ihn bitten, daß er ihm mit gutem Unterricht an die Hand gehen wolle. „Ein solches thut, berichtet uns Wagenseil; der so angesprochen wird, gar gerne und übernimmt die große Mühe, welche sonderlich die Belehrung der sehr schweren Töne verursachet, ganz umsonst nur aus Liebe die Kunst auf die Nachkommen zu befördern. Welcher willen auch die Meistersinger sich selbst um Schüler bewerben und bißfalls ihre Ruhe und Schlaf abbrechen, sintemalen sie den Tag zu ihrer Berufsarbeit und Gewinnung der Nahrung anwenden müssen. Wenn der Lehrling sich wohlgehalten, die Lehrsätze und eine ziemliche Anzahl von Tönen, sonderlich aber die 4 gekrönten, begriffen, wird er auf der Zech, gewöhnlich am Thomastag bei Ablegung der Jahresrechnung, der Gesellschaft vom Lehrmeister vorgestellt mit Bitte, in dieselbe solchen aufzunehmen. Hierauf stellen die Merker eine Prüfung an und erforschen, ob der Candidatus ehelicher Geburt, ob er nicht leichtfertig sei, sondern sich eines stillen ehrbaren Wandels beflissen; ob er die Singschule stets besuchet; ob er die Kunst genugsam erlernet und wisse, was es mit den Reimen nach ihrer Zahl, Maaß und Bindung für eine Beschaffenheit habe; welche klingend oder stumpf; ob er mit einer ziemlichen Anzahl Tönen, von dem kurzen Gemäß bis zu dem langen, sonderlich aber den 4 gekrönten Tönen gefaßt sei; ob er im Fall der Noth ein Lied merken könne ꝛc. Erst wenn dieß Alles genau erforscht, hält der Merker Umfrag, und bei Zustimmung der Meister wird der Aufzunehmende verpflichtet, daß er bei der Kunst beständig bleiben, und von dem Gesang nicht weichen, sondern fest darob halten wolle.

Wollte man nun sagen: War es denn aber auch der Mühe werth, mit diesem Meistergesange so viele Umstände, von ihm so viel Aufhebens zu machen? so erlaube ich mir an das zu erinnern, was ich im Anfange aus Gervinus Geschichte der deutschen Li-

teratur angeführt habe, und bitte Sie überhaupt, bevor Sie mit den Meiſterſängern ins Gericht gehen, mir aus der Hauptzeit der Meiſterſänger d. i. von der Mitte des 15. Jahrh. bis in die Mitte des 17., in dieſen zwei Jahrhunderten, von irgend einer andern Seite her dichteriſche Erzeugniſſe in deutſcher Sprache aufzuweiſen, welche ſich über Geiſt, Sprache und Form unſrer Meiſtergeſänge viel erheben. Kommen uns nicht auch die Dichtungen der Pegnitzſchäfer aus dem 17. Jahrh., die doch lauter gelehrte Leute waren, hölzern, geiſtlos, verkünſtelt, und auch theilweis unſchicklich vor? Die gelehrten Dichter löſten nach der Zeit der Reformation die Meiſterſänger ab; aber ſie ſangen meiſt lateiniſch und zogen die Formen der klaſſiſchen Dichtung in die deutſche herein, und quälen uns mit lauter Alexandrinern zu tode. Dem gegenüber hat man, glaube ich, nicht Urſache auf die bürgerlichen Meiſterſänger verächtlich herabzuſehen und ihr Treiben und Thun gering zu ſchätzen. Sie trugen offenbar zur Erhaltung deutſcher Sprache bei und zur Bewahrung einer Menge Kenntniſſe, die das Volk belehrten und ergötzten. Denn nicht allein, daß ſchon vor der Reformation der Inhalt ihrer Geſänge größtentheils religiöſer Art war, ſo wurde er nach ihr hauptſächlich aus der lutheriſchen Bibel genommen und auch alle möglichen Sagen und Geſchichten alter und neuer Zeit, Fabeln und Erzählungen, witzig und zügellos, ſogenannte Stampaneien, bildeten den Stoff ihrer Geſänge, und wenn z. B. Hans Sachs einen großen Theil der Bibel und der römiſchen und deutſchen Geſchichte; wenn Benedikt von Watt, ein Schweizer und Goldreißer in Wöhrd, in einem Jahre (1602) alle Evangelien und Epiſteln, und zu andrer Zeit dann den Schweizerkrieg gegen Oeſtreich und Oeſtreichs Krieg gegen die Türken; wenn Magiſter Metzger, Lehrer am hieſigen Gymnaſium, die Verwandlungen des Ovid und den ganzen Sirach in Meiſtertöne brachten und Allen, die es hören wollten, ſie vorſangen oder vortrugen: ſollten wir irren, wenn wir glauben, daß dieß Alles für die Bildung des Volks nicht ohne Gewicht war, und beſonders für Ausbreitung und Erhaltung der deutſchen Sprache wirkte? Das

erſte Geſetz bei ihren Geſängen war ſeit der Reformation: daß die Sprache ſein müſſe die der lutheriſchen Bibel und der fürſtlichen Kanzleien. Halten wir daher das Deutſch unſrer Meiſterſänger an das unſrer gelehrten Herrn im 17. Jahrhundert ja ſogar an das des 18., ſo iſt es gewiß nicht recht, wenn wir uns über ihre Geſchmackloſigkeit und Unbehülflichkeit viel luſtig machen, denn deutſch reden ſie immerhin, weder halblateiniſch noch halbfranzöſiſch. Es war ausdrückliches Geſetz, daß Alles, was deutſch gegeben werden konnte, auch deutſch gegeben werden mußte, und unſere Meiſterſänger im 17. ſchrieben viel beſſer deutſch als unſere Fürſten im 18. Jahrh.

Auch über das Strafgeſetz der Meiſterſänger möchte ich nicht geringſchätzig urtheilen. Es enthält offenbar in den 33 Regeln Vorſchriften, die ganz am Platze waren und trifft Fehler, die heute noch und zu allen Zeiten als Fehler gelten werden, wenn es auch zuweilen ins Kleinliche geht, aber eben deshalb auch nicht ſo gar ſtreng gehalten wurde. In den Meiſtergeſängen der hieſigen Handſchriften finden ſich in Menge Uebertretungen der Verbote, und wir würden irren, wenn wir meinten, das Aufſtellen der trocknen Regeln, die ſich blos auf das Aeußerliche der Form bezogen, hätten den Meiſtergeſang ſo dürr und hölzern werden laſſen, indem ſie den Menſchen die Meinung beibrachten, Dichtung ſei nichts Anders als irgend eine Geſchichte geiſtlos und abgeſchmackt in die vorgeſchriebene Geſtalt zu bringen. Es hatte eben der dichteriſche Geiſt die ganze Nation verlaſſen; es war Alles von der Theologie bis zur Poeſie eine leere gedankenarme Form geworden, und nicht verlacht ſollen darum die alten Meiſter werden, wenn ſie meinten, in ihren Geſängen der Dichtkunſt zu dienen. Aber ſie meinten das eigentlich gar nicht, ſondern der Singkunſt. Der Geſang war die Hauptſache, und daraus erklären ſich viele ihrer beſchränkenden Vorſchriften. Lieder und Töne zugleich zu erfinden iſt keine leichte Aufgabe, und es war alſo ganz natürlich, daß die jüngern Meiſter ſich mit ihren Liedern in die Geſtalt älterer Töne fügten. Alſo warum wollen wir tadeln, wenn die alten Meiſter ſtraften, ſo Je-

mand gegen die deutſche Sprache Luthers ſündigte, ſo er abergläubiſche Meinung vorbrachte, falſch Latein gebrauchte, undeutlich ſich ausdrückte, ein blindes d. h. falſches Wort bildete, Sylben wegließ, falſch reimte z. B. a und o, wie es im Theuerdank fortwährend geſchieht; wenn er um des Reims willen den Worten ungehörige Sylben anhing, oder die Worte zuſammenzog, Worte ausließ, Selbſtlauter verſetzte z. B. Deib für Dieb ſagte, die zweite Zeile mit demſelben Worte anfing, mit welchem die vorige geſchloſſen hatte; wenn er ſagte: der Vater mein, ſtatt: mein Vater, oder zwei Worte reimte, die gleichlautend einen ganz verſchiedenen Sinn haben; wenn er Worte im Reim einmal ganz und einmal halb gebrauchte, wie etwa haben — hab, lob — loben; wenn er anders die Reime band als der Meiſter, dem er nachſang; wenn er nicht reimte, wo der Reim ſein ſollte; wenn am Ende des Verſes des Reimes wegen eine Sylbe abgebrochen ward; wenn er harte und weiche Sylben reimte. Das ſind ohngefähr die verbotenen Fehler in der Tabulatur der Meiſterſänger, die allerdings unſere heutigen Dichter ſo wenig als die alten Meiſter einhalten; aber ſind ſie denn unverſtändig? Ebenſo die Regeln für den Geſang. Es iſt ein Fehler, wenn Jemand ſtill hält, wo es nicht ſein ſoll, oder nicht ſtill hält, wo Pauſe; wenn er zwei Verſe in einem Athem ſingt, zuviel oder zuwenig Sylben, Einzelnes vergißt und dann nachholt, zu hoch oder zu niedrig ſingt, oder zu hoch anfängt und herabfällt; wenn er in eine andere Melodey geräth, oder gar eine falſche ſingt; wenn er andere Läufe und Blumen anbringt als der Meiſter; wenn er vor Anfang des Geſangs mit geſchloſſenem Munde brummt, und wenn er überhaupt irre wird. Ebenſo ſollte keine Zeile mehr als 13 Sylben haben, weil man in einem Athem nicht mehr ſingen könne. — Gewiß, auch dieſe Regeln ſind nicht ungeſchickt, aber das iſt natürlich, daß durch die Beobachtung dieſer Regeln weder Dichter noch Sänger entſtehen konnten, ſondern eben nur Meiſter, wie ja überhaupt durch äußere Regeln und Satzungen Nichts erzeugt werden kann, ſondern der Geiſt ſelbſt, der da wehet wie und wann er will, ſich und An-

dern die Regel schafft. Also das müssen wir wohlbeachten. Es galt bei den Meistersängern hauptsächlich des öffentlichen Vortrags von gesungenen Liedern und eines Richterspruchs über dieselben. Richter aber müssen feste Gesetze haben, nach denen sie ihr Urtheil sprechen, und so blieb wohl nichts übrig, als eben über die Aeußerlichkeiten der Gesänge Satzungen zu machen, um Etwas zu haben, wornach die Merker ihren Ausspruch thun konnten. Denn wie schwer und unsicher es ist, über Inhalt und Geist, über den inneren Werth einer Dichtung zu entscheiden und zwar endgültig und anerkannt zu entscheiden, das zeigen uns ja täglich die Beurtheilungen und Preisertheilungen. Also die Satzungen waren nöthig, aber nothwendig war damit nicht, daß die Dichtkunst in bloße Reimerei verlaufe, obgleich freilich dieß die Geschichte fast aller Gesellschaften für geistige Dinge ist, daß zuletzt der Hauptwerth auf die Aeußerlichkeiten gelegt wird, wie das uns ja auch die Kirche lehrt. Und wo der Geist bei den Meistersängern mächtiger sich regte, wie bei Hans Sachs, da läßt er sich auch durch die Satzungen nicht gefangen halten, sondern erzeugt neben 4000 Meistergesängen 5 Foliobände anderer Gedichte.

Unter ihren alten Meistern nennt die Nürnberger Gesangschule 12 berühmte, Veit Pogner, Cuntz Vogelgesang, Herman Ortel, Conrad Nachtigal, Fritz Zorn, Sixtus Beckmesser, Fritz Kothner, Niklaus Vogel, Augustin Moser, Hans Schwarz, Ulrich Eißlinger, Hans Foltz. Merwürdigerweise wird Hans Rosenplut, der Wappenmaler und Schnepperer, nicht darunter genannt, und er gehört wohl auch mehr zu den wandernden Sängern als zu den eigentlichen Meistern.

In den Handschriften, welche die Stadtbibliothek besitzt, erscheinen außer dem Namen Hans Sachs noch Benedikt v. Watt, Lorenz Wessel, Martin Gumpel, Caspar Betz, Adam Puschmann, Hier. Treibolt, Onophrius Schwarzenbach, Georg Hager, Georg Wickram, Heinrich Endres, Ambrosius Metzger, Daniel Holzmann, Friedrich Zolner, Niklaus Zimmermann, Georg Holzbeck und viele

Andere, unter denen, wie schon früher bemerkt, Benedikt v. Watt und Magister Metzger hervorragen durch die Menge ihrer Gedichte.

Die Lieder der Meistersänger heißen bekanntlich Bar, ein Wort, dessen sichere Erklärung selbst Grimm in seinem neuesten Wörterbuch noch nicht zu geben vermag, weßhalb Sie dieselbe mir wohl auch erlassen werden. Man bringt es gewönlich in Verbindung mit des Tacitus barritus, Kriegsgesang, und leitet von ihm die Barden ab, die aber nur unter Kelten sich gefunden haben sollen. Wie dem nun sein möge, Bar nennen die Meister ihre Gesänge, später auch Lied, welches Inhalts sie auch sein mochten; und diese Lieder hatten eine bestimmte, regelmäßige Gestalt, indem sie in mehr oder weniger Gesätze oder Verse zerfielen, welche wieder in drei Theile, nämlich einen Aufgesang mit 2 Stollen und einen Abgesang sich theilten. Die beiden Stollen wurden nach derselben Weise gesungen, der Abgesang wich dann ab. Diese Bar hatten also so ziemlich dieselbe Natur, wie noch die meisten unsrer Kirchenlieder, wo die Melodie im ersten Theil sich wiederholt und dann im zweiten abgeht. Ein solcher Bar mußte in einem Gesätze mindestens 7 Reimzeilen haben; konnte aber auch aus 100 bestehen, und die mehreren Gesätze eines Liedes wurden nicht immer fortgehend nach derselben Weise gesungen, sondern auch nach verschiedenen Tönen. Töne sind das, was wir Melodie nennen, womit aber zugleich die Gestalt und Ordnung des Verses, die Zahl der Zeilen und Worte, die Folgereihe der Reime bezeichnet ist, und es ist bekannt, wie seltsam die Meister ihre Töne zu benennen liebten, besonders ist darin M. Ambrosius Metzger erfinderisch, der eine Schnecken-Schröder-Weberkratzen-Poley-Schwarz-Dinten-Strohhalm-Schreibpapier u. dgl. Weis uns gibt, während die Töne der ältesten Meister mit edlern Namen prangen, wie z. B. der vergulbte Thon Wolframs, der Spiegelthon, die Ritterweis Frauenlobs. Aus welchem Grunde der Name geschöpft wurde, ist nicht wohl zu erkennen. Vielleicht meist aus Willkür und Suchen nach Seltsamen. Bei den Namen von Vögeln scheint eine Nachbildung ihres Gesangs versucht worden zu

sein. Zu besserem Erkennen sei es mir nun vergönnt, Sie zu einem öffentlichen Gesangsvortrag der Meister in der Katharinenkirche zu führen und einige Bar's vernehmen zu lassen.

In ältester Zeit waren diese Versammlungen in einem eigenen Hause. Nach der Reformation wurde den Meistern erst die Martha- und später dann die Katharinen-Kirche eingeräumt, wo sie blieben bis zu ihrem Aufhören in den 70. Jahren des vorigen Jahrhunderts. Dabei findet sich auch, daß sie Gesänge an andern Orten, z. B. im Predigerkloster hielten, wahrscheinlich die eigentlichen ernsten Festgesänge.

Vor jeder Aufführung wurde eine Bekanntmachung und Einladung auf 5 mit Bildern geschmückten Tafeln öffentlich angeschlagen, von denen z. B. eine also lautet: „Zu wissen und kund sei hiemit, daß an dem heutigen heiligen Pfingsttag auf christlicher Singschul schöne geistliche Lieder gesungen werden, als nemlich die Verleihung des heiligen Geistes, die Himmelfahrt des Herrn Jesu Christi, von der Wahl der Jünger, das heilige Pfingstfest Evangelium, wie auch Predigt Petri und andere göttliche Text, so auf diesem Festtag gewönlich sein.

Man wird auch ein schönes Pfingstlied auf unser Art und Weiß zusammen singen.

Auch werden etliche Lieder gesungen werden von dem Ursprung des Meistergesangs. Wer dasselbige erfunden und von wem es herkommen.

Es giebt der Liebhaber der Kunst den Singern etlich Gaben zu versingen.

Wer solches hören will, der verfüge sich um Frühmeßläuten ins Predigerkloster, und nach gehaltener Mittagpredigt in die Kirche St. Katharinen. Es wird auch vorher eine schöne Histori gesungen werden von dem ehrwürdigen Pfarrherrn Leonhart Kaiser von Raab, aus Baierland bürtig, der zu Scherding wegen Bekanntniß des reinen Wort Gottes ist verbrannt worden." —

Diesen Anschlagzettel verwahrt die Will'sche Bibliothek nebst noch einem andern; er ist aber leider ohne Bezeichnung des Jahres

und des Tages. Unten ist ihm noch eine Abbildung beigefügt, wo der Martyrer auf dem brennenden Holzstoß angebunden betet.

Gemäß einer solchen Einladung machen auch wir uns also jetzt auf den Weg zur Katharinenkirche. An der Thüre steht ein Meister mit einer Büchse, in welche wir nach Belieben einen Beitrag einlegen zur Bestreitung der Unkosten und Aussetzung einiger Preise.

Sobald wir eingetreten sind, bemerken wir am Anfang des Chores ein niedriges Gerüste aufgerichtet, darauf ein Tisch mit einem großen schwarzen Pult, um welchen Bänke sich befinden. Es ist dieß der Platz und Sitz der Merker, und er wird alsbald mit Vorhängen umzogen, damit Niemand sehe, was dahinter vorgeht. Wir, mit Hülfe Wagenseil's, sehen es aber doch und bemerken, wie 4 Merker mit ernster Miene um den Tisch sich setzen. Der erste hat die Bibel vor sich, um zu merken, ob das gesungene Lied mit Inhalt der Schrift und Luthers reiner Sprache stimme; der zweite merkt, ob Alles den Gesetzen der Tabulatur gemäß sei; der dritte bezeichnet die falschen Reime; der vierte beachtet den Gesang.

Außer diesem mit Vorhängen umzogenen Gerüste zeigt sich in der Nähe der Kanzel ein kleiner Rednerstuhl, der für immer in der Kirche bleibt und für den vortragenden Meister bestimmt ist. Nachdem eine ziemliche Anzahl Zuhörer sich versammelt, beginnt nach der gewönlichen Ordnung zuerst das Freisingen, in welchem sich hören lassen darf, wer will, auch Fremde, und wo auch weltliche Sachen vorgetragen werden dürfen. Bei diesem Freisingen wird nicht gemerkt. Wer singen will, setzt sich fein züchtig auf den Singstuhl, ziehet seinen Hut oder Baret ab, und nachdem er eine Weile paustret, fähet er an zu singen und fähret damit fort bis zum Ende.

Nach dem Freisingen singen die gesammten Meister ein Lied, so daß Einer vorsingt, die Andern einstimmen. Hierauf kommt erst das Hauptsingen, in welchem Nichts als was aus der Schrift genommen ist, geduldet wird; wo die Merker sitzen und merken, und wofür dann auch der Preis ertheilt wird.

Wann in dem Hauptſingen der Sänger den Stuhl beſtiegen und eine Weile geruhet hat, ruft der Vorderſte der Merker: Fangt an. Iſt dann ein Geſätz abgeſungen, hält der Singer ein, bis ein Merker wieder zur Fortſetzung aufruft.

So iſt die gewönliche Ordnung; weil aber heute der Literariſche Verein den Sängern die Ehre erweiſt, ihren Vorträgen beizuwohnen, ſo iſt beliebt worden, die Ordnung umzukehren und zuerſt das Hauptſingen vorzunehmen und dann ein Freiſingen folgen zu laſſen. Verſetzen wir uns alſo ins Jahr 1602 an den Tag der Pfingſten. Der Sänger von ſtattlicher, etwas ſchlagfertiger Natur, der ſich ſo eben auf den Stuhl geſetzt, iſt Benedikt von Watt, ein Schweizer, gegenwärtig Goldreiſſer in Wöhrd. Er ſingt uns ein Pfingſtbar in der Hermelweiß Heinrich Sattelmeyers, von der Sendung des heiligen Geiſtes und beginnt:

Das
Ander ſchreibt ohn Klage,
In actis St. Lucas:
Und als der Pfingſten Tage
Erfüllt ward, waren ſie All gar
Einmüthig zwar
Beiſamm, da that geſchehen
Schnell ein Brauſen vom Himmel rein,

Und
Erfüllet das Hauſe,
Da ſie ſaßen. Zu Stund
Sah man an ihn' durchauſe
Zungen zertheilet, als wären feurig ſie.
Er ſetzt ſich je
Unter ihn', thet man ſehen,

Auf ein Jeden, und ſie gemein
Wurden heiliges Geiſtes voll,
Fingen an wohl
Zu predigen mit andern Zungen,
Nachdem ihn' auszuſprechen gab

Der Meyen bringt fruchtbaren Regen
Und des Nachts viel kühlen Thau,
Netzt Berg und Thal lieblich allwegen.
Die klaren Bächlein in der Au
Durch ihr emsiges Fließen
Die Erd' begießen,
Dann thut Laub und Gras fröhlich herfürschießen;
Die Felder werden überschönt,
Mit mancherlei Blümlein gekrönt,
Die blühen schön auf grünem Anger.

In dem Meyen werden auch schwanger
Fruchtbare Bäume, gebären all
Ein jeglicher sein Frucht ohn Zahl;
Zumal
Die alleredelsten Weinreben
Schlagen aus, geben guten Wein.
Der ganze Erdkreis in gemein
Thut sein
Vermögen reichlich herfür geben.
Daß freut sich Alls, was da thut leben.
Der Meyen erfreut deßgleichen
Die Fisch im Wasser allesam;
Fahren auf, thun hin und her schleichen.
Ja alle Thierlein, wild und zahm
Vor großer Freude springen;
Die Vögel schwingen
Sich auf den Zweigen, Gott fröhlich lobsingen.
In Summa, jede Kreatur
Nach ihrer Art und auch Natur
Die Zeit wieder erfreuet werden.

2.

Thut uns in dem irdischen Leben
Des vergänglichen Meyen Blüt
Solch groß Freud und Wunne geben
Und erquiken unser Gemüt,
Wie viel mehr wird uns erfreuen
Der himmlisch Meyen,-

Wann Gott Himmel und Erden wird verneuen,
Auch neu ſchaffen all Kreatur,
Heilig vollkummen, rein und pur
Und ganz himmliſch klarificiren?!

Es folgt noch eine weitläufige Schilderung des himmliſchen Reiches nach bibliſchen Vorbildern, wobei ſich auch der Gedanke ausſpricht, daß die Meiſter werden mit geiſtlichen Zungen ſingen

An Gottesthron mit ſüßem Klang,
Recht himmliſchen Meiſtergeſang
Recht lang
Mit verklärten Zungen pſalmiren;

aber ich glaube, daß das Gegebene für uns hinreicht zu erkennen, wie in dieſem Liede eines Schuhmachers nicht nur tiefes Gemüth, ſondern wirklich dichteriſcher Geiſt ſich ausſpricht, und weil nun das Hauptſingen geendet iſt und die Preiſe ausgetheilt werden müſſen, ſo ſchlage ich vor, dieſem Schuhmacher vor dem Goldreiſſer den erſten Preis zuzuerkennen, und v. Watt den zweiten. Wir haben nämlich, wenn wir uns für jetzt an die Stelle der Merker ſetzen, zwei Preiſe zu vertheilen, den König David oder die Zierde des Gehängs, und den Kranz. Das Gehäng iſt eine lange ſilberne Kette von großen, breiten, mit dem Namen Derer, welche ſie haben machen laſſen, bezeichneten Gliedern, an welcher viele geſchenkte Silberpfennige hängen. Da nun aber dieſe Kette wegen ihrer Größe etwas unbrauchbar, ſo vertritt ihre Stelle eine Schnur, daran drei große ſilberne und vergoldete Schillinge gebunden, auf deren mittlern König David mit ſeiner Harfe ſich abgebildet findet, und welcher ein Geſchenk Hans Sachſens iſt. Alſo dieſen David wollen wir unſerm poetiſchen Schuhmacher Herolt aus Breslau umhängen, damit er einige Zeit darin ſich ſehen laſſe; den Kranz, aus ſeidenen Blumen gemacht, ſetze ſich der Schweizer auf.

Würden wir uns nicht gegenwärtig mit unſern Meiſtern im Jahre 1602 befinden, ſo würde das Gehäng anders ausſehen; nämlich da der Davidſchilling ſehr abgenützt war und die Schnur zerriſſen, ſchenkte der Geſchichtſchreiber der Meiſterſänger, der gelehrte

Professor in Altdorf den Sängern eine neue silberne Kette mit einer vergoldeten Medaille, wo zu lesen war auf der einen Seite:

Joh. Christ. Wagenseilius hac catena sibi suaeque memoriae devincivit Norimbergenses Phonascos 1696.

d. h. Wagenheil hat durch diese Kette an sich und sein Gedächtniß die Nürnberger Meistersänger gefesselt.

Auf der andern: Pollio amat vestram quamvis sit rustica musam.

d. h. Pollio liebt Eure Dichtung und wäre sie auch etwas bäurisch.

Bevor das Freisingen beginnt, mögen die gesammten Meister einen Chorgesang uns hören lassen und zwar ein Stück aus dem dem 101 Ps. nach dem überlangen Ton Gans Eißlingers:

Herr, wie sind Deine Werke so groß,
Ihrer sind ohne Zahle;
Weißlich du sie verordnet hast.
Voll ist auch alle Erde
Ueberschwenglicher Güter dein.
Das weit Meer groß und frische,
Da wimmelt Alles voll darin
Großer und kleiner Thiere.
Daselbst gehen die Schiff allein;
Da schwimmen die Walfische,
Die du erschufst, daß sie mit Lust
Scherzen in der Restere.
O Herr, auf dein Genad grundlos
Wart alles Geschöpf zumale,
Daß ihm aus deiner milden Hand
Sein Nahrung geben werde.
Gibst du ihn', so sammeln sie wohlgemute;
Thust deine Hand auf und ersättigst sie gute;
Loben dein Nam.
Verbirgst dein Angesichte,
So erschrecken sie allesam.
So du ihnen nimmst ihren Athem eben
So vergehn sie und können nicht mehr leben,
Und werden bald

Jung und auch alt
Zu Staub und Aschen wieder.
Nieder
Läßt du mit Gewalt
Deinen Athem im Gerichte,
So wird bewegt
Das Geschöpf für wahr
Und erschaffen. Herr, durch deine Macht
Verneut die Gestalt der Erde.

Nach diesem ernsten Chorgesang beginne nun das Freisingen. Es setzt sich auf den Stuhl der Meister Wolff von hier und singt uns in der hohen Szepterweiß Hans Benitzers des Aeltern eine Schulkunst, d. h. ein Lobgedicht auf den Meistergesang.

Gesangeskunst
Liebt mir allzeit,
Ich trag ihr Gunst
Insonderheit;
Weil ich auf Erd thu leben,
Treib ich kein Spott
Mit der Kunst, weil
Sie mir in Noth
Schafft Nutz und Heil,
Und thut mir viel Freud geben.
Mein
Herz ist wohlgemuth,
Wann ich hör löblich singen.
Kein
Saitenspiel mir thut
So viel der Freude bringen,
Denn das schön Meistergesang,
Das mir liebt von Anfang.
Sobald ich das
Hört, darnach tracht,
Will auch fürbas
Tag und auch Nacht
Weil ich leb' danach streben.

2.

Das Saitenſpiel
Kann große Freud
Ohn Maaß und Ziel
Machen, wo Leut
Beim Trunk zuſammenkommen.
Jedoch gar nicht
Der Saitenklang
Kein Wort ausſpricht;
Aber durchs Geſang
Wird Gottes Wort vernummen.
Mit
Geſang man wohl kann
Betrübte Herzen tröſten
Quitt
Machen Weib und Mann,
Die ſich in Unmuth röſten.
Geſang Memori gibt
Jedem, der ſingen liebt,
Macht auch bekannt
Der Schriften Grund,
Gibt an die Hand
Zu aller Stund,
Gibt gute Lehr den Frummen.

3.

Weil zu der Stund
Das Meiſtergeſang
Hat guten Grund:
Mein Leben lang
Will ich darbei verharren;
Der Kunſt zu Ehr
Mich alle Zeit
Ueben noch mehr
Inſonderheit.
Obſchon Mancher thut ſchnarren.

Die
Kunſt ihm nicht gefällt,
Weil ſie nichts thut eintragen.
Sie
Hab ich mir erwählt.
Bei allen meinen Tagen
Will ich bleiben dabei.
Und die neu Melodey
Hab ich gemacht
Zur Ehr der Kunſt.
Wer ſie veracht,
Trag ich kein Gunſt
Und halt ihn für ein Narren

Sie ſehen wohl, wenn wir nicht für Narren gehalten ſein wollen, müſſen wir dieſem Meiſter Wolff ſeine Ehre und die Freude an ſeiner Kunſt laſſen. An ſeiner Statt erſcheine nun ein Schüler, der zum erſten Mal auf den Singſtuhl ſich ſetzt, und ebenfalls eine Schulkunſt uns zum Beſten gibt in der Hönweiß Wolfram's. Mit noch etwas zitternder Stimme beginnt er:

1.

Gott grüß die Merker alle,
Hört mir zu, was ich ſing
Mit freudenreichem Schalle.
Gott helf, daß mirs geling.
Ich bin ein Schülerjunge,
Und geh noch in die Schul.
Mein Lehrmeiſter mich zwunge
Hieher auf den Singſtuhl.

2.

Hat er mich wohl gelehret,
So will ich wohl beſtahn.
Menſchlich Kunſt wird geehret,
Die nur allzeit vergahn.
Gotts Wort wird ewig bleiben,
Wie Eſaias ſpricht,

Und wer das will vertreiben,
Kommt in Gottesgericht.

3.

Daran sollt ihr gedenken
Ihr Singer allesam.
Dieß Liedlein thut euch schenken
Linhart Ferber mit Nam.
Hüt euch vor falscher Lehre,
In Treuen ich es rath,
Gebt Gott allein die Ehre
In seiner Majestat.

Wir wollen wünschen, daß dieser Schüler mit seinem Liede bei den Merkern Gnade findet und zum Meister erklärt wird. Uns aber möge zum Schlusse erlaubt sein, den alten Hauptmeister Hans Sachs noch hervorzurufen und auf den Stuhl zu zwingen. Sehen Sie, er erscheint, setzt sich und blickt uns mit schelmischen Augen an. Sicher wird er uns eines seiner Scherzgedichte singen, und in der That er beginnt im Hofton Tannhäusers, das Lied vom „Tod auf dem Stülein."

1.

St Peter einem Bauern drei Wünsch
Für sein Herberg verhieß.
Den ersten Wunsch der Bauer that,
Daß er kennet den Tod.
Den andern Wunsch that er: Wer ihm
In sein Kohlfeuer bließ,
Daß der müßt blasen, bis er ihn
Aufzuhören gebot.
Zum dritten: Wer auf sein Stuhl säß,
Daß der müßt sitzen bleiben,
Bis er ihn hieß aufstehn. Und es
Kam der Tod, wollt aufreiben
Den Bauern. Der kennt ihn und sprach:
Tod, wilt mir jetzt abkünden
Mein Leben, ich bitt, thu mir vor anzünden
Ein Licht, daß ich sterb wie ein Christ.

Der Tod, das wüst Ungeheuer,
Schlich in die Kuchen, wollt ein Licht
Aufblasen bei dem Feuer.

2.

Er nam das Licht und blies darein
Zwen Tag und Nacht fürwahre;
Kunnt nit aufhören, da sprach der
Bauer: Willt unbeschediget
Mein Leben lassen bis von heut
An über zehen Jahre?
Der Tod ihm das bei Eid verhieß.
Damit ward er erlediget.
Als nun das zehent Jahr kam schier,
Da kam der Tod herwieder.
Der Bauer sprach: Ich will mit dir
Setz auf den Stuhl dich nieder,
Bis daß ich mach mein Testament.
Auf den Stuhl der Tod saß.
Drauf im Augenblick anwachsen was.
Der Bauer trug ihn auf dem Stuhl
Im Haus hoch auf die Dillen,
Da wurd vom Rauch er dürr und schwarz
Und g'fressen von den Grillen.

3.

Seither er noch so greulich sicht.
Da saß er dreißig Jahre.
Kein Mensch starb, noch gen Himmel fuhr;
Petrus thet herab schauen,
Sah den Tod auf den Dillen dort
Ins Bauern Haus fürwahre
So greulich, daß er ihn nit kennt.
Er fuhr herab auf Trauen,
Und dem Bauern selber verhieß
Noch Hundert Jahr auf Erden,
Daß er den Tod nur ledig ließ.
Des Volks zuviel wollt werden,
Und sprach: Wenn der Tod noch so lang

Auf dem Stuhl wer geſeſſen,
So het ein Menſch den andern noch gefreſſen.
Sollt jetzt der Tod dreißig Jahr aus ſein,
Manch Geizhals würd verſchlincken
Manch armen Mann mit Haus und Hof,
Mit Hausrath, Weib und Kinden.

Es möge damit die Singſchule ſich ſchließen, bei der ich nur bedauere, Ihnen mit den Worten nicht auch die Töne wiederzugeben im Stande geweſen zu ſein, da ich der Singkunſt nicht mächtig bin. Wäre es mir übrigens durch meinen Vortrag gelungen, den ehrlichen in ihrer Kunſt fröhlichen und auch nicht immer geiſtloſen Meiſtern bei Ihnen ein ehrendes Gedächtniß zu ſtiften, ſo wäre meine Abſicht erreicht.

Ueber Bayerns Antheil an der Entwickelung der altdeutschen Dichtkunst.

Von

Dr. H. Hauck.

Nicht Wenige werden es als etwas sehr Mißliches bezeichnen, den Antheil bestimmen zu wollen, den eine Landschaft, ein Volksstamm an der Entwickelung der Literatur des gesammten Volkes gehabt hat. Schwierig allerdings wird das Unternehmen, wenn die Landesgrenzen im Laufe der Zeit vielfach sich verschoben haben, wenn sogar Gebietstheile, die man von Alters her als Wohnsitze anderer Volksstämme sich zu denken gewöhnt hat, einverleibt wurden, so daß mit gemeinsamem Namen benannt werden könnte, was seiner Art und Natur nach ganz verschiedenen Wurzeln entstammt. Aber gerade dieser Umstand mahnt um so dringender zur Vorsicht, so z. B. nicht jeden Dichter, dessen Grab innerhalb der jetzigen Landesgrenzen liegt, als dem Lande angehörend zu betrachten, wenn es auch unverwehrt bleiben muß, seines Namens und Ruhmes in Kürze zu gedenken. Würden aber, sorgsam und vorsichtig, Dichter und Dichtungen hervorgehoben, die eines Volksstammes wirkliches Eigenthum sind, so erwüchse daraus, wie uns dünkt, ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte eines solchen Volksstammes, ein Beitrag, der, ohne verwerflichen Sonderinteressen zu dienen, durch hellere Beleuchtung einzelner Gruppen vielleicht auch manche Lichtstrahlen würfe auf die Geistesentwickelung des Gesammtvolkes.

Bekanntlich ist durch die Munificenz Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern ein Werk zu Stande gekommen, dem sein Verfasser, Dr. H. Holland, den Titel: „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern" gegeben hat. Ob die Wahl dieses Titels eine glückliche gewesen, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; ebensowenig eine Kritik des sehr fleißig gearbeiteten Werkes. Dagegen sei es mir gestattet, diesem Buche folgend, den „Antheil Bayerns an der Entwickelung der altdeutschen Dichtkunst" mehr anzudeuten, als darzustellen, also in möglichster Kürze und ohne Anspruch darauf, den Gegenstand vollständig zu erschöpfen.

Achselzuckend wird zwar Mancher den Antheil Bayerns an der Entwickelung der altdeutschen Poesie von vorneherein als einen sehr winzigen bezeichnen, wie denn unlängst ein nicht unbekannter Literarhistoriker anmerken zu müssen geglaubt hat, es habe den Anschein, „als ob die (von König Max nach München berufenen) Dichter in Bayern stets den Eindruck einer dorthin verschlagenen Kolonie machten, und als ob der altbayrische Volksgeist sich diese fremden geistigen Elemente nicht anzueignen vermöge und gegen die poetische Ausländerei, die der Thron beschützt, einen lebhaften Widerspruch an den Tag lege."

Ob der altbayrische Volksgeist, wie so zuversichtlich behauptet wird, sich gegenwärtig abwehrend gegen die Poesie verhalte, mag hier ununtersucht bleiben, nicht aber, ob er dies von jeher gethan.

Zwar wird es an ausreichenden Beweisen fehlen, daß die alten Baiwaren, wie D. Holland berichtet, das Lob ihrer Götter in Liedern verkündeten und mit solcher Zähigkeit an diesem poetischen Kultus hiengen, daß mancher Heidenapostel, der mit der neuen Friedensbotschaft des Krist unter sie trat, gezwungen war, sich der herrschenden Sitte zu beugen und seinen Glauben singend zu verkünden, wollte er anders willige und geneigte Zuhörer finden. Gleichwohl haben eifrige Sagenforscher, wie Panzer, Freiherr v. Leoprechting und Quitzmann, so viel Schönes und tief Poetisches aus dem Volksmunde in Altbayern, im Lechrain und in der Oberpfalz gesammelt, daß man, ohne wissentliche Verletzung der Wahrheit, nicht

wohl das altbayrische Land als ein poesieloses, prosadürres bezeichnen dürfte. Wer hätte auch nicht, etwa bei einer Wanderung von München südwärts den Gebirgen zu, die Wahrnehmung gemacht, daß fröhlicher, dem Sange holder Sinn sich um so mehr gewahren lasse, je weiter man in das Bergland vordringt!

Merkwürdig ist gewiß, daß in der schönen Berggegend, südwärts vom Ammersee, eines der ältesten deutschen Schriftdenkmäler aufgefunden wurde, das, im VIII. Jahrhundert wahrscheinlich von einem niederdeutschen oder angelsächsischen Mönche in der alliterirenden Form eines Zauberspruchs verfaßt, unter dem Namen Wessobrunner Gebet bekannt ist. Wie dieses eine Art heidnischer Kosmogonie, so enthält das von dem tiefsten Kenner altbayrischen Sprachgeistes, dem unvergeßlichen Schmeller, entdeckte Bruchstück einer Dichtung, des sog. **Muspilli**, eine Schilderung des Weltendes nach der Apocalypse, aber mit vielen heidnischen Anklängen. Die aufgefundene Handschrift ist, wie Schmeller vermuthet, die Ludwigs des Deutschen, der die vielleicht auswendig gelernten Verse den leeren Seiten und Rändern eines Büchleins einverleibt hat.

Im Karolingischen Sagenkreise spielt Bayern die nicht unbedeutende Rolle des Geburtslandes Karls des Großen, der, wie ein Weihenstephaner Chronist in einem Prosa-Roman aus dem XV. Jahrhundert meldet, in der Reismühle, nahe am Starenberger See, von Frau Bertha geboren worden sein soll.

Doch wir wollen uns nicht in das weite Gebiet der Sage verirren, die im Bayerlande nicht weniger blühte, als in vielen sagenberühmten Landen, sondern uns auf das beschränken, was durch das geschriebene Wort auf die Nachwelt gekommen.

Freilich mußte in alter Zeit Vieles ungeschrieben bleiben, oder doch Besserem Platz machen; denn das Pergament, auf das man schrieb, stand hoch im Preise, ja ward mit Silber aufgewogen. Um ein Meßbuch gab man gern ein Stück Landes; so hat z. B. im Jahre 1074 Mönch Ulrich von Benedictbeuern an einen Grafen von Botzen ein Meßbuch für einen umfangreichen Weinberg vertauscht. Auch die Dinte (atramentum) war ein theurer Artikel. Als die

Tegernseer das Glück hatten, durch ein weiteres Ingredienz einen neuen Saft zu erfinden, wurden sie von allen Seiten um Dinte bestürmt.

Bekanntlich haben sich die Benedictiner-Mönche große Verdienste um die Literatur erworben, namentlich durch Anfertigung von Klassiker-Abschriften. Benedictbeuern besaß im VIII. und IX. Jahrhundert die kostbarste und reichhaltigste Bibliothek in Bayern; zu Wessobrunn las man damals schon den Homer. Unter den Domschulen glänzten die zu Freising, Weihenstephan und St. Emeran in Regensburg.

Viele der alten Handschriften sind zu Grunde gegangen, besonders als nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine Zeit der Barbarei über die alten Mönchshandschriften hereinbrach. Sie wurden unbarmherzig zerschnitten und trotz der schönsten Initialen und andern kalligraphischen Schmuckes häufig zum Einbinden der neuesten typographischen Erzeugnisse verwendet. Das Pergament hatte schon früher durch Erfindung des Lumpenpapiers seinen Werth verloren. Die erste auf Papier ausgestellte Urkunde datirt vom Jahre 1301 und wurde zu Kaufbeuern aufgefunden; in der ehemaligen Münchener Vorstadt Au war bereits 1347 eine Papiermühle in Gang.

Im ausschließlichen Besitze wissenschaftlicher Kultur befand sich in der frühesten Zeit der geistliche Stand, der, um diese Kultur nicht aufzugeben, nothwendig die lateinische Sprache beibehalten und sich zugleich die Aufgabe stellen mußte, aus der Volkssprache allmählich eine Schriftsprache zu entwickeln, welche reich genug wäre, jene von außen übertragene Bildung aufzunehmen. Bis es aber dahin kam, währte es noch eine geraume Zeit. Inzwischen versuchten es die Klosterpoeten — und gar manches Kloster hegte innerhalb seiner Mauern ein dichterisches Talent — eigene Erfindung und Sagenstoffe in lateinische Hexameter zu kleiden; doch zählt die klösterlich-lateinische Epik nur wenige hervorragende Erzeugnisse, ausgenommen etwa den Ruodlieb des Tegernseer Mönchs Froumund, eine epische Dichtung aus dem X. Jahrhundert, die leider durch die Ungunst der Zeiten nur in wenigen Bruchstücken auf uns gekommen

ist, jedoch von einer Frische und Anmuth, die in einer mittellateinischen Dichtung doppelt anziehend wirkt.

Ebenfalls ein Ordensbruder zu Tegernsee war Metellus (1060), Verfasser der Quirinalen, eines Odencyclus oder lyrischen Epos zu Ehren des h. Quirin, des Hauptheiligen des Klosters. Als vielseitig gebildeter Mönch wird Konrad von Scheyern gerühmt, mit dem Beinamen des Philosophen, der den von ihm gezeichneten Bildern eine Unzahl zierlicher Reime und Gedichte beizuschreiben beliebte (1241). Adam, ein Mönch von Aldersbach, schrieb 1250 sogar eine Moraltheologie in Hexametern. —

Unbekümmert um die Klosterpoesie sang das Volk in den Bergen seine Schnaderhüpfel, diese bayrischen Distícha, seine Schmählieder und Trutzreime. So wurde fast vor 100 Jahren an den Ufern des Tegernsee's ein Schnaderhüpfel gesungen, das sich bis auf unsere Tage erhalten hat:

Du bist min, ich bin din:
Des solt Du gewis sin.
Du bist beslozzen
in minem herzen:
verlorn ist das slüzzelin:
du muost immer drinne sin.

Neben jenen Sängern aus dem Volke, die eine poetische Ader zu gelegentlichen Productionen befähigte, traten die eigentlichen Spielleute auf, die aus ihrem Singen ein Gewerbe bildeten und, als unruhige Wandervögel umherziehend, ein schnell verrauchtes Leben führten. Mancherlei Gesindel curirte unter diesem Namen: Gaukler und Puppenspieler und fahrende Schüler, die unter dem Vorwande, sich zum geistlichen Stande zu bilden, das unwissende Landvolk mit ihren Kniffen brandschatzten; dazu kamen die Kleriker, die, des ewigen Psalmodirens müde, über die Klostermauern sprangen, Vorbilder des Pfaffen von Kahlenberg, die mit Schwänken und lustigen Einfällen sich auf gut Glück umhertrieben.

Die fahrenden Spielleute trugen den Hort der alten, in der Ueberlieferung lebenden Lieder und Heldensagen von Dorf zu

Dorf, von Stadt zu Stadt, für bescheidene Gaben leiernd und singend. Die alten Lieder wurden im Gedächtniß der Sänger fortgepflanzt, endlich aus dem Munde des Letzten meist nur roh und ungenau für den Druck oder eine bloße Niederschrift aufgefaßt.

Dietrich von Bern war der erkorene Liebling der volksmäßigen Epik, sodann kam der mächtige Wolf Dietrich nach Bayern. Eckenausfahrt, Sigenot und Laurin wurden zuerst in Bayern gedruckt, letzterer vielleicht sogar in Bayern gedichtet. Die Sage von Herzog Ernst von Schwaben soll zuerst im Kloster von St. Gallen aufgeschrieben worden sein; von da kam das Lied oder Buch nach Tegernsee (1180), was bei dem literarischen Verkehr der beiden Benedictinerstifte leicht denkbar ist. Dagegen scheint die Sage von Heinrich dem Löwen, obgleich dieser der Gründer der Stadt München gewesen, in Bayern weniger bekannt worden zu sein.

Zweifelhaft erscheint, ob die im X. Jahrhundert (970—984) von Konrad, dem Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau, in lateinische Form gebrachten Siegfrieds- und verwandte Lieder wirklich die Grundlage des Nibelungenliedes bilden, dieses Kronjuwels volksthümlicher Epen. Bekanntlich hat in jüngster Zeit Franz Pfeiffer den Nachweis zu liefern versucht, daß der Kürenberger, (XII. Jahrh.) ein Oesterreicher aus der Gegend von Linz, der Dichter des Nibelungenliedes sei; doch sind die Acten in diesem Streite noch lange nicht geschlossen.

Mit dem XIII. Jahrhundert beginnt die ritterliche Kunstepik, die auch in Bayern manche hohe Pfleger fand, so z. B. die Herzoge zu Landshut, die Grafen von Bogen, von Andechs u. A.

Der größte unter den Meistern der höfischen Erzählungskunst, Wolfram von Eschenbach, nennt sich selbst einen Bayern, obwol er gerade den Bayern nicht sonderlich feines Geschick einräumt, ihnen jedoch nachrühmt, daß, wenn Einer die gewöhnliche Grenze überschritten, derselbe ein ganz ausgezeichneter Mann werde. Gebürtig aus dem zwischen Ansbach und Gunzenhausen gelegenen Städtchen Eschenbach, konnte er sich deshalb einen Bayern nennen, weil sein Geburtsort in dem damals zu Bayern gehörigen Nordgau lag.

Der berühmte Dichter des Parcival, Willehalm und Titurel liefert begreiflicherweise höchst ergiebigen Stoff für eine „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern"; für unsern Zweck wird es jedoch genügen — so sehr wir erfreut sind, in diesem Dichterheros, dessen weisheitsvolle Kunst schon im XIII. Jahrhundert sprichwörtlich geworden war, einen Landsmann begrüßen zu dürfen — (für unsern Zweck, sage ich, wird es genügen), auf jene monographischen Arbeiten zu verweisen, die, wie z. B. San Marte's Parcivalstudien, die Verdienste des Sängers und Ritters bereits in das hellste Licht gestellt haben. Nur sei es anzumerken erlaubt, daß H. Dr. Holland gegenüber der allgemeinen Annahme von Wolfram's Unkunde des Lesens und Schreibens die bezügliche Stelle: „ine kan decheine buochstap" so deutet, als sei das ein Hieb auf die gelehrten Poeten seiner Zeit, die, wie Gottfried von Straßburg u. A., eigentliche Studien gemacht hatten, ohne jedoch, wie Wolfram, das ritterliche Waffenwerk zu treiben.

Als nachgeborener Sohn ohne Antheil an den Besitzungen seiner Ahnen, hätte er bei seiner Armuth, über die er öfters und nicht ohne Bitterkeit klagt, keinen Schreiber zu halten vermocht; überdieß ließen sich epische Dichtungen nicht dictando verfassen, wie ein Roman von Hackländer; endlich sei die Erwerbung so umfassender Literaturkenntnisse, wie Wolfram sie besaß, ohne Autopsie und eigenes Lesen nicht möglich. Es ist hier nicht der Ort für weitere Begründung oder Widerlegung dieser Ansicht, die einfach erwähnt zu haben genügen wird.

Ebenfalls dem fränkischen Adel, wie Wolfram, gehörte auch Wirnt von Grävenberg an, demselben Gräfenberg, das im 15. Jahrhundert durch Kauf an Nürnberg kam. Wirnt dichtete (zwischen 1210 und 1212) den Wigalois, indem er sich anfangs Hartmann von Aue, später Wolfram zum Muster nahm; ja das ganze Gedicht stellt sich, wie Holland meint, als eine Copie des Parcival heraus.

An den Parcival und die Artussage lehnt sich ferner „der âventiure krône" von Heinrich von dem Türlin, der, wie

W. Wackernagel annimmt, aus Steyer war, während Dr. Karl Roth den Namen (Heinricus apud portulam) in einer Urkunde des Reichsstifts Niedermünster zu Regensburg v. J. 1240 aufgefunden hat. Ueber sein 30000 Verse umfassendes Werk hat Gervinus ein vielleicht allzustrenges Urtheil gefällt.

Von ruhmredigen Autoren des 15. Jahrhunderts mit Wolfram gleichgestellt wurde Hadamar von der Laber, der, ein Vorläufer des Theuerdank, an dem Hofe Ludwig's des Bayern lebte. Seine Dichtung ist von den Abschreibern vielfach verändert worden, so daß kaum eine Strophe in allen Handschriften dieselbe verblieb.

Wolframs Willehalm wirkte maßgebend auf die Legendendichtung Reinbot's von Durne, der, vermuthlich von dem in der Nähe von Straubing gelegenen Schlosse Wildthurn an der Isar stammend, noch vor der Mitte des XIII. Jahrhunderts im Auftrage des Herzogs Otto des Erlauchten und dessen Gemahlin sein Buch vom h. Georg dichtete. — —

Tief ergreifend mögen diese und ähnliche Legendendichtungen auf fromme Leser gewirkt haben, wie denn auch von dem Bischof Gunther von Bamberg (1057—65) berichtet wird, er habe durch seinen Kanonikus Ezzo ein Lied machen lassen, das von solcher Wirkung gewesen, daß Viele, nachdem sie dasselbe gelesen, der Welt entsagten und in ein Kloster giengen. —

Der Mariencultus, der in Bayern so alt wie das Christenthum ist, hat Stoff und Anlaß zu vielen Dichtungen gegeben. Bereits im XII. Jahrhundert hatte der Presbyter Botho des Benedictinerklosters Prieflingen bei Regensburg ein liber de miraculis S. Mariae, eine ganze Sammlung von Marienlegenden, gedichtet. Bedeutender sind jedoch die „driu liet von der maget" des angeblichen Wernher v. Tegernsee, eine Dichtung, für welche der erste Herausgeber Oetter (1802) in Erinnerung an die Klopstock'sche Messiade den prunkenden Titel „Mariade" ersann. Der Verfasser selbst wurde irrthümlicher Weise als eine Art Universalgenie gepriesen; er sollte nicht bloß zahlreiche lateinische und deutsche Werke des verschiedensten Inhalts verfaßt, sodann eine aus-

gebreitete und gründliche Beleſenheit gehabt haben, ſondern auch nebenher Geograph und Mathematiker, Maler und Briefſchreiber, Chemiker und Botaniker geweſen ſein, auch als Staatsmann ſich mit Glück verſucht, zugleich aber — was man ihm als Poeten ſchon zu gute halten muß — in der Liebe allerhand Kämpfe und Abenteuer beſtanden haben. Dieſe Annahmen beruhen jedoch auf bloßen Mißverſtändniſſen, deren Grund einfach darin liegt, daß man drei Männer mit Namen Wernher, die allerdings im Kloſter Tegernſee lebten, mit dem Verfaſſer der „driu liet von der maget“ verwechſelte. Der erſte, berühmt als Künſtler in Verzierungen mit Gold und Siber, desgleichen als Glasmaler, lebte von 1068—91; ein zweiter war Schatzmeiſter und Kämmerer des Kloſters und ſtarb 1199; ein dritter endlich, 1197 geſtorben, hat ſich in verſchiedenen Handſchriften als Diakonus und Scholaſticus eingeſchrieben. Dagegen war derjenige Wernher, von dem die mehrgenannten Lieder herſtammen, gar nicht Mitglied eines Kloſters, vielmehr, wie er ſelbſt angibt, Weltprieſter. Derſelbe ſchrieb die Marienlieder im J. 1172, und zwar auf Veranlaſſung ſeines Freundes Manigolt, vielleicht desſelben, der 17 Jahre ſpäter (1189) Abt zu Tegernſee wurde. Die Dichtung, obgleich nicht in Tegernſee entſtanden, ſtammt dennoch von einem bayeriſchen Dichter, wie Sprache und Reim beweiſen. —

Von Mariä Himmelfahrt (unser vrouwen hinfart) erzählt Konrad von Heimesfurt (einem öttingiſchen Dorfe, jetzt Hainsfahrt genannt) um das Jahr 1210 nach einer lateiniſchen Quelle, mit frommer Wärme und ohne ſich in Einzelnheiten zu verlieren, dazu in den gewandten Formen und faſt ganz in den reinen Reimen der höfiſchen Poeſie.

Aus der Gattung des Lehrgedichtes ſeien in Kürze nur zweier Erſcheinungen gedacht, zunächſt des ſogenannten Winsbeke oder „des vaters lêre“, einer Dichtung aus der 1. Hälfte des XIII. Jahrhunderts, über deren Verfaſſer nichts feſtgeſetzt iſt; doch wird der Name von dem fränkiſchen Städtchen Windsbach (bei Ansbach) abgeleitet.

Eine im Mittelalter viel gelesene Dichtung oder vielmehr Sammlung von Betrachtungen, Beispielen, Sprüchen und Maximen, bekannt unter dem Namen „Renner," hat zu seinem Verfasser Hugo von Trimberg, der zwischen 1235 und 1315 lebte und Rektor war an dem Collegiatstifte in der Tewrstadt (später Steinweg, jetzt Königsstraße) zu Bamberg. —

In festeren Zusammenhange mit der epischen Poesie, namentlich mit der Legendendichtung stehen die sog. Reimchroniken, unter denen die in bayr. Mundart verfaßte Kaiserchronik in erster Reihe erscheint. Sie ist eine Sammlung von Legenden und Historien, die bis auf Kaiser Lothar II reicht, wahrscheinlich um 1150 entstanden ist und seitdem zum öftern umgearbeitet wurde. Gleiches Ansehen genoß im Mittelalter die Weltchronik des Rudolf von Ems, welche nach 1347 von Heinrich von München neu aufgenommen und überarbeitet wurde, jedoch in einer Weise, die, obwol dem Geschmacke der damaligen Zeit gemäß, ebensowenig historischen Sinn als dichterisches Talent bekundet, indem Stellen aus allen möglichen Kunst- und Volksepen darin zusammengetragen sind.

Ein anderer Münchener, Hans Sendlinger, schrieb zu Ende des XIV. Jahrh. ebenfalls eine Reimchronik, und zwar auf die Aufforderung Heinrichs, Landgrafen von Thüringen.

Ein dritter Münchener, der Hand anlegte an ein ungeheuerliches Sammelwerk, ist Ulrich Fürterer, Maler, Poet und Chronist. Er hat alle Romane vom Gral und der Tafelrunde in Einen Cyclus gebracht, der durch nichts als die überall angewendete Titurelstrophe zusammenhängt.

Auch Kaspar von der Roen, der sich selbst als einen Franken und aus Münnerstadt gebürtig bezeichnet, bearbeitete mehrere alte Heldensagen. „In dieser überaus rohen, geistlosen und von Seiten der Sprache ganz barbarischen Behandlung zeigt sich, wie Koberstein (Grundriß I. 342) bemerkt, das volksthümliche Epos vor seinem völligen Erlöschen auf der tiefsten Stufe der Entartung."

Nachdem wir, wenn auch nur flüchtig und kurz berührend, dem

Entwickelungsgang der epischen Dichtung bis zu ihrem Verfall gefolgt sind, wenden wir uns der lyrischen Dichtung zu, um den Antheil, den Bayern an ihrer Ausbildung genommen, weniger zu bestimmen, als anzudeuten.

Zunächst ist es das Kirchenlied, das unsere Aufmerksamkeit verdient. Freilich waren es anfangs nur lateinische Hymnen, die, oft mit Tonzeichen oder Neumen versehen, beim Gottesdienste gesungen wurden. Von Rom aus, wo Pabst Gregor der Große (590—604) Kirchenlieder gesammelt und selbst gedichtet hat, kam der Kirchengesang mit dem h. Bonifacius auch nach Deutschland, wo dieser Apostel der Deutschen an allen Bischofssitzen und Klöstern Sängerschulen errichtete.

Zu Freising kam die Kirchenmusik so in Blüthe, daß der Ruf davon nach Italien erscholl und Pabst Johann VIII sogar bayrische Orgelspieler von Freising nach Rom berief.

Das älteste deutsche Lied, welches uns aus dem IX. Jahrhundert erhalten ist, besteht aus drei Strophen auf den h. Petrus, die sich in einem Freisinger Codex finden.

Daß geistliche Lieder auch öffentlich gesungen wurden, bezeugt der Reichersberger Propst Gerhot, der ungefähr um 1148 in einem goldenen Commentar der Psalmen schreibt, daß im Munde der weltlichen Gottesstreiter Gottes Lob allgemeiner werde; denn es sei Keiner im ganzen christlichen Reiche, der die häßlichen weltlichen Lieder öffentlich zu singen wage, sondern die ganze Welt jubele Christi Lob auch in Liedern der Volkssprache, am meisten unter den Deutschen, deren Sprache zu wohlklingenden Liedern geeignet sei.

Doch darf mit Recht bezweifelt werden, daß, wie eine unverbürgte Urkunde aus dem Jahre 1323 meldet, beim Gottesdienste in Bayern deutsch gesungen worden sei.

„Man sang geistliche Lieder auf Bittgängen, Wallfahrten, beim Antritt und Verfolg von Seereisen, vor, während und nach der Schlacht, auch wohl bei Umzügen an Kirchenfesten, bei Aufführung geistlicher Schauspiele und andern zur Andacht auffordernden Gelegenheiten.“ (Koberstein I, 262). „Für alle solche Lieder scheint

der Name Leiſe oder Leiſen üblich geweſen zu ſein, der ſich auch noch ſpäter lange erhielt."

Viele, obwohl meiſt einfache geiſtliche Lieder ſangen die Geißler oder Flagellanten, die im XIII. Jahrh. (z. B. in der Gegend von Freiſing 1260—62), beſonders aber im XIV. Jahrh. auftraten.

Im XV. Jahrh. verbreiteten ſich mehr und mehr Ueberſetzungen der alten lateiniſchen Kirchenhymnen. In der zweiten Hälfte des XV., noch mehr aber im XVI. Jahrh. kam der Geſang geiſtlicher Lieder ſehr in die Höhe; man dichtete ſogar weltliche Lieder auf „geiſtig" um und benutzte die alten wohlbekannten Melodieen.

Die Verfaſſer gar vieler geiſtlichen Lieder ſind unbekannt; nicht wenige ſtammen von Laien, wie denn auch Hugo von Trimberg in ſeinem „Renner" ſagt: „der laien leiſe durch tiutſchin lant ſind einveltec und daß bekannt denn manec kunſt, ûf die geleit iſt groziu koſt und arbeit."

Wie dem deutſchen Kirchenlied das lateiniſche vorangeht, ſo auch dem ritterlichen Minnegeſang eine lateiniſche Lyrik.

Die Mönche von Benediktbeuern hatten im XIII. Jahrh. eine ſchöne Sammlung von Frühlings-, Liebes- u. a. Liedern angelegt, die unter dem Namen Carmina burana von Schmeller veröffentlicht worden ſind. Unter ihnen, deren Verfaſſer man nicht kennt, finden ſich auch auch einige deutſche, ſo das bekannte Spottlied:

Waere die werlt alle min
Von dem mere unze an den Rin,
Des wolt ich mich darben
Daß diu künegin von Engellant
läge an minen armen!

Die Königin von England iſt die reiche, ſchöne und leichtfertige Alienor von Poitou, die Gemahlin Heinrichs II. (1154—1204).

Unter den Sängern des ritterlichen, höfiſchen Minneſangs kann der von Kürenberg nur inſofern als bayriſcher Sänger aufgefaßt werden, als die Herren von Kürenberg auf dem Waldgebirge gleiches Namens, eine Stunde weſtlich von Linz, noch vor der Tren-

mung Oesterreichs von Bayern seßhaft waren, wie sie denn auch in einem Passauer Saalbuch v. J. 1140 und in einer Salzburger Urkunde von 1150 genannt werden.

Auch der Minnesänger Dietmar von Eist steht schon 1142 im Schenkungsbuch der Propstei Berchtesgaden; Herr Meinloh von Sevelingen war ein Dienstmann des Grafen von Dillingen. In weiterer Reihenfolge treffen wir auf die Burggrafen Heinrich und Otto von Rietenburg, (1179) deren gleichnamiges Stammschloß bei Kehlheim an der Altmühl längst in Trümmern liegt. Ob auch Reinmar der Alte oder der von Hagenau für einen Bayern zu halten, ist ungewiß; aber ganz entschieden soll, wie D. Holland meint, der größe von allen, Walther von der Vogelweide für einen Franken von Geburt gelten, weil er, wie aus dem Spruche vom Nürnberger Hoftage hervorgehe, den fränkischen Adel unsere Fürsten nenne. Für Bayern müsse er umsomehr in Anspruch genommen werden, als er in mancherlei Beziehungen zu diesem Lande, dessen Fürsten und Herren gestanden. So sei er zuerst auf Welf I, der 1191 starb und auf den er einen Spruch gedichtet, getroffen; sodann sei er, vielleicht beim ersten Wegziehen von Wien, durch Altbayern geritten und hätte sich nach Tegernsee gewendet, dessen Gastlichkeit man ihm gerühmt, daselbst jedoch keine absonderlich freundliche Aufnahme gefunden; ferner sei er von Ludwig dem Kehlheimer, der 1231 durch Meuchelmord fiel, beschenkt worden und mit dem Grafen von Andechs, der ihm mancherlei Liebes erwiesen, bekannt gewesen. Von Kaiser Friedrich II. soll er mit einem Hofe zu Würzburg (in dem jetzigen Elephantengäßchen daselbst) belehnt worden sein, in welcher Stadt, und zwar im Lustgärtlein des neuen Münsters man auch sein Grab vermuthet.

Ein Bayer, oder nach J. Grimm, ein Oesterreicher war Neidhardt von Reuenthal (1217—43), dessen Gut, wie D. Holland glaubt, bei Vilsbiburg lag. Dieser Herr hatte es besonders auf die Bauern abgesehen, deren Mägdelein ihm gar sehr in die Augen stachen. Das Fräulein in Stall und Scheune wird von

Herrn Neidhart mit ganz höfischen Redensarten gefeiert; sie ist, wie dem unsterblichen Ritter von der Mancha, seines Herzens Königin.

Von ihm, dem H. Heine des XIII. Jahrh., wenden wir uns zu dem Moses Mendelssohn unter den Minnesingern, dem Herrn Suezkint von Trimberg, der, ein Israelite, in Würzburg gelebt haben und ein Arzt gewesen sein soll, welch' Metier von D. Holland daraus geschlossen wird, daß Süßkind in einer Strophe umständlich von der Bereitung der Tugendlatwerge handelt, deren Büchse der Leib ist. Uebrigens zählt Süßkind wirklich zu den tiefsinnigsten Dichtern, und aus seinem „Lob Gottes" klingt derselbe große Geist, wie aus Lord Byrons hebräischen Melodieen.

Seßhaft auf der Burg Brennenberg bei Regensburg war H. Reinmar von Brennenberg, der um das Jahr 1256 aus unbekanntem Anlasse mit mehreren seiner Mannen von den Regensburgern erschlagen wurde. Dies unglückliche Ende des Dichters gab Anlaß zu einem Volksliede, welches berichtet: wie der Brennenberger viel von einer schönen Frau gesungen, deren eifersüchtiger Mann ihn getödtet, ihm das Herz ausgeschnitten und seiner Frau zu essen gegeben, sodann ihr den Gräuel offenbart habe, worauf diese, ihre Unschuld betheuernd und fortan aller Speise entsagend, am eilften Tage stirbt und der Mann sich ersticht.

Unter den bayerischen Minnesängern erscheint auch Hilbolt von Schwangau (c. 1250), demselben Hohenschwangau, aus dessen Trümmern König Max II. die reizende Burg gleiches Namens erhoben hat.

Die räthselhafte Person des Tanhauser als bayrischen Dichter anzuerkennen, weil 9 Orte mit Namen Tanhausen in Daisenbergers geographischem Handlexikon verzeichnet stehen, heißt dem geduldigen Leser viel zumuthen, nicht minder auch den, obwol von einer bayr. Herzogstochter in dem nahe bei Landshut gelegenen Schlosse Wolfstein (25. März 1251) geborenen Konradin, den letzten der Hohenstaufen.

Die Namen der bayr. Herzoge, deren Lob von Minnesängern verkündet worden, hier aufzuzählen, wäre ebensowenig am Orte, als

die Kennzeichnung der fahrenden Sänger, die, wie der Grünenwald, von Strauchdolchen und Zechbrüdern ſich oft kaum merklich unterſchieden, und bisweilen einige Strophen nur deshalb zuſammenreimten und leimten, um einen reichen Herrn geneigt zu machen, ihre Zechſchulden zu bezahlen.

Als eine Art Neidhart, nur von geringerer Bedeutung, erſcheint noch im XV. Jahrh. Hans der Heſſellober, der, ein Freund des Bauernlebens, dasſelbe mit derbem, aber ſicherm Griffel zeichnet, und 1470 wſch. zu Pähl am Ammerſee ſtarb.

Der Minneſang hatte ausgeklungen; die Poeſie war zünftig geworden durch die Meiſterſänger, die in ihren Singſchulen zu Nürnberg und Augsburg, Regensburg und München nicht ſelten die unerquicklichſte Reimerei hegten und pflegten, während ſie ſich ſelbſt als die Forterhalter und Pfleger der von den höfiſchen und meiſterlichen Dichtern des XIII. Jahrhunderts geübten lyriſchen Kunſt betrachteten.

Erquicklicher als der Meiſtergeſang und die Productionen der ſogenannten Spruchſprecher, von denen jedoch des Nürnbergers Hans Roſenplüt mit allen Ehren gedacht ſei, erſcheint das deutſche Volkslied, das beſonders um das Ende des XV. Jahrh. geblüht haben ſoll. Doch den Antheil Bayerns an der Entwickelung des deutſchen Volksliedes zu beſtimmen, iſt nicht wohl möglich; das Volkslied hat keine geographiſche Heimath; in ihm fühlt man, wie Heine ſagt, den Herzſchlag des deutſchen Volkes. Es mag hier genügen, das Liederbuch der Augsburgerin Clara Hätzlerin zu erwähnen, die eine Sammlung von Volksliedern im J. 1471 vollendete. —

Als die Lyrik bis zu ihrer höchſten Ausbildung, d. h. bis zum höchſten Grade ihrer Verſchiedenheit von der Epik gediehen war, kehrte ſie, wie W. Wackernagel bemerkt, in dieſen ihren Gegenſatz, dem ſie aber zugleich ihren Urſprung verdankte, zurück, und es entſtand aus der Verſchmelzung des Weſens beider das Drama. In Deutſchland war das Drama von den älteſten Zeiten her angebahnt; aber es gelangte ſehr ſpät zu eigentlicher Blüthe.

Jene dramatiſche Dichtungen, die als die älteſten auf uns gekommen ſind, hatten ihren Urſprung wahrſcheinlich nicht auf deutſchem Boden und im deutſchen Volke: ſie ſtanden, da ſie nur die Feierlichkeiten der Kirche noch herrlicher machen ſollten, im Dienſte der Geiſtlichkeit und waren deshalb, freilich ganz nach mittelalterlicher Weiſe, in lateiniſcher Sprache abgefaßt. „Dergleichen Myſterien (ſo benannt, weil ſie die geheimnißvollen Wunder des chriſtlichen Glaubens darſtellten) beruhten unzweifelhaft auf alten Ueberlieferungen aus den Zeiten der römiſchen Literatur; aber ſie bequemten ſich dem Zuſtande der Nationalliteratur des Mittelalters, und ſo ſind auch die im XII. Jahrh. in Deutſchland verfaßten noch ſo roh und ungeſchickt dramatiſirt, in einem ſo unverſchmolzenen, bloß mechaniſchen Gemiſche von Epos und Lyrik, wie es damals allein noch möglich war, wo die deutſche Lyrik ſelber erſt ihren Anfang nahm."

Zu den älteſten geiſtlichen Schauſpielen zählt wohl das aus dem IX. Jahrh. ſtammende, das, von Schmeller in einer Freiſinger Handſchrift aufgefunden, die Anbetung der Weiſen zum Gegenſtande hat, jedoch nur in wenigen Bruchſtücken erhalten iſt. Eine andere Freiſinger Handſchrift, „Ordo Rachelis" betitelt, enthält eine Darſtellung des bethlehemitiſchen Kindermords.

Von einem Tegernſeer Mönch (dem fabelhaften Wernher) wurde das erſte große religiös-politiſche Schauſpiel zuſammengefügt: Das Myſterium von der Ankunft und dem Untergang des Antichriſts. An dieſes reiht ſich das Weihnachtsſpiel von Benedictbeuern.

Die ſchon erwähnte Handſchrift der Carmina burana enthält auch ein Paſſionsſpiel, das, während die vorhergehenden ſämmtlich noch in lateiniſcher Sprache ſich bewegen, größtentheils deutſch iſt.

Aus dieſen Myſterien entwickelten ſich auch die Paſſionsſpiele, welche das Volk ſpäter ſelbſt aufführte. An der Spitze derſelben ſtehen die Ammergauer Paſſionsſpiele, die durch ein Gelübde der Gemeinde im J. 1634 auf zehnjährige Wiederholung feſtgeſetzt wurden und ſich, wie bekannt, bis auf die neueſte Zeit erhalten haben.

Obwol die geiſtlichen Schauſpiele aus dem kirchlichen Gottes-

dienſte erwachſen ſind, ſo finden ſich doch in ihnen neben dem liturgiſchen auch weltliche und und komiſche Grundbeſtandtheile, die nicht blos ſpätere Zuthat ſind. So enthält z. B. das vorhin erwähnte aus dem IX. Jahrh. ſtammende Schauſpiel die Scene, daß Herodes aus Anlaß der Anfrage der h. 3 Könige wüthend wird, ſie ſchmäht und ihnen ihre Bücher an den Kopf wirft.

Das Ueberwuchern des Komiſchen und Poſſenhaften war wohl auch der Grund, daß noch im XIII. Jahrh. Päbſte und Biſchöfe gegen den Unfug der theatraliſchen Spiele in den Kirchen und die Theilnahme der niederen Geiſtlichen daran eiferten.

Die Mitte zwiſchen den Myſterien und den ſog. Faſtnachtsſpielen halten diejenigen Dramen, welche der Legendendichtung entſtammen. So wurde z. B. die Legende von St. Georg zu einem prunkvollen Schauſpiel verarbeitet, welches im J. 1473 in Augsburg zu Ehren der Anweſenheit des Kaiſers Friedrich III. aufgeführt wurde. (Ein anderes in einer Augsburger Handſchrift auf uns gekommene Spiel handelt von der Auffindung des heil. Kreuzes.)

Ob die Charakterfigur des Hanswurſtes wirklich Eigenthum des altbayeriſchen und beziehungsweiſe öſterreichiſchen Volkes iſt, mag dahin geſtellt bleiben; dagegen erſcheint es unzweifelhaft, daß das Faſtnachtsſpiel, in welchem der Volkshumor den weiteſten Spielraum fand, ſeine Heimath vorzugsweiſe in Nürnberg hat, wo Roſenblüt der Schnepperer und Hans Folz ihre Schwänke dichteten. Einem Nürnberger, dem wackeren Hans Sachs, war es auch vorbehalten, das deutſche Schauſpiel weiter zu bilden; doch gehört ſein Wirken einer Zeit an, die ſchon jenſeits der Grenzen liegt, bis zu denen gegenwärtige Darſtellung ſich erſtrecken darf. Nur ſo viel ſei ſchließlich zu bemerken geſtattet, daß die dramatiſche Kunſt immer ſchnellere Fortſchritte zur letzten Ausbildung machte, und daß wir uns jetzt wahrſcheinlich eines ſelbſtändigen nationalen Drama's freuen und rühmen könnten, wäre nicht das XVI. u. XVII. Jahrhundert mit all ſeiner Unruhe und ſeinem Elende dazwiſchen gekommen.

Minneſota.

Eine Skizze von Robert Dodge in Newyork.

Minneſota, oder wie dieſer indianiſche Name wörtlich beſagt, „das Land der himmelblauen Waſſer" iſt der äußerſte nordweſtliche Staat im Miſſiſſippithale der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es iſt der jüngſte dieſer noblen Reihe, kaum fünf Jahre alt als ein ſolcher. Erſt vor zwölf Jahren trat er aus der Immenſität unkultivirter Steppen als ein organiſirtes Gebiet hervor, deſſen Einwohner, bis zu den letzten Jahren herauf faſt ausſchließlich aus wilden Indianerſtämmen beſtanden, den Sioux und Chippuvas, die ſtets auf dem Kriegspfad gingen und unter ihnen eine kleine Zahl Pelzhändler größtentheils Miſchlinge und die wenigen Regierungsbeamten. Da begann vor fünf Jahren die Einwanderung und in ſolcher Ausdehnung, daß in unglaublich kurzer Zeit die Baſis für eine bundesgeſetzliche Repräſentation und für einen ſelbſtſtändigen Staat gegeben war. Im Jahre 1860 hatte die Bevölkerung die Zahl von 200,000 überſchritten, obwohl noch die Hälfte des Landes ohne alle Controle war.

Die geographiſche Lage dieſes großen Territoriums fällt zwiſchen $43^1/_2{}^0$ bis 49^0 nördliche Breite und 89^0 29′ bis 97^0 5′ weſtliche Länge, begränzt im Norden durch die brittiſchen Beſitzungen, im Weſten durch das Dacotah-Gebiet, im Süden durch den Staat Jowa und in Oſten durch den Staat Wisconſin und die Flüſſe

St. Croix und Mississippi; sein Flächeninhalt ist nicht weniger als 82000 engl. Quadratmeilen, wovon 65000 □Meilen als die fruchtbarste unter der Sonne gelten können.

Dieser junge Riesenstaat scheint uns Bewohnern atlantischer Städte oder den Europäern eine weit entlegene Wildniß zu sein, und doch wenn wir dahin reisen oder auch nur einen Blick auf die Karte werfen, so finden wir zu unserm Erstaunen, daß Minnesota gegenwärtig in der That der geographische Mittelpunkt von Nordamerika ist; es ist die große Wasserscheide des Mississippithales, die Quelle seiner Flüsse, zunächst des Vaters der Ströme, des gewaltigen Mississippi, der aus dem geheimnißvollen See Itasca seine Wägen hervorwälzt und durch den Red River des Nordens seine westliche Grenze säumt; es sendet des Saskatchewen befruchtende Fluthen durch britisch Columbien, die Rocky Mountains durchbrechend weithin zum stillen Ozean.

Schau wohin du willst und Minnesota ragt empor in Majestät über diesen mächtigen Continent als sein rechter und natürlicher Beherrscher, der in seiner Hand hält die Schlüssel aller Seen und Flüsse und die Pfade des Handels sowohl mit den Bewohnern der Küsten als mit den übrigen Welttheilen.

Unsere Absicht ist heute mit wenigen Zügen die gegenwärtige Lage dieses Landes darzustellen. Der Name: „Land der himmelblauen Wasser" ist treffend gewählt. Die Seen von Minnesota belaufen sich auf mehrere Tausende von jeder Größe vom kleinsten Wasserspiegel hinauf bis zu 60 Meilen langen Binnenmeeren wechselnd in malerischer Verschiedenheit an Ufern und Umgebungen. Die ursprünglichen Einwohner hießen ehedem „das Volk der Seen", sie bevölkerten die große Wasserscheide der nördlichen Hochlande (Terres hautes) deren Zuflüsse den Waldsee, den Winnipeg und den Saskatchewan in britisch Columbien nähren, während im Süden der große Caß-See, der Itasca und viele andere Wasserbassins von großer Tiefe und Ausdehnung außer dem Mississippi noch manchen bedeutenden Fluß aussenden und so die Wasserstraßen des Westthales vermitteln.

Unterhalb dieſer Kette von Seen liegt die Gruppe, welche die Reis-Seen genannt wird, mächtige Becken klaren glänzenden Waſſers voll, umgürtet von dichtem Gebüſch der hohen ſchwankenden wilden Reispflanze, wo Schwäne und Tieger-Enten, wilde Gänſe ſammt langfüſſigen Reiherarten und anderen Sumpfvögeln in ungetrübter Ruhe niſten. Und tiefer im Süden folgt noch ein Kranz anderer ähnlicher Gewäſſer in bunter maleriſcher Abwechslung ſo zahlreich, daß es unmöglich iſt ſie nur annähernd zu beſtimmen.

Ein herrliches Land fürwahr mit ſeiner üppigen Fülle von Erde und Waſſer, mit ſeinem köſtlichen zu jeder Jahreszeit durch eine wohlthätige Feuchtigkeit gemilderten Klima, ſo daß nach einer ſeit 40 Jahren genau geführten Beobachtung der Thermometer niemals über 70° und nie unter 16° kam und die Mitteltemperatur durchſchnittlich 44° Fahrenheit angenommen werden kann. Sein Klima iſt unſchätzbar. Der Lungenkranke, auf dem ſandigen Boden ſeiner Heimath von Tag zu Tag hinfälliger werdend, fühlt in dieſer Luft neues Leben in ſeinen Adern, von allen Seiten und in jeder Jahreszeit namentlich aber im Winter kommen Schaaren von Hülfeſuchenden herbei. Die Luft iſt hier wie mit Zaubermacht erfüllt, ſie erkräftigt und ſpannt den Körper in ungeahnter Weiſe, hier gibt es keine lokalen Uebel wie in ſo manchen weſtlichen Staaten. Der Einwanderer wird geſünder und kräftiger durch die Arbeit in dieſer prächtig friſchen Seeluft, auf dieſen blühenden Steppen unterbrochen von üppig grünenden Hügeln und Eichengruppen, welche zuweilen in regelmäßigen Alleen und Reihen dem erſtaunten Blicke ſich zeigen, als wären ſie von Menſchenhänden ſo regelmäßig dahin gepflanzt werden.

Bei ſolchen klimatiſchen Verhältniſſen können natürlich nur die Produkte der gemäßigten Zone erzeugt werden, aber dieſer Staat reiht ſich in dieſer Beziehung bereits an die ergiebigſten an, obſchon erſt kaum ein Drittel ſeines Bodens kultivirt iſt. Man erntet bereits über 7 Millionen Buſhel Weizen und in demſelben Verhältniß geſtaltet ſich der Ertrag in allen anderen Früchten. Was wird dieſes Land erſt hervorbringen, wenn ſeine Bevölkerung die des

britischen Inselreiches überstiegen haben wird? Der Vortrab dieser kommenden Nationen kann nicht sehr weit entfernt sein, wir hören schon jetzt ihre Fußtritte wie sie fest und sicher über die Alleghanies schreiten und niederwandeln durch die weiten Savannen des Ohio, der Seen und des Mississippi in jenem unaufhörlichen Vordringen der Menschheit nach dem Westen, das der ewige Gott so angeordnet hat wie den Lauf der Sterne. Die heutige Generation wird ohne Zweifel in Minnesota schon eine Volksmenge entstehen sehen, so groß als die der sechs Neu-England-Staaten zusammengenommen.

Bei dem ersten Hervortreten dieses Landstriches in die zivilisirte Existenz, bislang nichts weiter als die Jagdgründe der wilden Sioux und Chippuvus, nun im Jahr 1849 mit Dakotah zu einem Gebiet erhoben, entzifferte die Volkszählung 4049 Pelzhändler, Mischlinge und Grenzer. Im Jahr 1857 kurz vorher ehe dieses Gebiet als Staat anerkannt wurde, zählte man schon 150,007 Seelen und in 1859 bei der Abstimmung über eine Constitution 175,000. Der letzte Zensus von 1860 ist noch nicht veröffentlicht, scheint vielmehr bis zur Unterdrückung des Aufstands zurückgehalten zu werden. Ohne Zweifel hat es jetzt eine Einwohnerzahl von 300,000 erreicht oder selbst überschritten. Die Zunahme der Bevölkerung berechnet sich in den Jahren 1849 und 1859 auf 3322% oder sie hat sich verdreißig und vierzigfacht, ein Wachsthum, der ohne Gleichen dasteht so in Amerika wie in Europa. Die Grundursache der verrätherischen Rebellion, welche von den waghalsigen Führern des Südens zur Infamie eines brudermörderischen Kampfes gegen Vater Washingtons Constitution und Regierung und gegen seine Kinder getrieben worden ist, liegt tiefer als in einer oberflächlichen Erbitterung, sie ist klar dargestellt durch den Zensus der Union von 1850.

Dieser Zensus wies nach, daß die am Meer gelegenen Staaten zusammen eine Population von 11,174,464, die Binnenländer aber eine solche von 13,716,406 Seelen hatten.

Unter diesem Binnenland verstehen wir jenes gewaltige Thal westlich vom Alleghanny-Gebirge und im Norden von dessen Ausläufern, welches hinunter reicht bis an die Grenzen der südwest-

lichen Baumwollenstaaten. Diese ungeheure Ebene beginnt im Norden bei den metallhaltigen Gebirgszügen der Südufer des Lake Superior, lauft im Westen fort bis zu den Rocky mountains (Felsengebirge) lehnt sich im Westen an das Alleghanny-Gebirge und streckt östlich den Arm bis nach Canada. Es ist die Region des gemäßigten Klimas und der Hülsenfrüchte, der Aufenthalt des strebenden weißen Mannes und hat nur Raum für den hülflosen Afrikaner, wenn er als freier Mann geneigt und geschickt ist sein Brod im Schweiße seines Antlitzes zu erwerben, nicht der Knecht eines Herrn, sondern Gott allein unterthan und den Gesetzen des Landes.

Der Zensus der Union von 1850 trug sofort das Gewicht der politischen Macht und mit ihm die Leitung der Staatsregierung damals schon auf die Staaten des großen Westens über, wenn sie es erfaßt hätten rasch ihre Interessen zu vereinigen; aber diese Vereinigung wurde durch wohl berechnete Intriguen hintertrieben bis zum Jahr 1860, wo Abraham Lincoln aus dem in der Mitte dieses Binnenlandes gelegenen Staate Illinois zum Präsidenten erwählt wurde. Die mächtige Organisation des Osten und Süden, welche lange die Regierung geleitet hatte, wurde erschüttert und zerrissen, sie brach zusammen bei dem Versuch eines verzweifelten Widerstandes und Lincoln kam zur höchsten Gewalt durch eine überwiegende Majorität.

Von nun an nahm der Stern unseres Vaterlandes seinen Weg nach Westen! Die Führer des Südens, wohl erfahren in politischen Combinationen, fühlten sofort, daß die längst gefürchtete Stunde geschlagen hatte, wo der Westen und die freie Arbeit ein für allemal das politische Uebergewicht über den Süden und dessen entnervende Sklaverei, die der Krebs an seinen Eingeweiden ist, erhalten sollte. Anstatt aber sich den Schickungen der Vorsehung zu beugen, begannen sie mit der unverschämtesten Anmaßung ihre Plänkelei gegen die Regierung, ihre Vertheidigung der Sklaverei und geberdeten sich, als sei ihre Baumwolle der König der ganzen Erde. Die Regierung mußte erst ihre Kräfte sammeln und sah in einiger Unthätigkeit zu, wie der Krebsschaden der Secession üppig um sich fraß,

aber bald traten im Volke die Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit hervor und kehrten sich entschieden gegen den Aufstand. Der mächtige Norden begnügte sich nicht eine allgemeine Blokade der südlichen Häfen auszuführen, er entsendete auch seine Massen von Truppen, um wie eine riesige Anakondaschlange den ganzen Süden zu umschlingen, einen Ländercompler weit größer als Britisch-Indien und zwar mit einer Million von Bajonetten, mit einer Armee, deren Größe, Tüchtigkeit und Einrichtung alles übertrifft, was die Zeit eines Alexanders des Großen, Napoleons, was überhaupt je die Weltgeschichte dargeboten hat; dieser Norden mit noch Millionen in Reserve, mit seinen unerschöpflichen Hülfsquellen und seinen Flotten wird die Verräther niederwerfen und mit Feuer und Schwert von dem Boden der Union vertilgen.

Minnesota, obgleich ein noch so junger Staat hat in die Unionsarmee mehr als 20,000 seiner Söhne gegeben und diese Braven haben stets in der vordersten Schlachtreihe gefochten. Sie haben Missouri, Tennessee und Kentucky wieder erobert und jetzt mit den andern tapferen Männern des Westens die vollständige Occupation des ganzen Mississippi dieser Hauptarterie des westlichen Staatenkörpers ins Werk gesetzt.

Diese kurze Skizze von Minnesota würde im Detail ausgeführt einen Band füllen. Bei den ungeheuren Strecken gesegneten Bodens mit Flüssen und Seen verschwenderisch ausgestattet, bei seinen reichen Metalllagern, fast vollkommenem Klima und einer Lage, die ihres Gleichen nicht hat, kann es uns nicht wundern, daß, wo das Land zu dem niedrigsten Regierungssatz von Einem Dollar und fünfundzwanzig Cents per Acre zu kaufen ist, die Einwanderung dahin die großartigsten Dimensionen an genommen hat. Es sind hauptsächlich unsere deutschen Brüder und Tausende aus den Küstenstaaten, die sich da ansiedeln nud Alle sind herzlich willkommen. Sie bringen mit sich die ganze Kultur des Ostens und seine ausgebildete Civilisation. Kirchen und Schulen, Gymnasien und Universitäten, Bibliotheken, Hospitäler und Luxusgebäude jeder Art entstehen in unglaublicher Schnelle und der Reisende, der sich von allem diesen

Kulturleben umgeben ſieht, kann es kaum glauben, daß ſtatt der anmuthigen Plantagen und ſchönen Städten, die ſein Fuß durchwandelt, noch vor kaum fünf Jahren hier eine Wildniß ſich ausdehnte, die allein der elaſtiſche und gewandte Fuß des indianiſchen Kriegers durchwandern konnte.

Im Eingang wieſen wir nach, daß dieſes Land als der Mittelſtaat des nordamerikaniſchen Continents betrachtet werden kann; es iſt in der That deſſen Omphalon. St. Paul die Hauptſtadt, nur 9 Meilen unterhalb der St. Anton Waſſerfälle gelegen, iſt und war bereits als es noch als einſame Station des Pelzhandels figurirte der Hauptort für die Schiffahrt auf dem Miſſiſſippi. Dieſe Stadt iſt auf dem Waſſerwege 2082 engl. Meilen von Neworleans entfernt, und ſeit Jahren verging kein Tag, ohne daß nicht reich beladene Dampfer vom Golf von Merico angekommen oder dorthin abgegangen wären. Bringen wir St. Paul mit dem Eiſenbahnnetz des Europäiſchen Continents in Verbindung, ſo iſt der Schlüſſel zu ſeiner künftigen Größe und Bedeutung gefunden, die ganze Erde liegt zu ihren Füßen. Dieſe Stadt wird die legitime Königin der weſtlichen Welt werden, der natürliche Stapelplatz für das öſtliche Aſien, für China und Japan.

Und kommen wird die Zeit, ſo ungeheuerlich dies auch jetzt klingen mag, wo in ihren Straßen und auf den Ländereien Minneſotas alle Racen der Menſchheit ſich begegnen und zuſammenſtrömen, und dann wird ſie ſein, wozu ſie beſtimmt iſt, das natürliche Emporium des Handels, das künftige London der beiden Hemiſphären.

Ein Stiergefecht auf Cuba.

Tagebuchblätter.

Von

Friedrich Knapp.

Zu den Hochgenüſſen, welche die See dem Bewohner der Tropen als reichen Erſatz für viele Fährlichkeit und Plage bietet, gehört wohl Morgens ein Ausflug mit munteren Genoſſen im leichten Fiſcherboot. Leiſe plättſchernd trennt ſich Letzteres vom lautloſen Strand, an welchen Kühlung ausſtrömende dunkelblaue Wellen in träumeriſchem Rythmus anſchlagen, dann in breiten Linien zurückrollend ihren ungeduldig nachdrängenden Schweſtern Raum geben, um der lauſchenden Küſte die neueſte Mähr zu erzählen aus den uralten und doch im ſteten Wechſel ſich neu bildenden Hallen des neptuniſchen Reiches, und mit ſich nehmen ſie den ſchwanken Kahn, das Land tritt zurück, raſcher treibt der Ruderſchlag hinwärts, wo im Morgengrauen phantaſtiſch geformte Wolken ſich ballen und drängen. Weit durch ſchimmert der koloſſale Schatten eines ankernden Barkſchiffes; von fern her gleich dem Stampfen eines ungeberdigen Wellenroſſes dröhnt der Rädergang des erwarteten Poſtdampfers, welcher dem befreundeten Hafen in geſchäftlicher Haſt zuſteuert. Schon haben leichte Nebel die Geſtade umſchloſſen, da bricht hoch oben durch's kämpfende Gewölk eine glänzende Flamme, der Reflex des erſten Sonnenſtrahls auf die ſilbernen Spiegel des Leuchtthurms;

aufblitzt von den umliegenden Caſtellen der nachdonnernde Morgengruß der Diana, und plötzlich überflammt die Sonne im raſchen Gluthenwechſel, den wellenaufkräuſelnden Morgenwind, ihren Herold voran, Land und Meer.

Zur ſelben Zeit befanden ſich mehrere junge Deutſche, meiſt Tempelbiener des leichtbeſchwingten Merkur, aus Bremen, Stettin, Celle, Schweinfurt, Hamburg und Nürnberg an Bord des kleinen katalaniſchen Cayuko „El Grito del Gato“ zu Deutſch „Katzengeſchrei“, was ſeinerſeits zu einer kleinen Reminiscenz an Hackländers Wachtſtubenabentheuer und jene kriegeriſche Luxusſpeiſe führte, deren Kochrecept der neugebackene Poſtſecretär Tipfel durch den aufgewärmten Unterofficier Doſe an den Lieutenant Robert gelangen läßt. Zum Glück ſtörte dieſe kulinariſch-poetiſche Rückerinnerung nicht den prachtvollen Anblick, welchen Stadt, Hafen, Forts und Strand von Habana, im ſtundenweiten ſeltenen Panorama zeigten, wunderſam belebt von tauſend regen Geſtalten, die nun auf dem Lande ſichtbar wurden, während die See Borde von allen Größen der räumlichen Bay zuſandte, beflaggt von den Farben der bedeutendſten Nationen. Auch das „Katzengeſchrei“ näherte ſich der Küſte, welcher nun Horden ſchwemmbedürftiger Pferde und Maulthiere zuwieherten, von afrikaniſchen Centauern geleitet; lange mit Gemüſe, Früchten und Grünfutter belaſtete Züge, Ochſenkarren, ſilberbeſchlagene Volanten, über alle Beſchreibung raſſelnde Caretten kreuzten ſich mit weißröckigen, ſtrohhutbeſchirmten Wachtablöſungen; rauſchende Militärmuſiken vom Paſeo, Trompetenſignale aus den Forts, das muntere Plaudern der zur Kirche oder den häufigen Seebädern zueilenden Schönen in allen Schattirungen, das dumpfe Kettengeraſſel der zum Steinbruch ziehenden Galeerenſträflinge, ein heranbrauſender Dampfzug von Guines mit hundert Laſten von Zucker, Kaffee und Tabak, deſſen ſchrille Pfeife und heulende Glocke durchaus Beachtung zu heiſchen ſchien, dieß Chaos vermiſchte ſich mit allen möglichen Tönen, womit die allliebende Mutter Natur Schafe, Rinder, Ziegen, Hunde, Katzen, Hähne, Perl-, Truf-, Conchinchina- und Guineahühner, Maul- und andere Eſel, ſchwarzborſtige

Grunzer, Tauben, Papageyen, Affen, und die Herrn der Schöpfung selbst, begabt hat. — Hinter den Tönen blieben die Farben der manichfaltigsten Trachten und Nichttrachten, blieben die Gerüche von der duftenden Mandelblüthe bis zur knoblauchbrodelnden, fettqualmenden Fischbäckerei, benamset, „Die Perle der Cleopatra" nicht zurück. —

Mit den mittlerweile Gelandeten fanden wir uns im eleganten Cafeehaus „Las Delicias del Palomar" „den Ergötzlichkeiten des Taubenschlags" zusammen, welches seinen Namen aus demselben triftigen Grunde, wie unser Cafeegarten Palermo führt. Cafe und Tabake dufteten und die Unterhaltungen drehten sich um den großen Angelpunkt „Das Stiergefecht", das heute zu Ehren der zwölf Apostel an der Calzada de Belascoin abgehalten werden sollte und Herzen wie Köpfe schon in aller Frühe auf einen bedenklichen Wärmegrad brachte. — Riesige Plakate, ellenlange Anuncios in den gelesensten Morgenzeitungen von krauswolligen Verkäufern schreiend ausgeboten, sprachen von den unübertrefflichen, herzbestrickenden Degen Don Juan Pastor von Sevilla und Gonzalo Mora von Madrid, von den kühnen Eisenlanzen Olbera Vater und Sohn, Gallardo von Puerto de Santa Maria, und den unvergleichlich zephyrbeschwingten Fahnenschwenkern Toribio Santa Engracia, Ortega, Manzano, Joaquin de Valle und Cajetano Cerdi, welche gegen wahre Teufel von wilden gehörnten Ungeheuern kämpfen würden. Die Stiergefechte waren erst seit Kurzem in der Habana eingebürgert; denn während früher im Hafenstädtchen Regla die alte morsche Bretterbude mit der verwitterten Inschrift „Plaza de Toros" viel unregelmäßiges Durcheinander, Thierhetzen, Eseljagden, Gänselaufen, Entenziehen, Seiltanz und englische Reiterei, Feuerfresser und Klopffechter einem noch gemischteren Publikum geboten hatte, wurden jetzt in stattlicher neuerbauter Arena Stierkämpfe nach aller Regel im vollen Prunke des prachtliebenden Mutterlandes durch geübte Kämpfer von altem Rufe vor einem nach tausend zählenden, bis zu den höchsten Gesellschaftsgraden, den Granden Castiliens und dem Capitain-

general Cubas ſelbſt hinanreichenden Publikum und zwar zur Zufriedenheit der hierin ſchwer zu befriedigenden Spanier ausgeführt. Deßhalb war auch der Embullo, ein mit „Begeiſterung" höchſt ungenügend überſetztes Wort, groß und die denſelben begleitende Luſtigkeit und Ausgelaſſenheit eine wahrhaft hinreißende. — Wir waren mit Ausnahme zweier Collegen von Celle und Schweinfurt dem aufregenden Schauſpiel nicht fremd, hatten die löbliche Abſicht, die Novizen nicht nur in alle Einzelnheiten des blutigen Zeitvertreibs gewiſſenhaft einzuweihen, ſondern auch kameradſchaftlichſt deren unbedachte Zungen vor Aeußerungen des Schreckens oder Abſcheues in Gegenwart ſpaniſcher Freunde zu hüten. Und heute waren ja alle ſich ausländiſch geberdenden Zungen und Herzen, jeder Ausbruch von zartbeſaiteten Gemüthern oder empörten Gefühlen einem gefährlichen Hagel wenig ſchmeichelhafter Titulaturen wie: „Butterherz, fiſchblütige Memme, haſenfüßige Unſchlittſeele, Hühnerbart" u. dergl. ausgeſetzt, womit die heißſpornigen Söhne der Heimath der Jungfrau Maria, die Gegner des Stiergefechts zu belehnen pflegen. — Im Laufe der verfloſſenen Nacht waren die im Innern der Inſel ſorgfältig für den heutigen Kampf ausgewählten Stiere, dießmal aus der Plantage Culebra, von berittenen Rinderhirten geleitet hier eingetroffen. Da ſie nur Nachts getrieben wurden, brauchten ſie faſt 8 Tage, um an den Ort ihrer Beſtimmung zu gelangen, ſollten jedoch nach den Anpreiſungen der Unternehmer ihrem Zweck vollkommen entſprechen. Dieſe Stiere, welche auf den ungeheuern vom Verkehr der Menſchen weit abliegenden Weideplätzen weder Menſchen noch andere Thiere außer die ihrer Raſſe erblickten, können als wild betrachtet werden. Sie beſitzen eine ungeheure Kraft und greifen ihre Gegner nach gewiſſen Regeln an, auf deren genaue Berechnung, unterſtützt von großer Uebung und Kaltblütigkeit, die eigentliche Bekämpfung und Tödtung (das Stiergefecht) beruht.

Die Arena befand ſich dicht am beſagten Caffeehaus, war von Schaaren müſſiger Spaziergänger umſtellt, die ſich um ein oder das andre Mitglied der Kämpferquadrille, welches in andaluſiſcher Tracht paradirte, dichter drängten. Dumpfes Geſtampf und lautes Ge-

brüll ſcholl aus dem engen Zellenſtalle, welcher bereits die zum Opfer beſtimmten Stiere einſchloß, an beiden Seiten waren von einer Colonade geſchützt, zwei mit Sol (Sonne) und Sombra (Schatten) bezeichnete Caſſen, welche die größere und geringere Annehmlichkeit eines beſſer oder minder bezahlten Platzes in dem unbedeckten Schauplatz paſſend andeutete. Negerjungen ſpielten bereits, von großen zuſchauenden Kreiſen eingeſchloſſen, Corrida de Toros und rannten mit harten, gegen noch härtere Schädel, während Degen, Lanzen und Fahnenſchwenker poſſirlich nachgeahmt wurden. — Doch ſchon ſtieg die Sonne höher, verſcheuchte größtentheils die wandelnden Gruppen, welche zum Frühſtück eilten, um dann den zwölf Apoſteln in den 60 Kirchen, wie Nachmittags in der Arena die ſchuldige Ehrfurcht zu bezeigen. Unſere Annahme, daß bei den vielen exiſtirenden, oft meiſterhaften Schilderungen von Stiergefechten, der allgemeine Verlauf hinreichend bekannt ſein dürfte, überhebt uns eines ſpeciellen Eingehens in die Sache, ohne uns jedoch zu hindern, weniger bekannte, geſchichtliche Daten hier einzuſchalten. —

Die Sitte der Stiergefechte brachten die Mauren aus Afrika mit in das beſiegte Spanien, und übten ſie dort in großen prächtigen Kampfplätzen zu Sevilla, Murcia, Granada, Jaen und andern Hauptſtädten mit allem orientaliſchen Pompe. Selbſt Sultane verſchmähten nicht, ſich in die Reihen der Kämpfer zu ſtellen, unter denen die Helden der Vivarambla, Malique Navéz, Muza und Gazul hervorleuchteten. Auch die Römer mögen mit nach Spanien übergeſiedelten Thiergefechten Keime zu dem ſpäter ſo gewaltig emporſchießenden Nationalvergnügen gepflanzt haben. Eiferſucht der ſpaniſchen Edlen hat zuerſt die Luſt in ihnen wach gerufen, es den verhaßten Mauren in einer Kunſt zuvor zu thun, mit deren Ausübung dieſe ſo mancher ſtolzen Schönen Herz bezwungen haben mögen, wenigſtens weiſt der Romancero an 20 darauf bezügliche Romanzen auf. So ſoll 1124 der gefeierte Cid bei den Hochzeitfeſtlichkeiten der Prinzeſſin Urraka in Sevilla zum Erſtenmal zu Pferde und mit der Lanze einen wilden Stier erlegt haben. — König Johann II. begünſtigte ſolche Gefechte insgemein, wozu ſich die edel-

ſten Schwerter beider Caſtilien, ja von ganz Spanien drängten. Manrique de Lara, Chacon, Cea, Cantillana, der Herzog von Maqueda, der Marquis von Mondejar, Graf von Tedilla, Herzog von Medina Sidonia eilten dem Plane zu, wo ein Fernando Pizarro, ja König Sebaſtian von Portugal und Carl V. ſelbſt nicht zu ſtolz waren, gegen mächtige Stiere, die ungezähmten Söhne des Quadalquivir und Ebro eine männliche Lanze zu brechen (1556). Solchen Recken ſchloſſen ſich Namen wie Diego Ramirez de Jaro und der unvergleichliche Ritter Godoy von Eſtremadura würdig an. Und deren Thaten blieben nicht unbeſungen. Die hervorragendſten Schriftſteller beider Spanien, wie Quevedo, Gregor de Tapia y Salvedo 1643, der Pater Igleſias, Don Luis de Góngora, der herrliche Jovellanos in ſeinem Werke: „Brod und Stiere" 1790, der Doktor Diego de Torres, Arriaza und Moratin beſangen und ſchilderten in Feſtchroniken, Lobgedichten, Statiſtiken und Novellen die Sieger und Beſiegten auf der fährlichen Rennbahn. Im Verlauf der Jahrhunderte fehlten dem Nationalſchauſpiel auch ſtrenge Gegner und harte Verfolgungen nicht; ſchon 1493 donnerte der gelehrte Beichtvater der katholiſchen Iſabella, Hernando de Talavéra gegen damit eingerißene Grauſamkeit und Barbarei, 1700 eiferte der Herzog von Anjou, dann Carl III. und IV. endlich der Friedensfürſt Godoy, unähnlich ſeinem tapfern Vetter von Eſtremadura gegen die Corridas de Toros und allmählig zogen die Edlen ſich von der Stierkampfrotunde zurück, auf deren Boden ſich nun Kämpfer von Fach und Beruf, nach feſten Regeln fechtend, Lorbeeren errangen. Franz Romero, dann Joſé Delgado (á) Hillo, welcher 1801 während einer Corrida in Madrid ſeinem gehörnten Gegner erlag, Curro Guillen 1812, dann Pedro Romero und ſchließlich Francisco Montez (Paquiro) welcher ſich die Herzen von ganz Spanien erkämpfte und zu ſeiner Zeit (1830) in effigie in jedem Boudoir ſeiner Landsmänninnen zu finden war, verdienen wohl unter die hervorragendſten gezählt zu werden. Ueberhaupt war Ferdinaud VII. Regierung eine den Stiergefechten günſtige Periode, der Aufſchwung hiefür ein außerordentlicher, ſo daß

am 28. Mai 1830 in Sevilla unter den Professoren Romero und Candido ein Catheder für die Tauromachie errichtet wurde. Die Spanier in Habana, denen sich auch viele Creolen anschlossen, beriefen erfahrene Kritiker, welche den Stab „Wehe" über gesetzverletzende Streiter und Stiere zu schwingen, ihr Urtheil den Tagsblättern einzuverleiben, die Gründung von Dilettantenvereinen zu veranlassen und tauromaquische Briefe im Stierkämpfer-Jargon zu schreiben hatten. Einer der beliebtesten dieser Censoren, der sich den Bachiller Tauromaquia nannte, schrieb sogar eine förmliche Stiergefechtgrammatik oder Kunst zu Fuß und zu Pferd mit Stieren zu kämpfen, nebst angehängtem Nachschlageregister der technischen Ausdrücke, welche großen Absatz fand*). —

So gieng der Mittag herum; wagte man sich ja im Schutze eines gewaltigen Jipijapahutes durch die mit Sonnenhitze getränkten Straßen, so schien alles Leben erstorben, selbst die Todesverachtung der Lotteriebillettenverkäufer stellte kein Contingent zur Belebung der kalkstaubigen Wege und Alleen; langsam schneckten in diesen einige Sprengfässer von Mulas gezogen umher, deren Born versiegt und deren Lenker eingeschlafen waren. Hinter den schlaffherniederhängenden Gardinen der Erdgeschoße hörte man beträchtlich schnarchen. Nur in den Conditoreien und Caffe's ging es des Eises wegen munterer zu, in dem in amerikanischen Ruf stehenden Süssigkeitsarsenal, der Dominica,

*) Für den Laien ist dieses Werkchen sehr zu empfehlen, denn die Toreros haben, wie unsere Nimrode ihre eigene, andern Sterblichen wenig verständliche Sprache, in der sogar mehrere fachliche Werke und Berichte, wie Kritiken geschrieben sind, und welcher Stiergefechtsunkundiger, wenn auch noch so geneigter Leser bedürfte nicht eines erklärenden Schlüssels, wenn er hört oder liest:

Das schraubensichtige Thier mit geschliffenen Krügen kam mit vielen Beinen in den Bezirk und verweilte bei der Frage, indem es sich an die Bretter nagelte. Doch der Geübte rief es kurz über das Tuch, goß seinen Blick über es aus und versteigerte es im Fußflug mit einem Stoß-Auszug innerhalb seines Verlangens. (Wörtlich übersetzt.)

wo 40 kellnerartige Commis ſtets vollauf beſchäftigt ſind, den unverſieglich ein- und ausquellenden Strom der Gäſte aller Nationen zu bedienen, ſo wie in dem Rieſencaffee Eſcauriza mit ſeinen 20 Billards pulſirte der Nerv des Lebens fühlbarer. Gegen 4 Uhr ſchüttelten die 120000 Bewohner der bisher öden Hauptſtadt die Lethargie ab und eilten im beſten Staat theils zu Tiſche, theils zu Bekannten, um in deren Geſellſchaft die Corrida zu beſuchen, die Paſeos zu bevölkern, die weiten Hafenbecken zu heitern Spazierfahrten zu benützen, oder rüſtiger gemuthet nach dem Cerro, dem Biſchofsgarten, Marianau, Puentes Grandes und der Chorera, meiſt reizenden Punkten zu wallen, welche in einem Halbkreis etwa eine Stunde von Habana entfernt, ihre Gebieterin umſchließen. Gleichzeitig rückten mehrere Abtheilungen Reiter und Infanterie nach den Thoren, den Vorſtädten und der Arena ſelbſt, während zahlreiche Patruillen die bald wieder menſchenleere Stadt durchzogen. Nach der Plaza de Toros ſtrömte eine wahrhafte Völkerwanderung, ſchreiend, ſingend, plaudernd und erklecklich rauchend, lauter Männer, da die Creolinnen an ſich das grauſe Schauſpiel nicht lieben und deßhalb von vollblütigen Spanierinnen ſehr über die Achſel angeſehen werden. Uebrigens ſtellen von Letzteren ihr Contingent zu den Logenbeſuchern nur der höchſte Adel, dann Sängerinnen, Schauſpielerinnen und Tänzerinnen und es iſt gute Sitte, in reicher andaluſiſcher Landestracht hiebei zu erſcheinen. Auch wir mit unſeren deutſchen Freunden trafen bei Zeiten ein, drängten ſich durch die Volkswogen welche das Stierkampftheater umbrandeten und traten nach Erlegung des landesüblichen Thales durch die mit Sombra bezeichneten Pforten ins Innere des Schauplatzes ein. Die für 4000 Menſchen berechneten amphitheatraliſch emporſteigenden hölzernen Sitzreihen füllten ſich raſch, während bereits die treffliche Muſik des Regiments Leon die bunte Menge mit reizenden Cachuchas, Jaléos und Oles ergötzte. Das ſich nun entwickelnde Treiben erhebt ſich über alle Beſchreibung, denn der Embullo, dieſer wunderbare Zauberer, welcher Greiſe jung, Grämliche luſtig, Pedanten gelenk, Phlegmatiſche lebendig macht, ſchwingt ſein Scepter in Geſtalt eines unge-

heuern Papierfächers aus 2 Bambusstäbchen und der nagelneusten Ansicht der jüngsten Corrida bestehend, womit sich die 2000 zum Sol, den Sonnenstrahlen Begnadigten bewaffnet haben. Bald gehen die vollen Akkorde der 42 Hautboisten im großen Tonchaos der Zuschauer unter, welche jetzt ohne Gage mitspielen. Ausländische Trachten, Brillen, Angströhren sind die Zielpunkte jenes schrecklichen Volkswitzes, der stets mit der Copla, einer gereimten Improvisation schließt, und das unglückliche Schlachtopfer nachhaltig verfolgt. — Negerjungen schleppen Gebackenes, Früchte, Dulze umher; kleine Papierballen werden in Massen gekauft und zu anmuthigen Kanonaden benützt. Die Balkone füllen sich, meist mit hübschen, nicht selten mit reizenden Gestalten, deren feurige Blicke, fabelhaft schwarze Haare und graziöse Bewegungen das lebhafteste Entzücken, die hörbarsten Huldigungen in der Runde hervorrufen. Die Säulen der einfachen Balkone tragen die Namen berühmter Stierkämpfer, Pferde- und Stierköpfe aus Pappendeckel und rothgelb in allen Formen; über dem Haupteingang ist die königliche Loge, die auch der gesetzmäßigen Commission eingeräumt ist, ohne deren Bewilligung kein Stier getödtet, noch freigelassen werden darf. In einem Winkel steht ein alter Hornist mit einer Trompete, die dem germanischen Museum nicht zur Unehre gereichen dürfte, und nach der Sage mit einem unsterblichen Catharre behaftet ist, massen ihre Fanfaren zu jenen Dingen gehören, von denen der Prophet sagt: „sie gefallen mir nicht." — Immer voller wird der Kreis, bekannte Persönlichkeiten erscheinen, beliebte Schauspieler, unmenschlich reiche Handelsherrn, furchtbar bebartete Pensionäre, meist Carlisten, und allen fällt nach Verdienst oder Laune, Hohn oder Gruß zu. In den Musikpausen klopft einer taktmäßig mit seinem Stock, Tausende fallen ein, und man glaubt einem Giganteneisenhammer nahe zu sein. Ein bejammernswerther Hund wird über den Sand gejagt, von Barrière zu Barrière gehetzt und endlich so verwirrt, daß er ängstlich schweifwedelnd sich inmitten der Arena niederduckt. — Dort dröhnt ein gewaltiges Brüllen aus dem engen Toril, dem Stierzwangstall, auf dessen Dach nur Stammgäste, alte erfahrne

Toreros campiren dürfen. Enger und enger drängt man sich, da fliegen Tausend von Strohhüten von den Köpfen, Mathilde Diez, Spaniens beste lebende dramatische Künstlerin tritt in den Palko und wird begeistert empfangen. Der General Concha, eine energische achtungsgebietende Gestalt trat ein, dankte freundlich der ihm gespendeten Vivas und übernahm den Vorsitz des Schiedsgerichts, deren Mitglieder meist große Namen und besternte Männer sogar Granden von Spanien oder alte Generale mit ihrem Gefolge die geräumige Loge füllen. Nun brach die Ungeduld des Publikums los, tausendstimmiges „Toros! Toros!" durchbrauste die jetzt schwebende Hitze des Raumes und auf ein höchst rauhes Trompetensignal öffneten sich die Hauptthore, aber! — statt der erwarteten Kämpferquadrille drängte sich ein Schwarm schwarzbemäntelter Studenten in der Salamankatracht, ihre breiten Hüte schwingend, Guitarren klempernd und Coplas singend in die Stierbahn, der Graziosо mit künstlichen Sprüngen voran. Lautes Bravo ertönte, und da jeder Musensohn mit einer zusammengefalzten s. g. Scheere, welche im Nu bis in die 3. und 4. Bankreihe einen Armenbeutel blitzartig umherreicht, das Publikum um ein mildes Scherflein für die durch Mißwachs gefährdeten Gallicier anflehte, füllte sich schnell der Bettelsack mit Realen, Peseten und selbst Pesos duros und dankend verschwand die heitre Bande vom Schauplatz. Neue Pause, neue Ungeduld! Betrachten wir uns inzwischen das Innere der Arene! dieselbe ist kreisrund. und wird von einer 5 Fuß hohen Bretterwand umzirkt; in Letzterer sind von 20 zu 20 Schuh schmale Pförtchen, durch welche schlanke Gesellen durchschlüpfen können und die in einen um die Schranken laufenden Gang münden, hinter welchem die Fahnenschwenker sich flüchten. Eine zweite höhere Schranke trennt diesen Corridor von den aufsteigenden Zuschauerbänken. Diese sind nun so besetzt, daß kein Aal sich durchwinden könnte, und selbst den sehr starken Cigarrendampf sieht man nur zögernd sich durchzwängen. Das Geschrei dauerte ungehemmt fort, die Thore öffneten sich von Neuem und der paradirenden Kämpferquadrille voran die 3 Degen (Espada) die Führer, fälschlich Matadoren genannt, dießmal be-

rühmte Namen, die schon die Plakate verkündeten; Pastor trug dunkelbraunsammt mit Gold, der Herzensbestricker Mora, eine anmuthige Jünglingsgestalt, hellblausammt mit Silber und Nino von Cadix, das Lieblingskind des Publikums, ein debutirender Milchbart voll Löwenmuth und Gazellengewandtheit, Rosaseide mit Silber. Sie hatten geradklingige Kreuzgriffdegen und im Nacken den altherkömmlichen kleinen Haarzopf mit entsprechender Bandschleife. Den Espadas folgten auf unansehnlichen Pferden die 4 Pikadores (Lanzenträger) Olbera, Vater und Sohn, Gallardo und Garduño; sie trugen runde buntgestickte Jacken aus rehfarbnem Leder, kurze Lederbeinkleider über den panzergeschienten Beinen, gelbledernen Kammaschen und Schuhe; eine breite dicke Leibbinde und der ungeheure breitkrempige Haut vollendete das barrocke Aussehen ihrer in hohen Ritterstätteln sitzenden Gestalten. Aber die langen mit kurzen Eisenspitzen versehenen Lanzen wurden von kräftigen Armen geführt und sicherem ruhigen Auge geleitet. Nachschwärmten 12 Banderilleros, vielfarbig gewandet, ein leichtfüßiges zierliches Volk mit buntseidnen Fähnchen, nach allen Seiten hin plaudernd und lachend, in der malerischen Majotracht, ihr langes Haar in seidnen Netzen zusammengehalten und Tänzerschuhen; lauter hübsche Bursche. Ueber ihre Schultern hing die Capa, ein langes seidnes Tuch, mit dessen vielgestaltigen Schwingungen sie den Stier bald anreizen, bald ablenken, wie es der Augenblick erfordert. Ihnen folgte die Madrina, eine spaßhaft aufgeputzte Kuh, deren Geläute dazu dient, um zu feige oder sonst sich zum Gefecht als unbrauchbar erweisende Stier aus der Arena zu locken; den Beschluß machten 4 mit bunten Fähnchen gezierte reichgeschirrte Maulesel, welche die todten Pferde und Stiere aus der Kampfbahn schleppen müssen, und der Matador, ein gewöhnlicher Fleischerknecht, welcher den gefällten Stieren den Garaus zu machen hat. Stolz umzog die Prozession die Wahlstatt, begrüßte die königliche Loge mit ihren Waffen, welche zu untersuchen übrigens jeder Zuschauer das Recht hat, ob sie gesetzmäßig beschaffen sind, und traten mit Ausnahme der Pikadore ab, welche auf Abstand vor dem Toril Posto faßten. Unter allgemeinen

Jubel erſcheint ein als General verkleideter Gerichtsbote mit vielen Orden und Sternen geſchmückt, welcher häufig über ſeinen ſehr langen Degen ſtolpernd vom Capitain-General den Stallſchlüſſel erbittet. Seine Bitte wird gewährt, während die Muſik unter großer Heiterkeit die Tanzweiſe aufſpielt:

El marques de Caravaca Ritter Kuhſtirn voller Glanz
Quita, quita la casaca. Zieh aus deinen Schwalbenſchwanz.

Da er jedoch den herabgeworfenen Schlüſſel nicht mit ſeinen Dreiſpitz auffängt, was ihm eine Doublone eintragen würde, ſondern ſelbſt in den Staub kugelt, ſo rafft er ſich auf, und zieht ſich vom Hohngeſchrei des Publikums begoſſen zurück, nachdem er den Stall aufgeſchloſſen. — Einige Banderilleros lehnten anſcheinend nachläſſig an den Schranken, während die Pikadores ihren magern Kleppern die Augen mit bunten Tüchern verbanden. Auf einem ſehr heiſern Trompetenſtoß ſpringt die Stallthüre auf, und die Spannung Aller wächſt, da der erwartete Stier ſich nicht ſehen läßt. Mit geſenkter Lanze nähert ſich der alte Olbera dem offnen Toril, mit erhobener Capa tänzelt Ortega, die Perle der Chulos (Fußkämpfer) vorüber, daß die Sonne blendend auf des geſchwungnen Purpurs ſeidene Wellen fällt. Endlich fühlte ſich der gehörnte Gaſt bewogen, ſtreckt einen ungeheuren Kopf mit gewaltigen Hörnern vor und tritt langſam, beinahe phlegmatiſch in das Rondell; dunkelbraun, wohlgenährt, bedächtig ſchreitet er unter Jubel und Muſikgetöſe gegen den achtſamen erſten Pikador vor, welcher nach dem Geſetz regungslos ſeinen Angriff abwarten muß. Schon erheben ſich zornige Rufe über die Feigheit des Stiers, der ſich auch wendet, den verlaſſnen Stall aufſucht und ihn erſtaunt verſchloſſen findet; plötzlich taucht eine breite Geſtalt in merikaniſcher Jacke, großen Hut und olivengelben Teint aus den untern Zuſchauerreihen: Viva Galvez, viva el bravo! tönt es wie eine Exploſion von allen Seiten, während die Banderilleros den lammherzigen Stier eifrigſt in Wuth zu bringen ſuchen. Galvez, der weitberühmte Merikaner iſt es in der That, winkt nach der Präſidententribüne und im Nu fliegt er von Arm zu Arm, bis er über die Brüſtung gehoben, vor Concha ſteht. Nach einigen

Worten und räthſelhaften Bewegungen gegen den Kampfplatz hin, winkt ihm der General Gewährung und Galvez verſchwindet, um gleich darauf wohlberitten in der Arena zu erſcheinen, von der ſich auf ein Zeichen die Pikadores und Banderilleros zurückzogen. Der Stier ſieht den prachtvoll im Sattel ſitzenden Mexikaner wie einen Sturmwind über ſich kommen, ergreift die Flucht, wird zweimal in der Runde umhergejagt, dann überholt ihn Galvez, wendet ſein Roß im Flug, erfaßt den Schweif ſeines Opfers und reißt dieſes mit gewaltigem Ruck zu Boden, worauf er grüßend aus der Bahn reitet. Donnernder Beifall lohnte das Kraftſtück des geübten Coleador, welcher bei den Tribus der ſteppendurchſtreifenden Apaches-Indianer das Stierjagen erlernt und den Habaneſen eine improviſirte mexikaniſche Variation des wilden Themas geben wollte. Der faule Stier wurde aber von der Madrina zur weniger ehrenvollen Schlachtbank abgeholt, um einem würdigern Nachfolger Platz zu machen. Nachdem die Pikadores und Chulos wieder Poſto gefaßt, öffnete ein zweites Trompetenzeichen den Toril und mit gewaltigem Sprung ſtürzte ein herrlicher ſchwarzer mit rothgoldner Bandſchleife gezierter Stier in den Kreis. Die Muſik, der Zuruf, das Schwenken von tauſend Hüten beunruhigt ihn, er ſcharrt Wolken Staubes auf und überfällt plötzlich mit hochgeringelten Schweif und geſenktem Horn den jungen Gallardo, den der furchtbare Angriff überraſcht. Kaum legt er die Lanze ein und wendet das Roß, ſo ereilt ihn der Stier, unterläuft die Stange — im Nu überſchlägt das Pferd mit aufgeriſſenem Bauche und ſchützt den geſtürzten Reiter mit ſeinem Leib, welcher nun den wüthenden Hornſtößen des Wilden preisgegeben iſt. Vergebens umſchwärmen den Letztern die leichtfüßigen Chulos und ſchlagen ihm die Capas um die Augen, eine Wendung des Hornes zerſtäubt ſie wie einen Taubenſchwarm, und es zeichnet ſich bei der Flucht Santa Engracia durch einen prachtvollen grazieuſen Sprung über die Barriére aus, der ihm lauten Beifall gewinnt. Nun läßt der Stier vom ſterbenden Pferd ab und geht auf Olbero den Sohn los, welcher (ein dunkles Loos brütete heute über die ſonſt wackeren Lanzen) die Pa-

rade verfehlte, die rasende Bestie spießt sein Roß, wirft es rückwärts, Olbera stürzt und erhält einen Stoß dicht an der Lende; zum Glück verweilt der fast rehfüßige Gegner nicht lange, bricht wieder durch die Kette des Banderilleros und eilt auf den Vater Olbera zu, während die beiden Gestürzten unter den Pferden hervorgezogen und gerettet werden können, aber einen Hagel von Verwünschungen und Schmähreden mitnehmen. An den Philosophen Olbera findet jedoch der wüthende Geselle seinen Meister, immer ernst, immer ruhig wehrt dieser mit seiner Lanze 14 Angriffe ab, bis mit wunden Nacken, den Blut überströmt, der Stier von ihm abläßt. Da mußte man die heißblütigen Spanier sehen, wie sie die Angriffe zählten: diez, once, doce, trece varas, quatorce!" 10, 11, 12, 13 Lanzen — 14, bravo, bravo, bravo! brüllte und tobte es, daß man fast das Signal für die Banderilleros überhörte, welche ihr reizendes Spiel begannen, nachdem der berittne Philosoph auf seinen geretteten Gaul schmunzelnd abzog, um — seinem mit verrenkter Hüfte davongekommenen Sohn tüchtig Schelte zu geben. Um den stampfenden schwarzen Koloß schwebten die behenden Bursche wie Bälle auf und ab, im kurzem Anlauf hüpft Manzano aus Cadix mit einem Fuß auf den eben gesenkten Nacken des Gewaltigen, der ihn wie eine Feder über den Rücken wirft, worauf Manzano in klassischer Stellung zur Erde fällt. Neuer Beifallsturm krönt diese kecke That. Mit hocherhobenen Banderillas, buntgefiederten Pfeilen mit Widerhacken, laufen nun die kecken Chulos auf den Stier los und heften über die Hörner windschnell reichend, je ein Paar auf die Schulterblätter des schnaubenden Riesen; schon zieren ihn 6 Paar; vielfach verletzt schüttelt er sich brüllend, fährt auf die unabweisbaren Peiniger los, verfolgt einen hartnäckig und als sich dieser über die Barriére retten will, raubt ihm das rächende Horn des Wüthenden des unentbehrlichsten Gewandes unentbehrlichstes Stück, worauf der zum Glück unverletzte Gepfändete jenseits der Barriére unter unauslöschlichem Gelächter und Bravos unsichtbar wird. Doch schon ertönt schrill der letzte Trompetenstoß, die Trompe des Gerichts, wie der technische Ausdruck sagt und auf dem Plane

erſcheint Paſtor ruhig und kalt mit der Muleta, dem auf ein Stäbchen geheften rothen Tuche und dem Degen. Nun herrſcht lautloſe Stille, der umherjagende wilde Gaſt läßt ab, die Bretterwände zu bearbeiten und wirft ſich mit blutunterlaufnen Augen auf den ihn erwartenden Degen. Dieß geſchah vor der königl. Loge; mit den Ruf: „A los doce Apostolos“ (den 12 Apoſteln) ſenkt Paſtor das blinkende Eiſen, das wie ein Blitz in des anſtürmenden Stieres Nacken und eben ſo ſchnell wieder herausfährt, Paſtor wendet ſich und ſalutirt dem Gouverneur, während hinter ihm der Angreifer todt zuſammenbricht. — Nun kennt aber der Applaus keine Gränzen, es iſt ein Stöhnen, Jauchzen, Schreien und Jubeln, das ſeines Gleichen ſucht, und hundert von Hüten fliegen in die blutgetränkte Arena, um ſpäter gegen Geldſpenden wieder eingelöſt zu werden. Que se le dé el toro! ruft das Publikum wild und erregt dem Präſidenten zu, welcher winkt, worauf Paſtor ſiegesfreudig ſein Meſſer zieht, gewandt den rechten Vorderhuf vom noch zuckenden Stiere ablöſt und hoch in die Luft wirft zum Zeichen, daß das Opfer dieſes Gefechtes ſein Eigenthum wurde. Mit großem Gepolter und Schellengeklingel ſchleppen jetzt die (Mulillas) Maulthiere erſt den Stier, dann die beiden Pferde aus der Runde, auf der ſich ſchon die Pikadores, Olbera Sohn etwas angegriffen, aber muthig wie immer, zum zweiten Gange rüſteten. Um kurz zu ſein, müſſen wir bemerken, daß auf dieſe Art, freilich mit ſtets unvorhergeſehenen Zwiſchenfällen, fünf Stiere getödtet wurden, welche ihrerſeits 8 Pferden den Garaus machten, und einem allzu waghalſigen Chulo das Tanzen auf einige Jahre verleidete. Mora, der Gerngeſehene bei den Töchtern Andaluſiens, feierte als kühner Degen ſeltene Triumphe im ſogenannten Garochenſprung, indem er ſich mittelſt einer Lanze über den anlaufenden Stier ſchwang; auch der Vater Olbera wurde hochgefeiert, denn ſein Gegner hatte ihn zu Boden geſchmettert, das tödtlich verletzte Pferd lag auf ſeinem rechten Fuß, als der Feind anſtürzte. Der Pikador war verloren, wenn ihn ſeine Geiſtesgegenwart verließ; doch der alte Knabe blickte dem zum Gnadenſtoß ausholenden Sieger ſo todesverachtend, ſo furchtbar

an, daß dieſer abließ und ſich zur Flucht wendete, während Olbera ſich zurückziehen konnte. Wir können noch heute uns eines leiſen Schauders nicht erwehren, wenn wir in Gedanken bei dieſem ſchrecklichen, aber wahrhaft erhabenen Moment verweilen, während welchem männlicher Muth über die anſtürmende Wuth einer Beſtie die Oberhand gewann. Unmöglich aber iſt es den Zauber zu ſchildern, der uns an dies ſo aufregende Schauſpiel unwillkürlich gefeſſelt hatte, und wieder feſſelte, nachdem der erſte Eindruck des Grauens oder Abſcheu beim Anblick der in ihre Eingeweide tretenden Pferde, der mit Pfeile geſpickten blutenden Stiernacken, der oft im Bug und Rücken vor Schmerz und Wuth furchtbar brüllender Stiere ſtecken bleibenden Degen oder abgebrochnen Klingen, endlich der in ſteter Lebensgefahr ſchwebenden oder mindeſtens geglaubten Kämpfer — nachdem dieſes erſte Grauſen abgeſchüttelt, und nun mit athemloſer Begier jeder Angriff berechnet, jeder ſiegreiche Lanzenſtoß gezählt, jeder wagige Sprung gefeiert, der gelungene Golpe de Gracia, der Gnadenſtoß bejubelt wird. Und mitjubelte Jeder; während Concha im ſeidnen Beutel ſechs Unzen Goldes dem kühnen Paſtor zuwarf, flog der zierliche Elfenbeinfächer der vergötterten Mathilde Diez dem glücklich fechtenden Morita zu Füſſen; und das freilich arg verwöhnte Kind, wir meinen Niño von Cadix, welcher durch ein Wunder einem gefährlichen Stoße entging, ließ freudeglühend das Spitzentaſchentuch flattern, welches ihm Roſalie Buſtamante, des Theaters von Tacon zierlichſte Tänzerin, mit einem blitzenden Armband beſchwert an den Kopf warf. — Im Tumulte des Aufbruchs durfte jedoch el toro del capeo, ein Stier nicht überſehen werden, welcher gerade nicht am blutdürſtigſten geſinnt, mit Thalern und hübſchen Schleifen behängt, dem „kunſtſinnigen Publikum" preisgegeben wurde. Wie ein munteres Böcklein ſprang er in die Arena, trat etwa ſechs der vorwitzigſten Dilettanten in den Sand, als ſich ein kleiner Matroſe aus Biskaya ihm an's Horn hängte und geraume Weile ſchleifen ließ, bis er ſeine Thaler-Erndte auf des Gewaltigen Rücken beendigt, ſich wie leblos fallen ließ und dann ſofort drückte. Am Poſſirlichſten war es, wie ſich nach und nach ſo

viel Dilettanten an den Stier festgehängt hatten, daß ihr Gewicht ihn niederzog und beim Abschütteln nur die beiden Letzten mit gerade nicht gemüthlichen Stössen und Tritten verabschiedet wurden.

Schon blinkten die herrlich klaren Gestirne über die im Abendwind leise rauschenden Palmen, als wir mit Befriedigung das Stiergefecht verließen. Die Wachen zogen sich zusammen und marschirten unter rauschender Musik nach ihren Kasernen; vorbei an den dichtangebauten Schlachtbänken, wo die gefällten Recken ausgeschlachtet und verkauft wurden, eilten wir mit den andern Tausenden durch die stattliche Calle de la Reina nach der Plaza de Armas, wo leuchtende Sterne, blitzende Augen und schimmernde Eisbecher bei Verdis und Bellinis Melodien in der wundermilden Mondnacht uns noch lange zu fesseln vermochten.

Im Thüringerwalde.

Von

Dr. Joſef Rank.

Tief in den Forſten Thüringens hauſte zu Anfang des zwölften Jahrhunderts auf hohem Bergſchloß, weit und breit der Schrecken der Kaufherren und des Wanderers, ein gewaltiger Rittersmann, Hugo von Namen, den man nur den „Wilden" nannte und in der Fehde wie im Turnier für unbeſiegbar hielt; ſeine Burg war eine Höhle des Raubes, der blutigſten Verbrechen, verführter Unſchuld und wüſter Schwelgerei.

Alſo beginnen zahlloſe Ritterromane bekannten Schlages, die der empfänglichen Phantaſie Weg und Steg unſicher machen, die graue Vorzeit völlig aſchgrau färben und gewiſſe Gegenden Deutſchlands, wie den Speſſart, Thüringerwald und das Rieſengebirge vom Eingang bis zum Ausgang gründlich in Verruf zu bringen ſuchen. Brennende Burgen, fortgeſchleppte Ritterfräulein, plündernde Reiſige, Todte, Verröchelnde, Fliehende, wo nur das Auge hinblickt, und um Mitternacht dann die aus verfallenen Kellerräumen emportauchenden Rachegeiſter mit Kettengeraſſel — „Ha, Verruchter!" — und ſo weiter — ja, es will was ſagen!

Und in eine dieſer verrufenen Raubrittergegenden, „tief in die Forſte Thüringens", wollte ich mich vor einigen Jahren allein, ohne Furcht und Tadel, ja froh des Zieles und der Dinge, die da kommen ſollten, wagen.

Sollte man es glauben? So sehr haben sich die Zeiten jetzt geändert, daß man „tief in den Forsten Thüringens" ein fröhliches Sängerfest begehen wollte, weit und breit zur thätigen Theilnahme einlud und wirklich auf zahlreichen Zuspruch hoffen durfte. Ohnehin seit Jahr und Tag nur wenig aus meiner Klause gekommen, sehnte ich mich nach einer Sommerfrische im Gebirg, beschloß das interessante Waldfest zu besuchen und dann einige Tage stillvergnügt „auf classischem Boden zu wandeln."

Wie? wird man fragen. Auf classischem Boden? Tief in den Forsten Thüringens; diesem von Blut und Brand rauchenden Boden, wo Rudolph von Habsburg allein an die dreißig Raubritterburgen brach?

Sei still und höre, lieber Leser. Das thüringische Sängerfest war nach Ilmenau angesagt, jenem lieblichen Bergstädtchen, welches einst Gäste aufzuweisen hatte, wie Carl August von Sachsen-Weimar, Göthe, Schiller, Wieland, Herder, Jean Paul, und auch heute noch dankbare Besucher von hohem Rang und ausgezeichneten Verdiensten zählt.

Dahin machte ich mich denn ebenfalls auf, eines schönen Julimorgens; die thüringische Eisenbahn hatte damals noch die menschliche Eigenschaft, dem Reisenden, wenn nicht das Gepäck, so doch die gesunden Glieder zu versichern; mit einer gewissen Zuversicht schlug man Leben und Arm und Bein in die Schanze und blickte heiter vorwärts, dem Kommenden entgegen.

Es kam nun Weimar, einst ein Dörflein mit einem Hof und zwölfhundert Literaten, jetzt eine Stadt mit großen Erinnerungen, classisch vom Wirbel bis zur Zeh'; es kam Erfurt, einst „Parterre von Königen" und Parlamentssitz Ehren-Gotha's, jetzt nichts als Festung Preußens mit einem schönen Dom und in der Mitte Deutschlands gelegen; es kamen noch mehrere Stationen, unbedeutend nach Namen, Rang und Stand, uud Gotha selbst sollte kommen, wo so viel versichert wird: durch eine Bank von Millionen das Leben, durch Reden und officiöse Versicherungen das Heil vom lieben Deutschland. Aber so weit sollte mein Weg in gerader Richtung nicht

führen; Angesichts des nationalvereinlichen Ausschußsitzes verließ ich den Bahnzug und lenkte, mein Geschick einem Omnibus vertrauend, links ab nach den Forsten Thüringens, von denen viele, wie ich bald gewahren konnte, längst in Hoch- und Familienöfen verlodert oder als Köhlerpyramiden verkohlt sind. Eine heitere Gesellschaft, meistens Gäste, die desselben Weges nach Ilmenau zum Sängerfeste wollten, hatte sich im Omnibus zusammengefunden und half den ziemlich weiten Weg verkürzen. Hübsche pittoreske Stellen wechselten mit gewöhnlichen, blühende Ortschaften mit sehr bescheidenen. Hie und da ragte eine Burgruine auf kahler Höhe und runzelte, um seine Ritter und rauschenden Eichen gebracht, ohnmächtig die Stirne; hie und da wähnte man einen reichen Herrschaftssitz mit Schloß und Parkanlagen zu sehen und hörte berichtigen: „Nicht das! Nur ein Felsenkeller, berühmt durch Stoff und edle Gesellschaft!“

Arnstadt dünkte uns in dieser und anderer Hinsicht die „Perle“ des Weges bis Ilmenau; es ist reizend gelegen, lebt glücklich im Anblick eines herrlichen Felsenkellers, soll recht von Innen und Außen gedeihen und hat zwei Einwohner von artiger Berühmtheit: Willibald Alexis, den Romantiker und „Pitavalisten“, und Emil Palleske, den Schiller-Biographen und Shakspeare-Vorleser. Eine lange Strecke bis Ilmenau fährt man eine Art Hochebene dahin, die sich weit und breit so Wald wie Berg vom Leibe hält, bis man endlich Ilmenau selbst nahe rückt und Berg und Wald aus erster Hand, erbaut und dankend, entgegen nimmt.

Der Weg, den wir fuhren, war, da es gegen Abend ging, von heimkehrenden Landleuten bedeckt, die in Ilmenau den heute zu Ende gehenden Jahrmarkt besucht hatten. Wir fanden das Städtchen bei unserer Ankunft noch ziemlich lebhaft und das Treiben vor den Buden um so malerischer, als namentlich die weibliche Tracht der Gegend durch ihren hochaufgebauschten Kopfputz mit den dunklen Rosenbändern, die rückwärts bis an den Saum des Kleides hinabreichen, einen höchst originellen Anblick gewährt. Gegen 8 Uhr rollte unser Wagen auf den Platz des Städtchens herein und ließ

mich da vor einem Gasthaus, dessen Name mir entfallen ist, absteigen. Ich fand hier Alles, was ein genügsamer Gast nur wünschen kann: ein reinliches Zimmer mit der Aussicht auf den Platz, einen Gastwirth, der zugleich auch Fleischer war, gute Braten und Wurst, erträglich Brod und Bier, billige Zeche — und freundliche Leute.

Arm in Arm mit solchen Dingen kann man schon das Schicksal einige Ferientage in die Schranken fordern und mit froher Erwartung des Kommenden endlich sein Lager suchen, was denn auch geschah. —

Morgens weckte mich ein himmlisch-idyllischer Accordeklang. Ich horchte und rieth eine Weile vergebens, was er bedeuten solle. Da vernahm ich auch das Horn des Hirten und wußte auf einmal wie und was. In meinem Leben war mir kein so vollkommenes und reiches Heerdengeläute vorgekommen; von der höchsten bis zur tiefsten Note waren Glöcklein und Glocken wie mit der Stimmgabel geprüft; die Töne schlugen nach-, neben- und untereinander einzeln oder in kleinern und größern Accorden an und bildeten manchmal, wie auf einen Tactschlag des Hirten, einen so vollen, durchgreifenden, erquickenden, beseligenden Accord von mehr als hundert Glocken, daß ihn Ohr und Herz begierig einsogen und festzuhalten strebten. Da sich die Heerde auf dem Platze sammelte und dann erst langsam weiter zog, so genoß ich das Vergnügen dieser Klänge ziemlich lange; sie schienen reiner und duftiger zu werden, je ferner sie sich hören ließen.

Diese Morgenmusik und der helle Tag, der angebrochen war, regten lebhaft zu einem baldigen Gang in's Freie an; ich wollte einen raschen Ueberblick, einen ersten Gesammteindruck von Stadt und Gegend erhalten, um das Einzelne später mit Ruhe und Bedacht zu genießen; und es bedurfte keines langen Ganges, um reichlich für's Erste orientirt zu sein. Um unsern Lesern das Nachschlagen in Reisehandbüchern oder Geographien zu ersparen und für unsern Aufenthalt vorläufig den nöthigen Grund zu legen, sei hier das allgemein Wissenswerthe gleich in runder Abschlagsumme aufgezählt.

Ilmenau ist, wie schon erwähnt, eine kleine, liebliche Bergstadt: sie liegt am Fuße des Thüringerwaldgebirges, fünfzehnhundert und zwanzig Fuß über der Meeresfläche, ihre Pulsader ist die Ilm, die aus dem höchsten Theile des Gebirges herabkömmt, nach Stadt-Ilm und Weimar weiterfließt und dann in die Saale fällt. Den Titel „freie Bergstadt" führt Ilmenau schon seit dem 16. Jahrhundert und ist auch jetzt noch der Sitz eines Bergamtes, zu dem sich in neuerer Zeit mehrfache Industrien gesellten in Porzellan, Glas- und Eisenwaaren, Puppenköpfen, Metallknöpfen, Wollenbändern und Zeugen. Der früher bedeutende Bergbau, der auch Silber und Kupfer lieferte, hat inzwischen sehr verloren und gibt zumeist nur noch Eisen und Braunstein als Ausbeute. Aber die menschliche Regsamkeit weiß da, wo die Natur einen Schacht todt legt, eine neue Quelle des Lebens und des Erwerbes zu öffnen; seit 1838 besteht in Ilmenau eine wohleingerichtete Kaltwasseranstalt, zu der seit 1857 auch noch Kiefernadelbäder gekommen sind. Eine große Bierbrauerei mit einem berühmten Felsenkeller liegt westlich vor der Stadt, dem über 2600 Fuß hohen Gickelhahn gegenüber, und liefert als Gegensatz zu den Naturquellen des Berges sein wohlgerathenes, vielaufgesuchtes Kunstgebräu.

Ueber das neuerliche Aufblühen des Städtcheus, das jetzt über 3000 Einwohner zählt, würde Niemand eine größere Freude empfinden als Göthe, wenn er es noch sehen könnte; geschah es ja nicht blos aus Neigung für die Mineralogie, sondern wesentlich auch aus wohlwollender Sorge für die Erhaltung einer Nahrungsquelle der Einwohner, daß er den Bergbau und was daran hing, so zu fördern suchte. Die Weimar'sche Regierung hat mitunter schwer geseufzt über die Summe, welche Göthe fest und durchgreifend, wie er es gewohnt war, für Fortsetzung des Grubenbaues und neue Schürfungen zu schaffen wußte. Die Einwohnerschaft hat ihren Schützer und Schirmer auch wohl erkannt und es an Zeichen der Dankbarkeit nicht fehlen lassen; sie ahnte wohl, was nach seinem Tode kommen würde. Ilmenau hat später manche sieben magere Jahre bnrchmachen müssen, bis ein anderer Geist,

der Geist der Zeit, die alten Nahrungsquellen theils wieder fließen machte, theils die Stadt durch neue zu speisen wußte. Für Göthe, der so gerne die Verdienste Anderer würdigte, wäre Ilmenau's jetziger Aufschwung eben so erfreulich, als wenn er ihn durch eigene Sorgfalt möglich gemacht hätte: würde er doch einem Orte, einer Gegend, die ihm so viel zur Erweiterung des Wissens geboten und ihn so manchen Monat durch stillen Reiz erquickt und schöpferisch angeregt haben, aus vollem Herzen alles Gute gönnen und mit ihm froh und zufrieden sein.

Will man schon das eigentlich Untheilbare, die stets und überall wirkende Geistesthätigkeit eines so vielseitigen Genius, wie Göthe's, nach Zeit und Ort ein- und abtheilen, so gebührt Ilmenau und seinen Bergen ein guter Antheil an derselben. Wilhelm Meisters Wanderjahre tragen manches landschaftliche, gewerbliche und brauchartige Gepräge der Ilmenauer Berge und Leute, so gleich die ersten Kapitel des Romans: „Die Flucht nach Egypten", ferner: „Das Bergmannsspiel", welches durch das Weimarer Sonntagsblatt, Jahrgang 1855, bekannt geworden ist. Aber auch zu Gedanken und Schöpfungen, die weitweg von unmittelbaren und modernen Anschauungen, in fernen Zeiten und Völkersitten wurzeln, ist Göthe hier angeregt worden. Er selbst hat während seines letzten Aufenthaltes in Ilmenau, 1831, dem Berginspektor Mahr gesagt, daß ihm in einem kleinen Hause auf dem Schwalbenstein, wo er sich oft aufzuhalten pflegte, die erste Idee zur „Iphigenie auf Tauris" gekommen sei. Das kleine Jagdhaus, das schon 1831 nicht mehr vorhanden war, stand am Haneberg zwischen Ilmenau und Manebach und gewährte auf seinem hohen Felsen, umringt von düsterer Fichtenwaldung, eine herrliche Aussicht in das Manebacher Thal.

Als ich heute das Städtchen vorläufig seiner Hauptstraße nach durchwandert und vor einem Kaffeehause, das die Wasser- und Luft-Badegäste Vor- und Nachmittags bei Musik versammelt, eine heitere Stunde zugebracht hatte, betrachtete ich mir auf dem Rückwege besonders ein Haus mit Interesse, einen Gasthof, vor wel-

chem einige Lieder im frischen Morgenwind rauschten; es war der Gasthof „zum Löwen“ in welchem Göthe während seines letzten Aufenthaltes in Ilmenau abgestiegen war.

Ich glaubte ihn am Fenster stehen zu sehen, trotz seines hohen Alters männlich aufrecht, die Arme über'm Rücken, Wohlgefallen und Majestät im gebräunten Antlitz, und das große dunkel-leuchtende Auge ruhig auf die Straße und darüber weg auf neue Bauten und die weiter rückwärts liegenden Abhänge, Wälder und Berge richtend.

In solcher Betrachtung im offenen Fenster stehend, war er ja oft genug in Weimar, Jena, Carlsbad gesehen worden, um der Erinnerung ein typisches Bild zu überliefern. Ganz gewiß ist er auch am 28. August 1831 an einem der Fenster des „Löwen“, wo er abgestiegen war, wiederholt so gesehen worden, nach dreißig Jahren zum ersten Male wieder, aber leider auch zum letzten Male, Ilmenau mit seinem Besuche beglückend.

Am Morgen dieses Tages erhielt Göthe von der Stadtmusik ein solennes Ständchen, das mit dem Choral: „Nun danket Alle Gott“ begann und mit würdigen Vorträgen endete. Hierauf überreichten Ilmenauer Jungfrauen ein Huldigungsgedicht zum 82. Geburtstag; denn so alt war Göthe an diesem Tage. Eine festliche Tafel vereinigte Mittags um Göthe die Geistlichen und Beamten des Ortes, worauf er einen alten Freund aus Frankfurt, den Kaufmann Hetzer, aufsuchte, Nachmittags mit dem geheimen Rath v. Fritsch nach dem Gothaischen Dorf und Schloß Elgerburg fuhr, um eine merkwürdige Felsengruppe des Körnbaches zu sehen. Abends war er wieder in Ilmenau zurück, um eine neue originelle Huldigung zu empfangen. Der Berginspektor Mahr ließ nämlich mit Janitscharenmusik die ganze Bergknappenschaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm eine Abendmusik vor dem Gasthof bringen, wobei die Bergknappen auch den „Bergmann und Bauer“ dramatisch aufführten.

War Göthe schon den ganzen Tag in guter Stimmung und froher Laune, so wurde jetzt sein Vergnügen vollkommen, zum

Theil auch seiner beiden Enkel willen, die er diesmal mitgebracht hatte. Er erinnerte sich des Stückes aus früherer Zeit noch ganz wohl, da er mit dem geh. Rath v. Voigt die Immediatcommission des Ilmenauer Silber- und Kupferbergwerkes bildete; war es ja gerade dieses Bergmannsspiel, auf welches in „Wilhelm Meister" Bezug genommen wird.

Indem ich, dieses festlichen Vorfalls denkend, meiner Wohnung zuging, trug mir die frische Luft die Töne der Bademusik nach und half mir die angenehme Täuschung bis zur Wahrhaft glaubhaft machen, daß der olympische Meister noch lebe und heute unter uns weile. Dazu kam, daß die Vorbereitungen zu dem morgen beginnenden Sängerfeste bereits sichtbar wurden. Vor der Kirche, wo die Sänger ihre schöne Gottesgabe am Festmorgen zuerst gemeinsam produziren sollten, waren bereits hohe Maien aufgepflanzt, an einzelnen Häusern wurden Festgewinde sichtbar, vor einem Gasthofe auf dem Rathhausplatze wehten Fahnen. War nicht jene Göthehuldigung eigentlich auch ein wahres „Sängerfest"? Wie nahe lagen die Beziehungen der Beiden.

Nachdem ich denselben Tag noch einige Bekannte getroffen und mit ihnen kleine Ausflüge, vorläufig das üppige Manebacher Thal entlang und die nächsten Pfade und Gelände der Berge hinauf, unternommen, schloß ich wohlzufrieden das Heute ab, um das bessere Morgen munter zu erwarten.

Der nächste Morgen begann wieder mit dem lieblichen Heerdengeläute; aber das war noch kaum verstummt, als ein kräftiger Morgenruf von Ilmenauer Sängern erscholl.

Einheimische und Fremde kamen jetzt in Bewegung und eilten schaugierig an die Fenster oder auf die Straße.

Zu den Glücklichen, die ohne Beschwerde im Fenster liegend, den Einzug und feierlichen Empfang der verschiedenen Sängertafeln sehen konnten, zählte auch ich und freute mich dieses Vortheils wirklich sehr.

Auf dem Platze vor dem Rathhaus hatte sich der Festausschuß in Schärpen und mit Fahnen (Schwarz-Roth-Gold oben an) ver-

sammelt und empfing die nach kurzen Zwischenpausen einrückenden Gesangvereine. Diese kamen fast alle zu Wagen, die mit Maien verziert oder von diesen ganz überwölbt waren. Es machte sich wirklich äußerst artig und im besten Sinne volksfestlich, einen so geschmückten Wagen, gezogen von feurigen Pferden und besetzt von muntern Sängern, die den Sängergruß anstimmten, bald von dieser, bald von jener Seite der Stadt hereinfahren und, von der Bevölkerung jubelnd begrüßt, auf dem Platze halten zu sehen. Ein langaufwirbelnder Tusch erscholl und verlor sich stets im jubelnden Zu- und Gegenruf der Sänger und Zuschauer. Im Nu waren dann die Sänger von ihren geschmückten Landwagen herunter, wurden vom Festcomité begrüßt und nach manchem Umarmen und Händeschütteln mit ihrer Fahne nach dem Rathhause geleitet. Der Empfang hatte um so mehr etwas Brüderliches, Familienhaftes, als die thüringischen Sänger unter sich und in der Stadt alle bereits bekannt waren und schon mancher gemeinsamen Fahrt beigewohnt hatten.

Nach Verlauf des größten Theils des Morgens waren endlich alle Sängertafeln angekommen, und stärkten sich in ihren Freiwohnungen oder in Gasthöfen zu dem nächsten Werk einer Generalprobe, die dann theils in der Kirche, theils in der Festhalle am südöstlichen Theile der Stadt gehalten wurde.

Daß die Stadt von jetzt an bis nach dem dreitägigen Feste sich selbst nicht mehr ähnlich sah, bedarf kaum der Erwähnung.

Die Bevölkerung hatte sich verdoppelt, Straßen, Plätze, öffentliche Orte waren von Vergnügten, Neugierigen und Genießenden belebt und die nahen und fernen Spaziergänge wimmelten von heitern und muthwilligen Besuchern.

Drei Hauptmomente des Festes waren es, auf welche sich die Erwartungen am meisten richteten: die religiösen Gesammtvorträge in der Kirche am Morgen des zweiten Tages, dann die vereinigten und einzelnen Vorträge in der Festhalle am Nachmittage und endlich besonders die Sängerfahrt mit Anhang von Tausenden nach der Höhe des Gickelhahns am Morgen des letzten Tages.

Sei es mir erlaſſen, die Feſtlichkeiten und Vorträge im Einzelnen hier zu verfolgen. Genüge es anzuführen, daß dreihundert thüringiſche Sänger ſich verſammelt hatten, daß dieſe vereinigt und einzeln ihre Vorträge wacker und muthig ausführten, daß auch dazwiſchen gute patriotiſche Reden gehalten wurden und — daß das Feſt ſeinen Zweck erfüllte friſch aufzuregen, die Gemüther menſchlich und vaterländiſch einander näher zu bringen, unſer Volksleben durch beſſern Geſang veredeln und eine Seite unſeres deutſchen Weſens kräftigen zu helfen, die ein leuchtender Vorzug iſt vor allen Völkern, die des Geſangs, des Idealen!

Nicht leicht kann man ſich einen ſchärfern und erbaulichern Gegenſatz zur grauen Vorzeit denken, als die Scene auf dem weiten Feſtplatze, wo vor einer Sängerhalle (im eigentlichen Sinne des Wortes, da nur die Sänger unter Dach auf einem Podium ſtanden) Tauſende im Freien ſitzen, ſtehen oder auf weichem Grasboden wandeln, während Kunſt- und Volkslieder, Choräle und Chöre, Vaterlands und geſellige Lieder ſich frei aufſchwingen zu den Wolken, von den grünen Bergeshäuptern herum verwundert angeſtaunt und von idylliſchen Waldgruppen und Felſen melodiſch aufgefangen und ſachte wiederholt; — und das Alles: tief in den Forſten Thüringens! . . .

Den bleibendſten Eindruck hinterließ mir die Sängerfahrt auf den Gickelhahn am Morgen des dritten Tages; es war ein Sonntagsmorgen, klar und friſch; das in hellen Haufen zuſtrömende Landvolk drohte den Pilgerzug endlos zu machen.

Ich wollte den Auszug, der auf acht Uhr angeſetzt war, nicht abwarten und begab mich ſchon vor ſechs Uhr allein und in einer Stimmung, die gehoben, froh und wehmüthig zugleich war, auf den Weg voraus.

Oft, bevor ich in den Schatten des majeſtätiſchen Berges verſchwand, blieb ich auf dem Wege ſtehen und blickte nach der Stadt zurück, die, in Morgenduft gehüllt, ſtille da lag und die folgenden Scenen noch kaum zu ahnen ſchien.

Der Weg nach der Spitze des Gickelhahns iſt für Fuhrwerke

und Fußgänger gleich gut in Stand geſetzt, und man gelangt, mäßig in Bewegung geſetzt, ſelbſt auf einem ziemlichen Umweg vor Ablauf einer Stunde auf den höchſten Punkt des kegelförmigen Berges.

Sonntagsmorgen! Waldesſtille! Heller Sonnenſchein in den Wipfeln und kühle Schatten um dich her! Was braucht es mehr zu einer guten lieben Wanderung im Freien?

Bald, ich meinte gar zu bald, war ich an Ort und Stelle angekommen; ein Jägerhaus, das heute vollauf mit Vorräthen aller Art verſehen war, nahm mich gaſtlich auf, und nach einem kurzen Frühſtück ſuchte ich mir eine Lagerſtelle vor dem Hauſe, um eine Weile noch ungeſtört den Anblick des herrlichen Waldes zu genießen. Und hier — auf eine Grasſtelle hingelagert, die die Morgenſonne bereits ausgetrocknet hatte — überraſchte mich — leiſe, wie Bienengeſumme beginnend und mäßig zu vollen kräftigen Accorden anſchwellend, jenes erwähnte Heerdengeläute wieder.

Hier am frühen Morgen, aus geheimnißvollem Waldesdunkel kommend, ohne daß man Heerde und Hirten ſah, ja kaum errathen konnte, wo ſie eben vorüberzögen, war der Eindruck des idylliſchen Vorfalls noch viel wirkſamer, als in den Straßen der Stadt. Erſt allmählich kamen, langſam wandelnd, Kräuter ſuchend oder ſatt aufblickend, die braunen, gefleckten, ſchwarzen und falben Thiere in der Tiefe zwiſchen den Bäumen zum Vorſchein und zogen gegen Südweſten ſeitwärts gegen eine jüngere Waldung ab. Offenbar wollte der Hirte ſich auch in der Nähe halten, wenn der Feſtzug die duftige Bergwand durch Hohlweg und Schatten heraufkam. Er hatte auch kaum die rechte Weide- und Lagerſtelle aufgefunden, als die Böller des Thales den Auszug der Sänger und ihres Gefolges verkündeten und in traumhaft verwehten Klängen der Geſang der Ausziehenden bis herauf drang.

Jetzt erhob ich mich von meiner Ruheſtelle, um den „Luginsland“, einen Wartthurm auf der Spitze des Berges, aufzuſuchen, von dem aus ich eine unvergleichliche Rundſchau in die Weite hatte und zugleich den Zug aus der Stadt eine Strecke weit verfolgen konnte.

Bald ſtand ich auf der Zinne des Thurms und genoß erſt die große Naturſcene in der Runde und dann den Anblick des nicht enden wollenden Zuges, über dem wie über einer frommen Prozeſſion große und kleine Fahnen flackerten; je näher der Zug dem Walde kam und in dieſem ſich herauf bewegte, deſto deutlicher wurde die Muſik, welche mit dem Geſange wechſelte, vernommen, oft von tauſendſtimmigem Jubel übertönt, der in hundertfachem Echo ſich verlor. . . . .

Wie mich eine ſtille Sehnſucht ſchon am Morgen aus der Stadt getrieben hatte, um nicht im Gedränge von Tauſenden den Zug nach dem Berge mitzumachen, ſo wollte ich auch jetzt nicht dabei ſein, wenn derſelbe vor dem Förſterhauſe ankam, und nach buntem, wildem Durcheinander ſich zu lagern ſuchte; ich gedachte lieber noch eine Weile einſam die Waldesſtille zu genießen und — einer claſſiſchen Stelle meinen Beſuch zu machen, bevor ſie von lärmenden Schaaren aufgeſucht und eigentlich ungenießbar gemacht wurde.

Berühmt und unvergleichlich iſt das Göthe'ſche Gedicht, das nur aus einer Strophe beſteht und mit den Worten beginnt: „Ueber allen Wipfeln iſt Ruh." Dieſes nicht geſprochene, ſondern in poetiſcher Waldesſtimmung nur hingehauchte Gedichtchen hat Göthe den 7. September 1783 in einem Jagdhäuschen des Gickelhahn an die bretterne Zimmerwand geſchrieben, und es hieß, die Handſchrift ſei noch jetzt zu ſehen.

Ich ſtieg alſo von meinem Thurme herab und ſuchte das merkwürdige Gebäude auf, das ich nach einigem Um- und Abwege endlich fand.

Es iſt zweiſtöckig aus Holz gebaut, und hat nur bretterne Verſchlagwände, eine ſteile Treppe führt in den oberen Theil desſelben. Ich erſchrak beinahe über die Beſcheidenheit des überraſchend unanſehnlichen Gebäudes, da ich wußte, daß Göthe einſt acht Tage mit ſeinem Bedienten ſich hier häuslich niedergelaſſen hatte. Nahm ich auch an, daß das kleine Gebäude damals neu und einigermaſſen bequem möblirt war, ſo fiel mir doch der gar ſo be-

ſchränkte Raum und noch mehr die unbegreifliche Vernachläſſigung des berühmten Raumes auf, in dem das erwähnte Lied entſtanden und an die Wand geſchrieben worden iſt. Faule Luft und Schmutz beläſtigen den Beſucher, die runden Wände ſind von unten bis oben mit Namen, Inſchriften und Zeichnungen wüſt bedeckt, kein Stuhl ladet den Wanderer zu beſchaulicher Ruhe ein, die Ausſicht aus dem kleinen Fenſter nach dem Thale zu, welche Göthe einſt ſo ſehr entzückte, hat man von Bäumen verwachſen laſſen, und — was das Pietätloſeſte iſt — von Göthe's Handſchrift, welche das duftige Waldgedichtchen an der Wand verewigte, ſind kaum mehr einige Züge zu ſehen. Wie leicht wäre die Handſchrift ſchützend unter Glas zu bringen geweſen, um ſie vor ſo unwürdiger Vergänglichkeit und Verwüſtung zu ſchützen! denn der barbariſche Sonntagsbeſucher und Commis-Voyageur hat wenig nach jenen Verſen und ihrer Erhaltung gefragt und mit ſeinem Stifte kreuz und quer die Stelle befahren, um ſeinen eigenen Namen vor allen andern zu verewigen. Sicherlich hat Göthe zur Zeit, da er zum letztenmale an der Stelle war, dieſen pietätloſen Verfall eines ihm ſo werthen Raumes nicht geſehen; dieſen Vorfall mußte erſt eine Zeit verſchulden, welche ſtolz auf den Dichterheros, ſeinen Namen ſonſt immer prahlend im Munde führt!

Es war am 27. Auguſt 1831, einen Tag vor der Feier ſeines 82. Geburtstages, deren wir bereits erwähnt; Göthe hatte den Berginſpektor Mahr nach Ilmenau zu ſich bitten laſſen und dieſen gefragt, ob man wohl jetzt bequem zu Wagen auf den Gickelhahn fahren könne; er wünſche das auf demſelben befindliche, ihm von früherer Zeit her ſehr merkwürdige Jagdhäuschen zu ſehen.

Der Berginſpektor bejahte die Frage und Göthe erſuchte ihn, ſein Begleiter dahin werden zu wollen.

Alſo fuhren wir (erzählte Herr Mahr dem Leihbibliothekar Preller zu Weimar) beim heiterſten Wetter auf die Waldſtraße über Gabelbach. Unterwegs erfreute ſich Göthe an dem beim Chauſſeebau tief ausgehauenen Melaphyrfels, ſowohl wegen ſeines merkwürdigen Vorkommens mitten im Felsſteinporphir,

als wegen des schönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin setzten ihn die nach Anordnung des Oberforstrathes König in den großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und geebneten Wege in ein freudiges Erstaunen, indem er sie mit den früher äußerst schlechten Fahrstraßen auf den Wald verglich.

Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Gickelhahns gelangt, als Göthe ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondell ergötzte, dann über die herrliche Waldung sich freute und dabei ausrief: „Ach, hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Carl August noch einmal sehen können!“ Hierauf fragte er: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe seiu. Ich kann zu Fuß dahin gehen, und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen.“ Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochstehenden Heidelbeersträuche hindurch, bis zu dem wohlbekannten Jagdhause. Ich erbot mich, Göthe die steile Treppe bis in den oberen Theil zu führen; er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf seinen 82. Geburtstag feierte. „Glauben Sie ja nicht,“ sagte er, „daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mehr noch recht sehr gut.“ Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir solches aufzuzeichnen.“ Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh',
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Den 7. Sept. 1783. Göthe.

Göthe überlas dieſe wenigen Zeilen, und Thränen floſſen über ſeine Wangen. Ganz langſam zog er ſein ſchneeweißes Taſchentuch aus ſeinem dunkelbraunen Rocke, trocknete ſich die Thränen und ſprach in ſanftem wehmüthigem Tone: „Ja, warte nur, balde ruheſt du auch!“ Er ſchwieg eine halbe Minute, ſah nochmals durch das Fenſter in den düſtern Fichtenwald und wandte ſich darauf zu mir mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen.“ —

Als ich zu dem Sammelplatze der Sänger und des Feſtpublikums zurückkam, fand ich den größten Theil derſelben bereits vor dem Hauſe in bunten und höchſt belebten Gruppen gelagert, während der Zug den Berg herauf noch keineswegs zu Ende war.

Es gewährte einen maleriſchen Anblick, hier aus einem Hohlweg, dort um ein Gebüſch auf einem Nebenpfade die endloſen Zuzügler auftauchen zu ſehen, indeſſen ſich in dieſer Maſſe, oft von einem Wagen oder Reiter unterbrochen, der Hauptſtrom der Feſtwieſe entgegenbewegte oder in deren Nähe, bereits verzweifelnd an einem erwünſchten Unterkommen, rechts und links in des Waldes Schutz und Schatten zerſtreute. Hochrufe, Geſänge einzelner Liedertafeln, hellaufſchlagendes Lachen und Schäkern aus den Gruppen ſorgten für eine turbulente Beſchäftigung der Lüfte, wenn nicht ein aufwirbelnder Tuſch der Blechinſtrumente allein das Wort ergriff und zu dem wolkenloſen Blau über den Wipfeln ſprach.

Da die Vorräthe des Forſthauſes, ſo reichlich ſie auch aufgeſpeichert waren, lange nicht genügen konnten, um Tauſende zu ſpeiſen und zu tränken, ſo ſchlugen bald von allen Seiten an ungefährlichen Stellen des Waldes hohe Reisfeuer auf, um hier einen Keſſel zu erhitzen, dort um wohl zugedeckte Töpfe zu lecken, oder eine ſtechend angefachte Kohlenglut machte auf einem improviſirten Herde Roſtbratwürſte röcheln, deren duftiger Märtyrertod den Appetit des rohen wie gebildeten Menſchen mit unwiderſtehlicher Begierde belebt.

Damit aber auch, wenn für den Gaumen geſorgt war, der flüſſige Stoff nicht fehle, wo tauſend Lippen dürſteten, ſo kamen auch Wagen hinter dem Zuge her, aus deren Laubendunkel wie

ſüße Früchte wohlgefüllte Fäſſer winkten. Dieſe wurden in günſtige Poſitionen aufgefahren nnd als wirkſame Feldſtücke unter Jubel abgeprotzt, ſo daß in kurzem mancher Vorwitzige, von einem Streifſchuß getroffen, dem Luftdruck nicht mehr widerſtand und unter einem Baum ins hohe Gras hinſank.

Nach einer Stunde Raſt und Stärkung wurde wieder zum Abzug geblaſen, und unter dem Vortritt eines Wagens mit noch unangetaſteten Fäſſern, auf denen Sänger mit Fähnlein ſaßen, kam die jubelnde Völkerwanderung in Bewegung, um ſich für des Tages Dauer weiter oben auf dem freien Platze um den Thurm zu lagern.

Nach einer halben Stunde Weges war der Marſch gethan und der majeſtätiſche Wald erbrauſte von Leben, Jubel, Geſang und Deklamationen.

Mich aber zog der Gegenſatz um ſo mächtiger aus dem energiſch frohen Treiben fort; ich verlor mich ſachte aus dem Gewühle und ſchlug den erſten beſten Waldpfad ein, um hinweg in einſame Waldesſtille und nach romantiſcher Irrfahrt bergab in das Manebacher Thal zu gelangen, das mich leicht und liebevoll auf guten Wegen die hübſch eingerichteten Ruhe- und Badeſtellen vorbei nach Ilmenau gelangen ließ.

Die Stadt glich Nachmittags in ihrer Stille einem Bienſtocke, deſſen Bewohner ſchwärmend ausgezogen; erſt gegen Abend ſtiegen theils in zerſtreuten Gruppen, theils in bunter, toſender Maſſe Einheimiſche und Fremde wieder vom Gebirge nieder und vollzogen, durch das ſchöne Thal ankommend, ihre letzte Lagerung vor und in dem Felſenkeller bei der Stadt.

Ball, Feuerwerk und feſtliches Treiben aller Art kam an die Reihe und dauerte bis zum Anbruch des nächſten Morgens.

Mit der Abfahrt der Sänger am nächſten Tage verlief ſich auch das fremde Feſtpublikum nach allen Richtungen, und Ilmenau nahm ſeine bürgerlich freundliche Geſtalt wieder an.

Nun wurde gebadet, mit einigen Bekannten fleißig verkehrt,

mancher Ausflug hier und dorthin ausgeführt und so die Zeit sehr angenehm und zuträglich hingebracht.

Ein Eisenhammer, südöstlich von Ilmenau gelegen, soll Schiller zu dem „Gang nach dem Eisenhammer" angeregt haben; ihm gegenüber nennt man eine Anhöhe, die eine sehr schöne Ansicht von Ilmenau gewährt, die „Schillerhöhe", weil hier der Dichter während seines Aufenthaltes gern und oft verweilte. Doch verlautet von Schillers Aufenthalt in Ilmenau wenig; war es ja seine Art und Weise keineswegs, sich seiner Umgebung durch viele Berührungen bemerkbar zu machen; sein Sinn war meist nach Innen und nach Oben gerichtet, und seine Mittel erlaubten keine breite sichtbare Berührung mit dem Leben.

Ich blieb nach dem Sängerfeste noch drei Tage in der lieblichen Bergstadt und verließ sie dann mit angenehmen Erinnerungen und dem aufrichtigen Wunsche, sie bald wieder zu sehen. Unter den neuen Bekanntschaften, die ich gemacht, zähle ich noch mit Vergnügen die mit dem talentvollen Sohn des Berginspektors Mahr, der jetzt als Nachfolger des Letzteren das Bergwesen leitet, im Manebacher Thale ein reizend gelegenes Haus bewohnt und als vielseitig empfänglicher Mann ein schönes Familienleben genießt. Bei ihm sah ich Göthe's Handschrift in verschiedenen Arten, als Briefe, Notizen, Actenstücke und Unterschriften — alle an den Vater des talentvollen jungen Bergmanns gerichtet.

Wie du mir, so ich dir.

Humoreske von Hermann Zimmermann aus Zell.

Nicht selten hört man sagen: „Wenn der Anfang nur nicht so schwer wäre, Mancher könnte eine hübsche Geschichte aus seinem eignen Leben niederschreiben; aber unglücklicher Weise stirbt schon hier der Embryo, ehe er seine Schale zerbricht.“

Was meine Erzählung betrifft, so frage ich weniger darnach, wie der Anfang ausfallen wird, wenn nur das Ende derselben ein gutes ist.

In meinem Geburtsorte lebte ein Bauersmann, der in meinen Kinderjahren keinen unbedeutenden Einfluß übte auf meine Erziehung, und der verdient, daß ich ihn ehre, so lange ich lebe. Zu jener Zeit, als diese Geschichte sich zutrug, war Vater Martin — das war sein Name — schon ein Fünfziger; wohlgebaut, groß, stark und kräftig, mit rothem Gesicht und etwas grauen Haaren, die er selbst ein Gemengsel von Kümmel und Salz nannte. Dieser Mann hatte außer seinen vortrefflichen Eigenschaften als Landwirth und Viehzüchter einen ausgezeichneten Verstand. Er war schnell im Auffassen, ganz unparteiisch bei Dorfangelegenheiten und besonders rechtschaffen in jeder Beziehung. Er war ferner äußerst aufmerksam auf Alles, was sein Aug und Ohr erreichen konnte, und machte über das, was er sah und hörte, die besten Bemerkungen, obwohl dieselben mitunter nicht selten recht derb und satirisch — oder wie er sich selbst ausdrückte: ein wenig gepfeffert

waren. Deshalb kann man aber doch nicht behaupten, daß er sich bemühte Alles ins Lächerliche ziehen zu wollen; o nein, denn er konnte bei ernsten Dingen auch ein ernstes Gesicht machen. Von Allem konnte er etwas für sein Benefiz herausnehmen, und da er nebstdem mit einem ausgezeichneten Gedächtnisse begabt war, so machte er aus sich selbst eine ganze Schicht von Geschichten. Mit einem Worte: Vater Martin war meine lebendige Bibliothek. Ich gestehe es offen, daß ich in meiner Kindheit außer meinen Eltern keinen bessern Freund hatte, als diesen Mann. Seine wohl arrangirten Erzählungen waren wahrscheinlich der erste Magnet, der mich veranlaßte seine Gesellschaft so häufig zu suchen.

Etwas darf ich nicht vergessen zu erwähnen. Vater Martin konnte nie einen Spaß vertragen, der seiner Person galt. Er war darin gekannt und gefürchtet. Wollte es je Einer versuchen, so wurde Martin boshaft und feindselig und ruhte nicht eher, bis er den Spott doppelt oder gar dreifach zurückbezahlt und seinen Gegner vor aller Welt lächerlich gemacht hatte. Dieser Fehler verschwand jedoch mit zunehmendem Alter, und zu meiner Freude habe ich öfters bemerkt, daß er mit andern über sich selbst lachte, wenn er sich wirklich lächerlich gemacht hatte.

Seine Frau Margareth — ein kleines gottesfürchtiges Weibchen mit dunklen Haaren und braunen Aeuglein — war stets von zarter Gesundheit. Vater Martin und seine Margareth heiratheten sehr frühe, hatten aber keine Kinder. Die Dienstboten verließen nie ihr Haus, bis sie sich selbst irgendwo niederlassen und ihren eignen Herd gründen konnten. Alle wurden während ihrer ganzen Dienstzeit wie Kinder behandelt; daher bekam das alte Ehepaar den Namen Vater und Mutter von Jedermann, der in näherer Verbindung mit ihnen stand. Auch Frau Martin werde ich nie in meinem Leben vergessen. Sie war eine so gutherzige Frau, ein so sorgsames Mütterchen, wie man solche so hie und da auf den Dörfern findet.

Vater Martin lebte mit seiner Ehehälfte in vollkommener Einigkeit, und ich wüßte nicht, wann diese Leutchen sich je einmal ge-

ſtritten hätten. Dieſes friedliche Ehepaar hatte zwei Lieblingsthiere. Er hatte einen Hund, ſie eine Katze. Beide Thiere kannten mich und ſind oft meine Unterhaltung in Spielſtunden geweſen. Hund und Katze lebten gleich ihren Herrſchaften in äußerſt gutem Einverſtändniß. Sie wurden mit einander aufgezogen und konnten ſich ſelten auf längere Zeit von einander trennen. Sie fraßen aus einer Schüſſel und ſchliefen in einem und demſelben Winkel; denn weder Eiferſucht noch Neid kam in ihre Köpfe. Puß, die Katze, war von gewöhnlicher Race; Sultan aber war ein Neufundländer und ſehr von ſeinem Herrn geachtet.

Zur Zeit, wo mein Vater Martin dieſe Geſchichte mittheilte, war ich bereits 18 Jahre alt, und da ich ſehr früh auf eine höhere Schule geſchickt wurde, ſo konnte ich meinen alten Freund nur während der Ferien ſprechen. Dieſe glücklichen Ferien und mit ihnen die Dorfkirchweih waren nun wieder heran gekommen. Kaum war ich etliche Stunden im elterlichen Hauſe, ſo ging ich ſchon zu Martins. Gleich bei der Begrüßung bemerkte ich, daß mein alter Bauer nicht den rechten Kirchweihhumor hatte und daß ihm etwas über die Leber gelaufen war.

„Was gibt's Neues?" fragte ich den alten Mann nach einigem Stillſchweigen.

„O viel Neues und recht Sonderbares dazu", antwortete er und verzog dabei den rechten Mundwinkel bis hinters Ohr, wie einer, der einen rechten hellloſen Streich ausgeführt hat. Mittlerweile war wieder Stillſchweigen eingetreten, endlich ſagte der Alte: „Es wäre mir freilich lieber, die verteufelte Geſchichte wäre gar nicht paſſirt. Ich hab' vielleicht Unrecht; — kann es aber kaum mehr ändern."

„Nun was denn?" fragte ich.

Eine andere Frage ſeinerſeits war die Erwiederung. Lächelnd fragte er mich jetzt: „Kennen Sie den Herrn Sperling in der Stadt?"

„Meinen Sie den Krämer, bei welchem man Alles findet, ausgenommen Gefälligkeiten?" erwiederte ich.

„Ganz recht, den meine ich; Sie haben ihn errathen. Es sind ungefähr drei Wochen" — fuhr mein alter Bauer fort — „da sagte ich zu meiner Frau: „„Margareth, ich denke, wir gehen morgen miteinander in die Stadt. Du weißt, es ist Werktag. Du hast eine Menge Dinge für die Kirchweih zu kaufen und ich möchte mich nach einem andern Pferde umsehen.""

„Jede Bauersfrau und selbst Damen zeigen bei dieser Gelegenheit ihre Geschicklichkeit im Backen, Kochen und Braten; und ich gestehe offen, ich möchte diesen Frauen nicht gerne in den Weg kommen, wenn sie auf diese Weise beschäftigt sind. Da ist man wirklich überall zu viel!"

Nachdem Vater Martin das eben Gesagte eingeschlossen hatte, fuhr er fort mit seiner Erzählung:

„In der Stadt angekommen, ging jedes von uns seinen eignen Weg. Ich begab mich auf den Pferdemarkt und meine Frau wanderte von einem Laden zum andern. Ich hatte das Glück, bald ein passendes Pferd für mich zu finden und auch Gelegenheit, mein altes zu verkaufen; aber da mir der Mann nicht gefiel, der es haben wollte, so sagte ich zu mir selbst: „„Nein! meine treue Liesel soll ihr Leben in meinem Stalle beschließen. Wer weiß, wie es ihr in den alten Tagen erginge. Sie hat das Gnadenbrod verdient und soll es auch aus keiner andern Hand bekommen, als aus der meinigen.."" — „Sie glauben gar nicht, mein Herr, wie schwer es Einem wird, sich von einem Thier zu trennen, das man schon so lange besitzt. Ich will Ihnen nur damit sagen, daß ein Bauer auch Gefühl hat." —

Auf diese Weise unterbrach sich Vater Martin öfter, wenn er mir etwas erzählte. Nach einigem Reuspern erzählte er weiter:

„Als ich meine Margareth aufsuchte, war sie noch lange nicht mit dem Einkaufen fertig, und trotzdem sie Alles hatte, was auf der Liste stand, so fiel ihr doch immer noch etwas ein. Endlich sagte sie: „„Martin, jetzt komm mit zu Sperling; ich muß für unsere Mägde ein Kirchweihstück kaufen.""

„Es wäre mir lieber gewesen, sie hätte sich einen andern Laden

auserlesen; aber das arme Ding hatte das Gelauf auf dem Pflaster herzlich satt, und ich muß schon sagen, ich finde selbst die Hitze viel drückender in der steinigten Stadt, als auf unsern grünen Wiesen."

„Der Laden war klein und entsetzlich angefüllt. Meine Frau wählte lange, bis sie sich für einen bestimmten Stoff entschließen konnte. Ich bat sie dringend, sich zu beeilen; denn sie war bereits ganz erschöpft, und die dicke Luft dieses engen Orts dazu konnte den schlimmen Einfluß auf meine Margareth nicht verfehlen. Aber nie bringe ich meine Alte aus einem Schnittwaarenladen heraus. Jedes Stück muß angesehen, befühlt und sein Preis erfragt werden. Ich möchte nur wissen, ob andere Weiber auch so sind? — Nach langem Warten hatte sich Margareth endlich herunterschneiden lassen. Nachdem ich die Waare bezahlt und eingepackt hatte, schrie plötzlich Jemand hinter mir. Ich schau mich um und sehe, daß meine Frau ohnmächtig geworden war. Das war kein schlechter Schrecken für mich und alle, die mit im Laden waren. Frau Sperling schrie gleich:

„„Hinaus mit ihr, bringt dieses Weibsbild weg — fort aus meinem Laden!"" — „Als aber Madame Sperling fand, daß ich meine eigne Frau in den Armen hatte, änderte sie plötzlich ihr ganzes Wesen und sagte: „„Ach Herr Martin, verzeihen Sie, ich wußte nicht, daß es Ihre liebe Frau ist, die auf einmal so unwohl geworden. Ich will Alles thun, was Sie wünschen. Tragen Sie Ihre gute Frau in mein Zimmer und legen Sie sie auf mein Sopha; da mag sie bleiben, bis sie sich vollständig erholt hat.""

„Ich that es. Man brachte Essig, dann kleine Fläschchen mit wohlriechendem Wasser, man kochte Kaffee, schickte auch in die Apotheke nach stärkender Arznei. Kurz man that Alles, was man bei einer solchen Gelegenheit nur thun kann. Als ich überzeugt war, daß Margareth ihre Kräfte wieder so ziemlich zusammengerafft hatte, beschloß ich nach Haus zu fahren, mußte aber zu diesem Zweck den Wagen im Gasthof holen. Das neue Pferd hatte ich bereits mit dem Knecht nach unserem Dorf geschickt, die Liesel aber hatte ich bei mir behalten. Ich ließ daher meine Frau bei Sperlings und ging. In einigen Minuten war ich mit dem Geschirr zurück, mußte aber

nochmals bei Sperlings eintreten. Im Zimmer fand ich die beiden Weiber in der lebhaftesten Unterhaltung, als wie zwei, die sich in der frühen Jugend schon kennen gelernt hatten. Das Thema der Unterhaltung war — Kirchweih. Margareth verstand noch nicht recht, wo Madame Sperling hinaus wollte, aber ich begriff sogleich ihre Absicht."

„Es gibt hie und da Leute in der Stadt" — fuhr der Alte erklärend fort — „die es darauf anlegen, eingeladen zu werden, wenn wir unsere Kirchweih feiern, um einmal eine Gelegenheit zu haben, sich eine tüchtige Ehre mit unsern Kuchen und Krapfen anzuthun. Einmal kann man sich dieses schon gefallen lassen. Aber wenn der Anfang einmal gemacht ist, so kommen derartige Leute in der Regel jedes Jahr. Man wird von ihnen so freundlich Herr Vetter und Frau Base titulirt — und ist genöthigt seine eignen Verwandten zu vernachlässigen. — Herr Sperling nebst Frau gehört zu dieser Art von Leuten. Als er einen Augenblick vom Geschäfte abkommen konnte, kam auch er in die Stube. Es hatte kaum eine Minute gedauert, so fing er an seiner Frau zu secondiren, d. h. er spielte in derselben Tonart eine Melodie, deren Finale — Kirchweih war!"

„„Natürlich — begann er — wenn Sie uns einladen und uns durchaus eine solche unerwartete Ehre anthun wollen, so dürfen Sie von vorneherein versichert sein, Herr Martin, daß ich nur mit meiner Frau komme. Mit Kindern wollen wir Ihnen durchaus keine Plage machen. Das wäre viel zu viel Unruhe für Sie. Ich komme auch nicht wegen Ihrer Kuchen und andern Eßwaaren, die unsre Stadt besser bieten kann als ein Dorf, aber mir ist es vornehmlich darum zu thun, Ihren schönen Bauernhof mit den Pferden, Kühen, Hühnern, Tauben ꝛc. zu sehen. Ich bin namentlich ein großer Freund von Tauben.""" — So sprach Sperling. — Was sollte ich nun thun? Mir blieb nichts Anderes übrig, als ihm zu sagen, daß ich mich glücklich preisen würde, ihn in meiner Behausung aufnehmen und ihm da den Ehrentrunk darbieten zu können. Aber ich gestehe offen, daß ich innerlich verirt war, um-

ſomehr, da ich gegen meine Meinung ſprechen mußte. Denn hätte ich einige Schwierigkeiten gezeigt, als könne ich ihn an dieſem Tage wegen anderer Gäſte nicht aufnehmen, ſo war ich gewiß, daß er mich — noch ehe die Nacht hereingebrochen wäre — in der Stadt als den ſchäbigſten und ſchmutzigſten Menſchen hingeſtellt hätte. Es wurde deshalb unter uns verabredet, daß wir uns an der Kirchweih wieder ſehen würden."

„Es war hohe Zeit uns auf den Weg zu machen. Wir packten zuſammen, und während Madame Sperling damit beſchäftigt war, meine Frau recht gut einzuwickeln, damit ihr die Abendluft nicht ſchade, trug Herr Sperling eine Flaſche ordinären Weines herbei. Ich wollte durchaus nicht trinken; aber er brachte auf eine ſo höfliche und verbindliche Weiſe die Geſundheit meiner Margareth aus, daß es ſehr am unrechten Orte geweſen wäre, weitere Umſtände zu machen."

„Im letzten Augenblick unſeres Dortſeins fragte ich Herrn Sperling, was wir ſchuldig wären. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde. War es vielleicht deshalb, weil es bei uns Sitte iſt, ſo zu fragen, wenn Einem eine Gefälligkeit erzeigt worden iſt; oder wollte ich in mir das Gefühl verſcheuchen, ihm verbunden zu ſein. Kurz ich fragte ihn:

„„Was ſind wir ſchuldig, Herr Sperling?""

„„Ach das iſt leicht zuſammengezählt, ſagte er halb ſarcaſtiſch und halb mißtrauiſch. Eſſig, kölniſches Waſſer, Kaffee, Brod, Wein — ohne zu rechnen unſere Unruhe und Angſt — das macht gerade ein Guldchen.""".

„„Ganz gut"" — ſagte ich kalt — aber faſt hätte ich mir vor Aerger die Zunge abgebiſſen. — Ich ſah meine Frau an und Sperling die ſeinige; was aber in dieſem Moment in den verſchiedenen Köpfen vorging, können Sie vielleicht beſſer ſagen, mein lieber Herr."

„Ich bezahlte den Gulden und half meiner Frau auf den Wagen. Während wir das Haus verließen, ſagte Madame Sperling zu ihrem Manne:

„„„O ich denke, Du haſt zu viel von den Leuten genommen.““

„„„Zu viel? Du Schaf, halt's Maul! Dieſe Leut können es zahlen und ſpüren es nicht einmal.““

„Nachdem dieſes wackere Ehepaar uns noch einmal die Hände geſchüttelt hatte, trieb ich die Lieſel an und fuhr zum Thor hinaus ohne mich noch einmal umzuſehen.“

Mein alter Freund hielt hier ein wenig inne, und ich glaubte, ſeine Geſchichte ſei zu Ende. Ich ſagte ihm daher: Ich kann mir wohl den Grund Ihrer Verdrießlichkeit nun denken; denn Sperling war wahrſcheinlich heute hier, und Sie haben ihm billigerweiſe die Thüre gewieſen oder ihn gar unſanft hinaus geworfen.

„Gott behüte!“ — erwiederte darauf der Alte — „Herr Sperling war nicht nur hier, ſondern ich habe ihn auch tüchtig bewirthet. Darüber bin ich ſogar recht froh; denn der alte Fuchs iſt in meine Falle gegangen und ich ließ ihn zu meinem Vergnügen zappeln, ſo lange ich gewollt habe. Was mich eigentlich verdroß, war, daß Sperling, nachdem wir ſein Haus verlaſſen hatten, überall erzählte, wie er mich und meine Frau zum Beſten gehalten, indem er uns veranlaßte, alle ſeine Kleinigkeiten bei Heller und Pfennig zu bezahlen. Das Alles erzählte er auf eine ſolche Weiſe, daß Jedermann über uns lachte.“

„Als wir die Stadt verließen“ — fuhr der Alte nach einer Pauſe fort — „waren meine Gedanken in einem wahrhaft verwirrten Zuſtand. Tauſend Pläne erſann ich, um Rache zu nehmen. Meine Frau wagte es nicht, mein Nachſinnen zu unterbrechen; denn ſie merkte, daß etwas Wichtiges in meinem alten Hirnſchädel vorging. Aber ein ſo altes Bauernweib kann das Maul nicht halten. Nachdem ſie einen tiefen Seufzer geholt, ſagte ſie:

„„„O Martin, ich wünſchte von Herzen, die Sperlings wären verhindert und könnten nicht kommen.““

„„„Und ich wünſchte von Herzen, Margareth, daß ſie kämen.““

„„„Um Himmels Willen, Martin, was thuſt Du denn mit den Leuten? Ich nehme Gift darauf, daß ſie ihre Kinder auch mitbringen.““

„Laß sie nur kommen und mitbringen, wen sie wollen. Jü Liesel!“

„„Mein himmlischer Vater! Die werden meine Kuchen mit einander essen und nichts für meine eignen Leute überlassen.““

„„Laß' sie essen, so viel sie wollen. Wir sind übrigens nicht so arm; — einmal können wir sie schon füttern.““

„Ich glaube, mein Herr, daß dieses das erste Mal in unserem Leben war, wo ich und meine Frau so weit mit unsern Ansichten auseinander waren. Seit den letzten drei Wochen mußte ich jeden Morgen das Jammern und Lamentiren hören: „„O das Stadtvolk verdirbt mir meine Kirchweih ganz und gar. Ich werde nicht im Stande sein etwas Gescheites zusammen zu bringen. Alles geht schief. — Ich sage dir, Martin, daß ich, wenn du nicht hingehst und die Leute abbestellst, nicht fähig sein werde einen einzigen ordentlichen Kuchen zu backen.““

„Da liegt gar nichts daran“ sagte ich ihr, „wie deine Kuchen ausfallen werden. Diese heut essen sie, wenn sie drei- und viereckig sind oder auch gar keine Form haben“.

„Die drei Wochen verflossen; doch war unser ehelicher Horizont nicht zum besten, wie Sie sehen. Die Zeit kam endlich herbei und Alles war zum Feste vorbereitet. Selbst Margareths Kuchen wurden gegen ihr Erwarten ausgezeichnet gut.“

„„Am Ende kommen die Sperlings gar nicht!““ — sagte Margareth, als bereits der Morgengottesdienst vorüber war. — „„O wie wollte ich so froh sein!““

„„Und ich, ich würde recht traurig sein;““ erwiederte ich ihr. — „„Aber fürchte so etwas nicht; sie können mit jeder Minute eintreffen. — Horch! der Sultan bellt. Gehe mir schnell Jemand hinaus und thue den Hund herein. Der könnte mir einen schlimmen Streich spielen, wenn er Eines von diesen Leuten beißen würde. Ah da kommen die Sperlings.““

„„Wie viel sind es Martin?““ fragte Margareth ängstlich.

„„Wart' Frau! Ich kann sie noch nicht Alle sehen.““

„Haben Sie ihre Kinder mit sich?““

„„Ja, liebe Margareth. Jetzt kommen ſie zum Thor herein: Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht! — Halt da kommt noch die Magd mit einem Kleinen auf dem Arm; das macht neun und das Kind dazu in Summa zehn.““

In weniger denn einer Minute hatte ich ſie Alle in meinem Zimmer.

„„Hier ſind wir,““ — ſagte Herr Sperling mit ſüßem Lächeln und unterwürfigen Bücklingen, — „„ich halte viel darauf mein Wort zu halten.““

„„So habe ich es gerne von den Leuten,““ antwortete ich ihm unbefangen.

„„Aber das kann ich Ihnen ſchon ſagen, Herr Martin — ein Wetter iſt draußen zum Verbraten und Zerkochen. Da muß einmal der Wein wieder gut werden. Kaum glaubte ich Ihr Haus mit meiner kleinen Compagnie erreichen zu können.““

„„Wir wollten freilich keine Kinder mitbringen,““ — ſagte hierauf Frau Sperling — „„aber was will man machen? Die großen betteln ſo lange, bis man nachgibt, dann kommen die andern; die Buben wollen auch nicht zurückgeſetzt ſein, das thut mein Mann ſchon nicht, und da ich denke, ein Kind hat ſo viel Recht wie das andere, ſo haben wir uns endlich entſchloſſen, um keinem wehzuthun — ſie alle mitzunehmen. Gelten's Frau Martin, wir haben recht gethan?““

„Meine Frau konnte leider vor lauter Schrecken und Verwunderung kein Wort hervorbringen. Sie ging deshalb fort und ſchaute ſich in der Küche um, vielleicht denkend:“

„„Wird's denn langen?““

„Indeſſen bemerkte Frau Sperling, die armen Kinder würden recht hungrig ſein; denn ſie wären genöthigt geweſen, den ganzen Weg von zwei guten Stunden zu Fuße zu machen.“ Als ich darüber meine Verwunderung ausſprach, ſagte Sperling ſtolz:

„„Ah glauben Sie, Herr Martin, ich bezahle einen Wagen mit Pferd für dieſe kleinen Schlingel? So eben hatten ſie die Ge-

legenheit zu sehen, wie ihr Papa marschiren kann. Die müssen es auch lernen.'"

„Nachdem sich die kleine Compagnie zurecht gesetzt und einigermaßen es sich bequem gemacht hatte, wollte ich mich bei der flüchtig gewordenen Margareth umsehen und erkundigen, ob man ihnen sogleich etwas auftragen oder ob man sie bis zum Mittagessen warten lassen solle. Gerade als ich die Thüre aufmachte, kam unsere Katz' herein. Puß machte ein fürchterliches Gesicht, als sie alle die fremden Gesichter auf einmal sah. Aber was sie am meisten in Furcht setzte, war ein kleiner elend aussehender Hund, ein Pinscher, welcher gerade auf sie zukam und sie wahrscheinlich erwürgen wollte. Obwohl Alle zugleich anfingen zu schreien: ,,,Bello, Bello hieher!'" so ging Bello doch auf die arme Katz los, die nichts weiter thun konnte, als den Buckel aufschieben und miauen. Dieser kritische Moment dauerte indessen nicht lange für die arme Puß; denn kaum gewahrte Sultan die Gefahr, in welcher seine Freundin war, so kam er gleich einem Tiger auf Bello zugestürzt, packte ihn beim Genick und schüttelte ihn so kräftig, als ob es nur eine Ratte gewesen wäre. Jetzt mußte ich mich drein legen; denn Sultan hätte unfehlbar das arme Hündchen zusammengerissen, wenn ich ihn nicht abgehalten hätte. Man verlangte allgemein, daß ich meinen Hund hinaus stecken solle; aber ich sagte ruhig:

„,,Das kann ich unmöglich, meine Herrschaften. Meine Sultan würde die ganze Woche über kein freundliches Gesicht mehr machen. Ich versichere Sie: Sultan bleibt ruhig, wenn Ihr Hund sich gehörig zurückzieht.'"

„Und so war es auch. Bello winselte wohl noch lange. Aber Sultan ließ ihn in Ruhe und nahm mit Puß seinen alten Winkel ein, von wo aus er die Fremden mit mißtrauischen Augen bewachte; denn der treue Hund merkte ganze gewiß, daß ich ihn bei den Leuten vertheidigte."

„Da das Mittagessen noch nicht bereit war, so wurde einstweilen Kuchen und Wein aufgetragen. Dann wurden Pferde, Rinder, Geflügel und Hofraum besichtigt. Aber nirgends hielt

man sich auf. — Von Zeit zu Zeit hörte ich die kleinen Buben an dem Kleide ihrer Frau Mama zerrend fragen:

„„Bekommen wir denn sonst nichts zu essen? oder: Hat man deshalb den weiten Weg gemacht? oder auch: Ist das die ganze Kirchweih? :c.““

„Nach Verlauf einer halben Stunde war alles im Hofe und in den Ställen zur Genüge besichtigt und das allgemeine Verlangen war: Essen, essen!“

„Was der Tisch halten konnte, brachte Margareth herein. Alles fand man köstlich. Nichts blieb unversucht. Die Alten selbst gingen den Jungen mit außerordentlich gutem Beispiel voran. An Lobeserhebungen hat es weder Herr Sperling noch Frau Sperling fehlen lassen, und dadurch konnte meine Frau zu der Gewißheit kommen, daß sie sich nicht umsonst geplagt hatte. — Die Worte „Herr Vetter und Frau Base“ würzten vollends das Mittagsmahl meiner Alten, die sich gewiß an der Spitze aller Köchinnen und Kuchenbäckerinnen des Dorfes dachte. — Ein starker Kaffee machte den Schluß des Festessens.“

„Nachdem Jedes seine Schuldigkeit gethan hatte, gingen die größern Kinder mit Erlaubniß ihrer Eltern in's Freie, die kleinen, die inzwischen schläfrig wurden, legte Madame Sperling auf Margarethens Bett, was letztere mit Geduld ertrug.“

„Während Herr Sperling nach seinen Cigarren suchte — wenigstens that er so, als ob er darnach suchen wollte — offerirte ich ihm von den meinigen, die ich zum Zweck der Kirchweih aus der Stadt mitgebracht hatte. Der vortreffliche Mann verschmähte gar nichts und sprach besonders den Weinflaschen recht zu, was ihn zuletzt ganz liebenswürdig machte. — Während wir uns vom Alltäglichen unterhielten, wollte Madame Sperling die weitern Räume unseres Hauses besichtigen. Die beiden Weiber entfernten sich deshalb und gingen von einem Zimmer in das andere. Endlich kamen sie auch in jenes, wo die frisch gebackenen Kuchen und Weißbrote für die Festtage aufgeschichtet waren.“

„„O Frau Martin, da muß ich wohl etliche für meine Freunde

in der Stadt mitnehmen", — rief die gute Frau — „die werden gar nicht glauben wollen, daß eine Bauersfrau wie Sie im Stande ist, solche excellente Kuchen zu backen", und alsobald fing sie auch an den Henkelkorb, der bei einer solchen Gelegenheit nie fehlt — anzufüllen. Margareth, das gute Ding, ließ sich alles gefallen."

„Nach einer Stunde kamen die großen Kinder wieder zurück, und zu meinem Entsetzen bemerkte ich, daß sie in meinen Obstgarten gerathen waren und meine jüngsten Obstbäumchen geplündert hatten; denn sie aßen nicht nur noch, sondern zeigten auch einen ziemlichen Vorrath ihren Eltern, die wohlgefällig über den unverschämten Raub lächelten."

„Diese Ungezogenheit war für mich doch ein wenig zu stark. Ich suchte Gelegenheit dieser Wirthschaft sobald wie möglich ein Ende zu machen und war bereits entschlossen, die ganze Gesellschaft mit Schimpf und Schande hinaus zu werfen. — Zu meiner großen Freude kam mir aber Sperling zuvor; denn er sagte, er beabsichtige bald wieder aufzubrechen, um noch vor Nacht mit seinen Leuten nach Hause zu kommen."

„Nach einer kleinen Weile rief er:"

„„Kommt Kinder und macht Euch fertig! Die Mutter wird mit der Magd die Schläfer aufwecken und zum Abmarsch bereit halten.""

„Margareth stieß einen so tiefen Seufzer aus, wie Jemand, der gerade einer großen Gefahr glücklich entronnen ist. Nichts konnte uns beiden willkommener sein, als sobald wie möglich diese Art Heuschrecken von uns zu schaffen. Meine Frau wurde schon ungeduldig, als sie merkte, daß Madame Sperling so lange in ihrer Schlafkammer verblieb. Als sie hineinging, fand sie die Madame über ihrem Biscuit, den sie in einem Schränkchen versteckt hielt."

„„Ach — sagte sie zu meiner Frau, — da kann man sehen, wie ihr Landleute eure Köpfe und Gedanken gleich verliert und Alles vergeßt, wenn ihr einen kleinen Besuch habt. Da habe ich eine Menge Süßigkeiten gefunden, die jedenfalls für meine lieben

Kleinen bestimmt waren. Ich habe Alles unter die guten Kinder vertheilt; war es nicht recht so, Frau Martin? fragte schließlich die Stadtdame.""

„Meine Frau blieb ruhig. Was hätte sie auch machen können? ihr Eigenthum war bereits durch räuberische Hand in eine andere übergegangen. Sie hatte somit dasselbe Schicksal mit ihrem Biscuit, wie ich mit meinem Obst."

„Endlich sagte Herr Sperling: „„Kinder, kommt und gebt dem guten Martin die Hand und zeigt ihm, wie höflich die Stadtkinder sind!"

„Als Alle auf den Beinen waren, sagte er zu mir: „„Nun, Herr Martin, wollen wir gehen; Sie sind unzweifelhaft der gütigste Mann, den ich je kennen gelernt habe.""

„„O ja! — schnapperte seine Frau — Sie haben uns eine recht große Ehre angethan. Wir müssen öfter kommen. Sie haben keine Kinder und wir haben deren genug. Wir werden dieselben immer mitbringen, damit Sie und Ihre Frau auch eine Unterhaltung haben. Nicht wahr Frau Base?""

„Margareth wollte etwas antworten, aber Herr Sperling unterbrach sie, indem er, sich zu mir wendend, sagte:"

„„Herr Vetter Martin, wir müssen jetzt gehen. Sie können uns unmöglich länger aufhalten. Hier meine Hand darauf, daß wir bald wieder kommen. Wir machen für immer Freundschaft. Ich bin Ihnen unendlich verbunden, und da ich weiß, daß Sie alles aus gutem Herzen gethan haben, bin ich Ihnen doppelt dankbar dafür. Ich kann nur noch so viel sagen: besuchen Sie uns recht bald, wenn Sie in die Stadt kommen, damit wir unsere große Schuld wieder abbezahlen können!""

„Das war der eigentliche Moment, auf welchen ich schon drei Wochen gewartet hatte."

„„Sie sprechen von Bezahlen, Herr Sperling"" — sagte ich — „„das könnten Sie ja sogleich thun.""

„„Ei, schaut den alten Spaßvogel"" — erwiederte Sperling

lachend, aber über und über roth werdend. — „„Wa — was meinen Sie denn eigentlich, Herr Martin?““

„Ich meine, Herr Sperling“ — sagte ich ernst und bestimmt — „daß Sie Ihre Schuld sogleich abtragen können und hoffentlich auch abtragen werden; denn was Sie da im Scherze erwähnen, nehme ich ganz für Ernst!“

„Herr Sperling schaute wieder seine Frau an und ich die meinige; aber was im Kopfe eines Jeden vorging, können Sie vielleicht besser errathen.“

„„Ihr Mann ist doch ein recht närrischer Kauz““ — sagte Madame Sperling zu Margareth — „„was will er denn eigentlich?““

„„Ich weiß nicht““ — antwortete gedehnt meine Frau, die eben so unwissend über meine Absichten war, wie die beiden Sperlings.

„„Ich bin ganz im Ernst““ — versicherte ich nochmals.

„„Aber um Himmels Willen, was haben Sie vor, Herr Martin?““ — unterbrach mich Sperling, immer ängstlicher werdend.

„„Ich bin so eben im Begriff““ — erwiederte ich ihm — „„zusammen zu zählen, was Sie mit Ihrer Familie gegessen und getrunken haben, um Ihre Rechnung zu machen.““

„„Geh doch zu, Sperling““ — sagte die Madame — „„siehst Du denn nicht, daß der Alte da Dich nur zum Besten hält?““

„Aber das arme Ding konnte nicht fort. Sultan hatte sich vor die Thüre postirt und versperrte Jedermann den Ausgang. Ich bin sicher, der gescheite Hund merkte es.“

„Ich begann zu zählen.“

„„Herr Sperling““ — sagte ich halblaut — „„hat 4 Tassen Kaffee, Madame hat 6; das macht 10. Die älteste Tochter hat 5 und die zweite hat 5; das macht wieder 10. Das sind 20. Der Sohn hat 5; das macht 25. Die Uebrigen mit der Magd haben ungefähr das gleiche Quantum. Das sind in Summa 50 Tassen.““

„„Wie viel Kuchen sind aufgezehrt worden? Margareth.““

„„Sechs große Kuchen““ sagte diese sehr schüchtern.

„„Wie viele Krapfen?““

„„Dreißig““, antwortete Margareth, ohne aufzublicken.

„„Ich werde es nun ſogleich beiſammen haben, Herr Sperling. Nur noch einen Augenblick Geduld. — Dazu kommt Mittageſſen, Wein, Cigarren, Aepfel und Biscuit, ohne unſere Unruhe und Angſt zu rechnen; mit einem Wort, alles mit einander, ſagte ich laut, macht ſechs Gulden. Das Beſehen meines Anweſens geht gratis.““

„Dem Herrn Sperling wurde es außerordentlich unbehaglich und er wußte nicht, was er ſagen ſollte. Madame Sperling, die zungenfertiger denn ihr Herr Gemahl war, fing mit einem Mal fürchterlich zu ſchimpfen an. Ich bemerkte ihr kalt, Sie möge ſich wohl in Acht nehmen; ſonſt könnte ſie noch auf der Kirchweih tanzen, wenn auch keine Muſik in der Nähe wäre.“

„Um ſo mehr fing ſie an zu zanken und zu ſchelten: „„Was, Sie verwünſchter Kerl, Sie wollen uns um eine ſolche Summe Geldes bringen? Sie Bengel, Sie Bauernlümmel“ ꝛc.

„„Ich ſage Ihnen noch einmal, Madame, ſeien Sie ruhig. — Ich werde Ihnen die Rechnung geben und Sie werden finden, daß ich keinen Pfennig zu viel angeſetzt habe; denn ich habe mich ganz nach Ihrem Preiscourrant gerichtet.““

„„Dieb, Räuber, ſchlechter — — — —

„„Nun Sultan iſt an dir die Reihe mich zu vertheidigen““ ſagte ich zu meinem Hund, und indem ich ihm ein Zeichen gab, fing derſelbe ein grauenerregendes Gebell an, ohne jedoch Jemanden das geringſte Leid zuzufügen. Die Kinder und ſo auch die Mutter wurden dadurch fürchterlich in Schrecken geſetzt und alle baten mich inſtändig den Hund zu beruhigen.“

„Endlich unterbrach Herr Sperling dieſen peinlichen Moment dadurch, daß er ſagte: „„Es thut mir ſehr leid, daß ich Sie nicht ſogleich bezahlen kann; denn ich habe die hinreichende Summe nicht bei mir; aber ich werde Sie ſicherlich zahlen, wenn Sie nächſtens zu mir kommen.

„„O Herr Sperling — erwiederte ich ihm lachend — ein ſolch'

unbedeutendes Sümmchen darf man nicht aufschieben zu bezahlen. Sie sind Geschäftsmann und kennen solche Sachen besser wie ich. Zahlen Sie lieber diesen Bettel sogleich. Man vergißt gar zu leicht ein derartiges Pöstchen und ich gestehe Ihnen offen, ich möchte nicht gerne darum kommen, da ich dieses Geld gerade zu einem gewissen Zwecke bestimmt habe.""

„„Ich erkläre nochmals Herrn Martin — sagte der bedrängte Mann — daß ich kein Geld bei mir habe. Lassen Sie uns unserer Wege gehen, oder ich schreie Feuer und rufe um Hilfe.""

„„Da hilft kein Feuer- und Hilferufen — sagte ich ruhig — wenn Sie wirklich kein Geld haben, so weiß ich einen Rath; Madame hat einen sehr feinen Shawl; denselben kann ich ja als Pfand nehmen, bis Ihnen irgend Jemand im Orte die Summe vorstreckt."" —

„„Was? du schlechter Kerl, du willst —""

„Weiter kam die gütige Madame nicht, die indessen Brüderschaft mit mir gemacht hatte; denn Sultan fing sogleich wieder an:

„„Wau! wau! wau!""

„„Ach Gott, der fürchterliche Hund kommt schon wieder.""

„„Wau, wau, wau!""

„„Ich werde diesen Shawl nie hergeben!""

„„Wau, wau, wau!""

„„Das Geld ist von uns gestohlen!""

„„Wau, wau, wau!""

„„Sei ruhig Sultan. Madame, nehmen Sie sich in Acht. Ich rede übrigens nicht mit Ihnen, sondern mit Ihrem Manne. Was wollen Sie thun, Herr Sperling?""

„Da Sperling einsah, daß für ihn kein anderer Ausweg da war, zog er endlich seine Börse. Er hatte Geld genug bei sich; das wußte ich im voraus; denn der Mann zeigt immer gerne der Welt, daß er wohlhabend ist."

„„Soll ich Ihnen eine Quittung geben, Herr Sperling?"" fragte ich ihn trocken und dabei meine Hände reibend."

„„Nein, ich brauche keine — sagte er kurz hinwerfend; ich

kenne Sie jetzt; aber warten Sie nur, wir finden uns ſchon wieder an einem andern Ort.“ “

„„Schon gut, ſchon gut, Herr Sperling. Ich kenne Sie auch, und das ſchon längſt; doch fürchte ich mich nicht. Bleiben Sie des Sprichworts eingedenk:

„Wie du mir, ſo ich dir.“

„Als ich das Geld eingeſteckt hatte, ſagte ich zu meinem Hunde: „Sultan, mach'. Platz! die Leute dürfen jetzt gehen.“ Frau Sperling wollte nochmals ihre Zunge loslaſſen; aber kaum hatte ſie den Mund geöffnet, als Sultans Wau-wau ſie wieder zum Schweigen brachte.“

„Gerade iſt Herr Sperling fort, und ich bin ſo eben im Begriff, dieſes Geld der Armenkaſſe zu übergeben. Meinetwegen ſoll die Welt von mir denken, was ſie will!“

Mit dieſen Worten, meine verehrten Leſer, endigte mein alter Bauer ſeine Erzählung. Ich habe ſonſt nichts mehr zu bemerken, als daß Sperling ſich weder beim Gericht noch beim Publikum über Martins Behandlung je beſchwert hat. Trotzdem aber hat Jedermann in der Stadt dieſe Geſchichte erfahren, und wenn irgend Einer den ſpottſüchtigen Sperling ärgern wollte, ſo durfte man ihn nur fragen, ob er nicht bald wieder den Bauer Martin beſuchen wolle.

Gedichte.

Dem Andenken Jakob Grimm's.

Es jagt das Laub der Herbſtwind von den Bäumen,
Ein leiſer Regen rieſelt kalt hernieder,
Und durch die Lüfte tönen Scheidelieder
Der Sommerzeit mit ihren holden Träumen.
Solch ernſtes Kleid ziemt der Natur zu tragen:
Sie will mit uns um den Verlornen klagen.

Iſt es doch Herbſt mit ſeinem Tod geworden,
Iſt es uns Allen nicht, als ob es nachte,
Da er herauf den Tag, die Sonne brachte,
Die hell geſtrahlt im Süden wie im Norden?
Als müßt' ein eiſ'ger Winter uns umfahen,
Die wir mit ihm die Sonne ſinken ſahen?

Er trank am lautern Bronnen deutſcher Sage,
Der unbeachtet bis dahin gefloſſen.
Welch edle Blüthen ſind daraus entſproſſen,
Wie reiche Schätze fördert' er zu Tage!
Mit tiefem Sinne lehrt' er uns erkennen
Als Gold, was taub Geſtein die Thoren nennen.

Die mächt'gen Steine trug er zum Gebäude
Der Wiſſenſchaft, der er ein Recht gegeben
Ihr ebenbürtig Haupt kühn zu erheben,
Und baute dran mit rüſt'ger Schaffensfreude.
Und ſchaffend ohne Raſt und ſonder Enden,
Entſank der Meißel ſeinen fleiß'gen Händen.

Wer nennt die Namen aller der Paläſte,
Die er erbaut vom Grunde bis zur Zinne?
Ein jeder zeugt vom rechten deutſchen Sinne,
Ein jeder deutſchen Geiſtes Burg und Veſte.
Wie goth'ſche Dome werden hoch ſie ragen
Und Zeugniß geben von des Meiſters Tagen.

Den letzten größten Bau, den er errichtet,
Gefördert von des Bruders treuen Händen,
Ihn konnt' er nicht, den rieſigen, vollenden,
Wie viele Stein' er auch dazu geſchichtet,
Wie manchen Stamm im Wald auch mochten fällen,
Zum Werk verbunden, Jünger und Geſellen.

Wer wagt's, die Rieſenarbeit zu vollführen,
Den ihm entfallnen Hammer zu ergreifen,
Den rohen Stein zum Bau zurecht zu ſchleifen
Und, wo der Meiſter ſtand, den Platz zu rühren?
Dem Muthigſten muß hier der Muth entſchwinden
In dieſes Sprachenrieſendoms Gewinden.

Doch nein! der Meiſter hat den Weg gewieſen.
Laßt uns ſein Werk, ihm folgend, weiter bauen,
Zu Deutſchland's Ehr' im gläubigen Vertrauen
Vollendend, was erdacht zwei Geiſtesrieſen,
Daß es erkling' in aller Länder Kreiſen:
Kein Volk hat ſolch' ein Denkmal aufzuweiſen.

Dies ſei das Denkmal, das wir ihm begründen,
Das, leuchtender als Gold und Marmelſteine,
Mit all' den andern Werken im Vereine,
Der Nachwelt ſeinen Namen ſoll verkünden.
Bewahren wir den Geiſt, in dem er ſtrebte,
Und uns wird ſein, als ob er ewig lebte.

Karl Bartſch.

Gedichte von Thomas Moore.

Ueberſetzt

von Karl Bartſch.

1.

Es kommt die Zeit, die trübe Zeit.

Es kommt die Zeit, die trübe Zeit
Dem Herzen, das im Lenze
Der Jugend, wo die Welt ſo weit,
Las alle Blumenkränze.
Wenn eine Seel' entſagen muß
Den Träumen glänzend heiter,
Dann komm, o Tod, mit raſchem Kuß!
Ihr beut die Welt nichts weiter.

Wenn fern im Süd die Sonne ſinkt,
Kommt raſch die Nacht gegangen;
So ſollte, wem nicht Liebe winkt,
Ein raſcher Tod umfangen,
Nicht fortglühn wie in unſerm Nord
Im Zwielicht trüb und trüber —
Es wird ſo kühl, die Sonn' iſt fort,
Die Gluth iſt längſt vorüber.

2.

Du, der des Schmerzes Thräne kühlt.

Du, der des Schmerzes Thräne kühlt,
Wie wäre trüb das Leben,
Wenn wir uns, wund und gramdurchwühlt,
Zu dir nicht könnten heben?
Es fliehen, wenn der Winter naht,
Die Freund' im Sonnenſcheine;

Dann weinet auf verlaßnem Pfad
Was Thränen hat alleine.
Du heileſt das gebrochne Herz,
Du birgſt gleich jener Blüthe,
Die Duft aus Wunden ſtrömt, im Schmerz
Noch Balſam dem Gemüthe.

Wenn Freude nicht mehr freut wie eh,
Wenn Hoffnung, die den Funken
Noch einmal ſtrahlt auf unſer Weh,
Verglüht iſt und verſunken,
Wer trüge dann das Leben ſchwer,
Wenn nicht der Liebe Schwingen
Den Friedenszweig durchs Dunkel her
Uns leuchtend könnten bringen?
Von ihr berührt ſchwebt Sorge leicht
Auf der Entzückung Bahnen,
Wie Nacht uns lichte Welten zeigt,
Die wir am Tag nicht ahnen.

3.

Du biſt, o Gott, des Lichtes Quelle.

Du biſt, o Gott, des Lichtes Quelle
Den Weſen all im Erdenthal.
Der Glanz der Nacht, des Tages Helle
Sind nur von Dir ein Wiederſtrahl.
Rings um uns ſtrahlt dein Ruhmesſchein,
Was Glanz und Schönheit hat iſt Dein.

Wenn Tag die Abendwolken ſäumet
Mit letztem goldnen Scheidelicht
Und unſer Herz zu blicken träumet
Dem Himmel in das Angeſicht,
Die Farben, die den letzten Schein
Der Sonn' umglänzen, Herr, ſind Dein.

Wenn Nacht mit ſtern'ger Schwingen Dunkel
Umſchattet Erd' und Himmelsaun,
Zahlloſer Augen Blitzgefunkel
Auf Vogelſchwingen gleich zu ſchaun,
Dies Dunkel, dieſer Flammenſchein,
So groß, ſo zahllos, Herr, iſt Dein.

Wenn uns der junge Lenz umfächelt,
Dein Geiſt wärmt ſeinen duft'gen Hauch.
Die Blume, die im Sommer lächelt,
Sprießt unter deinem Feueraug'.
Rings um uns ſtrahlt Dein Ruhmesſchein,
Was Glanz und Schönheit hat iſt Dein.

Der Heimath letzter Gruß.

Ziemt' Weinen mir, ich weint' ein Meer,
Ein Meer, drin alles Sehnen ſchliefe,
Und legte drauf mein Herz ſo ſchwer,
Daß es verſänk' in deſſen Tiefe.

Doch trocken ſtarrt das Auge nur,
Es zuckt im Schmerz die bleiche Wange:
Von Vaterhaus, von Wald und Flur
Gilt es ein Scheiden ernſt und lange.

Ein Scheiden ohne Blick und Wort,
Ein Trennen ohne Abſchiedsgabe,
Ein troſtlos Hier — ein ſchwankend Dort,
Ein Händereichen überm Grabe.

Was trabeſt du, mein Roß, ſo ſchnell —
O laß mich noch die Blicke wenden
Nach jeder lieben trauten Stell'
Und jeder meine Grüße ſenden!

Noch rauſcht ſein traulich Lied am Steg
Das Bächlein koſend mit der Weide,
Noch führt zum Forſt der dunkle Weg,
Den ich durchſchritt an ſeiner Seite.

Dort bei des Abends letzter Gluth,
Die ſanft der Zweige Nacht durchdrungen,
Hat Mannesernſt und Jugendmuth
Feſt wie die Tannen ſich verſchlungen.

Dort zogen wir, ein Pilgerpaar,
Zum Dom des Herrn, und wie Gebete
Aufflammte es von dem Altar,
Draus Gottesfrieden niederwehte.

O Waldesnacht, o Waldesruh
Mit deinen ſchattigen Gehegen,
O rauſch' ihn mir noch einmal zu
Des frommen alten Mannes Segen!

Du aber Gärtchen an dem Fluß,
Du Laube mit dem Rebgewinde,
Haucht mir der Mutter letzten Kuß,
Wie ſie ihn einſtens bot dem Kinde!

Was klingt ſo bang und doch ſo lind,
Ein heilig Lied vergang'ner Zeiten,
Als ſollte es ein Menſchenkind
Auf ſeinem letzten Gang begleiten?

Es iſt der Abendglocke Ton:
So ahnungsvoll ſchwebt er herüber,
Durch Erlen zieht der Nebel ſchon,
Und trübe wird's und immer trüber.

Kaum tauchen noch empor vom Thal
Die Dächer aus dem Dämmerſcheine,

Und ſchaun mir nach ſo bleich und fahl,
Wie meiner Kindheit Leichenſteine.

Voran, mein Roß! bald iſt's gethan,
Bald iſt das Scheiden überwunden;
Den Waldeshügel noch hinan,
Und Alles — Alles iſt entſchwunden.

Todt liegt der Liebe reiches Meer,
Verglimmt der Hoffnung letzter Funken;
Das Vaterhaus iſt öd und leer —
Und meine Heimath iſt verſunken.

Karl Ebersberger.

Seelieder.

I.

Der Abendſtern glänzt tief im Blau,
Im See treibt ſtill mein Kahn;
Ich zieh' dein Bild hervor und ſchau
Und ſchau dich träumend an,

Bis ganz der Himmel überdeckt
Von goldnen Sternen ſteht,
Bis mich der kalte Nachtwind weckt,
Der aus den Bergen weht.

II.

Wie der Waſſerndve Schwinge
Schnell hinfliegend ſtreift den See,
Rühr' ich, was ich fühl' und ſinge,
Immer an mein altes Weh.

Ueber Thal und über Hügel
Möcht' ich hoch ins Blaue fliehn;
Doch mich tragen nur die Flügel
Ueber dunkle Wellen hin.

III.

Düſtrer wird es, dunkler immer,
Nur der Abendwolken Gluth
Hauchen ihren Roſenſchimmer
Auf die breite, dunkle Fluth.

Keine Herdenglocken läuten,
Alles ſchweiget rings umher
Und die leiſen Nebel gleiten
Auf die Wellen mehr und mehr.

IV.

Abendnebel ziehn und wallen
Um der ſtillen Berge Schnee
Ferne Glocken über dem See,
Klingen ſehnlich und verhallen.

Was ich floh, das faßt mich wieder,
Ach ich fühl' mich ſo allein:
Himmel, gieß den goldenen Schein
Deiner Sterne auf mich nieder!

V.

Unter himmelhoher Kette,
Unter ew'gem Gletſcherſchnee
Liegeſt du in deinem Bette
Heimlich da, du ſtiller See.

Horch, wie's rings im Mondenſcheine
Leis von Well zu Welle geht,
Nahe dort zwei graue Steine,
Deren Sinn ſchon längſt verweht!

Keine Pflanze grünt bei ihnen;
Stille herrscht als wie im Grab —
Manchmal donnern die Lawinen
Von den grauen Höh'n herab.

Friedrich Hermann Frey.

Sonett auf Uhland.

(Bei der Nachricht von dem Tode des Dichters).

Auch du, deß Sänge unſ're Bruſt durchbeben,
Verließeſt uns, die wir ſeit langen Jahren
Um dich, den Sängergreis, uns lauſchend ſchaaren —
Du gingeſt fort aus dieſem Erdenleben.

Doch, was du ſangſt, wird nimmermehr verſchweben,
Die Nachwelt wird die Lieder treu bewahren,
Die aus der Dichtung Born, dem ewig klaren,
Geſchöpft, dem Phönix gleich ſich ſtets erheben.

Ein Dankeswort, — das ſeien dieſe Zeilen,
Gebracht dem Manne und der Dichtkunſt Meiſter,
Deß Sänge rauſchen wie ein Chor der Geiſter.

Mocht' lange er auch unter uns verweilen,
Zu frühe kamen jene Himmelsboten,
Die von uns nahmen ihn, den großen Todten.

H. Hauck.

Zu Jean Pauls Jubelfeier.

Der Merz von ſiebzehnhundert ſechszig drei
Schritt hell hervor aus des Jahrhunderts Thoren
Und hat im Hagel ſchon und Schnee den Mai,
Den holden Frühling und Jean Paul geboren.
Laut durch die Welt erklingt ein friſches Klingen,
Die Quellen ſpringen und die Vögel ſingen,
Die Bäume knoſpen und die Wieſen grünen,
Es ſchlägt erregt das Meer an ſeine Dünen,
Aus blauem Himmel lacht die liebe Sonne,
Und Myriaden trinken ihre Wonne
In Luft und Bach und Hain, im Erdenſchoße
Der Wurm, das zarte Schlänglein in dem Mooſe.
Und als Natur begann ſich aufzurichten,
Sich ihren ſchönſten Hymnus ſelbſt zu dichten,
Da ſprach ſie: „Neugeborner Sohn der Erden,
Du ſollſt der Ausdruck meines Jubels werden,
Ein Frühlingskind ſollſt du hienieden ſchreiten
Und ew'gen Frühling rings um dich verbreiten.
Ihr meine Kinder bringet eure Gaben
Und legt ſie in die Wiege dieſem Knaben!“

Da rauſcht empor das graue Meer:
„In Stille und in Wuth
Schlag' ich den Mantel um mich her,
In Ebbe und in Fluth.
Er ſpiegelt ab des Himmels Schein,
Birgt Perlen und Korallen,
Und Muſchel liegt und Todtenbein
In unterird'ſchen Hallen.
Und drunten in der ew'gen Nacht,
Da wohnt die Einſamkeit,
Die Mutter der Gedanken wacht
Allein ſo weit, ſo weit.
Nun geb' ich deinem Sohn als Angebinde
Die Perlenfunde meiner tiefen Gründe,

Der Rede ſchmeichelnd glattes Wellenkoſen
Und der Begeiſt'rung ſchwellend Wogentoſen,
Des äzenden Verſtandes Salzesfeuchte,
Des ſprühenden Humores Phosphorleuchte,
Und reifen ſoll ihm maßlos ohne Schranken
In meiner Nacht die Fülle der Gedanken,
Und aus dem dunkeln Schoß der Einſamkeiten
Mag er ein Seher ſeinem Volke ſchreiten."

Die Wolke ſprach: „Am hohen Himmelsbogen
Komm' ich umgrenzt mit Purpurſaum gezogen,
In alle Tinten weiß ich mich zu kleiden,
Grau, ſchwarz und licht, wie zarte Lämmer weiden.
Es tropfen ſchwer vom Aug die warmen Thränen
Ab erdenwärts in heißem tiefem Sehnen,
Bis ſie der Froſt in Schneekryſtalle wendet,
Als ſpitze Hagelpfeile niederſendet.
Der Regenbogen wölbt aus mir die Brücken
In ſiebenfarb'ger Harmonie Entzücken,
Und wieder berg' ich in dem dunkeln Schoße
Des Blitzes Funkeln, Donners wild Getoſe.
Nun geb' ich deinem Sohn als Wiegengabe
Der Lebensſpanne von Geburt zum Grabe:
Liebesſprache, himmliſch Säuſeln,
Ironie, dein Windeskräuſeln,
Spottes bittres Hagelſchmettern,
Edlen Zornes Donnerwettern,
Witzes ſchnelles Blitzesfunkeln
Feind und Reiniger des Dunkeln,
Regens milde Herzensthränen,
Thaues feuchtes Augenſehnen,
Und er ſei ein Regenbogen
Zwiſchen Gott und Welt gezogen."

Und die ſtille Erde ſpricht:
„Meinen reinſten vollſten Segen
Will ich auf das Haupt ihm legen:
Arbeit, Fleiß, Gefühl der Pflicht.

Mag er eins mit der Natur
Ihrem leiſen Keimen lauſchen,
Mag er warme Grüße tauſchen
Mit den Kindern meiner Flur.
Was da kreucht und ſpringt und fliegt
Bis zum Eintagsmückenleben,
Mache warm ſein Herz erbeben,
Seinem Buſen angeſchmiegt.
Selbſt aus meiner Gräber Thor,
Aus den engen Todtenhügeln
Flatt're mit den lichten Flügeln
Ihm ein Genius hervor.
Meiner Höhlen Wunderdom
Mag ihm Phantaſie erhellen,
Mag zum Oceane ſchwellen
Seiner Dichtung ſtolzen Strom.
An der Armuth Dornenſtrauch
Sollen friſche Roſen ſproſſen,
In die Seele ſei gegoſſen
Bienenſüße, Maienhauch.
Wie mit raſchem Siegeslauf
Löſet milder Lenz die Bande,
Löſe er im Vaterlande
Harter Satzung Strenge auf.
Mag er ein Bramine ſein
Mir in meinem Heiligthume,
Und ſein Herz ſei eine Blume
Blüthenzart und ätherrein.

Doch die ſtrahlende Sonne im himmliſchen Schein
Sie erjauchzte: „Ich ſchließ mich in's Herz ihm hinein,
Und ſo von unendlicher Liebe geſchwellt
Umfaſſ' er die weite unendliche Welt
Und trage geſättigt von göttlicher Luſt
Den Himmel, die Erde, das All in der Bruſt."

So iſt's geſchehn! und ſo iſt er geworden
Des Frühlings und der Jugend ew'ger Klang,

Ein Hoherprieſter in der Menſchheit Orden
Und eine Aeolsharfe voll Geſang
Und eine Lerche, die zum Himmel ſteigend
Die Morgenſtrahlen jubelſingend ſchaut,
Und die am Abend ſich zur Erde neigend
In niedrer Furchen Schutz ihr Neſtchen baut,
Ein Gärtner, der in Beeten viel bewundert
Mit der Gefühle Immergrün erfreut,
Ein Pflüger, der für künftiges Jahrhundert
Den Samen der Humanität geſtreut,
Ein Goldſchmied, der den Schatz der Felſenwände
Als Diadem um Fürſtenhäupter legt,
Ein Münzer, der Golkondas reiche Spende
In Heller für die Armuth ausgeprägt,
Ein Frauenlob, der allezeit geſungen
Für Frauenwürde, ihrem Dienſt geweiht,
Ein Dante, dem die Leier hell erklungen
Für Gott und Freiheit und Unſterblichkeit,
Ein Maler von erhabenſten Geſtalten,
Den Pinſel in das Morgenroth getaucht,
Ein Xylograph der Thränen, Runzeln, Falten,
Die in das Antlitz Noth und Gram gehaucht,
Ein Silhouettiſt des kleinen niedern Lebens,
Ein Photograph der Wunden unſrer Seel',
Ein Zeichner der Natur und ihres Webens,
Ein Höllenbreughel und ein Rafael,
Schwarzkünſtler er, dem aus dem Dintenfaſſe
Ein ganzer Makrokosmus auferſteht,
Der Nordlicht und Kometen aus dem Naſſe,
Fixſterne und Planeten ausgeſät.
Wie einſt der Mangel mit dem kargen Segen
Ihn in die Arme des Humors gelegt,
Ward auch ſein Herz bis zu den letzten Schlägen
Vom Druck des Elends fühlend mitbewegt.
Und wie an ſeiner Wiege ſich geſtritten
Des Winters Scheiden, Frühlings Morgenroth,
So war ſein Leben ſchwankend ſelbſt inmitten
Von Ruhmesglanze und von Lebensnoth.

Es hat gar oft ein Sonnenſtrahl getragen,
Der ſich in enger Hütte Staub verlor,
Das arme Kind als ein Eliaswagen,
Als Himmelsleiter zu dem Sonnenthor.
Zum Zepter ward der Lehrerſtab dem Knaben,
Darunter er das Licht der Welt erblickt,
Zur Wünſchelruthe, Schätze auszugraben,
Zum Aronsſtab, mit Blüthen reich geſchmückt,
Zum Moſisſtab, der Plagen ſchuf und bannte
Und labend Waſſer aus dem Felſen ſchlug,
Zum Hirtenſtab, zum Krummſtab aller Lande
Und zu dem Stab, den Aesculap einſt trug.
Levanas hoher Pädagog der Jugend,
Von Geiſt ein Rieſe und von Herzen Kind,
Ein Schwärmer für die Freundſchaft und die Tugend,
Des Werke ſelbſt ein Thron des Frühlings ſind,
Ein Blüthenſtrauß entſproſſen allen Zonen,
Von Bergeskräutern, Mooſen, grünem Klee,
Von Fakeldiſteln, prächt'gen Kaiſerkronen
Und hundertjährig blüh'nder Aloe. —
O Lenzeskind, wir huldigen dir gerne,
Du deutſcher Art vom Wirbel bis zur Zeh,
Wir neiden nicht den Briten ihren Sterne,
Nicht den Franzoſen ihren Rabelais.
Du wehrſt, ein Racheengel mit dem Schilde,
Gemeiner Art, die frech im Finſtern ſchafft,
Und biſt ein St. Johannes in der Milde,
Biſt ein gewalt'ger Paulus in der Kraft.
So wurdeſt du ein friedensreicher Richter
Von allem, was die Menſchenbruſt bewegt,
Ein Patriot, ein Genius, ein Dichter,
Dem frommer Dank den Kranz zu Füßen legt.

Luiſe Hoffmann.

Liebeslieder.

1.

Und willst du wissen, was Liebe ist,
Und ob du ein glücklich Mädchen bist,
Das Liebe schon empfunden,
So geh' hinaus im schönen März,
Wenn's singt und blüht schon allerwärts,
Da magst du es erkunden.

Und wenn du durch die Blumen gehst,
So horche hin, ob du verstehst,
Was sich die Glöcklein läuten,
Und was die Rose duftend spricht,
Der Drossel klagendes Gedicht,
Ob du's vermagst zu deuten.

Und wenn, was draußen blüht und singt,
Da drinnen tief dir wiederklingt
Und schafft geheime Schmerzen,
Dann lauf' in's Kämmerlein geschwind,
Dann bist auch du ein liebend Kind
Und trägst den Lenz im Herzen.

2.

Ob er bald kommen wird,
Der Lenz mit seiner Lust?
Ob er bald stillen wird
Den Drang in meiner Brust?

Mag auch der Flockensturm
Um Bergesscheitel weh'n,
Schon schwillt der braune Kern,
Bald wird er auferstehn.

Ja auferſtehen muß,
Was keimhaft ruht da drin,
Und flög' der Zeitenſturm
Auch von Aeonen hin.

Es trog der Lenz noch nie
Die Knoſpe dort am Hag;
Sei ruhig Herz, auch dir
Kommt noch ein Oſtertag

3.

Ihr duftenden Liebeslieder,
Was gaukelt ihr um mich her?
Wie iſt mein Lebensbäumlein
Auf einmal blütenſchwer!

Eh' noch die letzte Flocke
Im Lenzeshauch zerrann,
Hebt es zu blühen uud ſingen
In allen Zweigen an.

Wenn ſchon die Frühlingsſonne,
So große Wunder thut,
Welch' Paradies von Blüten
Weckt erſt des Sommers Glut! —

Du ſollſt ſie alle haben,
Den vollſten Strauß, mein Kind;
Du Sonne meines Herzens,
Weil ſie dein eigen ſind.

4.

Wie ſchien das Leben mir vergällt
Und ohne dich ein Grab!
Wie iſt ſo wunderſchön die Welt,
Weil ich dich wieder hab'!

Vergeſſen iſt der bange Harm
Und Alles wieder gut,
Weil wieder in dem treuſten Arm
Mein Haupt ſo friedlich ruht.

Weil wiederum dein Aug ſo rein
In meines ſchauen mag,
Als wie der liebe Sonnenſchein
Nach langem Regentag.

Weil wiederum ich jauchzen kann
Vom Berg in's Thal hinab:
Glückauf, ich bin ein ganzer Mann,
Weil ich ein Schätzel hab.

5.

Biſt du mein Lieb, ſo ſei es ganz,
Sei mein mit Leib und Seele;
Dort ſteht die Welt mit ihrem Glanz,
Hier ſtehe ich — nun wähle.

Mit Händedruck und Anſtandskuß
Kühlt man nicht Jugendflammen,
Nur in der Liebe Vollgenuß
Fließt Seel' in Seel' zuſammen.

Hör' auf die Stimme der Natur,
Nicht auf des Pfaffen Lehre;
Das eigne Herz ſpricht Wahrheit nur,
Das and're iſt Chimäre.

Jetzt blüht der Frühling dir und mir,
Bald kommt der Herbst gezogen;
Eh' du's verstehst, sind beide wir
Um unsern Lenz betrogen.

Ihn bringt nicht wieder, wenn er wich,
Der Mann in schwarzer Kutte;
Ich will als Rose pflücken dich
Und nicht als Hagebutte.

6.

Und hab ich auch nicht jede Stund'
Dein treues Herz als Kissen,
Mir ist es schon ein reiches Glück
Dich nahe mir zu wissen.

Wenn unbemerkt dein Schelmenaug'
Dem meinigen begegnet,
Und heimlich durch der Gäste Schwarm
Dein nickend Haupt mich segnet.

Und stoßen sie die Gläser an
Zum Vivat in der Runde,
Daß du dann liebend mein gedenkst,
Gibt es mir helle Kunde.

Dann setz' auch ich den Becher schnell
An meine heißen Lippen —
Das ist ein Küssen eigner Art,
Wenn Liebende so nippen.

Das quillt durch Adern bis an's Herz
Und wärmet alle Glieder,
Und steigt als feurig Minnelied
Zur tiefsten Seele nieder.

7.

Herze mich und drücke mich,
Wenn ich küssend pflücke dich,
Kühl' das wilde Feuer!
Jeder Kuß von deinem Mund,
Jedes Wort in stiller Stund
Macht den Liebsten treuer.

Traulich mir in's Aug geblickt,
Nicht die Wimper zugezwickt!
Hier ist Blut der Reben,
Hier der Rose Purpurschein;
Frischer Rose, frischem Wein
Gleichet unser Leben.

Lehn' dein Köpflein mir zur Stirn,
Wie die Wolke träumt am Firn —
Horch! Das Lüftchen flüstert.
Wie die Locken leis im Wind
Sich verschwistern, liebes Kind,
Seien mir verschwistert.

8.

Vergiß es, daß du einst ein Herz
Zu eigen hast besessen,
Das dir die ew'ge Treue schwur
Und demnach dich vergessen!

Vergiß ein jedes liebe Wort,
Das er dir hat geschrieben,
Und schau zerriss'nen Blättern nach,
Die wild im Wind zerstieben!

Und wenn der Frühling wieder kommt,
Geh' trauernd durch die Wiesen,
Und wein' dein Leid den Blumen vor,
Die lenzesfroh entsprießen!

Vor allen aber ſchau dir gut
Die Roſen an, die rothen;
Sie bringen aus der Ferne dir
Die Grüße eines Todten.

9.

Wenn ich dich in den Armen halte
Und liebend dir in's Auge ſeh',
Dann kommt mir in die Bruſt gezogen
Ein unerklärlich tiefes Weh.

Mir iſt als ſäh' ich dieſes Auge
Noch einſt von vielem Weinen roth,
Dich ſelbſt im ſtummen Schmerz verzagend
Zum Himmel rufen deine Noth;

Und Spott und Hohn auf dich geſchleudert:
„Sag' an, wo iſt dein Buhle, Weib,
Dem du ſo treu einſt angehangen,
Dem du verpfändet Seel' und Leib?" —

Der aber ruht im kühlen Grunde
Und hört nicht mehr den Klagelaut,
Den ihm die Trauerweide liſpelt
Von der verwaiſten Dichterbraut.

L. v. Hörmann.

Schwanhild.

Ruhe weht hier auf dem Teiche
Und die Schilfe ſtehen ſtill;
Wenn der Mond das ſchlummerbleiche
Antlitz drin verſenken will,

Wagt ſich keine Well' zu regen,
Und es ſchläft der Schwan im Rohr,
Bis ſich aus den Schilfgehegen
Hebt ein Jungfraunbild hervor.

Mit dem Schwan kommt ſie gezogen
Lenkend ihn am goldnen Zaum,
Und umkreiſt des Mondes Bogen
Auf des Teiches Silberſaum.

Und ſie neigt ſich in die Tiefe,
Und ſie taucht hinab ihr Bild;
Denn ihr iſt, als ob es riefe
Aus der Tiefe Schoos „Schwanhild!"

Karl Huber.

Im Walde.

Und wenn die Sonne untergeht,
Im Walde Alles ſchweigt,
Da iſt's, als hätten zum Gebet
Die Wipfel ſich geneigt.

Der Vogel träumt im Laub und lauſcht,
Die Glocken ſind verhallt,
Nur leiſe in den Wipfeln rauſcht
Die Seele noch vom Wald.

Karl Huber.

Viſion.

Von den Höhen gießt hernieder
Stille Nacht die Ruh',
Und die Seligkeit fliegt wieder
Dieſer Erde zu.

Unter ihren Flügeln ſchwebet
Jung der Träume Schaar,
Und um ihre Schultern lebet,
Was vergangen war.

Auf der Stirne wie Gefunkel
Den Geſtirnen gleich,
Trägt ſie durch das mächt'ge Dunkel
Seelen in ihr Reich.

Karl Huber.

Meinem Contorrock bei ſeiner Abdankung.

Du edler Flaus, ſo lang in meinen Dienſten,
Als vier und achtzig Monden eben ſind,
Du Ehrenkleid, erglänzend von Verdienſten,
Du, des Contores ebenbürtig Kind —
Des Merkur-Prieſters narbenvoller Mantel,
Des Soll nnd Haben's würdig Feierkleid,
Auch du erfährſt der ird'ſchen Dinge Wandel,
Und daß du brauchbar, rühmet ſelbſt der Neid.

Wie oft im Kampf mit grimmen Kiſtennägeln,
Wie oft mit Schloß und Reif warſt du im Streit,
An Eiſenſtangen und Blackvirnißlägeln
Haſt du erprobt des Stoffes Tüchtigkeit.
Du duldeteſt den Kuß der flinken Feder,
Blank wie ein Spiegel glänzte dein Geſicht —
Verſteht ſich, nur aus Freude — denn mit jeder
Der Erzkoquetten hatteſt du's, du Wicht.

An deiner Wiege ward es nicht geſungen,
Daß du am Pult vollendeteſt dein Ziel;
Dem Schneider war es leider nicht gelungen,
Dem deine Pflege in die Hände fiel;

Den Schnitt, der einem Moderock gebührte,
Zu finden und die flotte Eleganz,
Weshalb dein Herr dich ohne Haß erkürte
Zur Laufbahn, die du lässest nun mit Glanz.

Verfehlt, in feinen Zirkeln zu brilliren,
Warst du doch Partner mancher wicht'gen That,
Bei der Bilanz, Credit und Debitiren,
Selbst des Geheimbuchs sahst du Blatt um Blatt.
Du Ehrenrock! Der Schweiß floß von der Stirne,
Wie oft hast sie getrocknet, schreibewarm —
Wohlan jetzt ist der Schütteltag der Birne,
Der Zeiger rückt! Verlaß mich ohne Harm.

Wir schlugen Gold in Blätter ein und Bücher,
Wir wogen Katzenfilber und Chavin,
Da strahltest du im Ordensschmuck gleich Blücher,
Dem Negerkönig gleich von Mozamin,
Die braune Haut mit Goldstaub überflogen,
Wenn er zur Tigerjagd, zum Kampfe zieht,
Dem Löwen ähnlich, der durch gelbe Wogen
Des Wüstensands zum Palmenschatten flieht.

Leicht war dein Scheiden von dem goldnen Traume,
Zur Mühle wandelte dein Lebensgang;
Da fuhrst du fort im mehlbestaubtem Raume
Dem Handelsgeist zu dienen ohne Zwang.
Mit Spreu und Kleie hast du dich vertragen,
Mit Kaiser-, Hof-, Schwung-, Gries- und Semmelmehl,
Auch mit dem Futtermehl dich oft geschlagen,
Und mit dem Kunstgries triebst du's ohne Hehl.

Umklappert von den brummenden Turbinen
Warst du umflockt in stiller Majestät,
Selbst auf der Straße bist du so erschienen,
Wenn Bote Graf von Schnaittach Säcke lädt.
Dich, einen Weißen, kümmert das Gerede
Des niedern Pöbels nicht; auf deinem Thron
Theilst du Facturen aus und Mahnbriefsfehden
Als Uniform der Expedition.

Luiſe hat's geſagt, du biſt ſo mürbe,
Kein Knopf hält mehr, es haftet keine Naht —
O wer ſo ehrenhaft, ſo thätig ſtürbe!
Nimm dieſe luſt'ge Thräne, Camerad!
Ich lache, da ich an die Zukunft dachte:
Du wirſt verſchwinden, doch die Zeit entflieht,
Vielleicht aus dir Velinpapier man machte,
Worauf der Dichter ſchreibt ein Liebeslied!

F. Knapp.

Im Süden.

Der milden Nachtluft mich zu freuen
Durchwandl' ich noch den Gartenraum,
Wo ſüße Wohlgerüche ſtreuen
Die Zweige vom Orangenbaum.

Der milde Duft entſtrömt in Fülle
Der Kelche weißem Blüthenkranz,
Der aus des Baumes Blätterhülle
Hervorbricht mit dem hellſten Glanz.

Am Himmel glüht ein Wetterleuchten
Und Wolken ziehen ſchwer und ſchnell,
Nur noch ein Stern in ſeinem feuchten
Und ſanften Glanze ſchimmert hell.

Erglänzt er vor des Schwanens Buſen,
Von Berenices Lockengold?
O bleibet mir ihr güt'gen Muſen
Auch in des Lebens Dunkel hold!

Hermann Lingg.

Lied der Bergmannstochter.

Mein Bruder und der Liebſte mein
Sind früh zu Berg gefahren,
Ich armes Kind, ich bin allein;
Es weht der Wind, es brauſt der Hain,
Die Wolken zieh'n in Schaaren.

Im Schachte ſteigt er, dem ich hold,
Er hämmert im Geſchiebe,
Er hört nicht, wie der Donner rollt,
Er achtet nicht auf alles Gold,
Er denkt an unſ're Liebe.

Hermann Lingg.

Sonette.

I.

Metamorphoſe.

Einſt glich, o Lieb, dein Blick dem Moſisſtabe,
Womit du meines Herzens Fels erſchloſſen,
Daß Bronnen friſch und klar ſich draus ergoſſen,
Zu letzen mich und dich mit ſüßer Labe.

Doch weh, ſeit unſ're Liebe ging zu Grabe,
Hat plötzlich wieder ſich der Stein geſchloſſen,
Sein Sohn, der Liederborn, iſt abgefloſſen; —
Es trank der Wüſtenſand die Göttergabe.

Und dort, wo vordem Blumenkelche nickten,
Am Rand des Quell's, verſchränket nun ſich Dorn
Zu grauen, unfruchtbaren Strauchgebilden.

Ach! ſoll noch mehr mein armes Herz verwilden,
Da du von mir gekehrt dein Aug' im Zorn,
Aus dem mir Himmel ſonſt entgegenblickten?

II.

Mein Lieben.

Mein eigen war dereinſt ein Waldesbronnen,
An deſſen kühlem Rand ich manchen Tag
Fern allem Lebensdrang der Ruhe pflog,
Von Träumen lind und ſüß das Haupt umſponnen.

Aus war mit einmal dieſe Zeit der Wonnen,
Es traf mein Glück des Schickſals Wetterſchlag
Und zwang zu fliehen mich den duft'gen Hag; —
Viel ſchlimme Stunden haben dann begonnen.

Da galt's zu ſtreiten, galt es heiß zu ringen, —
Nun iſt mir Sieg nach ſchwerem Kampf geworden,
Mein Sehnen lenkte mich zurück nach Norden.

Nur nach dem trauten Borne ſtand mein Sinn,
Ich drang zum Forſte vor, als hätt' ich Schwingen;
Doch ach! nicht fand ich mehr den Weg dahin.

III.

Nächtlicher Beſuch.

Wer tritt verſchleiert in mein Kämmerlein?
Du biſt mein Liebchen nicht — was willſt du hie?
„Ich bin die finſt're Fee Melancholie,
„Und deine künft'ge Muſe will ich ſein."

Nicht doch! verlaß mich Göttin! Nein und nein,
Du biſt nicht freundlich meiner Poeſie;
Dir, Dunkle, kann ich huld'gen nun und nie;
Mein Sang iſt Liebe, Lebensluſt und Wein.

„Dein Mädchen liebt dich nimmer, — Luſt am Leben
„Iſt ohne Lieb' ein Märlein, Wein vermag
„Für Beides auch dir nicht Erſatz zu geben.

„Vorüber iſt dein lichter, goldner Tag;
„Schon längſt verglomm in Nacht ſein letzter Schein,
„Vergebens ſträubſt du dich — nun biſt du mein.“

IV.

Antwort.

Ich ſoll dich meiden? Wohl, ich will dich meiden
Und jeden Wunſch in's ſtille Meer verſenken;
Du kannſt mich ganz am Gängelbande lenken;
Wer liebt, der wiſſe fromm ſich zu beſcheiden.

Iſt Lieben ja ſo nah verwandt mit Leiden;
Wie wollt' ich ſolch' Verlangen dir verdenken?
Du kannſt dein Herz, an wen du willſt, verſchenken,
Ich will den beſſern Günſtling nicht beneiden.

Ein Lied, das man vernahm ſchon tauſendmal,
Ermüdet — drum geprieſen ſei das neue!
Ein alter Narr erfand das Wörtchen Treue.

Es iſt das Herz ein koſtbar Capital:
Wer klug iſt, ſoll damit zu wuchern trachten,
Es dem nur, der das Meiſte gibt, verpachten.

Johann Obriſt.

An Moriz Carriere.

(Beim Tode ſeiner Frau.)

Schönheit lächelnd in Jugendreiz,
Thatendrang, der kraftbewußt und kühn
Sich auf die Stirn den vollſten Lorbeer drückt,
Und jene edle Güte, die ſtill in Demuth
Zu thun das Kleinſte wähnt, das Größte ſchafft:

Was ſind ſie! — Es begrüßt ſie zwar
Als unſterblich ſtolz des Dichters Wort
Und ihre Formen prägt der Marmor aus, —
Fragſt du das Grab jedoch, ſo hallt dumpf die Antwort:
Nur Staub! — Ja Staub! erwiedert Schmerz verzagt.

Du haſt es gefühlt, o Freund,
Als zerblätternd brach deines Lebens Krone
Und rollend in Nacht die Scholle ſie barg.
Ja Staub! — Iſt denn die Welt nicht Staub,
Des Staubes Staub, ewig kehrend zu Staub?

Iſt zu klagen erlaubt? — Es ſank
Hellas in Moder, Rom - es ſank!
Doch Hellas Geiſt er ſteigt empor, Rom ſteigt
Aus Trümmern und im hehren Chor tönt machtvoll
Das Halleluja über der Gräber Schutt.

Muthig hebe den Blick! Dem Wurm
Iſt die Zeit zwar Schranke; — Ewigkeit
Dämmert entgegen Dir und was war, — iſt!
Was war, es iſt! Erliſcht ein Strahl deinem Aug' auch,
Nur deinem Aug' erloſch er, nicht der Welt.

Sieh ferne im Weſten ſinkt
Zitternd dort ein Stern; traurig neigſt das Haupt du
Und denkſt der Todten, - aber als Morgenſtern
Glänzt, den du ſcheiden ſahſt, jetzt klar
Dem Tag voran leuchtend über der Flut.

Adolf Pichler.

Bitte der Alpenblumen.

Denkſt du ans ſtille Thal zurück? — Es trug
Vorüber dich der leichte Kahn im Flug
An hohen Bergen, finſtern Felſenſchluchten,
Du ſaheſt froh bewegt die blauen Buchten:

Die Alpenroſe nickte vom Geſtade
Und grüßt die Lilie im Wogenbade.
Dort hatten wir, ein heiteres Geſchlecht,
Im Mai erblühend, ſtolzes Heimatrecht.
Wir freuten uns, wenn bei dem erſten Strahl
Der warmen Frühlingsſonne in das Thal
Lawinen krachend ſtürzten; frei von Zwang
Des harten Winters und voll Sehnſuchtsdrang
Erhoben ſich die Knospen, — über Nacht
Da waren alle Blüten aufgewacht.
Wärſt du geſtiegen doch, mit kühnem Fuß,
Wir hätten dir geweiht den ſchönſten Gruß!
So viele Blüten! — War's ein Leben doch!
Wir denken's jetzt im Herbſt mit Freuden noch:
Am Felſen ſprang die Gemſe auf und nieder,
Der Senner jodelte die Alpenlieder,
Nur Licht und Glanz, wohin das Auge ſah,
Nur Klang und Sang: der Lenz, der Lenz iſt da!
Und manch Geheimniß könnten wir dir ſagen,
Doch ach! du kameſt nicht, darum zu fragen!
Wer ſo wie wir ſteht auf dem Felſenthron,
Verkünden kann er vielerlei davon,
Wie blau und ungetrübt die Sterne ziehen,
Sich ewig folgen und ſich ewig fliehen.
Da reißt ſich mancher Stern verzweifelnd wild
Vom Reigen los und jagt durch das Gefild
Des weiten Himmels hin, flammt auf in Pracht,
Und ſinkt erlöſchend einſam in die Nacht. —
Haſt du's geſchaut? wir mochten es kaum wagen
Und ſchloſſen unſre Kelche ſtets mit Zagen.
Im trauten Stübchen ſaßeſt du allein,
Wenn uns umſprühte rother Blitze Schein,
Sich durch das Land der Donner jauchzend ſchwang
Und rollend aus der Schlucht das Echo klang,
Bis farbenhell von Berg zu Berg gezogen
Auf dunklem Grund ſich hob der lichte Bogen,
Die Alpenlerche wieder ſtieg ins Blau
Und jedes Blümchen glitzerte von Thau.

Du kameſt nicht zu uns! Nun ſind wir hier
Und liegen demuthsvoll zu Füßen dir!
Du weißt, der Winter naht, du kannſt uns retten
Mit einem milden Blick von ſeinen Ketten.
Ein wenig Erde gib! — Aus Dankbarkeit
Sei unſer ganzer Reichthum dir geweiht,
Und lächelſt du, ſo denken wir nicht mehr
An unſre alte Heimat ſtolz und hehr.
Vergeſſen bleibt von uns die klare Quelle,
Vergeſſen bleibt das Aug' der Felsgazelle;
Die Alpenroſe, unſre Königin,
Vergeſſen wir, wenn du mit frohem Sinn
Dich freuen magſt an Blüten und an Sproſſen,
Die ſich für dich, — für dich allein! — erſchloſſen.

Adolf Pichler.

Ein Deutſcher in Nöthen.

Honny soit, qui mal y pense!

Es war in allen Zeiten von deutſchem Sinn und Fleiß,
Von deutſchem Muth viel Rühmen, von deutſcher Kraft viel Preis,
Doch was in unſern Tagen ein Deutſcher leiſten muß,
Das fordert einen Kecken, dem gilt mein Ehrengruß.

Er ſteht vor meinem Geiſte, der Mann von deutſcher Art,
Mit langen blonden Locken, vom Kinne fließt der Bart,
Klang tönt aus ſeiner Kehle, Mark füllet ſein Gebein,
Sein Blick iſt der des Falken, und Geiſt und Herz ſind rein.

Da iſt wohl nicht zu zweifeln, daß er ein Turner iſt,
Ein Schütz auch und ein Sänger, ein erſter Tenoriſt,
Ein Stenograph nach Stolze, ein Gärtner nebenbei,
Ein Künſtler ex professo, und ſonſt noch allerlei.

So war's durch manche Jahre gar wohl mit ihm beſtellt,
Er erntet Ruhm und Ehre auf ſeines Wirkens Feld,
Doch nie mit dem Geſchicke, wie unſer Schiller ſpricht,
Der Menſch, der ſtaubgeborne, ein ew'ges Bündniß flicht.

In allen deutſchen Landen ein neuer Geiſt ſich regt,
Es iſt der Geiſt des Wanderns, der alle Welt bewegt,
Der Drang bei ſchönen Feſten in allen deutſchen Gau'n
Am heil'gen Eintrachtswerke mit Wort und That zu bau'n. —

Ein löbliches Beginnen, ein guter, deutſcher Brauch!
Wer wagt' es dran zu mäkeln? Wer wollt' ihn tadeln auch?
Doch meines Liedes Helden, dem macht er manche Pein:
Ein Mann von ſolchem Werthe muß ja bei Allem ſein.

Mein Lied ſingt nicht von Einem, es meint der Wackern viel,
Die rüſtig vorwärts ſtreben nach einem ſchönen Ziel;
Doch ach, je mehr der Deutſche von edlen Künſten pflegt,
Je mehr der ſchweren Pflichten wird ihm nun auferlegt.

Von manchem Sängerfeſte iſt er, gar hochgeehrt,
Zur heimathlichen Stätte vergnügt zurückgekehrt;
Doch gilt's kein langes Weilen, er wird der Raſt kaum froh,
Er muß zum Schützenfeſte, fort nach La Chaux de fonds.

Noch iſt nicht kalt der Stutzen vom letzten Meiſterſchuß,
Da ruft ihn ſchon nach München der Schützenfreunde Gruß,
Die Kunſt und Schützenehre, ein doppelter Magnet,
Zieht ihn zur Metropole, vivent les jours des fêtes!

Und ach! wie könnt' er ſäumen, der Held der Turnerei,
Nach Leipzig mitzuziehen, friſch, fröhlich, fromm und frei!
Zum Tag der Stenographen, bei dem er nie gefehlt,
Hat ihn als Deputirten der Brüder Kreis gewählt.

Auf zwanzig Dezimalen treibt er ſo nebenbei
In ſeinen Mußeſtunden die edle Gärtnerei,
Drum kann es auch nicht fehlen beim landwirthſchaftlichen Feſt,
Daß über Klee und Dünger er ſich vernehmen läßt.

Dazwiſchen fällt noch Manches: heut' eine Fahnenweih,
Ein Stiftungsfeſt auf morgen, und er iſt ſtets dabei;
Er kann, er darf nicht fehlen als Comitémitglied,
Und wär' er auch der Feſte ſchon bis zum Tode müd!

Wie ſchüttelt doch die Glieder die liebe Eiſenbahn,
Wenn man auch vierzig Meilen in fünfen fahren kann!
Die Freude wird zur Klage, die Laſt zum ſchweren Joch,
Und ach, wie viel des Bieres fließt durch die Kehle doch!

Er aber ſteht am Platze, ein eiſenfeſter Mann,
Der Alles gut vertragen und Vieles machen kann,
Und was in unſern Tagen ein Deutſcher leiſten muß,
Das fordert einen Kecken, dem gilt mein Ehrengruß.

Nur ſeufzt er oft im Stillen: Herr meine Noth iſt groß;
Iſt denn in dieſem Jahre allüberall was los?
Laß doch der ſchönen Feſte ſo viele nicht geſchehn,
Sonſt muß ich ja am Ende vor Freuden untergehn.

J. Priem.

Die Jahreszeiten.

Zum Vater Zeus kam der Poet
Mit aufgehob'nen Händen:
Ach, fleht er, mächt'ger Donnerer,
Mein Unglück will nicht enden,
Ich habe ganz entſchieden Pech,
Sonſt wär' ich wahrlich nicht ſo frech
Auf's Neue dich zu plagen.

Du Schmerzenskind, ſo ſprach der Gott,
Was quälst dich denn ſchon wieder?

Ach, klagte ſchluchzend der Poet,
Mein neues Buch der Lieder,
Das ich in mancher ſtillen Nacht
Mit Fleiß und Müh zu Stand gebracht,
Iſt ſchuld an meinem Leiden.

Ja, wenn du ſchlechte Verſe machſt,
So kann ich dich nicht ſchützen;
Verſuch es doch in and'rer Art
Dir und der Welt zu nützen! —
O Herr, die Verſe ſind es nicht.
Die haben ſelber das Gericht
Apolls mit Glanz beſtanden.

Der Fehler liegt nur in dem Stoff,
Den du mir ſelbſt gegeben,
Mir, dem du deine Gunſt geſchenkt,
Verkümmerſt du das Leben,
Wenn das, was deiner Macht entſtammt
Und die Begeiſterung entflammt,
Mich läßt ſo ſchmählich ſitzen.

Die Jahreszeiten ſind's, o Herr,
Die ich zum Stoff mir wählte,
Mit dem ich mich ein ganzes Jahr
Durch alle Formen quälte:
Des Lenzes Schmuck, des Sommers Pracht,
Des Herbſtes Frucht, des Winters Nacht
Hab' ich ſo ſchön beſungen.

Doch als ich zu des Winters Preis
Die Leier ließ erklingen,
Von ſeiner Freuden großer Zahl
Begeiſt'rungsvoll zu ſingen,
Von dem erſtarrten Waſſerfall
Und ſeinen Brücken von Kryſtall,
Beſät mit Diamanten —

O lieber Herr, ſchon war's gedruckt,
Ich konnte nichts mehr ſtreichen,
Da ſpielſt du einen Schabernack
Mir Armen ohne Gleichen:
Von Schnee und Eis war nichts zu ſehn,
Nur milde Frühlingslüfte wehn,
Und alle Bäume knospen.

Und endlich gar zum Ueberfluß
Ein Donnern und ein Blitzen,
Als gält es, vor des Sommers Glut
Die Schmachtenden zu ſchützen, —
Da ſchrie die Welt: der dumme Wicht,
Was ſoll ſein albernes Gedicht?
Das iſt ein laub'rer Winter!

Und als ich ſang vom Frühlingsduft,
Vom zarten Schnee der Blüthen,
Da, wähnt ich, ſei doch wohl die Welt
Mit meinem Lied zufrieden,
Und wirklich traf ich's mit dem Schnee:
In Maſſen fiel er, doch, o weh,
Er kam nicht von den Blüthen.

Nun ſang ich von dem Perlenthau,
Der, wunderbar und labend,
Des Sommers läſt'ge Hitze kühlt
Am Morgen und am Abend,
Und wieder traf ich's ganz genau,
Nur leider ward der kühle Thau
Zum tagelangen Regen.

Mein letzter Anker war der Herbſt
Mit ſeinen ſüßen Früchten,
Den ſchilderte begeiſtert ich
In üppigen Gedichten,

Doch ach Pomonas Füllhorn war
Zu karg, es war kein gutes Jahr,
Wie hoffend ich's gepriesen.

Nun wird mich armen Musensohn
Die ganze Welt verlachen;
Besingen kann ich wohl die Zeit,
Doch kann ich sie nicht machen,
Du aber läßt durch Jahre schon
Den Dichtern nur zu Spott und Hohn
Die Jahreszeiten walten.

Drum bitt ich dich, erhabner Zeus,
Gebiete doch, daß künftig
Nur jede Jahreszeit erscheint
Wie hergebracht und zünftig,
Damit ich für ein andermal
Mich hüten kann vor dem Scandal
Sie unverdient zu preisen.

Da zuckt auf Jovis Angesicht
Ein unterdrücktes Lachen:
Du dauerst mich, mein alter Freund,
Doch ist da nichts zu machen.
Du selber hast mit frohem Muth
Gesungen von der Freiheit Gut
Und von der Menschheit Rechten.

Das ist in meinen Himmel selbst
Und an mein Ohr gedrungen,
Und meine Götter haben sich
Die Freiheit auch errungen;
Nach eignem Willen wollen sie
Der Weltenordnung Harmonie,
Die alte, reformiren.

Gewerbefreiheit, unbedingt,
Ist eingeführt im Himmel,

Der Himmel übt ſein Recht nur aus,
Schickt er ein Schneegewimmel;
Der Winter kann ſo gut wie ich
Jetzt blitzen, darum trolle dich
Mit deinen dummen Klagen!

J. Priem.

An die Magyaren.

Es ragt ein Fels im weiten Meer
Hoch über dunkeln Wogen,
Da kommen rings gewitterſchwer
Die Wolken angezogen,
Es heult der Winde Sturmeschor,
Am Felſen ſpringt die Flut empor.

Und auf dem Felſen ſteht ein Mann,
Blickt kühn ins Sturmgebrauſe,
Er ſteht allein im engen Bann
Der ſteilen Felſenklauſe,
Doch ſeine Seele ſtolz und kalt
Erbebt nicht vor des Sturms Gewalt.

Da naht ein Schiff mit hohem Maſt;
Es ruft der Mann am Steuer:
„O komm herab, nimm deine Raſt
Bei uns liebwerth und theuer!
Es wallt in dir gar edles Blut,
Dein Arm iſt ſtark und kühn dein Muth.

„Im nahen Hafen winkt uns Ruh'
Und freies Wohlbehagen,
Der beste Theil — er fällt dir zu
In schönen künftigen Tagen,
Der Sturm ist nah', o komm herab,
Sonst wird das tiefe Meer dein Grab!"

Doch höhnend ruft er hin zum Schiff,
Der Mann vom hohen Felsen:
„Bald scheitert ihr dort an dem Riff,
Wo sich die Fluthen wälzen;
Nicht der Sirene süßer Ton,
Jetzt rufet euch des Sturmes Hohn.

„Setzt aus die Boote — noch ist's Zeit,
Bevor die Donner rollen;
Laßt alle fahren nah' und weit,
Wohin sie fahren wollen;
Mein Felsen doch steht fest und bricht
In alle Ewigkeit mir nicht."

Das Schiff zieht weiter muthig kühn
Und ringt mit Sturm und Wellen;
Die Donner krachen, Blitze glüh'n,
Doch kann es nicht zerschellen;
Es steht den Stürmen all' zu Trutz
In Gottes Hut und ew'gem Schutz.

Am Felsen stürmt die Fluth und hebt
Sich höher jede Stunde,
Doch steht er fest und nimmer bebt
Er in des Meeres Grunde;
Da aber schwillt und braust das Meer
Und fluthet zornig drüber her.

Das Schiff zieht in den Hafen ein,
Da ist es wohlgeborgen,
Schon glänzt am Himmel blau und rein

Prachtvoll ein Frühlingsmorgen,
Es weht am Mast mit Kränzen grün
Die Kaiserflagge hoch und kühn.

Doch draußen ragt bedeckt mit Sand
Der Fels vom Meer umzogen.
Wo ist der Mann, der oben stand?
Er liegt tief in den Wogen.
Dort schwimmt vom Norden her ein Hai,
Fragt ihn, wo er begraben sei.

Kennst du das Bild gar treu und echt,
Du Volk der Magyaren?
Wohl gleicht dein gutes altes Recht
Dem Fels, dem unfruchtbaren —
Doch willst du Wachsthum und Gedeih'n,
Komm, tritt mit uns zum Bunde ein!

Ein Gott, ein Kaiser und ein Reich!
In Allem froh Gelingen!
Wo ist ein Volk der Welt uns gleich,
Das uns noch will bezwingen?
O kling, mein Lied, hinab ins Land
Am weiten grünen Donaustrand! —

Ch. Schneller.

Drei Tiroler Alpenblumen.

Drei Blumen will ich nennen
Von Purpur, Schnee und Gold,
Ihr müßt sie alle kennen
Die Blumen fein und hold.

Das ist die Alpenrose
In purpurrother Gluth,
Wohl hängt an ihr so lose
Ein rother Tropfen Blut.

Wem sollen wir zur Feier
Die schöne Blume weih'n?
Des Helden von Passeier,
Des Hofers soll sie sein!

Die andre Blume blühet
In freier Bergesluft,
Vom Kelch, der golden glühet,
Steigt auf ihr süßer Duft.

Dem Helden, dem nie graute,
Bringt mir die Blume fein,
Die duft'ge Edelraute —
Speckbacher soll sie sein!

Auf hohem Bergaltare
Da glänzt das Edelweiß;
Mit solchem weißem Haare
Starb jüngst ein Heldengreis.

Sein Name klingt zum Ruhme
Tirols für alle Zeit,
Drum sei die schöne Blume
Dem Haspinger geweiht!

Ich wind' in ſtiller Trauer
Und lege hin den Kranz
Dort an der Kirchhofmauer
Aufs Denkmal voller Glanz,

Wo müd von Kampf und Siegen
In ihrer ſtillen Gruft
Die drei beiſamen liegen,
Bis Gott der Herr ſie ruft.

Ch. Schneller.

Die Königswahl,

Maskenspiel von J. T. Hoffmann.

(Aufgeführt im literarischen Verein den 11. Febr. 1863.)

Der Chor der Thiere tritt auf.

Chorgesang und Solo der Vögel.

Chor. Der Sommer ist da.
Wir heben die Schwingen,
Wir jubeln und singen
In Wald und in Feld
Durch die blühende Welt.
Der Sommer ist da.

Lerche. Wenn die liebe Morgensonne
Grüßet mit dem ersten Strahl,
Steig' ich auf zu Glück und Wonne
Aus dem grünen Blumenthal
Und bade die Glieder
In Lüften so rein,
Schweife hin und wieder
Im goldigen Schein
Und ströme die Lust
Und tirilire
Aus trunkener Brust
Hin überm Reviere.

Chor. O fröhlicher Tag!
Wir flattern und ſchweifen,
Wir trippeln und ſtreifen
Von Aſte zu Aſt,
Bis der Abend erblaßt.

Nachtigall. Und ſinkt die laue Nacht hernieder
Und ſchweiget aller Vögel Chor,
Dann flöten meine Schmeichellieder
Im Mondlicht aus dem Buſch hervor.
Sehnen und Schmachten,
Hoffen und Bangen,
Süßer Gewährung
Preis zu erlangen.
Säumeſt du Liebchen
Unter den Roſen?
Laſſ' uns vertraulich
Plaudern und koſen!
Sie naht, ſie kommt. —

Chor. O glückliche Zeit!
Es ſchaffen und weben
Ein ſeliges Leben
Die Vögelein klein
In dem luſtigen Hain.
O glückliche Zeit!

Katze (hervorſpringend.) Macht mich nicht wuchtig
Mit eurem Gepfeife!
Sonſt fallen wuchtig,
Damit ich euch greife,
Nieder die Tatzen,
Zerhacken die Augen,
Krallen und kratzen.
Mich lüſtet's zu ſaugen
Blut ohne Gnaden.
Die mir ins Gewerbe
Pfuſchet mit Schaden,
Die Nachtigall ſterbe! (fährt auf die Nachtigall los.)

Hund (gegen die Katze). Oder lieber du, Halunke, maledeites Katzenvieh!

Katze. Schone mein, Herr Bullenbeißer! kränkte dich im Leben nie.
Hund. Trugst du nicht davon die Kutteln, die der Herr für mich gekauft?
Katze. Hast mir schon dafür seit Jahren zwanzigmal den Pelz gerauft.
Hund. Schwänzelst, Falsche, um die Herrin, schleichest dich in ihre Gunst.
Katze. Ach sie protegirt in mir nur des Gesanges hohe Kunst.
Hund. Der mir Nachts auf meiner Schildwacht läßerlich das Ohr verschreit.
Katze. Wagnerische Zukunftsklänge von des Herzens Zärtlichkeit.
Hund (lodfahrend) Dich zu beißen, zu zerzausen halt' ich mich nicht länger mehr.
Katze (sich stellend.) Komm nur an, du Ungeschlachter! setze mich getrost zur Wehr.
Löwe tritt auf). Was brecht ihr strenggebotnen Landesfrieden
Mit Raufduellen vor des Königs Saal?
Wie soll man bändigen die Gier der Andern,
Wenn Unser Sippe, Unser Gardehauptmann
Die alte Fehde roh zum Austrag bringen?
Der Zweikampf führt direct nur zum Skandal.
Des Hessenvolkes gnäd'ger Herr und Liebden
Riß neulich Bruder Haynau sich vom Herzen,
Weil dieser seinem Feuergeist den Lauf ließ;
Und Seine Hoheit sind noch lang kein Löwe.
Ich hab's gebrüllt: Es soll sich niemand raufen! —
Auch euer Singen trag' ich fürder nicht,
Und euer Klettern, wo von Ast zu Ast
Die kecke Jugend nur nach Freiheit klettert.
Ihr Turner seid politische Vereine,
Ihr Sänger werdet ganz und gar verboten;
Ich will allein schon brüllen für euch alle.
Katze. Ach verzeihe, großer König! dein getreuer Neffe war
Nur in Nothwehr gegen diesen wilden Raufbold; das ist klar.
Uebte just mit Philomelen ein mein neues Liederspiel,
Dich, o Fürst, zu überraschen, als der Hund mich überfiel.
Löwe. Was? gemeine Sache machst du mit der Demokratenbrut?
Katzenmusik dem König bringen? Nicht bezähm' ich meine Wuth:
Friß nun aus, du falscher Vetter, was du mir gebrocket ein!
Sollst verbannt auf dreißig Meilen weit von meinem Hofe sein.
(ab.)
Katze. Reaction! Wer gab ihm das Recht — einer Person — von

Distinction — und von seinem Geschlecht — zu begegnen so plump und roh? — Feuerjoh! — Der Schimpf wird gerochen — und das schnöde Joch wird zerbrochen. — Ihr lieben Sangesbrüder, — ihr werthen, theuern Glieder — vom Turnverein, — ihr seht doch ein: — es verliert an mir seinen Solotenor — der Sängerchor — und die Turnerschaft — ihre beste Kraft — im Klettern, Sprung und Lauf. — Fürs Vaterland steht auf! — Wollen zu Gast ihn laden — auf Barricaden.

Volk. 1. Ja ja, der Kater hat ganz Recht;
Wer 's Turnen wehret, meint es schlecht.
2. Und wer verbeut die Sangeskunst,
Der hat verwirkt des Volkes Gunst.
3. Werft Karren um, tragt Steine zu Hauf!
Bringt Balken her, reißt 's Pflaster auf!

Hund. Mitbürger! Pfui! Fürstenwürger! — Keine Ueberstürzung! — Trotz aller Verkürzung — vermeinter Rechte: — Wir bleiben des Königs Knechte.

Katze. Bin eine freie Katze stets gewesen; könnt's selbst im Heine lesen. — Ihr waret frei nicht minder, — ihr lieben Kinder — der Wälder — der Felder — der Berge der Luft. — Will der kriechende Schuft — mit Geschwätz euch bethören, — müßt ihn nicht hören.

Hund. Traut ihm nicht, dem konfiscirten Gesicht! — Zur Zeit der Gnadensonne — schwelgt er in Lust und Wonne — der fürstlichen Huld. — Mir verging die Geduld, — wenn ich sah das Schwänzeln — und das Scherwenzelu, — das Pfotenstrecken, — das Speichellecken, — das Augendrehen und Schmeicheln, — das Winden und Streicheln. — Da saß er im Schoos, — ließ seine Triller los; — nun er gefallen, — weist er die Krallen, — hat die Bissen vergessen, — so bei Hof er gefressen, — und will euch verhetzen, — in Aufruhr versetzen, — den Volksfreund machen, — der das Volk geschunden mit Höhnen und Lachen.

Volk. 1. Meiner Treu, der Bulldog redet wahr
Und macht wir erst die Lage klar.
2. Trennen mir unsre gute Sache
Von dieses Höflings schlechter Rache!
3. Doch darf der König, will er Frieden,
Singen und Turnen nicht verbieten.

Hund. Hab nie geworben um Gunst mit arger List und Kunst, — und manche lange Winternacht — starrend vor Frost am Thor gewacht, — begnügsam genagt den Knochen den magern, — ein Biedermann so fest

wie der Gagern, — meine Meinung frei hinausgebellt — in die tückiſche Welt — ohne Furcht und Scheu; — doch über alles geht die Treu. — Schickt eine Deputation — an des Königs höchſteigne Perſon! — Die wird in Gnaden er hören — und eure Weiſe nicht ſtören.

Papagei. Ja ſendet ohne weitre Friſt
Den, der der beſte Redner iſt!

Volk. So melde du Herr Papagei
Dem König unſer Nothgeſchrei!

Papagei. Bin viel gereiſt durch weite Fern;
Verſtehe zu reden mit großen Herrn. —
(Löwe kommt.)
Da kommt zurück der hohe Mann;
Red' ich ihn lieber hier gleich an.
Verzeihen Eure Majeſtät — ich winde mich im Staube —
Daß ungemeldet und gefragt ich Audienz mir raube,
Mit Zittern und mit Zagen nur, der ich erſterb' in Demuth
Und Allerdurchdurchlauchtigſtem in Angſt und ſtiller Wehmuth
Enthülle treuer Bürgerſchaft beſchränktes blödes Meinen,
Daß Seiner Gnade Sonnenblick Er drüber laſſe ſcheinen.
Doch ſtimmt mit höchſter Intention mein Flehen nicht zuſammen,
O möge drum die Majeſtät den Sprecher nicht verdammen!
Denn kühn iſt meine Rede zwar, doch ſchlägt das Herz ergeben
In tiefer Unterthänigkeit pflichtſchuldigſt all mein Leben. —

Löwe. Mach's kurz, du Plauderer! hab keine Zeit,
Muß jagen gehn in meine weiten Forſte.

Papagei. Es haben der Großmächtigſte in vielgerechtem Grimme
Dem niedern dummen Pöbelvolk entzogen ſeine Stimme;
Und allerdings, es ſetzen ſich die vielen Gaſſenlieder
Leicht unbequem den großen Herrn als Rheuma in die Glieder;
Auch haben Allerhöchſtdieſelb'n der Wagehälſe Klettern
Gelegt, daß ihre Naſe ſie beim Falle nicht zerſchmettern.
Denn unſre Jugend trägt voran und hoch die freche Naſe;
Drum liegt auch mancher Naſeweis verſtümmelt bald im Graſe.
Sie könnten in Behaglichkeit ſtill ihren Kohl verzehren;
Das würden der Erhabene dem Bürgersmann nicht wehren.
Dieweil jedoch die Menge ſich in hergebrachte Sitte
Mit alter Bauernzähigkeit verfilzet, geht die Bitte

Die allerunterthänigste, die mich das Volk berufen
Zu legen dem Durchlauchtigsten vor Seines Thrones Stufen —

Löwe. Vollende nicht! Du bist ein Kind des Todes,
Wenn du noch weiter meinen Eisenkopf
Zu brechen mit Geschwätze die erdreistest.
Wo bleibt der Krone schuldiger Respekt,
Wenn wildes Durcheinanderschrein erlaubt ist?
Wo soll ich denken für gemeine Wohlfahrt,
Wenn jeder Laffe bis zum Thron hinaufklimmt?
Ihr oder ich! ich stehe für mein Recht,
Und jeden, der mir muckst, Gesindel, fress' ich.

(Aesop tritt auf.)

Volk. 1. Da kommt Aesop zu guter Stund,
Der alte Freund mit klugem Mund.
2. Was dieser in der Sache spricht,
Nehmen wir gern als Schiedsgericht.

Aesop. Ei guten Morgen meine Lieben.

Volk. Wo bist du denn so lang geblieben?

Aesop. Wollt auch 'mal unter Menschen wandeln,
Mir anzusehn ihr Thun und Handeln,
Stoff gewinnen für manche Fabel:
Sind euch alle nach einem Schnabel,
Verzerrt, verschroben und blasirt.
Drum hab ich mich wieder ausquartirt,
An euch, mein Vieh, in eurer Wildniß
Mir abzusehn der Wahrheit Bildniß.

Volk. O Freund, wir leiden bittre Noth.

Aesop. Ihr habt doch euer täglich Brot?

Volk. Der König will Singen und Springen wehren.

Löwe. Weil sie mein Königsrecht verkehren —

Volk. Da rostet uns der Schnabel ein —

Löwe. Mit Fortschritt, Nationalverein —

Volk. Da werden wir steif, wie alte Reiter —

Löwe. Mit Demagogen und so weiter.

Aesop. Glaubte, der Spuk sei abgethan;
Nun geht er hier von neuem an.
Herr Löw, die Zeiten sind nicht mehr,
Wo dieser Völker großes Heer

Im Staub verkroch vor Eurem Schelten!
Die Leute wollen heut auch was gelten,
Wollen ungehudelt andre hudeln
Und ihre Walzer selber dudeln.
Viel Königsmäntel sind zerschlissen,
Auch Euer Purpur wird zerrissen.
Der Menschenkinder schnöden Brauch
Erlernen schnell die Thiere auch.
Gebt eine Konstitution!
Seht, Eure Krone wackelt schon. (Wackelt ihm an der Krone.)

Löwe. Verwegener, es soll kein Stück Papier
Sich zwischen mich und meine Völker drängen.

Volk. 1. Vivat Aesop, der Sorgenbrecher,
Des armen Volkes Ehrensprecher!

2. Setzen wir passiv uns zur Wehr
Und zahlen keine Steuern mehr!

3. Und legt er uns Militär ins Haus,
So wandern wir in Masse aus.

Löwe. Was ist die Krone? eine schwere Last,
Wenn sie das Haupt nicht heiligt, das sie trägt?
Was ist der Scepter? ein gemeiner Stab,
Wenn er dem Arm nicht Macht gibt, der ihn führt?
Ich werfe Kron' und Scepter euch zu Füßen, (wirft beides hin)
Eh um mein Recht ich habre mit dem Esel.
Nach Deutschland zieh ich in die Löwenstadt; —
Da steht manch Denkmal mir in Erz und Marmor; —
Ins schöne München, übernehme selbst
Mein Brauhaus weltberühmt „zum Löwenbräu."
Wenn mit dem Stoff sich einet Löwenkraft,
Dann fliegt mein Name weit durchs Bayerland,
Und Löwenbräu erschallt aus jedem Munde,
Und Löwenbräu bezwingt die halbe Welt. (ab.)

Volk. Victoria! nun sind wir frei;
Aus ist des Löwen Tyrannei
Und unser Spiel gewonnen.
Nun jubeln wir und springen wir
Durch Feld und Au und Waldrevier
Im Licht der Maiensonnen.

Reigentanz.

Taube (tritt auf). O weh, o weh! o großer Schmerz!
Gebrochen iſt mein Mutterherz,
Zum Himmel ſchreit mein Jammer.
Es liegt im Blut, o bittre Noth!
Mein junges armes Täublein todt
Zerrauft in ſeiner Kammer.

Die falſche Katze ſaß dabei,
Verhöhnete mein Angſtgeſchrei
Ohn Schonen und Erbarmen
Und packte frech das Kind beim Schopf,
Zerbiß des Würmleins zarten Kopf.
O wehe, weh mir Armen!

(Katze tritt auf.)

Du tückiſch böſe Mörderin
Mit rohem Kannibalenſinn
Und frommem Heil'genſcheine,
O ſpare nur den Heuchelſchritt,
Den züchtigen, den leiſen Tritt,
Als wäreſt du die reine!

Katze. Was ſchnaubſt du mich an? — Was hab ich Arges gethan? — Die Knechtſchaft iſt ja vorbei, — die Jagd iſt frei, — das alte Geſetz iſt zerriſſen; — ich hole mir meinen Biſſen, — wo, mir's behagt; da wird nicht gefragt. Du und dein Gelichter habt ja vertrieben den Richter.

Volk. 1. Wir ſind in einer argen Zwick;
Das iſt die rothe Republik.
2. Was immer wir nach Freiheit ſtreben,
Können nicht ohne König leben.
3. Du vielgetreuer Biedermann
Aeſop, nimm unſre Krone an!

Aeſop. Ein ſtiller Philoſoph
Kann halten keinen Hof,
Ein Fabeldichter
Taugt ſchlecht zum Richter.
Auch bin ich jüngſt hinweggerannt
Mit Noth aus meinem Griechenland,
Wollten mich dort zum König wählen,
Mir meinen goldnen Frieden ſtehlen.

Herrschen ist jetzt ein schlimm Gewerb,
Ein Viertheil süß, drei Theile herb;
Erleb's vielleicht noch, daß auf Erden
Kein Schneiderlein mag König werden.

Volk. Wir brauchen aber ein Herrscherhaus;
Und schlägst den Thron du selber aus,
So gib uns einen andern Herrn!
Wir überlassen die Wahl dir gern.

Aesop. Nehmt meinen Rath, — euch verbleibe die That. — Euch muß er gefallen, — sonst gibt's Gift nur und Gallen, — und ich hab' zuletzt als Dank — Laster und Gestank. — Ihr freien Landsgenossen, — euch selbst sei er entsprossen! — Die rechte Kraft — und Eigenschaft — werdet leicht ihr kennen — und den König ernennen. — Wohlan, es trete hervor aus diesem edlen Chor — wer tragen kann die Bürde: — er erhalte die Würde!

Esel. Ich bin als schlichter Ehrenmann
Bekannt in meinem Stamme,
Der schwere Lasten tragen kann
Geduldig gleich dem Lamme.

Erlausche jedes Bürgers Sinn
Mit schönen großen Ohren.
Drum glaubet, Freunde, daß ich bin
Zum Fürsten wie geboren.

Ich habe nur ja ja gesagt
Seit meiner grünen Jugend,
Und wenn bei euch der Landstand tagt,
So üb' ich diese Tugend

Und sage ja, ia, ia
Zum allgemeinen Frommen;
So steht die Freiheit blühend da
Und Volkes Recht vollkommen.

(Volk. Bravo!)

Ein Sohn der Arbeit, brauch ich nur
Geringen Lohn zum Leben:
Ihr könnt mir füglich in Natur
Ein wenig Disteln geben.

(Volk. Bravo!)

Volk. Er thut's um billigen Gewinn;
Das wär' ein Mann nach meinem Sinn.

Aeſop. Geduld, ihr Herrn! die Wahl hat Zeit.
Ein zweiter Redner ſteht bereit.

Fledermaus. Wo bleibet Sicherheit und Ruh,
Jauchzt ihr dem dummen Geſellen zu?
Wie mag er Ordnung halten,
Die Polizei verwalten,
Wenn Abends das Verbrechen ſchleicht
Und ſpähend um die Häuſer ſtreicht,
Den ſtillen Wand'rer garrottirt
Und jeden Unfug exercirt?
In Haſt — ohne Raſt — ſchweb' ich leis — nun im Kreis — nun entlang — der Straße Gang, - kaum geſehn, — mit Sturmes Wehn, — bin wieder fort, — bald da bald dort, — durchſtreife die Ecken, — wo ſich Diebe verſtecken, — auch dem Kecken — geheimer Schrecken. Der König muß wachen und ſtrafen, — daß der Bürger kann ſchafen.

Katze. Das iſt geheime Polizei.
Pfui über dich! das Land iſt frei.

Hund. Nur wer ſich fürchtet, ſchmäht die Polizei;
Die Freiheit iſt kein Mantel für den Schurken.

Aeſop. Laßt ab vom Hader! denn er ſtört die Wahl;
Und Stille heiſcht ein niedlicher Bewerber.

Zaunkönig (ſingt: Mel. Ich bin der Doctor Eiſenbart.)
Zaunkönigiein iſt nett und klein
Als wie der Fürſt von Liechtenſtein.
Ein Floh ſchon macht ihn voll und ſatt
Mehr als ein Ochs den Goliath.

Ich bin ein leichtes Fürſtenblut
Und habe kreuzfidelen Muth,
Und wenn ihr mich gewählt zum Herrn,
So habt ihr mich zum Freſſen gern.

Ein jeder treibet, was er mag,
Und alleweil iſt Feiertag,
Der Bratſpieß läuft, der Bürger wacht
Beim Kruge bis um Mitternacht.

Kein Sorgen brauchts, kein Frühaufſtehn;
Die Welt kann ſich von ſelber drehn. —
Doch ſchau ich mir den Adler an,
So lauf' ich, was ich laufen kann. (läuft fort)

Adler (tritt auf) Bin nicht gewohnt um Volksgunſt lang zu buhlen;
Auf ſteilem Felſen ſteht mein Ahnenhorſt,
Zur Sonne ſtrebet auf mein hoher Flug,
Am Göttertiſch iſt mir das Mahl bereitet.
Ein Sel'ger ſaß ich ſtill zu Jovis Füßen
Und ſchaute nieder auf die weite Erde.
Ein wunderlich Gewimmel nahm ich wahr.
Mein Sohn, ſprach Zeus, dort unten ſteht ein Thron
Verwaiſet; fahr' hinab, ſtreich' ein die Erbſchaft!
Du biſt der Einzige von Gottes Gnaden.
Statt Blei und Pulver ſchleud're meinen Blitz!

Volk. Nun der läßt ſtolze Reden ſchallen,
Als wär' er aus dem Mond gefallen.

Aeſop. Mein Freund, ich glaube wol du träumſt;
So ſehr du dich auch ſtreckſt und bäumſt,
Biſt drum nicht größer als die all,
Und Hochmuth kommt oft vor den Fall.

Adler (einen Blitz ſchleudernd, der nicht losgeht.)
Fahr' hin, Ohnmächtiger, durch dieſen Blitz!

Aeſop. Dein Blitz iſt ja ſo ſtumpf als wie dein Witz.

Adler. In eurer niedern Nebelregion
Sog leider Waſſer auf mein guter Phosphor.
Auch flackert mir, ich weiß nicht wie, zu trüb
Das Licht im Kopf, mein Recht euch zu beweiſen.
Doch laſſ' ich mich zum König nicht erſt wählen,
Majoriſiren nicht; ich bin's von ſelbſt.

Aeſop. Biſt wol ein König wie der Stoiker?
Die Schuſterbuben zupften ihn am Bart,
Ging er ins Kreuzerbad mit ſeinem Prügel.

Adler. Verſtehe keine Schulgelehrſamkeit
Und ſchillere in Bonmots nicht, wie mein Bruder,
Gott hab' ihn ſelig! Konnt' ihn niemals leiden.
Gebt Geld heraus! ich brauche friſchen Phosphor;
Denn unſer Reich zu ſchirmen, muß ich blitzen.

Aeſop. Geld, edler Freund, käm' erſt im zweiten Theil.
Wir haben dich noch lange nicht erkoren.

Adler (ſetzt ſich auf den Thron)

Ich ſitze ſiegbewußt auf meinem Thron,
Den ohne euer Zuthun Zeus mir ſchenkte.

Doppeladler (tritt auf.)

Willſt du gleich vom Stuhl herunter, der einſt Kaiſer Rudolfs war,
Rudolfs, der bezwang die Räuber und den Böhmen Ottokar?

Adler.

Mißgeburt mit zweien Köpfen, die nach Oſt und Weſten ſchaut,
Daß es jedem wohlgeſtalten Weſen vor dem Anblick graut!

Doppeladler.

Trägt doch drei der ſtarke Wächter Cerberus, der Höllenhund.

Adler.

Mich durchrieſelt's; ſteht der Kerl wol mit der Hölle ſelbſt im Bund.

Doppeladler.

Prahle freilich nicht wie mancher mit des Donn'rers Vetterſchaft.

Adler.

Kommt ja doch von Jovis Gnaden Königen die Herrſcherkraft.

Doppeladler.

Dringſt in fremde Häuſer, mußeſt Jupitern den Diebſtahl auf.

Adler.

Krönt' er nicht in Königs Bergen ſelber meinen Heldenlauf?

Doppeladler.

Scher' dich nach den Königsbergen augenblicklich heim, du Wicht!
Oder ich zerkratz' dich, hack' dich, ſchlage dich ins Angeſicht.

Adler (vom Throne ſteigend.)

Vorbehaltlich meiner Rechte — und mein Recht liegt man am Tag —
Viel Courage hat die Beſtie — geb' ich als der Klügſte nach.

Doppeladler.

Ich bin euer echter Kaiſer, bin des Reiches Doppelaar;
Wird das Reich hier aufgerichtet, nehm' ich meine Rechte wahr.

Aeſop. Du irreſt Fremdling; dich betrügt der Name.
Hier weiß man nichts von deinem Reich und Kaiſer.

Doppeladler. Bin ich im Reich nicht deutſcher Nation?

Aeſop. Im Reich der Thiere biſt du, ſeltſam Weſen.

Doppeladler. Und ſtreitet man auch da ſich um den Herrn?

Aeſop. Es drang der Zeitgeiſt leider zu den Thieren.

Doppeladler. Von Thieren will ich nichts; ich steh' zu Oestreich. (ab.)

Adler (von neuem den Thron besteigend.)

Mein Stern scheint wieder hell; ich athme auf;
Freiwillig schied der Höllendrache aus;
Der Thron ist mein: ich steige, sitze, herrsche.

Aesop. Der Kerl hat frech und ungenirt
Wieder den Sessel occupirt.
Nehmen sie ihn nicht bald beim Kragen,
Wird er sie noch ins Bockshorn jagen.
Muß selber an das Volk mich wenden:
Was meint ihr zu dem Prätendenten?

Volk. 1. Den können wir nicht brauchen
Mit seinen stechenden Augen,
2. Mit seinem krummen Schnabel
Als wie ein Reitersabel,
3. Mit seiner stolzen Weise
Als wie ein rechter Preuße,
4. Mit seinen langen Krallen;
Er will uns nicht gefallen.
5. Schwebt hin auf seiner Wolke
Und geht nicht mit dem Volke.
6. Mit seinem hohen Flug:
Haben ihn auf dem Zug.

Aesop. So jagt ihn fort, und bleibet nicht so kalt!
Ihr seht's ja doch, er weicht nur der Gewalt.

(Die Thiere stürzen auf den Adler los.)

Adler. Hinweg ihr Thoren und verstockten Herzen!
Ich gehe selbst; ihr trotzet dem Geschick;
Das wird euch Jammer bringen, Noth und Schmerzen;
Denn hin zum schönen Westen schweift mein Blick,
Zum Erdengott, wo frei die Adler scherzen;
Der dreht den Schnauzbart, und im Augenblick
Steigt eine Männerschaar mit rothen Hosen
Vom Boden auf und schirmt den Hoffnungslosen.

Auf einer Stange komm' ich hergetragen
Vor meiner Rächer sieggewohnter Schaar.
Ich schieße nieder, zeble euch am Kragen;

So wird mein gutes Recht von ſelber klar.
Zum Deibel werd' ich meine Feinde jagen;
Ihr fleht Pardon, und heute über's Jahr
Erdonnert Vivat auf zum Herrſcherſitze
Dem Adler, eurer vielgeliebten Spitze.

Dann reift zur That der Beſten langes Hoffen:
Die Arbeitsbiene ſchafft in muntrem Fleiß,
Am fremden Land iſt jeder Schlaghaum offen
Und jedes Ei hat ſeinen beſſern Preis.
Und hat der Franzmann eure Milch geſoffen,
Die klare Quelle trocknet euern Schweiß.
Gleich biet' ich an — der Dank bleibt unvergeſſen —
Dem Imperator euer halbes Freſſen. (ab.)

Volk. 1. Fahr' hin mit deinem großen Maul!
Deine Sache iſt dennoch faul.
2. Magſt immer wiederkommen;
Das wird dir auch nichts frommen.
3. Bei alledem iſt's recht fatal:
Nicht weiter rückt die Königswahl.

(Vier Könige treten auf, erſt drei, dann der vierte nach ihnen.)

1. Das ſind wol gar aus weiter Fern
Die heil'gen drei König mit ihrem Stern.
2. 's läuft noch ein vierter hinterdrein:
Die mögen icht gar heilig ſein.

Die vier Könige (ſprechen abwechſelnd jeder drei Zeilen)

1. Es nahen die Brüder gerühmt und bekannt,
Der Könige viere, die haben kein Land,
Wie ſo mancher nach heutigem Brauche;
2. Doch hat uns kein Rauch aus dem Lande gejagt;
Wir ſchweifen umher, weil's uns ſelber behagt,
Und ſind gern auch gelitten im Rauche.
3. Uns liebet der Bauer, der Bürger, der Graf,
Und das nickende Mütterlein wehret dem Schlaf,
Zu empfangen die nächtlichen Gäſte.
4. Dem Miniſter wird glätter die runzlige Stirn,
Dem Magiſter wird's heller im trüben Gehirn,
Sitzt mit uns er zu Tiſche beim Feſte.

Aeſop. Geſellen von der luſt'gen Art,
Was meinet eure Ritterfahrt?
Sagt's rund heraus: was wollt ihr vier
Beim ernſten Staatsgeſchäfte hier?

Die vier Könige.

1. Wir hörten von Maitag und Königswahl:
Zu erlöſen die Völker aus Zweifel und Qual,
Gutmeinenden Sinns wir erſcheinen.
2. Wir begehren nicht Steuer, nicht Frohne, nicht Schoß,
Wir bieten euch ſelber manch köſtliches Loos,
Euch zum Bunde mit uns zu vereinen.
1. Ich bin der Herzkönig, der Liebetraut,
Und mache das roſige Mädchen zur Braut
Und gebe den Wittwer der Alten.
2. Es ſtreuet Schellkönig ſein Gold in die Welt;
Ihr braucht's nur zu ſammeln, das blinkende Geld,
Und könnet dann ſchalten und walten.
3. Und habt ihr's verjubelt, ſo läßt euch erblüh'n
Graskönig den Weg von der Hoffnung Grün;
Da ſpielt ihr auf ſchwellendem Raſen,
4. Curiret, gelagert im luſtigen Klee,
Das ſchwere Geblüte mit Eichelkaffee
Und die weingerötheten Naſen.
3. Die Quadrillinge machen das Leben zum Spiel
Und kennen kein Sorgen und haben kein Ziel
Und bringen vereinet die Gaben.
4. Doch lüſtet's zu trennen der Liebenden Bund,
Gleich ſinket der lockende Schatz auch zu Grund:
Zuſammen nur könnt ihr uns haben.

Aeſop. Ihr ſeid wol Fürſten aus den ſel'gen Inſeln,
Wo Würſt' und Schinken von den Bäumen hangen?
Nie hört' ich meiner Tage, daß ein König
Mit Zauberei ſein faules Volk beglückte.

Eine griechiſche Geſandtſchaft (tritt auf.)

Ja er iſt's! Am Höcker kenn' ich mühelos den alten Weiſen.
Mußten wir durch Städt' und Länder bis in dieſe Wildniß reiſen,
Dich zu finden, Ungetreuer, den zum König wir erleſen,
Biſt du gleich vor alten Zeiten dreier Herren Knecht geweſen?

Aeſop. Dank', edle Herrn, ſchlug einen Thron erſt aus
Bei dieſen hier, der beſſer als der eure.

Griech e.

Schalk, vermagſt du nicht zu laſſen von Humor und Ironie?
Herrſchen über freie Griechen dünkt dich ſchlechter als beim Vieh?

Aeſop. Ich ſcherze nicht; es iſt mein bittrer Ernſt.
Wählt einen Königsſohn! ich tauge nicht.

Griech e.

Philoſoph, du wäreſt wirklich für den eignen Werth ſo blind?
Weißt doch, daß im beſten Staate Philoſophen Könige ſind.

Aeſop. Was ſchwatzt und fabelt ihr vom beſten Staat,
Ihr eiteln Halbbarbaren, Platos Affen?

Griech e.

Ausgetrieben ſind die Fremden, frei wir vom Bavarenjoch,
Und du ſchiltſt uns Panhellenen immer Halbbarbaren noch.

Aeſop. Zuchtloſe Rotte, die dem braven Fürſten
Mit Zank, Parteiung, Meuterei und Aufruhr
Die holde Jugend ſtahl und dann nach Jahren
Voll Müh' und Sorge für's gemeine Wohl
Den Mann, der niemals frevelte am Recht,
Gleich einem Bettler aus dem Lande trieb!
Du ekler Bodenſatz im alten Faß,
Voll Schmutz und Unrath, kanig, trüb und ſauer,
Du willſt dich noch für Chierwein verkaufen?
Laßt mich in Ruh! hier ſtehen eure Fürſten.
(auf die vier Könige deutend.)

Griech e. Hm! die ſcheinen reich und herrlich, ſind auch artig aufgeputzt,
Viere gar, ein ſchöner Vorrath, iſt der erſte abgenutzt.

Die vier Könige.

1. Kein langes Bedenken! Es fahren ſogleich
Die vier Brüder in's neue helleniſche Reich,
Gefällt's euch, mit Jubel und Reigen.
2. Wir haben die Länder und Inſeln im Sack;
Den Franken zum Tort und zum Schabernack
Soll euch hängen der Himmel voll Geigen.
1. Wir bieten die Helena jedem zum Tanz
Und wandeln die Faſten in Mummenſchanz
Und in Hochzeitlieder die Klagen.

2. Der Soldat empfängt in Dukaten den Sold,
Und der Kaufmann wühlet in Fässern voll Gold
Und kennet kein Mühen und Plagen.
3. Er wälzt sich die Bache im üppigen Gras,
Und den Ferkeln liegen zum nährenden Fraß
Des Eichbaums Früchte zu Haufen.
4. Und sind sie erst Eber, marschiren mit Schall
Und Gegrunze vor Stambul die Jünglinge all,
Und die garstigen Türken entlaufen.

Grieche. Ihr Genossen heran aus hellenischem Stamm,
Matrosen vom Schiff mit der Jungfrau'n Schaar,
Kommt alle geschmückt im festlichen Kleid
Und bekränzet die Schläfe mit Epheu!
Bringt Wein, schenkt ein und kredenzt den Pokal!
Aufstrahlet für Hellas ein rosiger Tag.
Frohlocket und singt im jubelnden Chor
Und schlinget den lieblichen Reigen!

Chor der Griechen und Griechinnen (tritt auf.)

Chorführer. Was gibt's? Welch Glück? Welch neuer Gewinn?

Grieche. Wir haben gewonnen das große Loos,
Wir haben gezogen den köstlichen Fang,
Der Könige viere auf einmal.

Chorführer. Wer sind sie, die Herrn? sag' an, sag' an!

Grieche. Nicht fragt' ich sie noch; doch sie spenden euch Ruhm
Und Gold und Segen und vollen Genuß:
Ihr fürstlichen Prinzen, wie heißt ihr?

Die vier Könige (zusammen). Kartenkönige.

Chorführer. Juhei, juhei! Wir huldigen froh
Leutseligen Herrn. So wird es denn wahr,
Was die alte Sibylle dem Grivas versprach,
Das prophetische Wort:
„Ihr werdet mit Königen spielen."
Wir spielen mit euch, wie seit lang wir gespielt
Mit Worten und Werk, mit Treue und Schwur.
Auf mischet das Spiel mit Mädchen im Tanz!
Dem hellenischen Volk
Bricht an das neue Jahrhundert.

Tanz der Griechen, Griechinnen und Kartenkönige.

(dann ziehen sie mit einem Marsch ab.)

Aesop. Zieh hin mit deinen Herrn, Gesindel ohne Gleichen,
Den Kartenkönigen, als wie zum Maskenball!
Du hast kein Herz, kein Geld, kein Gras und keine Eichen:
Die bringen alles mit zu deinem Carneval.

Volk der Thiere. So wären weidlich denn geprellt
Die Griechen, die dir nachgestellt.
Aber wer soll bei uns regieren
Und König sein den armen Thieren?

Aesop. Das weiß ich selber nicht zur Stund.
Schließt eben einstweilen einen Bund!
Der bändige mit gleichem Recht
Und Zwang der Großen wild Geschlecht.
Es steht ein tapfres Fliegenheer
Wol gegen Löwen auch zur Wehr,
Und rührt sich Volkskraft ungelähmt,
Wird selbst der Tiger noch gezähmt.
Ihr seid ein Spiegel deutscher Art.
Einträchtig Stamm an Stamm geschaart
Treibe jeder die eignen Sachen:
Ein König wird's nicht besser machen.

Eine Stimme aus den Zuschauern.

O weh! der alte Bundestag!

Aesop. Nun hab ich von Recensenten die Plag.
Die werden beim Volk mich denuncíren,
In Zeitungsblättern chikaniren.
Sind wir allein am nächsten Morgen,
Wollen für's Reich wir weiter sorgen.
Jetzt, liebe Thiere, gute Nacht!
Der Mensch hat mich aus dem Concept gebracht!

Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1865.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)

Nürnberg.

In Kommission bei Bauer und Raspe.

1865.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Ueber die romanischen und deutschen Tagelieder. Von Karl Bartsch	1
„Wann du zu Nürnberg wärest, so gäb man dir die Wahl". Sprichwörtliche Redensart im XIV. Jahrhundert von D. K. A. Barack	76
Ueber Shakespeare's Macbeth. Von Dr. Heinrich Wölffel	81
Shakespearefeier, veranstaltet im literarischen Verein den 23. April 1864.	
1. Festdichtung von Luise Hoffmann	153
2. Festrede von Dr. Heinrich Wölffel	169
Proben aus Longfellows neuesten Dichtungen. Von Georg Arnold	199
Die Rose als Sinnbild. Von Dr. H. Hauck	213
Herbstreise nach Rom und Neapel. Von J. L. Hoffmann	229

Gedichte.

Von Karl Bartsch:	
Dem Andenken König Max des Zweiten von Bayern	325
Von J. Priem:	
Den Manen König Max II. von Bayern	327
Von Hans Barth:	
Der beste Trunk	329
Von Karl Bartsch:	
Gedichte von Felicia Hemans, übersetzt	331
Von K. Ebersberger:	
Die letzte Scholle	334
Am Fenster	336
Der Feuerwehrmann	337
Das steinerne Bild zu Rembing	338
Von Fr. H. Frey:	
Der Wellen Schmeichelrede	340
Abendlied	341
Grönländische Todtenfeier	342
Von R. Geißler:	
Zweifel	342

Seite

Von Ludw. v. Hörmann:
Mein Eden . . . 345
Trost . . . 345
Lebenswechsel . . . 346
Sonnwendnacht . . . 347
Im Hochsommer . . . 347
Im Herbste . . . 348
Leben und Sterben . . . 348

Von Theodor Klein:
Auf der Höhe . . . 349
Frühlingsschmerz . . . 349
Pfingstschmerz . . . 350
Im Sommer des Lebens . . . 351
Einem Heimgegangenen . . . 352

Von Fr. Knapp:
In dunkler Stunde . . . 352

Von Hermann Lingg:
Treugelöbniß . . . 354
Kaiserkrone . . . 355

Von J. Obrist:
Scheidetrost . . . 355
Meine Liebe . . . 356
Mainacht . . . 357
Je länger, je lieber . . . 357
Sonnenstrahl . . . 358

Von Adolf Pichler:
Epigramme und Elegien . . . 359

Von J. Priem:
Patient und Doktor . . . 362
Das Album . . . 364
Die kluge Frau . . . 365

Von Tropus:
Mein Heimathland . . . 366

Von Karl Walpurg:
Heimkehr . . . 368

Ueber die romanischen und deutschen Tagelieder.

Von

Karl Bartsch.

Wenn ich, um an etwas bekanntes anzuknüpfen, der Betrachtung des mittelalterlichen Tageliedes eine Scene Shakespeares voranschicke, so ist das vielleicht nicht ganz vorsichtig gehandelt, indem die wunderbare Schönheit derselben leicht die nachfolgenden Belege der mittelalterlichen Poesie in Schatten stellen könnte. Aber ich thue es, um einem Anstoß vorzubeugen, den sonst mancher an der Wahl des Stoffes nähme. Ich meine die Scene aus Romeo und Julia, wo die beiden Liebenden beim anbrechenden Morgen sich trennen (3, 5):

Julia. Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Romeo. Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die dunst'gen Höhn;
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod.

Julia Trau mir, das Licht ist nicht des Tages Licht,
Die Sonne hauchte dieses Luftbild aus,
Dein Fackelträger diese Nacht zu sein,
Dir auf dem Weg nach Mantua zu leuchten;
Drum bleibe noch: zu gehn ist noch nicht Noth.

Romeo. Laß sie mich greifen, ja laß sie mich tödten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willst.
Nein, jenes Grau ist nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthias Stirn.
Das ist auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern: zum Gehn bin ich verdrossen.
Willkommen, Tod, hat Julia dich befohlen.
Nein, Herz, es tagt noch nicht, noch plaudern wir.

Julia. Es tagt, es tagt! Auf, eile! fort von hier!
Es ist die Lerche, die so heiser singt
Und falsche Weisen, rauhen Mißton gurgelt.
Man sagt, der Lerche Harmonie sei süß:
Nicht diese: sie zerriß die unsre ja.
Die Lerche, sagt man, wechselt mit der Kröte
Die Augen; möchte sie doch auch die Stimme!
Die Stimm' ist's ja, die Arm aus Arm uns schreckt,
Dich von mir jagt, da sie den Tag erweckt.
Stets hell und heller wird's: wir müssen scheiden.

Romeo. Hell? Dunkler stets und dunkler unsre Leiden!

Die Wärterin kommt herein.

Wärterin. Fräulein!

Julia. Amme?

Wärterin. Die gnädge Gräfin kommt in eure Kammer;
Seid auf der Hut, schon regt man sich im Haus.

Julia. Tag, schein' herein! und Leben fliehe hinaus!

Romeo. Ich steig' hinab; laß dich noch einmal küssen.

In dem Liebesliede aller modernen Völker kehrt der Schmerz der Trennung zweier Liebenden so oft und in so mannichfacher Gestalt wieder, daß an eine Entlehnung kaum gedacht werden kann. Es ist eben ein dem liebenden Herzen, das in der Nähe des geliebten Wesens sein Leben und Glück findet, fern von ihm in Sehnsucht sich verzehrt, zu nahe liegender Gedanke. Etwas anders ist es jedoch bei der Untersuchung über den Ursprung einer durch die Poesie des Mittelalters hindurchgehenden Dichtungsart: denn hier handelt es sich um eine bestimmte in allen Liedern feststehende Situation, die verschiedene Variationen erfahren hat, aber immer denselben Grundcharakter beibehält. In den Sitten des romanischen

und aus Frankreich nach Deutschland verpflanzten Frauendienstes ist es begründet, daß die Minneverhältnisse größte Vorsicht und Behutsamkeit erforderten. Meist waren es verheirathete Frauen, die mit verheiratheten oder ledigen Männern ein im Wesentlichen zwar der Mode folgendes, aber bei der sinnlichen Richtung der Zeit doch keineswegs auf platonische Schwärmerei sich beschränkendes Verhältniß anknüpften. Von dem kenschesten Minnen, das im Anschauen der Geliebten seine Seligkeit findet, bis zur Erfüllung sinnlicher Wünsche geht eine Stufenleiter von Wünschen und Hoffnungen, die aus den Liedern der Troubadours wie der deutschen Minnesänger wiederklingen. Durch einen verschwiegenen Boten oder aus dem Munde der Geliebten selbst die frohe Mähr vernehmend, eilt der Liebende am Abend zu dem verheißenen Stelldichein. Aber der anbrechende Morgen ruft zum Scheiden: ehe es laut in der Burg geworden, muß der Liebende sich von dannen stehlen, ehe die Aufmerksamkeit der Hüter, wie im deutschen Mittelalter diejenigen hießen, die den Liebenden auflauerten, sich auf ihn gerichtet. Das ist das Grundthema der provenzalischen Alba, des deutschen Tageliedes. Auch hierin liegt an sich noch nichts, was eine Entlehnung anzunehmen berechtigte: erst in der Weiterentwicklung dieses Themas treten bestimmte Züge hervor, die zur Vermuthung eines Zusammenhanges führen.

Der provenzalische Name alba bezeichnet Morgenroth: die Anwendung des Wortes auf die bestimmte Dichtungsgattung erklärt sich am einfachsten durch eine formelle Eigenthümlichkeit des provenzalischen Tageliedes, den mit dem Worte alba schließenden Refrän. Und ganz sinnvoll ist die Wiederholung dieses Wortes am Ende jeder Strophe; es wird dadurch der Grundgedanke des Liedes, das Hervorheben des trennenden Morgens, auch in der Form symbolisch ausgedrückt. Von Raimon de la Sala, einem Dichter des 13. Jahrhunderts, wird hervorgehoben, daß er außer Canzonen und Retroenzas auch Albas gedichtet; der einzige Fall, daß dies erwähnt wird. Der Name kommt noch öfter in den Handschriften vor: als Ueberschrift

mehrerer namenloſen [1]) und ſonſt [2]). Aber der genannte Dichter iſt keineswegs der erſte, der unter den Troubadours Alba's verfaßte, ſondern die früheſte gehört dem zugleich berühmteren Guiraut von Bornelh, der ſchon um 1175 durch Lieder bekannt war. Sie unterſcheidet ſich durch Einfachheit von den meiſt ſehr gekünſtelten des Dichters und wird ſchon aus dieſem Grunde in ſeine erſte Periode gehören, da die Rückkehr eines an ſehr kunſtreiche Formen gewöhnten Dichters zu einfacheren weniger Wahrſcheinlichkeit hat als das umgekehrte. Der Ritter hat einem Freunde aufgetragen zu wachen und ihn, wann es Zeit, zu wecken. Der Morgen iſt gekommen: der Hüter der Liebenden hat ſein Amt treulich erfüllt, nun muß er zum Scheiden mahnen. Mit einem Gebete hebt er ſein Lied an: [3])

Glorreicher Fürſt, wahrhaft'ger Glanz und Schein,
Allmächt'ger Gott und Herr! ach, kann es ſein,
So ſei mein Freund in deine Hut genommen!
Ich ſah ihn nicht, ſeithem die Nacht gekommen,
Und balde naht der Morgen.

Dann wendet er ſich an den Gefährten:

Mein ſüßer Freund, wacht oder ſchlaft ihr? Nein,
Schlaft länger nicht! Schon bricht der Tag herein.
Im Oſten iſt der Morgenſtern erglommen;
Ich ſah ihn wohl, im Dämmerlicht verſchwommen,
Und balde naht der Morgen.

Mein ſüßer Freund, die Warnerſtimme ſingt:
Schlaft länger nicht! Das Lied der Vögel klingt,
Die lichtgewärtig durch die Büſche ſtreichen.
Der Eiferſücht'ge kann euch nun beſchleichen,
Und balde naht der Morgen.

---

[1]) Mein provenzaliſches Leſebuch 102. 104.

[2]) Raynouard 3, 342. 4, 476. Guiraut Riquier 63. 67.

[3]) Mahn, Werke der Troubadours 1, 191. E. Geibel und P. Heyſe, ſpaniſches Liederbuch S. 274.

Mein süßer Freund, daß ihr an's Fenster ginget,
Die Zeichen sähet, davon der Himmel blinkt!
Der letzte Zweifel würde von euch weichen.
Mißachtet ihr's, möcht' euch ein Leid erreichen,
Und balde naht der Morgen.

Mein süßer Freund, seitdem ich von euch schied,
Wohl hab ich schlaflos für und für gekniet.
Ich bat den Sohn Mariens in der Höhe
Zu schaffen, daß den Freund ich wiedersähe,
Und balde naht der Morgen.

Mein süßer Freund, so lang es Zeit, entflieht!
Sprachst ihr im Gäßlein nicht, mein Augenlied
Dürft' ich nicht schließen, bis der Tag erstehe?
Jetzt zürnt ihr meinem Sang und meiner Nähe,
Und balde naht der Morgen.

Jetzt erwidert der Angeredete:

Schön süßer Freund, so selig ist mein Glück,
Ach, kehrte Tag und Morgen nie zurück!
Die Liebliche der Welt halt' ich umfangen,
Die je ein Weib gebar; was soll ich bangen
Vor Eifersucht und Morgen?

Mit den letzten Worten soll nur gesagt sein, daß das genossene Glück ihn die Gefahr nicht achten lasse. Daß er von der Geliebten scheidet, muß vorausgesetzt werden; aber wahrscheinlich war es in einer am Schlusse fehlenden Strophe bestimmter angedeutet: darauf führt ein formeller Umstand, die Reime lösen sich paarweise ab, die letzte steht in der uns überlieferten Gestalt mit ihren Reimen allein.

Wir besitzen keine provenzalischen Volkslieder; aber es ist nicht zu verkennen, daß in dem Liede manches an die Einfachheit des Volksliedes erinnert, wie es bei allen Völkern sich findet. Und das führt, wie ich glaube, auf den wahren Ursprung der Alba. Die Situation, die sie schildert, ist nicht erst durch den ritterlichen Frauen-

dienst erschaffen worden: sie konnte an sich sehr wohl auch Gegenstand des Volksliedes, und sogar einer bestimmten Gattung des Volksliedes sein. Darauf leiten Erwägungen, die sich an diese älteste provenzalische Alba anknüpfen. Den Refrän haben die Troubadours nur in Dichtungsgattungen von entschieden volksthümlichem Charakter: in Balladas, Dansas, Retroensas. Dazu ist die Strophenform dieses Liedes eine so einfache, wie sie kaum je bei Guirauts Zeitgenossen vorkommt. Es ist der bei den romanischen Völkern allgemein übliche Vers von zehn Silben, paarweise gereimt, und bekanntlich sind die gepaarten Reime die der Volkspoesie am meisten und am längsten eigenen. Die Scheidung in Strophen geschieht erst durch die angehängte Refränzeile, während ohne sie das Ganze aus fortlaufenden Reimpaaren, nur in regelmäßigem Wechsel männlicher und weiblicher Reime bestehen würde. Ist dies eine unzweifelhaft oft wiederkehrende Form des mittelalterlichen, zumal romanischen Volksliedes, so ist nicht abzusehen, warum gerade für die Alba die so einfache Form gewählt worden sein sollte, wenn sie nicht auch im Inhalt sich mit der Poesie des Volkes berührte. Aber unverändert werden die Kunstdichter, wer auch der erste gewesen sein mag, der sie auf den höfischen Boden verpflanzte, sie nicht herübergenommen haben. Des Volksliedes Form war vielleicht noch einfacher, nur ein Reimpaar von vier oder fünf Hebungen mit dem Refrän bildete die Strophe. Doch auch im Inhalt wird eine Modifikation eingetreten sein: die Einführung eines Wächters, der die Liebenden behütet; denn diese hatte ihre Bedeutung eben nur in den Verhältnissen und Sitten des höfischen Minnedienstes. Guiraut hat mit zartem Gefühle einen Freund des Ritters an die Stelle des dienenden Wächters gesetzt. Seine Alba steht mit diesem Zuge allein; und ich meine nicht, daß das Vorkommen des Wächters in allen andern Tageliedern spätern Ursprunges sei, sondern halte die Abweichung Guirauts für eine bewußte, die von dichterischem Sinne zeugt.

Durch Einfachheit der Form zunächst wieder an das Volkslied erinnert eine namenlose Alba, die auch an Innigkeit demselben nahe

steht. Die Situation weicht hier insofern etwas von den meisten Tageliedern ab, als der Ort der Zusammenkunft nicht ein Zimmer, sondern der Garten ist. [4])

In einem Garten, unterm Weißdornzelt,
Ist die Geliebte mit dem Freund gesellt:
Da ruft der Wächter, daß der Tag sich hellt. —
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Gefiel' es Gott, nie endete die Nacht;
Dann wär' auf Scheiden nicht mein Lieb bedacht,
Der Wächter sähe nicht den Tag erwacht.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Schön süßer Freund, gehn wir die Au' entlang,
Uns dort zu küssen bei der Vöglein Sang.
Der Eifersücht'ge mach' uns nimmer bang.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Schön süßer Freund, ein neues Spiel uns winkt
Im Garten drinnen, wo manch Vöglein singt.
Wohl auf, bevor des Wächters Horn erklingt!
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Des Hauches, den die Luft von drüben trug,
Von meinem Lieb, so hold und schön und klug,
Hab' ich getrunken einen süßen Zug.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Hold ist die Frau, mit jedem Reiz geschmückt,
Von ihrer Schönheit ist die Welt entzückt;
Durch treue Liebe fühlt sie sich beglückt.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh!

Das Lied leitet erzählend ein: dann beginnt die Klage der Frau, in der fünften hat der Liebende Abschied genommen und der sehnsüchtig ihm nachblickenden weht die Luft seinen Athem zu. In den Schlußzeilen endlich tritt der Dichter hervor und preist die

[4]) Mein Lesebuch 104. Die Uebersetzung unter Benutzung von Diez, Poesie der Troubadours S. 151.

Geliebte seines Herzens. Es liegt in dem raschen Fortschritt der unvermittelt neben einander stehenden Situationen etwas vom Wesen des Volksliedes; es wäre nicht unmöglich, daß hier sogar ein wirkliches Volkslied zu Grunde läge.[5]) Die Form, eine Strophe von drei Reimen mit Refrän, ist ebenfalls eine in der romanischen Poesie sehr volksthümliche.

Daß des Wächters Ruf den Morgen begrüßt, wissen wir nicht nur aus Tageliedern, sondern auch aus erzählenden Gedichten in Deutschland und Frankreich. In dem eben mitgetheilten Liede steht der Burgwächter ganz außer Beziehung zu dem liebenden Paare: nicht ein warnender Freund ist es, sondern er thut nur was seines Amtes ist; unbewußt macht er dem Glücke der Liebenden ein Ende. Soweit entsprechen die Verhältnisse des Tageliedes der Wirklichkeit: wenn jedoch, wie meist geschieht, der Wächter in's Vertrauen gezogen erscheint, so liegt darin eine Unwahrscheinlichkeit, da auf diese Weise, wenn der Wächter wirklich ein warnendes Lied sang, am leichtesten die Zusammenkünfte verrathen werden konnten. Andrerseits ergab der Gedanke für die Poesie sich leicht, aus dem den Morgen verkündenden Wächter einen warnenden Freund zu machen.

In einer einfachen Strophenform, aber ohne Refrän, bewegt sich eine andere anonyme Alba[6]), in der ebenfalls der Wächter noch nicht die Rolle eines Vertrauten spielt, und die in der Einfachheit der Darstellung an die vorige erinnert, wenn sie auch an poetischer Stimmung sie nicht erreicht. Ich versuche sie zu übersetzen. Der Liebende, der in der letzten Strophe mit Esteve (Stephan) angeredet wird, spricht: jene letzte ist der Frau zugetheilt. Auch dies Liedchen hebt episch an.

Die süßeste der Frauen,
So hold und zart zu schauen,

---

[5]) Heyse, studia Romanensia S. 19.
[6]) Lesebuch 102.

Ließ mich beim Abendthauen
Herein zu sich:
Wie süß ruht ich
Bis zu des Tages Grauen.

Ich lag dem Schlaf ergeben,
Da weckt' ein Kuß mich eben
So süß zu neuem Leben,
So reich an Wonn',
Es wird davon
Noch lang mein Herz erbeben.

Mariens Sohn mag Leiden,
O Wächter, dir bescheiden:
Du machst so früh uns scheiden.
Ach! mir ist bang,
Es währt nicht lang,
Der Abschied naht uns beiden.

Könnt' ich dir nahe kommen,
Dir sollt' es schlimm bekommen,
Der mir mein Glück genommen.
Nicht Silber, Gold,
Kein Wesen sollt'
Auf Erden dann dir frommen.

„Nun, Freund Estêve, gehe!
Dein bleib' ich, wie's ergehe.
Ach! wenn dich hier ersähe
Der böse Mann,
Ich fürchte dann,
Daß dir ein Leid geschähe."

Noch hat sich eine einzelne ebenfalls anonyme Strophe erhalten, die vielleicht nur der Anfang eines Tageliedes ist. [7]) Wir sehen hier zum erstenmale aus, dem Rufe des Wächters auf der Zinne, daß derselbe Vertrauter und Warner ist.

---

[7]) Lesebuch 103.

Wenn die Nachtigallen schlagen
In den Nächten, an den Tagen,
Ruh' ich unter Blüthenhagen
Bei der Maid,
Bis vom Thurm der Wächter schreit:
Die ihr heimlich minnt, steht auf,
Denn der Morgen zeigt herauf.

Wir besitzen aber noch eine Anzahl Tagelieder von namhaften Dichtern. Raimon de la Sala, dessen wir schon gedachten, hat in einer sehr kunstreichen Form von 22 kurzen Versen eine Alba gedichtet,[7]) deren beide erste Strophen nach einem Gebete die Warnung an die Liebenden richten: der Wächter habe den Gatten der Dame gekleidet und gewaffnet gesehen; es sei nun höchste Zeit zum Scheiden. In der dritten Strophe antwortet die Liebende. Der Refrän umfaßt sieben Zeilen: „Die Morgenröthe und der Tag klar und herrlich kommt. Hilf Gott! Die Morgenröthe zeigt sich, hell seh ich den Tag am Meer entlang: die Morgenröthe kommt und der Tag."

Bertran von Alamanon, der schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts dichtete, hebt erzählend an:[8]) Ein Ritter ruhte im Arm der Geliebten; unter Küssen sprach er zu ihr: „Süßes Lieb, was soll ich thun? der Tag kommt und die Nacht entflieht. Ach! ich höre den Wächter rufen: Auf, hinweg! Den Tag seh ich nach der Morgenröthe kommen"; und die Worte: „Ach ich höre" u. s. w. bilden den Refrän auch der folgenden vier Strophen, in denen der Ritter seine Klage fortsetzt.

Wiederum anders angelegt ist eine Alba Cadenets[10]), der um 1200 lebte und sang. Die Frau beginnt mit Klagen über eine Ehe ohne Liebe, wie sie in jenen Zeiten häufig waren, und manche Verirrungen nicht entschuldigen, aber erklären.

[8]) Lesebuch 101, 9.
[9]) Lesebuch 102, 8.
[10]) Lesebuch 103, 15. In der Anordnung der Strophen weichen die Handschriften ab.

Bin ich jemals schön gewesen,
Nun bin ich ein armes Wesen,
Einem Mann zum Weib erlesen,
Reich, doch ach, den ich nicht liebe.
Ach, wo bliebe
Ich, hätt' ich nicht treue Liebe,
Damit ich mein Leid zerstreu,
Und den Wächter treu,
Der den Morgen kündet.

Sie erklärt, daß alle Drohungen und aller Hohn ihres Gatten sie nicht bewegen könnten von dieser Liebe zu lassen. In diesen Betrachtungen überrascht sie das Lied des warnenden Wächters:

Ich bin ein so höf'scher Wächter,
Daß ich treue rechte Liebe
Nicht zerstöret wissen will.
Darum wach' ich vor dem Tage,
Wann er komme
Wer nun ruht in Liebchens Armen,
Abschied nehm' er von ihr schnell
Nun mit Druck und Kuß,
Denn ich seh' den Morgen.

In zwei folgenden Strophen setzt er seine Grundsätze auseinander, die ihn Liebende beschirmen heißen: er wolle gerne kalte dunkle Nächte sich gefallen lassen, wenn nur treue Liebe ihr Glück finde.

Nur uneigentlich kann mit dem Namen Alba bezeichnet werden ein Lied von Hugo de la Bacalaria [11]). Hier spricht der Dichter, um sich für die ihm geschenkte Liebeshoffnung dankbar zu erweisen und zugleich seine Liebessehnsucht zu beschwichtigen, die Absicht aus, eine Alba in neuer Melodie zu dichten: es ist eine sternenklare Nacht, beim Gesange eines Vögleins sehnt und ruft er den Tag herbei. Wir würden das Lied kaum eine Alba nennen, sondern ein Liebeslied des Einsamen bei Nacht, wenn der Dichter es nicht aus-

11) Am Anfange des 13. Jahrhunderts. Raynouard 3, 342.

drücklich so bezeichnete; auch hat es den gewöhnlichen Refrän der Alba, der mit diesem Worte schließt. Ganz ähnlich ist die etwa 50 Jahre jüngere (1257) Guiraut Riquiers[12]), der vor Liebespein am Abend nicht einschlafen kann und sich nach dem Morgen sehnt. Auch diese ist ausdrücklich als Alba bezeichnet und hat am Schlusse des zweizeiligen Refräns ebenfalls das Wort alba.

Mir erblüht
Im Gemüth
Liebeslust,
Doch es glüht
Wundenmüd
Schon die Brust.
Schmachte nach dem Schlaf so sehr,
Werfe Nachts mich hin und her,
Seufze schwer:
Käm der Morgen!

Auf mich ein
Stürmt die Pein
Nacht und Tag,
Daß mich kein
Freudenschein
Trösten mag.
Abends wächst nur die Beschwer,
Bin mein eigen nimmermehr,
Seufze schwer:
Käm der Morgen!

Lange Nacht
Hingebracht
Ruhelos,
Bange Nacht
Durchgewacht —
Bittres Loos!
Wie ist Liebe freudenleer!
Tritt der Abend kaum daher,
Seufz' ich schwer:
Käm der Morgen!

Träg verstreicht,
Spät entweicht
Nächt'ge Zeit;
Da beschleicht,
Da erreicht
Mich das Leid.
Ach daß sie mir nahe wär!
Deß beraubt, das ich begehr,
Seufz' ich schwer:
Käm der Morgen!

Noch weiter entfernt sich von dem Wesen des Tageliedes die Anwendung auf religiöse Gegenstände, welche einige Dichter von der Alba gemacht haben. Da die älteste geistliche Alba schon um 1200 fällt, so muß das weltliche Tagelied damals schon sehr verbreitet gewesen sein; daher seine Anfänge wenigstens bis 1170 zurückreichen müssen. Folquet von Marseille, als Erzbischof von Toulouse traurigen Andenkens in der Geschichte, dichtete die früheste, die wir

---

[12]) Mahn 4, 95. Spanisches Liederbuch S. 277.

kennen [13]), vielleicht nachdem er der Welt schon entsagt hatte. Wie wir die weltliche Alba mit einem Gebete anheben sehen, so beginnt auch diese:

In deinem Namen, Gott, und unsrer lieben Frauen
Aufstehen will ich nun: im Osten läßt sich schauen
Der Morgenstern, der uns verkündet Tagesgrauen.
Steh' auf wer schlummernd lag
Und wer Gott lieben mag,
Denn nah ist schon der Tag:
Es will die Nacht entfliehen.
Lob sei dem Herrn bereit,
Anbetung ihm geweiht,
Und fleht, daß alle Zeit
Sein Fried uns sei verliehen.
Schon naht des Tages Licht,
Das durch das Dunkel bricht.
Der Morgen säumet nicht:
Hell seh' ich her ihn ziehen.

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß ähnlich wie in der deutschen Poesie auch in der romanischen nach beliebten weltlichen Weisen geistliche Texte gedichtet wurden, oft nur mit geringer Veränderung. So bedarf es auch hier nur weniger anderer Worte, um aus dem Eingange den einer weltlichen Alba zu machen.

Vers deus, el vostre nom e de santa Maria
m' esvelharai oimais, pos l'estela del dia
ven deves orien quem ensenha qu'eu dia: [14])
estatz sus e levatz,
senher que ben amatz u. s. w.

---

[13]) Mahn 1, 335. Die Autorschaft ist nicht sicher, eine zweite Handschrift gibt sie Folquet von Romans; aber in der Zeit ändert das nichts, denn auch dieser sang im zweiten Jahrzehend des 13. Jahrhunderts.

[14]) Statt ven daus Jerusalem queus essenha quec dia; aber quem und qu'ieu dia hat richtiger die andere Handschrift.

Gerade so wurde des Minnesängers Steinmars sehr weltliches Lied „Sommerzeit, ich freu mich dein“ zu einem geistlichen „Himmelreich, ich freu mich dein“ umgedichtet.

Der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehören drei andere geistliche Tageweisen an: die eine von Bernhard de Venzenac, zum Lobe der Dreieinigkeit und der heiligen Jungfrau [15]) hat vier Strophen, deren jede mit dem Worte alba schließt. Die zweite von Wilhelm d'Autpol zum Lobe Marias allein nennt sich ausdrücklich eine alba und bittet in dem angehängten Geleite, daß allen denjenigen, die dieselbe singen, das Paradies zu Theil werde. [16]) Auch Guiraut Riquier dichtete 1266 eine Marienalba [17]), in welcher auf die bei demselben Dichter vorkommende Art des weltlichen Tageliedes (S. 12) deutlich Bezug genommen ist: „Wer ohne Freude und Gewinn einen langen Abend wacht, muß sich nach dem Frühroth sehnen, das den Tag erscheinen macht. Mich verlangt das Frühroth des wahren Tages zu schauen; denn ich habe lang in der Finsterniß gewacht, von der ich scheiden möchte.“ Auch hier schließt jede Strophe mit alba; aber es findet sich kein Geleit wie in den beiden eben erwähnten. Das Geleit (tornada) kommt dieser Dichtungsart nicht zu, und das begreift sich leicht, denn die tornada redet einen Freund, einen Gönner, die Geliebte oder den Boten, der das Lied überbringt, oder dieses selbst an; alles das paßt aber nicht zu der Situation des Tageliedes. Es ist also ein Verkennen der ursprünglichen Bedeutung desselben, wenn das den Schluß des Liebesliedes bildende Geleit auch hier hinzugefügt wird.

Eine Abart des Tageliedes ist die Serena, das Abendlied, von der wir nur ein einziges Beispiel kennen. Guiraut Riquier dichtete 1263 eine solche [18]): der Liebende, dem die Geliebte die Erfüllung seiner Wünsche verheißen, sehnt sich nach dem Abend und

[15]) Raynouard 4, 432.
[16]) Raynouard 4, 473.
[17]) Mahn 4, 28.
[18]) Mahn 4, 97.

klagt, wie lang der Tag währe. Den Refrain hat auch dieses Lied; und wie dort alba, kehrt hier das Wort sers (Abend) wieder. Aber alt und volksthümlich ist die Gattung schwerlich; ich halte sie für die Neuerung eines Dichters, der damit etwas noch nicht Dagewesenes schaffen wollte.

Nach dem Schlusse des 13. Jahrhunderts kommen bei den Provenzalen keine Albas mehr vor; das im 14. Jahrhundert verfaßte Gesetzbuch der provenzalischen Poetik, die Leys d'amors, erwähnt die Gattung nicht einmal; und unter den Erzeugnissen der toulousanischen Dichterschule begegnen keine Belege.

Auch die Nordfranzosen haben das Tagelied (aube) gepflegt, und zwar ist auch hier der Thurmwächter der Vertraute der Liebenden. Mir sind jedoch nur zwei bekannt, von denen das eine [19]) in Gesprächsform zwischen dem Wächter und den Liebenden verfaßt ist. In dem andern [20]), dessen Autor der Trouvère Gace ist, wird die Liebende redend eingeführt. Es klagt in einfach rührender Weise vom Schmerze der Trennung:

Seh' ich des Tages ersten Roth,
Das haß' ich bitterer als den Tod,
Weil dann von mir zu scheiden droht
Mein Lieb, dem ich ergeben bin.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Ich kann ihn nicht am Tage sehn,
Ich fürchte sehr der Merker Spähn,
Die immer auf der Wache stehn;
Darauf bedacht ist all ihr Sinn.
Drum haß' ich nichts so wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Wenn ich in meinem Bette bin
Und schaue mir zur Seite hin,

19) Beginnend Gaite de la tor; P. Paris, Romancero françois S. 66.
20) Wackernagel, altfranzösische Lieder und Leiche Nr. 4.

Ach! nicht den Liebſten ſind' ich drin;
Den halten Neider fern von mir.
Drum haß' ich nichts ſo wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Mein ſüßer Freund, nun gehſt du fort:
Sei Gott befohlen hier und dort.
Vergiß mich nicht, gib mir dein Wort.
Mehr hold als jemand bin ich dir.
Drum haß' ich nichts ſo wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Nun bitt' ich jeglich liebend Herz,
Dies Lied zu ſingen allerwärts.
Mach's auch den Neidern Gram und Schmerz
Und manchem Eiferſücht'gen ſchier.
Drum haß' ich nichts ſo wie den Tag,
Weil dann mein Lieb nicht bleiben mag.

Die ſehr einfache Form, dreifache Reime, in jeder Strophe wechſelnd, mit einem vierten refränartig wiederkehrenden, und dem zweizeiligen Refrän, die ganze Art und Weiſe des Liedchens machen den Zuſammenhang mit dem Volksliede ebenſo wahrſcheinlich wie bei dem in der Form ſehr ähnlichen, provenzaliſchen, welches ich oben (S. 7) mittheilte.

Es werden ſich wohl noch mehr franzöſiſche Tagelieder in Handſchriften finden, und wenn ſich nicht mehr erhalten haben ſollten, ſo gab es ſie doch ſicherlich; denn die nordfranzöſiſche Lyrik hat dem volksthümlichen Elemente mehr Spielraum als die provenzaliſche gegeben. Einen Einfluß von Südfrankreich auf die Entwicklung des Tageliedes werden wir um ſo eher annehmen dürfen, als die ganze nordfranzöſiſche Liederdichtung ſehr beſtimmt ſolche Einwirkung verräth.

Reicher entwickelt als das provenzaliſche und franzöſiſche ſehen wir das deutſche Tagelied, deſſen Geſchichte wir durch vier Jahrhunderte beobachten können. Die gewöhnlichen Namen ſind tageliet und tagewise; beides bezeichnet zunächſt die Melodie, das Lied, welches

der Wächter von der Zinne beim Anbruch des Tages anstimmt.[21]) Daneben kommen in gleicher Bedeutung vor die Ausdrücke morgensanc[22]), des wahters liet[23]), wahters don[24]), wahters sanc[25]), warnesanc[26]), warnen[27]), klagesingen[28]), diese letzteren schon in Hinsicht auf die Stellung des Wächters im Tageliede. Dieselben Namen tageliet und tagewise bezeichnen nun aber auch den Gattungsnamen dieser Dichtungsart.[29]) Man findet auch den Namen taghorn[30]), womit zu vergleichen die Benennung nachthorn[31]) und nahtwise.[32])

Das unzweifelhaft älteste deutsche Tagelied ist unter dem Namen Dietmars von Aist, eines österreichischen Ritters, überliefert,

---

21) tageliet in diesem Sinne Walther 89, 35. 90, 10. Herbort 4179. Minnesinger 2, 287 b. Hätzlerin 15, 28. 36. Uhland, Volkslieder 89, 7, 8. tagewise Wolfram 6, 11. Ambraser Liederbuch 58, 53. Vgl. auch Kudrun 382, 4. Dalimil 212, 10.

22) meine Liederdichter 98, 328; vgl. der vogelline morgensanc Minnesinger 1, 27 b.

23) Minnesinger 1, 32 b.

24) Wolfram 5, 13.

25) Wolfram 3, 1.

26) Minnesinger 1, 166 a.

27) Wolfram 5, 8. Minnesinger 2, 285 b. 2, 302 b.

28) Minnesinger 2, 141 b.

29) tageliet m. Liederdichter 29, 4. Lichtenstein 513, 27. Renner 53 a. Liedersaal 3, 305, 13. Zeitschrift 4, 480. Limburger Chronik zum J. 1356. Uhland 74, 1. 2. 312, 1, 4. tagewise Neidhart S. 220 Minnesinger 3, 468 u. Lichtenstein 447, 13. 512, 5. Wackernagels Lesebuch (18.9) 615, 9 Lesearten. meine Meisterlieder Nr. 75. 180. 181. Mones Anzeiger 1, 46. 3, 42. Uhland 126, 3, 4. Hoffmanns Kirchenlied Nr. 105. 294. Hätzlerin S. 1 ff. Wackernagels Kirchenlied S. 839. Hoffmanns Wiener Handschriften S. 185. altdeutsche Blätter 2, 315. Ambraser Liederbuch 179, 37. 202, 62. 253, 2.

30) Fundgruben 1, 332; Hätzlerin S. 28 a.

31) Fundgruben 1, 331.

32) Minnesinger 3, 428 a. altdeutsches Museum 2, 224. m. Meisterlieder 66, 10. 70, 17. 188, 41.

gehört also der Mitte des 12. Jahrhunderts an. An Zartheit können sich ihm nur einige der erwähnten romanischen vergleichen.[83]).

„Schläfst du noch, mein Leben?
Zeit ist's uns zu erheben.
Ein Vögelein so wohlgethan
Hebt auf dem Lindenzweig zu singen an."

„Ich schlief so sanft; dein Wecken
Muß mich, o Kind, erschrecken.
Lieb ohne Leid mag nimmer sein;
Was du gebietest, leist ich, Freundin mein."

Die Frau begann zu weinen.
„Du gehst, läßt mich alleine.
Wann kommst du wieder her zu mir?
Weh, meine Freude nimmst du fort mit dir."

Von einem Wächter ist hier noch nicht bestimmt die Rede; in der zweiten Zeile des Originals heißt es nur: „Man weckt uns leider bald," vielleicht will der Dichter nur das Vöglein, das auf der Linde singt, als Wächter und Wecker bezeichnen. Wenigstens stimmt diese Erklärung vollkommen zu der Zartheit und volksthümlichen Weise des Liedchens. An eine Entlehnung kann hier nicht gedacht werden: um die Mitte des 12. Jahrhunderts finden wir noch keinerlei Spuren von Einfluß der romanischen auf die deutsche Lyrik. Solcher ist bei dem erwähnten Liede schon local nicht wahrscheinlich; denn er zeigt sich, und das liegt in der Natur der Sache, im westlichen Deutschland zuerst. Zudem ist die Situation eine so einfache, daß sich begreifen läßt, wie das Volkslied zweier in ihren Anschauungen verwandter Nationen zu derselben Zeit sich ihrer bemächtigte. Die gleiche Selbständigkeit ist bei einem nicht direkt als Tagelied bezeichneten Liedchen anzunehmen, das keinem

---

[83]) meine Liederdichter 2, 61. Simrock, Lieder der Minnesinger S. 45; hier mit einigen Abweichungen.

geringeren als dem staufischen Kaiser Heinrich VI beigelegt wird; [34]) Die Liebende klagt in zwei Strophen, daß der geliebte Mann von hinnen reite, und sehnt sich nach seiner baldigen Wiederkehr. Daß das Scheiden beim anbrechenden Morgen erfolgt, scheint eine Stelle bestimmt anzudeuten.

Den ersten Einfluß romanischer Lyrik nimmt man bei einem thüringischen Dichter des zwölften Jahrhunderts, Heinrich von Morungen, wahr [35]). Heinrich war, wie nachgewiesen ist, mit der romanischen Lyrik vertraut und hat daher aus ihr einen bestimmten Zug entlehnt. Sein Tagelied ist ein Gespräch zwischen Ritter und Frau, die abwechselnd über den anbrechenden Morgen klagen. [36])

O weh, soll nur nicht wieder je
Hell leuchten in der Nacht
So weiß wie frischer Schnee
Ihr Leib in lichter Pracht?
Der trog die Augen mein!
Ich wähnte, es sollte sein
Des lichten Mondes Schein.
Da tagte es.

Die letzten Worte „da tagte es" kehren am Schlusse jeder der vier Strophen wieder; es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Wiederholung des Begriffes „Tag" genau dem am Schlusse des romanischen Refräns stehenden alba entspricht, wofür auch verbunden jorn el alba. Aber den Wächter finden wir auch hier noch nicht und daraus wird wahrscheinlich, daß das romanische Vorbild, das der Dichter kannte, ebenfalls das einfache Scheiden der Lieben-

---

[34]) m. Liederdichter 98, 107. Auch zwei Strophen des Burggrafen von Regensburg (Liederdichter 5, 9. 13) beziehen sich auf die Situation des Tageliedes.

[35]) m. Liederdichter 14, 340. Auf Tagelieder von ihm spielt Seifried Helbling an (Haupts Zeitschrift 4, 23) 1, 760.

[36]) Simrock S. 98.

den ohne Mittelsperson enthielt, daß daher auch bei den Provenzalen und Franzosen das Wächterlied eine jüngere Abart ist.

In Deutschland wurde das Wächterlied von einem seiner bedeutendsten Dichter, Wolfram von Eschenbach, eingeführt, nicht erfunden; denn wenn auch an sich bei ähnlichen Sitten die gleiche Erfindung denkbar wäre, so wird man doch bei dem nachweislich großen Einflusse, den die romanische Lyrik auf die deutsche ausübte, bei der Bekanntschaft Wolframs mit der französischen Literatur, die in seinen epischen Dichtungen zu Tage liegt, mit größter Wahrscheinlichkeit einen Zusammenhang, eine Einwirkung annehmen. Die Grundlagen des Lebens, aus denen das Wächterlied erwuchs, waren bei beiden Nationen dieselben: in Deutschland wie in Frankreich hielt auf der Zinne ein Wächter Wache.[37]) In der Kaiserchronik oder vielmehr der in sie aufgenommenen also älteren Crescentia (11741 Maßmann) verkündet beim Anbruch des Morgens der auf der Zinne stehende Wächter die Rückkehr des Burgherrn. Er meldet die bei Nacht plötzlich vor der Burg erschienenen Feinde.[38]) Ebenso bei Herbort von Fritzlar[39]): des Morgens als es tagte, der Wächter Märe sagte; er rief von der Zinne: „ich sehe das Land brennen und blinkende Schilde." Jedoch auch ohne solchen feindlichen Anlaß verkündet er den Morgen und weckt mit seinem Rufe die Burggenossen: bei demselben Dichter (4178): „Der Wächter auf der Zinne saß; sein Tagelied er sang, daß ihm seine Stimme erklang in gar lautem Tone: er sang „es taget schone, der Tag der scheinet in den Saal. Wohl auf Ritter, überall, wohl auf, es ist Tag"; und an einer andern Stelle (6655): als der Wächter merkte, daß sich der Tag anhub, und zu grauen begann, da kündigt er die Stunde an. Seine Stimme klang mit lautem Schall: „der Tag scheint überall; wolauf, Ritter, es ist Tag", daß die Burg all erschrak. Bemerkenswerth ist, daß der deutsche Dichter hier nicht durch das

---

37) Vgl. Lachmann zu Walther 89, 20.

38) Kudrun 1360, 3.

39) Lied von Troja 1295.

französische Original zu dieser Schilderung veranlaßt wurde: denn an der ersten Stelle (1178) hat Benoit gar nichts entsprechendes, an der zweiten ist allerdings von Wachen (gaites) die Rede, die Pfeife und Horn blasen; aber ein Lied wird auch hier nicht erwähnt.[40]) Auch den Tag über hatte der Wächter auf der Zinne seinen Platz und mußte in die Ferne spähen und auf jegliche Gefahr merken, zumal wenn Feinde sich näherten, auf sie aufmerksam machen.[41])

Die erwähnten Belege sind in jedem Falle von der Einführung des Wächters in das Tagelied unabhängig. Auch weiterhin im 13. Jahrhundert dauerte die Sitte fort, daß der Morgen vom Wächter verkündet ward. Kaum daß jeglicher entschlief, als der Wächter laut rief und verkündete den Tag.[42]). Damit er sofort entschlief. Darnach gar schnell rief der Wächter von der Zinne.[43]) Bald hörte sie den Wächter, der gen dem Tage blies die Wacht.[44]) Es wird dadurch dargethan, daß das Wächterlied an einen wirklichen Gebrauch des Lebens auch in Deutschland anknüpfte: erst die Verbindung des Wächters mit den Liebenden ist eine dichterische Fiction, die in Frankreich aufgenommen, durch Wolfram nach Deutschland verpflanzt wurde. Hat aber Wolfram es zuerst nachgeahmt, so ist es auch nicht wunderbar, wenn wir unter sieben ihm mit Sicherheit gehörenden Liedern fünf Tagelieder finden.[45]). Die dichterische Eigenthümlichkeit Wolframs, seine in kühnen Bildern sich gefallende Sprache verleugnet sich auch hier nicht.

In dem einen (7, 41) ist der Wächter noch nicht der Vertraute: er verkündet nur den Morgen in ähnlicher Weise wie bei Heinbert.

---

40) Germania 2, 196. Vgl. noch Eneit 156, 23. Willehalm 71, 28.

41) Vgl. Rother 2758. Iwein 5804. Wigalois 961. Titurel 197, 3 Hahn.

42) Krone 5379.

43) Krone 20738.

44) Ulrich vom Türlein 65 b.

45) Lachmann, Wolfram S. XIII.

Es ist nun Tag, wie ich wohl mag in Wahrheit sehn;
nicht länger will ich sein:
Die finstre Nacht hat uns gebracht zu Leide mir
den morgenlichen Schein.

Nun beginnt die Frau zu klagen: in ihren Augen würde sie ihn verbergen, vermöchte sie es. Der Ritter schläft: sie weckt ihn mit einem Kusse auf. Nach herzlicher Umarmung besteigt er sein Roß und reitet von der weinenden fort. Auch in einem zweiten (3, 1) steht der Wächter noch dem Paare ferne: es beginnt erzählend:[46])

Des Morgens Schein bei Wächters Sang ersah
Die Frau, als sie geborgen
In des werthen Freundes Arme lag:
Der süßen Freuden Ende gieng ihr nah.
Da wurden ihr vor Sorgen
Naß die Augen. „Weh", begann sie, „Tag!
Wird und zahm erfreut sich dein
Und sieht dich gerne; ich nur nicht. Wie soll es mir ergehn?
Nun mag nicht länger hier bei mir bestehn
Mein Freund: ihn jagt von mir dein Schein."

Der Tag gewaltig durch die Fenster drang.
Die Läden sie verschlossen;
Doch es half nicht. Noth ward ihnen kund.
Den Freund die Freundin näher an sich zwang,
Viel Thränen ihnen flossen
Auf beider Wangen. Also sprach ihr Mund:
„Zwei Herzen und ein Leib sind wir
Gar ungeschieden: unsre Treue wandert Hand in Hand.
Wie schnell dies große Heil uns beiden nun entschwand,
Wenn du mir kommst und ich zu dir."

In zwei andern aber[47]) ist der Wächter zugleich der Warnende. Das erste derselben beginnt mit einem für den Dichter charakteristischen Bilde:[48])

[46]) Simrock S. 129.
[47]) 4, 8. m. Liederdichter 22, 59.
[48]) Simrock S. 131.

Seine Klauen durch die Wolken sind geschlagen:
Er steigt empor mit großer Kraft.
Ich seh ihn grauen täglich, wenn er kommt zu tagen,
Den Tag, der lieber Nachbarschaft
Berauben will den werthen Mann,
Den ich herein mit Sorgen ließ.
Ich bring ihn hinnen, wenn ich kann:
All seine Würdigkeit michs leisten hieß.

In der Antwort der Frau klingt der dem romanischen Tageliede noch fremde Ton des Soldes für den Wächter durch, und damit ein materielles Element, das die rein lyrische Wirkung beeinträchtigt. Die 3. und 4. Strophe sind wieder dem Wächter zugetheilt: die fünfte schließt erzählend. — Das andere, in einer kunstreichen Strophe von 15 Zeilen, die in ihren kurzen Versen an die provenzalische Alba Raimons de la Sala erinnert, ist mit ihr auch darin verwandt, daß der Wächter zwei von den drei Strophen singt und in ihnen warnt; der Schluß beider hat etwas refrainartiges, 1. Ritter, wache, hüte dich. 2. Hüt' dich, wache, süßer Gast. Die dritte fährt erzählend fort und nur ein paar Worte sind dem klagenden Ritter, wie in dem provenzalischen der Dame die ganze dritte, in den Mund gelegt.

Das fünfte Lied dieser Art endlich[49]) ist nicht ein eigentliches Tagelied, sondern enthält vielmehr eine Betrachtung über dasselbe an den Wächter gerichtet. Simrock bezeichnet es ganz treffend als „Abschied vom Wächterlied"; es schildert das Glück desjenigen, der nicht gezwungen sei, am Morgen von dannen zu eilen, den man nicht mit Lebensgefahr aus der Burg herausführe, sondern der an der Seite eines treuen Weibes den Tag erwarte. Wir werden nicht irren, wenn wir darin eine Beziehung auf des Dichters eigenes häusliches und ehekliches Glück finden, da er, wie wir bestimmt wissen, verheirathet war.

Zweierlei kennzeichnet Wolframs Tagelieder vor allen andern: in Bezug auf den Inhalt das etwas üppige und sinnliche Ausmalen;

---

[49]) Wolfram 5, 84. Simrock S. 133.

in Bezug auf die Form die kurzen Verse mit weit von einander stehenden Reimen. Die zusammengehörigen suchen sich, und so ist recht eigentlich hier der Reim die Stimme sehnsüchtiger Liebe, die im Tageliede grade ihre vollste Bedeutung hat. Dadurch ruht auf Wolframs Tageliedern ein eigener Zauber, etwas ahnungsvolles und träumerisches, das man in den ähnlichen Produkten anderer vergeblich sucht.

Nur ein ungefähr gleichzeitiges Lied, wahrscheinlich aus Walthers früherer Periode, kann sich in dieser Hinsicht mit Wolfram's Tageweisen messen;[50]) auch hier das ahnungsvolle sehnsüchtige, das Verstecken der Reime, so daß man wohl nicht mit Unrecht einen Einfluß Wolframs angenommen hat. Der Wächter singt hier sein morgenliches Tagelied; aber ohne Beziehung auf das liebende Paar, auch werden die Worte des Liedes nicht angeführt, vielmehr das Ganze erzählend eingeleitet und dann in ein Gespräch zwischen Frau und Ritter übergehend. Von dem sinnlichen Elemente Wolframs keine Spur; es ist die einfach rührende Sprache der Schwermuth und leiser Trauer. Es schließt mit dem Scheiden des Ritters, der die Frau weinend und ihre Einsamkeit beklagend zurücklässt. Ich kann mich nicht enthalten, wenigstens einige Strophen mitzutheilen:[51])

Ein Ritter freundlich lag
In Liebesseligkeit
Der Herrin in den Armen: er sah des Morgens Schein,
Der schon durch ferne Wolken mit schwachem Schimmer brach.
Die Frau in Leide sprach:
O weh geschehe dir, Tag,
Was lässt du mich in Liebe nicht länger glücklich sein?
Was sie da heißen Minne ist lauter Herzeleid.

---

[50]) Walther 88, 9.
[51]) Simrocks Walther 1, 78.

Süße Freundin mein,
Nicht laß dir Trauer nahn:
Ich muß nun von dir scheiden, das ist uns beiden gut.
Die Kammer schon erhellte des Morgensternes Licht.

. . . .

Mein Freund, nun folge mir
Und komm bald wieder her,
Wenn du mit stäter Treue mir ganz ergeben bist.
O weh der Augenweide! nun seh ich selbst den Tag!"

„Was helfen Blumen roth,
Wenn ich von hinnen soll?
O traute Herzgeliebte, die sind mir jetzt so werth,
Als den kleinen Vöglein die winterkalte Zeit."
„Das ist auch mir ein Leid
Und eine stäte Noth:
Ich seh ja noch kein Ende, wie lang die Trennung währt.
Nun weile noch ein Weilchen, du thatest nie so wohl." . . .

Der treue Ritter schied
Und härmte seinen Leib.
Er ließ in bittern Thränen die schöne Fraue gut
Doch lohnt' er ihr mit Treue die Gunst, die er gewann.
Sie sprach: „wer nun hebt an
Und singt ein Tagelied,
Der wird mir stets am Morgen betrüben Herz und Muth:
Nun lieg ich freudberaubet recht wie ein sehnend Weib."

Die Entwickelung des Tageliedes innerhalb der ritterlichen Lyrik des 13. Jahrhunderts werden wir am besten nicht nach den Dichtern, was zu Wiederholungen führen würde, sondern nach der Anordnung der Situation betrachten. Die Zahl der uns erhaltenen ist ziemlich bedeutend; aber eigenthümliche Züge haben nur wenige hinzugefügt.

Sehr selten findet man im 13. Jahrhundert ein Tagelied, in welchem der Wächter fehlt: eine einzelne Strophe von Winli (2, 31 a) enthält die Klage der Frau, daß der Geliebte von ihr scheide. Die gewöhnliche Anlage ist nun diese, daß der Wächter auf der Zinne sein Morgenlied beginnt und die Frau zuerst ihn vernimmt, während

der Ritter noch vom Schlafe umfangen ist. Das früheste dieser Art, ganz dramatisch gehalten und ohne jedes erzählende Element, ist ein Tagelied des Grafen Otto von Botenlauben, eines Zeitgenossen noch von Wolfram und Walther.[52]) Der Wächter beginnt:

Wie soll ich nun den werthen Ritter scheiden
Und das schöne Weib,
Die bei einander ich so oft gesehn?
In rechten Treuen rath ich ihnen beiden,
Daß er nicht mehr bleib':
Er möge scheiden und von dannen gehn.
Maß ist zu allen Dingen gut:
Leben und Ehr' ist ohne Hut,
Versäumen schaffet Leid;
Drum sing ich anders nichts als: es ist Zeit.
Steh auf, Ritter!

Nun klagt die Frau: „Hörst du, Freund, den Wächter auf der Zinne?" und schließt mit demselben Refrän: „Steh auf, Ritter!" Die dritte Strophe spricht der Ritter, der sich nur schwer losreißen kann; um den Refrän beibehalten zu können, sind die letzten Worte der Frau in den Mund gelegt.

Ganz ähnlich beim Truchseß von Sanct Gallen:[53]) auch hier keine Erzählung, aber die drei letzten Strophen sind dem Ritter zugetheilt. Bemerkenswerth ist der Schluß der letzten „auf, es ist Tag"; worin wir bei dem öftern und absichtlichen Wiederkehren, zum Theil in allen Strophen, wohl auch einen Anklang an den Refrän alba erblicken dürfen. Der Burggraf von Lüenz[54]) fährt nach der Wächterstrophe erzählend fort, geht in die Klage der Frau über, die auch den Schluß bildet, während dem Ritter keine Worte gegeben sind. Ulrich von Winterstetten[55]) läßt bei ganz verwand-

---

[52]) meine Liederdichter 26, 44.
[53]) Wackernagel-Riegers Walther 237, 8.
[54]) Minnesinger 1, 211 b.
[55]) Minnesinger 1, 153 b.

ter Anlage den Ritter zum Schlusse seine Treue versichern und mit einem Kusse scheiden. In einem andern [56]) folgt dem warnenden Liede des Wächters in der zweiten und dritten Strophe Wechsel von Erzählung und Gespräch zwischen den Liebenden; aber auch hier ist es die Frau, die mit reicherer Klage bedacht wird. Dem ersten Tageliede Winterstettens gleicht am meisten das, was wir von Bruno von Hornberg besitzen. [57])

Die bürgerlichen Sänger in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nahmen, wiewohl die Verhältnisse kaum noch zutrafen, das Tagelied ebenfalls in den Kreis ihrer Lyrik mit auf. Es war eben eine ständige Form der Poesie geworden, und wer ein vollkommener Dichter heißen wollte, konnte sie nicht umgehen. Aber die poetische Frische ist verloren: man bewegt sich in den hergebrachten Wendungen und sucht theils durch Anlehnung an ältere Dichter, theils durch überkünstliche Form den Mangel an Gehalt zu verdecken. So haben wir von Meister Heinrich Teschler, einem bürgerlichen Sänger, ein Tagelied [58]), das nach Anlage und sogar in der langen aus kurzen Versen gebauten Strophe sehr an Wolfram erinnert: auch das sinnliche Element dieses Dichters fehlt nicht.

Durch kunstvolle Form zeichnet sich der hierin bekannte Konrad von Würzburg († 1287) aus, den man den mittelalterlichen Platen nennen könnte. [59]) Nicht nur hat seine Strophe schon die ungewöhnliche Länge von 22 Reimzeilen, sondern die Zeilen sind auch noch durch Reime in der Mitte gebrochen; die Anlage aber ist die gewöhnliche, nach der Wächterstrophe beginnt die Frau zu klagen, ihr folgt der Ritter, und mit einem Kusse scheiden beide. Beinahe noch künstlicher ist das Tagelied des meistersingerischen Frauenlobs, das drei Strophen von nicht weniger als 34 Reimzeilen zählt, auch hier die innern Reime nicht mitgerechnet, denn mit diesen beläuft sich

---

[56]) Minnesinger 1, 166 a.
[57]) Minnesinger 2, 64 b.
[58]) Minnesinger 2, 128 a.
[59]) Minnesinger 2, 319 b.

die Reimzahl einer Strophe auf 50: ich will als Probe den Anfang der Wächterstrophe mittheilen.[60])

Durch dinſter vinſter nebel dicken
blicken ſiht man grâwen tac;
in den lüften, ob den klüften
vogele ſchrient unde krient,
ſingent alle ir beſten dôn;
ſchôn taget ez, ſus wart ein wahter ſingen.
Ich wecke, ſchrecke zwên getriute
liute ſô ich beſte mac u. ſ. w

Damit hat aber auch die geſchmackloſe Ueberkünſtelung den Höhepunkt erreicht; im Inhalte iſt gar kein Fortſchritt. Nach der Wächterſtrophe fährt das Lied erzählend fort: die Frau geht an das Fenſter und meint, der Wächter täuſche ſich, es ſei des Hahnen Schrei; die Vöglein ſchwiegen ja noch im Garten und der Mond leuchte am Himmel. Aber doch tritt ſie zu dem Geliebten und mahnt ihn an's Scheiden. In der dritten Strophe antwortet er und zählt mit echt frauenlobiſcher Gelehrſamkeit die halbe Planetenwelt auf.

Den beinahe feſtſtehenden Typus des meiſt dreiſtrophigen Wächterliedes, das mit dem Warneſange des Wächters anhebt und mit der Wechſelklage der Liebenden fortfährt, zeigen auch einige namenlos überlieferte. Das eine[61]) hat nur das bemerkenswerthe, daß jede Strophe mit einem zweizeiligen Refrän ſchließt: in den beiden erſten „ihr war leid, daß er ſo lange ſchlief der Held gemeit", in der dritten: „daß er von dannen ſchied der Held gemeit." Der Ritter ſpricht hier gar nicht. In einem andern vierſtrophigen[62]), deſſen Wächterſtrophe lautet:

---

60) Ettmüller's Ausgabe S. 260.

61) Minneſinger 3, 425 a. Es iſt daſſelbe Lied, deſſen erſte Strophe die Pariſer Handſchrift unter dem Namen von Weißenloh gibt, 2, 143 b.

62) Liederdichter 98, 305.

Wer nun verborgen liege,
Der ſoll nun bald entweichen,
Die Nacht zu Ende geht,
Eh ihn der Tag beſiege,
Der in der Griechen Reichen
Gewaltiglich erſteht.
Den Segen geben
Soll er der ſüßen reinen,
Denn ſäumt er um ihr Weinen,
Es koſtet ihm das Leben;

folgt auf die Klage der Frau in der zweiten Strophe Erzählung und Wechſelgeſpräch der Liebenden.

Aehnlich in der Anlage, aber kunſtreicher in der Strophenform iſt eine dritte:[63])

Ich ſinge, ich ſage, es naht dem Tage,
Laßt euch mein Warnen wohl behagen.
Traut Fräulein hehr, nun merke was ich ſinge.
Der Vöglein Schall man überall
Hört auf dem Berg und in dem Thal
In freudenreichen Weiſen ſchon erklingen:
Ich ſetz ein Horn an meinen Mund:
Damit thu ich des lichten Tages Röthe kund.
Wer noch zur Stund fährt auf der Minne Straße,
Der merke auf mich, das iſt mein Rath:
Ich ſeh den lichten Stern dort wandeln ſeinen Pfad.
Der Morgen naht und räth zu rechtem Maße.

Wieder erwacht die Frau zuerſt: ſie tritt ans Fenſter und ſchilt den Morgen: Frauenberauber nennt ſie ihn: „was willſt du hier? ich und andre Frauen ſehnen uns wenig nach dir.“ Doch es muß geſchieden ſein. Der Ritter erinnert ſich zum Troſte an Triſtram und Iſolde, die auch getrennt wurden, und mit echt mittelalterlicher Confuſion an Hector von Troja, der die ſchöne Dido fahren laſſen mußte.

---

[63]) Minneſinger 3, 427a. meine Meiſterlieder Nr. 181, hier unter dem Namen des Grafen Peter von Arberg.

Von mehreren Wächterliedern haben wir nur den Anfang übrig; sie zeigen aber dieselbe Anlage: der Wächter beginnt. So bei Leutold von Seven [64]) und einem Anonymus [65]): letzteres Lied wohl noch der früheren Periode angehörig, indem hier ähnlich wie bei Guiraut von Bornelh der Wächter ein Freund des Ritters ist; auch die Form ist alterthümlich einfach:

Den Morgenstern schon seh ich hell.
Nun, Ritter, auf! von hinnen schnell,
Das, Lieber, wäre gut.
Wer im Geheimen minnet, gefahrlos er das thut,
Wo Freundschaft hat die Hut.

Von der gewöhnlichen Anlage abweichend ist es in etwas, wenn bei Botenlauben [66]) der Wächter die Vöglein anruft, seiner Gebieterin zu singen, wenn er in der zweiten Strophe noch fortfährt und die Frau auffordert, den Ritter zu wecken, aber nicht, wie gewöhnlich, sie, sondern der Ritter in der dritten antwortet: er sei erwacht von dem Gesange der Vöglein, die sich beim nahenden Morgen freuen, und von dem Rufe des Wächters, der auf dem palas gesungen; warum ihn denn die Geliebte nicht erweckt und gesprochen: „Ritter, wache, denn es tagt.“ Hier ist absichtlich die Frau nicht redend eingeführt: sie will den Geliebten nicht im Schlummer stören, bis dieser endlich von selbst erwacht.

Ebenso vereinzelt steht ein Tagelied Wizlavs von Rügen [67]), in dem nach des Wächters Liede nicht die Frau, sondern der Ritter zuerst erwacht und die Geliebte weckt, woran sich Erzählung und Wechselgespräch anknüpft.

In allen diesen Liedern greift der Wächter, nachdem er seine Pflicht erfüllt, nicht mehr ein: zuweilen aber wird er nochmals redend dargestellt. Das finden wir schon in einem alterthümlich

64) Wackernagel-Rieger 264, 22.
65) Minnesinger 3, 447 a.
66) Minnesinger 1, 27 a.
67) Minnesinger 3, 82 a.

gehaltenen des Markgrafen von Hohenburg [68]), das mit den Wolfram'schen jedenfalls gleichzeitig ist: auch der am Schlusse der beiden Stollen und des Abgesanges wiederkehrende Refrän gibt dem Liede etwas alterthümliches.

Wächter. „Ich wach um eines Ritters Leib
Und deine Ehre, schönes Weib:
Weck ihn, Fraue!
Gott gebe, das ist mein Begehr,
Daß er erwacht und niemand mehr:
Weck ihn, Fraue!
Nicht säumig seid!
Es ist nun Zeit.
Ich bitte nicht um seinethalb allein.
Willst ihn bewahren,
So laß ihn fahren:
Verschläft er sich, die Schuld ist einzig dein.
Weck ihn, Fraue!"

Frau. „Ach, müßtest du unselig sein,
Wächter, und all das Singen dein!
Schlaf, Geselle!
Dein Wachen wär wohl alles gut,
Dein Wecken mir gar unsanft thut.
Schlaf, Geselle!
Hab ich doch, Mann,
Dir nichts gethan
Als Gutes, und doch fügst du mir die Pein.
Du mahnst zum Tage:
Das schafft mir Klage,
Nimmt süßer Freuden viel dem Herzen mein.
Schlaf, Geselle!"

Wächter. „Wie gern verzeih' ich deinem Leid!
Der Ritter geh' vor Tageszeit:
Weck ihn, Fraue!
Er wagt es auf die Treue mein:
Da befahl ich ihn den Ehren dein.
Weck ihn, Fraue!

---

[68]) Liederdichter 19, 25. Simrock S. 26.

Du selig Weib,
Muß er den Leib
Verlieren, sind wir beide mit verlorn.
Ich sing, ich sage,
Es naht dem Tage.
Nun weck ihn, denn ihn wecket doch mein Horn.
Weck ihn, Fraue!"

Christian von Hamle [69]) in einem sehr innigen Tageliede läßt ebenfalls Frau und Wächter im Gespräche abwechseln.

Wächter. Ich bin der, der Lieben liebe Märe singet
Und der Lieb zu Liebe oft in Sorgen bringet.
Was ich soll, erfüll' ich ihnen treulich gar.
Bring ich Lieb zu Liebe, freun sie sich fürwahr:
Sing ich dann von Scheiden, ungern nehmen sie das wahr.

Frau. Wächter, kannst du dich der Freude nicht erbarmen?
Meinen Herzgeliebten halt ich in den Armen,
Den mit treuer Minne liebt das Herze mein,
Der mir helle Freude gibt für Sehnsuchtspein.
Wächter, hältst du für des Tages Roth des Mondes Schein?

Wächter. Leider, Frau, kann ich nicht was euch freute singen.
Gott der laß euch beiden alles wohl gelingen!
Klagen muß ich um den edeln süßen Mann.
Mir ist leid, soll ich ihm helfen nicht von dann.
Wohl ihm, der bei Freude sich vor Leide hüten kann.

Frau. Treue kündet was du sagst und Herzensgüte.
Drum komm von der Zinne; länger nicht mehr hüte!
Nicht zu klagen wagt' ich meinen Schmerz dir eh.
Weh dem trauten Mann und meinem Herzen weh!
Nimm mein Gold und hilf ihm hinnen, wie's auch mir ergeht!"

Ein Wechselgespräch zwischen Wächter und Frau bildet auch ein Tagelied des von Weißenloh [70]): nach dem Liede des Wächters

---

[69]) Minnesinger 1, 113 b.
[70]) Minnesinger 2, 143 a.

und einer Strophe der Frau sprechen beide nochmals, und die Klage der Frau schließt:

Weh dir, Tag, o weh,
Daß du einen Mann
Den in Christenlanden und im Land der Heiden
Nie ein Weib so lieb gewann.

Jacob von Warte [71]) läßt den Wächter den Ritter anrufen: wieder erwacht die Frau und fragt:

„Sage mir mit sanftem Worte,
Hörst du die Vöglein in dem Hage?
Du hast mein Herz aus süßem Schlaf erschrecket."
Er sprach: „Laßt euer Fragen sein,
Den Ritter balde wecket!
Der Morgen kommt, das sag ich bei der rechten Treue mein."

Der Ritter scheidet mit der Hoffnung baldigen Wiedersehens. Bei Walther von Breisach [72]) beginnt wie gewöhnlich der Wächter; die Frau vernimmt ihn und klagt; in der dritten hebt er von neuem an „mit Zorn und doch in Freundes Klage"; die vierte und fünfte führen erzählend, nicht dramatisch, den Abschied der Liebenden vor. Auch der bürgerliche Marner [73]) hat in seiner langen aus 21 kurzen Versen bestehenden Strophe [74]) eine ähnliche Anlage. Der Wächter beginnt:

Ich künd in der Weise:
„Der Tag zieht leise schon herein"
Wer heimlich minne, der beginne
Zu erwachen, es ist Zeit.
Ich hör auf den Zweigen
Nicht mehr schweigen Vögelein.
Der Tag will nahen; Urlaub empfahen
Soll, wer heimlich minnt, mit Leid.

---

71) Minnesinger 1, 68 a.
72) Minnesinger 2, 141 b.
73) Minnesinger 2, 286 b.
74) Doch wird sie durch innere Reime auf eine geringere Verszahl zurückzuführen sein.

Aus dem Anfangsverse scheint sich zu ergeben, daß die Worte der tac vil schöne wil ûf ſîn der Eingang eines bekannten wahrscheinlich volksthümlichen Wächterlieds sind. Den Schluß der Wächterstrophe bilden die Worte: „es will balde tagen;“ also wiederum ein Anklang an die alba. Auch die zweite schließt mit tac; die Frau ist ans Fenster gegangen:

Sie sprach leise: „Lieber Herre mein,
Der Wächter spricht,
Den Morgen seh er scheinen.
Ich glaub es nicht;
Den Vögelein, den kleinen,
Träumt auf den Zweigen.
Der Sterne Reigen trüget.
Der Wächter lüget,
Deß er sich schämen mag;
Denn es ist noch nicht Tag.

Aber nach kurzer Frist hebt der Wächter von neuem an, und nun scheidet der Ritter: „der Held schlüpft in den Hag, da leuchtet ihm der Tag.“ An dem gleichen Schlusse der drei Strophen ist romanischer Einfluß nicht zu verkennen.

In den bisher erwähnten war der Anfang immer dramatisch; höchstens wurde in die erste Strophe ein „so sang der Wächter“ eingefügt. Aber auch das epische Element, das wir schon in dem ältesten Liede dieser Art fanden, und das auch Wolfram am Eingange seiner ersten Tageweise (3, 1) hat, eröffnet zuweilen, wenn auch seltener. So bei Wintersteten:[75])

Heimlich bei dem Lieb verborgen
Ruht ein Ritter wohlgemuth;
Drum der Wächter sang in Sorgen:
„Wer da schlummert unbehut,
Wenn er behalten will das Leben sein,
So weck ihn minniglich, o Fraue rein:
Er ist zu lange hie gelegen,
Drum scheid er jetzt mit einem Morgensegen.“

[75]) Minnesinger 1, 157 b.

Der Eingang erinnert sehr an die Alba Bertrans von Alamanon (Lesebuch 102, 8). Die Frau erweckt mit Küssen den noch Schlummernden und dieser scheidet mit den Worten:

Herzeliebe Frauw mein,
All meine Freude laß ich hier:
Sieh, Lieb, die habe du zu Pfande dir.

Noch mehr überwiegt das erzählende Element in einem andern Tageliede desselben Dichters.[76]) Hier beschränkt sich des Wächters Ruf auf die Worte „es ist Tag", ähnlich wie bei Herbort: und in Wirklichkeit wird ein kurzer Ruf, der die Burgbewohner weckte, das ganze Morgenlied des Wächters gebildet haben. Auch die Liebenden sprechen nur wenige Klageworte. Nur ein paar den Morgen schildernde Worte läßt Konrad von Würzburg dem Wächterrufe vorangehen:[77])

Als das lichte Morgenroth
Kam durch den Wald gedrungen
Und die Vöglein sungen,
Da rief ein Wächter an der Zinne.

In der zweiten Strophe klagt die Frau, die dritte setzt die Erzählung fort. — Auch Heinrich von Frauenberg[78]) hebt episch an; die Frau hat sich zum Wächter begeben und dieser meldet ihr, der Tag sei nahe, er wolle nun nicht mehr wachen. Aber wenn er reichen Lohn bekomme, werde er bis zum wirklichen Tagesanbruch an der Zinne bleiben und nochmals singen; und dies wird ihm von der Liebenden gerne verheißen. Das widerwärtige Element des bezahlten Söldners an Stelle des die Liebe behütenden Freundes macht sich hier geltend, und mehr noch in einem Liede des Königs Wenzel von Böhmen[79]), bei dem wie üblich der Wächter beginnt. Das

[76]) Minnesinger 1, 166 b.
[77]) Minnesinger 2, 819 a.
[78]) Liederdichter 23.
[79]) Minnesinger 1, 9 b.

vernimmt die Frau und ihr Freund, der durch eine Aue zu ihr gekommen; sie sagt, der Wächter wolle Lohn haben, drum singe er noch ehe es Tag sei. Sie geht zu ihm und gibt ihm Gold und Silber. Nun verspricht er noch länger zu wachen und sie zu rechter Zeit zu wecken. Man sieht, wie die Sucht neues zu erfinden die Dichter gänzlich der Prosa verfallen ließ.

Ein Wächterlied in eigentlichem Sinne ist eins von Hadlaub, einem Züricher Dichter um 1300,[80]) welches nur den Gesang des Wächters mit daran anknüpfenden Betrachtungen enthält. Er glaubt nur der Frau die Schuld beimessen zu müssen, daß der Ritter so lange säume, und fürchtet mit den Liebenden verloren zu sein. In zwei andern desselben Dichters[81]) wird ebenfalls nur der Wächter redend eingeführt: wie gewöhnlich hebt er mit seiner Warnung an, dann aber berichtet er, so unwahrscheinlich wie möglich, was die Frau zu dem Ritter und zu ihm, dem Wächter, gesprochen, was er darauf erwidert, und endlich die Abschiedsworte des Ritters. Diese ganz unwahre Situation ist offenbar wiederum nur dem Bestreben originell zu sein entsprungen. In dem andern umfaßt das Wächterlied zwei Strophen; in der dritten erzählt der Wächter, wie die Frau zum Scheiden gemahnt. Auch der von Weißenloh[82]) hat in einem Tageliede, dem die dritte Strophe fehlt, diese Anlage. Derselbe beginnt mit einer nur erzählenden Strophe[83]), die nach romanischer Weise mit „sie wähnt, es wäre Tag" schließt; aber die beiden fehlenden hätten wahrscheinlich dramatisch fortgesetzt.

Ein eigentlicher Gesang des Wächters fehlt bei Rubin[84]); hier beginnt vielmehr gleich die Frau: „Wie könnte leider mir geschehen? nun ich den Wächter höre sagen, daß es sei Tag." Es ist also auf das Wächterlied Bezug genommen, es selbst aber nicht

---

80) Ettmüller S. 10.
81) Ettmüller S. 22. 33.
82) Minnesinger 2, 144 a.
83) Ebenda 1, 144 b.
84) Ebenda 1, 317 b.

vorgeführt. Dies ist in provenzalischen Alba's mehrfach der Fall, und da Rubin auch sonst Kenntniß romanischer Poesie verräth, wie er in einer Strophe nach Art der romanischen Tenzone die Entscheidung vorlegt, wie eine Frau bei drei Liebhabern zu handeln habe, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß diese sonst nicht vorkommende Anlage mit romanischen Mustern zusammenhängt.

Die deutschen Dichter suchten aber das Tagelied dadurch mannichfaltiger zu machen, daß sie, was vor dem Liede des Wächters, dem morgenlichen Scheiden lag, mit hineinzogen. Der Marner [85]) beginnt damit, daß die Frau den Wächter ermahnt, auf die Zeit wo die Wolken sich färben, auf den Morgenstern und den Gesang der Vöglein zu achten und zu rechter Zeit zu wecken. Der Wächter begibt sich auf die Zinne: und als der Tag die Wolken brach, fieng er ein Tagelied in der Weise an „Troja ward zerstöret eh, oftmals ward Tristran von der Minne zu Isalden weh" und schließt mit den Worten „es ist vor Tage nicht einen Fuß", d. h. nahe am Tage. Mit der dritten tritt der Dichter erzählend und betrachtend ein, zuletzt die Worte des Wächters aufnehmend: „Wohl auf nun, Ritter, es ist Tag". Auch hier ist der Begriff „Tag" am Schlusse beider Strophen nicht zufällig, sondern nach Art der romanischen Alba gemeint.

Noch weiter holt Hadlaub aus [86]). Wie des Tages Licht entweicht, geht die Frau auf die Warte. Nun kommt er heimlich gegangen und klopft leise an's Thor. Sie fragt: „Herr, bist du da?" und er antwortet: „Ja, edle Frau, thu mir auf". Daran knüpft der Dichter seine Betrachtungen, und erst die letzte Zeile deutet auf den Wächterruf hin. Bei Otto von Botenlauben [87]) in einer einzelnen Strophe, wie sie bei ältern Dichtern nicht selten ein ganzes Lied bilden, kommt der Ritter zu dem in's Vertrauen gezogenen Wächter und fragt nach der Frau. Der Wächter erwidert:

---

[85]) Minnesinger 2, 237 b.

[86]) Ettmüller S. 34.

[87]) Minnesinger 1, 30 b.

„Wer spricht hier zu mir? Bist du's, der liebste Mann? Du säumest lange". „Ja, ich bins und nun melde ihr, daß ich gekommen; so läßt sie mich ein."

Während hier nur die Vorgänge vor dem Stelldichein berührt werden, hat derselbe Dichter [88]) eine eigenthümliche, aber ganz hübsche Anlage in einem andern Tageliede, in dem nur die Frau redend eingeführt wird. Der Ritter ist nicht gekommen, wie verabredet war, und die einsame sehnt sich nach dem Morgen; aber ehe derselbe angebrochen, erscheint der Geliebte noch und sie ruft dem Wächter zu, er möge nun noch nicht singen.

„Kommt er mir, der mir kommen soll,
Der mir bei dem höchsten Eide,
Schwür, er käme her,
So wird mir armem Weibe wohl,
Blumen und die grüne Heide
Brauch' ich dann nicht mehr.
So weh dir, arge Hute,
Verwünschet sollst du sein,
Daß du getreuem Muthe
Gibst so viel Leid und Pein,
Daß ich mich nicht freuen mag:
Wächter, wenn du singen willst, so singe „es ist Tag!"

Als nun die reine Frane gut
Klagte so in trüber Weise,
Balde ward sie froh:
Erleichtert ward ihr schwerer Muth,
Zu dem Wächter gieng sie leise
Und sprach zu ihm so:
„Nicht mehr, o Wächter, singe,
Denn es ist noch nicht Tag.
Nun wird mein Leid geringe,
Das mir am Herzen lag.
Gute Mähr hab ich vernommen,
Daß der Spiegel meiner Wonne mir gekommen."

---

[88]) Minnesinger 1, 32 b.

Man begnügte sich nicht mit einem Mitwissenden und Vertrauten: mehrfach finden wir auch eine Dienerin mitthätig. Ulrich von Winterstetten [89]) läßt den Dichter beginnen:

Wie sanft geheime Liebe thut,
So sang ein Wächter an der Zinne,
Doch soll sich Lieb von Liebe scheiden.

Das Lied vernimmt der Frauen kluge Dienerin und meldet es der Herrin, die den schlummernden Geliebten nicht zu wecken wagt; aber er erwacht eben selbst. Eine noch bedeutendere Rolle spielt die dienende Jungfrau in dem Tageliede des Burggrafen von Lüenz: [90]) am Abend geht dieselbe zum Wächter an der Zinne und meldet ihm, wenn jemand komme, solle er fragen „wer ist da?" Antworte der Gefragte mit „Ja", so solle er ihm an das Fenster winken; thue er das, so werde der Lohn nicht fehlen. Nicht lange, so kommt der Ritter und wird verabredetermaßen eingelassen, wo er den rosenrothen Mund der Geliebten küßt. Nun hebt die dritte Strophe an: „Der Morgen nicht mehr säumen will"; der Wächter singt, erschreckt hört die Frau den Ruf und weckt klagend den Geliebten. Noch ist zu bemerken, daß die letzte Strophe, nachdem mit den Worten „von dannen schied der Held gemeit" der eigentliche Inhalt abgeschlossen, die Absicht des Dichters ausspricht, an Christi Grab zu ziehen: es ist das Tagelied also zugleich der Abschied von der Geliebten, die er nun so lange meiden muß.

Ist in dem eben erwähnten die Situation der Alba zur förmlichen Romanze erweitert, so noch mehr in dem längsten, das wir besitzen, Gunthers von dem Forste [91]), das nicht weniger als 23 Strophen zählt. Der Dichter hebt hier wie ein wirklicher Romancier an:

---

89) Minnesinger 1, 166 b.
90) Liederdichter 35, 1.
91) Minnesinger 2, 165 b.

Nun her, wenn jemand kann vernehmen
Was ich von Minne künden will;
Und sollt' es einen etwa grämen,
Der sag' es nur, so schweig' ich still
Und rede dann nicht mehr.
Wer mich bedenken wolle, nach Wunsche leben möge der.
Es nahet dem Tage:
Wo sich zwei Liebe scheiden, die haben herzeleide Klage.

Die beiden letzten Zeilen bilden den Refrän jeder Strophe und bezeichnen schon durch das nach romanischer Weise wiederkehrende „Tag" in demselben die Liedergattung. Ganz episch beginnt die zweite Strophe „Es warb ein Ritter lange Zeit". Seine Herrin bestellte ihn zu einem Rendezvous, welches aber vereitelt wurde; erst beim zweiten Male gelingt es ihnen unbemerkt zu bleiben. Den größten Theil des Gedichtes bildet nun das Zwiegespräch der beiden, ihre Versicherungen beständiger Liebe und ihr schließliches Scheiden. Von einem Wächter ist nicht die Rede.

Während hier das epische Element vorwiegt, bildet das grade Gegentheil, ein Lied des Truchsessen von St. Gallen [92]), das ebenso uneigentlich wie die früher erwähnten provenzalischen ein Tagelied genannt werden kann; aber daß es der Gattung angehört, zeigt hier wie dort der Refrän, der mit dem Worte tac, wie im provenzalischen mit alba schließt:

Wer sich so wonniglicher Wonne wohl fürwahr erfreuen mag,
Der sorgt die Nacht nicht weiter, als daß ihn vertreiben soll der Tag.

Das Lied selbst aber enthält vielmehr Betrachtungen über das Glück heimlicher Liebe, das der Dichter, wie er sagt, nie genossen; erst die letzte Strophe ist der übliche Warneruf des Wächters, und hier weicht auch der Refrän ab:

Nun leiste was ein werther Mann zu leisten seiner Frau vermag:
Komm wieder bald; nicht länger jetzt verweil', ich sehe schon den Tag.

---

92) Wackernagel-Rieger 229, 11.

Konrad von Würzburg stellt ebenfalls in einer einzelnen Strophe [93]) Betrachtungen über das Tagelied an, in so künstlicher Form, wie sie eben nur ein Verskünstler wie Konrad zu Stande brachte: jedes Wort ist gereimt:

Swâ tac erschînen sol
Zwein liuten, die verborgen
Inne liebe stunde müezen tragen,
Dâ mac verswînen wol
Ein triuten: nie der morgen
Minne diebe kunde büezen klagen.

Von entgegengesetzter Art sind die Betrachtungen Steinmars [94]), der sich daran stieß, daß man einem Wächter die Hut anvertraue, der sich so treulos gegen seinen Herrn erwiesen, dem er doch Gut und Ehre bewachen sollte. Wär ich in dem Falle, fährt er fort, so wollte ich mich auf mich selbst verlassen und lieber gar nicht schlafen als einem solchen Manne trauen; höchstens würde ich einen erprobten Freund in mein Geheimniß blicken lassen. Es sind vielleicht ähnliche Betrachtungen gewesen, die Guiraut von Bornelh an die Stelle des Wächters den Freund des Ritters setzen ließen. Und in der That sind diese Bedenken nicht ganz unbegründet, wie denn schon vor Steinmar ein deutscher Dichter darauf verfiel: nur waren seine Gründe etwas verschieden. Ulrich von Lichtenstein [95]) beschäftigte sich mit dem Gedanken etwas neues zu erfinden: er dachte hin und her, da fiel ihm ein „der Minner Klage über den Tag, der Lieb von Liebe scheidet. Die früheren Dichter haben gesungen, daß der Wächter sie geweckt: das kann ich aber nicht glauben. Ein Weib von edler Abkunft kann unmöglich einen Bauern ihr Geheimniß wissen lassen, und wenn sie es thut, ist es Unrecht. Edle Wächter gibt es nicht; ein Bauer aber kann nichts verschwei-

---

[93]) Minnesinger 2, 827 b.
[94]) Ebenda 2, 155 b.
[95]) Frauendienst 509, 6.

gen, während ein edelgeborner, was man ihm anvertraut, bei sich behält. Eine Jungfrau, eine Dienerin der Frau, verschwelgt die Sache sicher besser: eine Frau müßte schon sehr arm sein, wenn sie nicht im Stande wäre, eine solche getreue Magd zu gewinnen." Aber nicht nur die Person des Vertrauten wechselt er, sondern er erweitert auch die Erzählung. Er sagt: „es ist schon oft vorgekommen, daß wenn ein Ritter, als der Morgen ihn überrascht, ohne Gefahr nicht davon kommen konnte, er den Tag über im Gemache der Frau geblieben," und so ist denn das Tagelied, welches dieser Betrachtung folgt, eingerichtet. [96])

Ein' schöne Magd
Sprach: „viel liebe Frane mein,
Wohl auf! es tagt
Schauet nach dem Feusterlein,
Wie der Tag aufgeht. Der Wächter von der Zinnen
Ist gegangen. Euer Freund soll hinnen:
Ich fürcht, er sei zu lange hie."

Aber schon ist der Tag hoch aufgestiegen; er kann nicht mehr fort und bittet ihn zu verbergen.

Frau. Und könnt ich dich
Bergen in den Augen mein,
Freund, das thät ich:
Das kann leider doch nicht sein. [97])

Er bleibt nun in der Kemenate den Tag über verborgen und erst am andern Morgen bei Tagesanbruch verläßt er sie.

Ob es eine glückliche Idee war, eine Dienerin an die Stelle des Wächters zu setzen, bleibe dahingestellt: der poetische Hauch hat dadurch nicht gewonnen. Die ganzen Betrachtungen machen vielmehr einen sehr prosaischen Eindruck. Aber sie zeigen uns, daß die wirklichen Verhältnisse von den Fictionen der Dichter sich entfernten,

---

[96]) Frauendienst 512, 7.

[97]) Der Gedanke aus Wolfram entlehnt.

daß den Wächter zum Vertrauten zu machen eben nur eine dichterische Erfindung war, wie die Modification auch, die Ulrich von Lichtenstein versuchte. Die weckende Magd hat er auch in seinem zweiten Tageliede [98]), das die Situation erweitert, indem es mit der Begrüßung am Abend anhebt.

In Gott sei mir willkommen,
Geliebter, Freund, viel theurer Mann
Mir ist nun Leid benommen,
Wenn dich mein Arm umfangen kann.
Du bist mir vor allen Wesen süße,
Drum ich dich von Herzensgrunde grüße.
Nun küsse tausendmal du mich:
So küß ich doppelt tausend dich.

Am Morgen kommt leise eine Jungfrau geschlichen und spricht: „wohl auf nun, es ist Tag!" Unter Liebesversicherungen, nachdem die Vertraute nochmals gewarnt, scheiden die Liebenden.

Dies die Entwickelung des Tageliedes in der Periode des eigentlichen Minnegesanges und der Nachblüthe desselben bis zu ihrem Schlusse, am Beginn des 14. Jahrhunderts. Nachklänge davon sind zwei ritterliche Dichter des 15. Jahrhunderts, Graf Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. Bei beiden erscheint die ritterliche Poesie so vielfach mit Elementen des Volksliedes versetzt, daß sie den schicklichen Uebergang zu der eigentlichen Volkspoesie bilden, die sich ebenfalls des Tageliedes bemächtigte. Hugo's von Montfort Tagelieder, an Zahl fünf [99]), sind bis auf ein später zu erwähnendes noch ungedruckt. Von dem Wolkensteiner besitzen wir sechs, die sämmtlich diesen halbvolksmäßigen Charakter an sich tragen. In dem einen [100]) ist vom Wächter nicht die Rede; der Liebende allein spricht und nimmt Abschied.

---

[98]) Frauendienst 447, 13.
[99]) Weinhold S. 27.
[100]) Ausgabe von Beda Weber S. 293.

Wach auf, mein Hort!
Dort leuchtet her
Von Orient der lichte Tag.
Heb' auf die Brau
Und sieh den Glanz,
Wie herrlich blau
Des Himmels Kranz,
Gemischt mit Grau,
Sich hellt schon ganz:
Ich fürcht' es wolle tagen.

Auch in einem zweiten der Form nach noch künstlicheren (S. 219) ist nur die Abschiedsklage des Liebenden vorgeführt. Die Anlage ist dieselbe auch in dem dritten (S. 127): der Liebende spricht und weckt die Frau; aber hier ist auf den warnenden Wächter Bezug genommen. Die ziemlich lange Strophe hat einen achtzeiligen Refrän, der mit dem Inhalt des Liedes in keiner Beziehung steht.

Auf, Jung und Alt, und macht euch kühn,
Erfreut euch in des Maien Grün,
Den sieht man glänzen hell und blühn
In aller Farben Schöne u. s. w.

Darnach ist die Bestimmung des Liedes vielmehr die eines Morgen- oder Frühlingsliedes, das des Lenzes Wonne preist. Eine äußerst künstliche vierte Tageweise (S. 106) beginnt nach alter Art mit dem Gesange des Wächters; am Schlusse der ersten Strophe fährt der Dichter erzählend fort und geht dann in die dramatische Form über. Ist demnach die Anlage ganz so wie in einer Menge ritterlicher Tagelieder, so ist doch der ganze Ton wesentlich verschieden. Das fünfte (S. 111) scheint auch mit dem Wächterliede zu beginnen und hat eine durch Reimhäufung sehr künstliche Form:

Es saust daher von Orient
Der Wind, Levant ist er genennt,
In India gar wohl erkennt,

In Syrien ist er bekannt,
In Griechenland er nicht unwend't,
Fährt durch der Barbarei Geländ,
Hat auch Granada bald durchrennt u. s. w.

Denn diese Dichter gefallen sich wie schon früher Frauenlob darin, ihre Kenntnisse anzubringen, auch wo es ganz unpassend ist. Das Fräulein zart erhört den Wächter zuerst und weckt den Geliebten. Die ganze Strophe zählt nicht weniger als 41 Reime. Der Ton fällt manchmal ganz in die Weise des Volksliedes, so wenn in der dritten die Jungfrau klagt:

Ach Scheiden, ich bin worden dein,
So sprach das zarte Mägdelein.
An mir ist Freude worden klein,
Da ich dich, auserwählter mein,
Muß meiden um des Tages Schein.

Aber gleich darauf folgen wieder gelehrte Beziehungen auf Tremuntan (tramontana), Lucifer u. s. w. Ganz ins komische fällt durch die Interjectionen das letzte (S. 138), das aus zwei Strophen besteht, worin erst sie, dann er klagt: der Wächter fehlt auch hier nicht. Die Frau beginnt: „Sag an, Herzlieb, was uns bedeutet jener schreckenvolle Hall mit seinem Ton: ahu, ahu, ahu! ... Hör, hör, hör, Gesell, mußt scheiden schnell. Steh auf, rasch auf, schnell auf! Die Vöglein singen in dem Wald, Amsel, Drossel, Fink, und ein Zeiselein, das sich Guckuck nennt.“ Die Reime sind hier so weit auseinander getrieben, daß man sie mühsam zusammenlesen muß und ihre Wirkung ganz verloren geht.

Diese einem bekannten Dichter angehörenden Tagelieder unterscheiden sich wenig von einer Anzahl namenlos überlieferter, die sich in dem sogenannten Liederbuche der Klara Hätzlerin, einer Augsburger Nonne, finden, einem Liederbuche, dessen sehr weltlicher und sinnlicher Inhalt wenig zum beschaulichen Leben einer Nonne paßt. Doch sind diese namenlosen in der Form meist einfach und dem

Volksliede näher stehend. Folgendes ist eins der formell künstlichsten [101]); der Wächter hebt an:

„Ich sah', der Tag den Hag
Durchleuchtet, feuchtet Blumen all und Gras.
Naß ist ihr Obedach,"
Sprach der die Mauern soll beschauen:
„Niemand verlauern soll im traulichen Gemach."

Die Anlage dieser Lieder zeigt denselben Wechsel, den wir bei den ritterlichen auch bemerkten. Die einfachste Art, die wir schon bei den Provenzalen kennen lernten, ist die, daß die Liebenden über das Scheiden klagen und nur des Wächters Ruf erwähnt, aber nicht vorgeführt wird. Sehr einfach und schön in der Weise des Volksliedes gehalten ist das zweite:

O bleibe, trautes Herz, noch still,
Denn es ist noch nicht Morgen.
Der Wächter uns betrügen will,
Der Mond hat sich verborgen.
Man sieht ja noch der Sterne Glast (Glanz)
Her durch die Wolken dringen.
Halt eine Weil bei mir noch Rast
Und laß den Wächter singen."

„Mein Hort, hab Dank der lieben Mähr!
Kann ich bei dir noch bleiben,
So will ich klagen nimmermehr,
Denn Wonn ist hier mein eigen,
Die uns die kurze Stunde mag
Erfreun, die uns gemessen."
Sie sprach: „es naht noch nicht der Tag:
Das Leid sei all vergessen."

Ich schloß sie an das Herze mein;
Das wollte mir zerspringen.
Sie sprach: „Laß dir befohlen sein
Mein' Ehr' ob allen Dingen.

[101]) Ausgabe von Haltaus Nr. 1.

Schließ mich in deine Arme blank,
Und ruh du in den meinen."
Da tönte schon des Wächters Sang:
„Ich seh' den Tag erscheinen!"

Aehnlich angelegt ist ein anderes (Nr. 4), dessen Schluß, nachdem der Liebende geschieden, wiederum an die Lyrik des Volkes mahnt:

Es sang eine Nachtigall wilde
Beim Sonnenschein im grünen Hag;
Das hört' ein Frauenbilde,
In stillem Kummer da sie lag.

Meist aber beginnt auch hier der Wächter mit seinem Liede; so in dem folgenden (Nr. 25), dessen erste beide Verse den Dichter nach Art des Volksliedes hervortreten, dann aber gleich verschwinden lassen:

Ich hört' den Wächter klagen,
Mit lauter Stimm' er rief:
„Mich dünkt, es wolle tagen;
Mein Herz erseufzet tief.
Denn mich muß sehr erbarmen,
Wenn Liebende nun ruhn
An wonniglichen Armen
Und wollen dran erwarmen:
Die müssen scheiden nun."

Solcher Strophen umfaßt das Lied des Wächters fünf; in den zehn übrigen wird das Scheiden mit den gewöhnlichen Farben, zwischen Drama und Erzählung wechselnd, geschildert.

Noch mehr ans Volkslied auch in der sehr einfachen Form klingt ein anderes (Nr. 19), das ebenfalls mit dem Wächterrufe anhebt:

Wohl auf, wohl auf, es ist nun Zeit,
Sang uns der Wächter vor dem Tage;
Wer heimlich ruht in Seligkeit,
Der hör' und merke was ich sage:
Die Vöglein singen in dem Hage.

Einmal aber sind dem Wächter nur wenige Worte in den Mund gelegt und an sie ein sinniger Gegensatz geknüpft (Nr. 6):

Aus gutem Muth der Wächter sang:
„Du finstre Nacht, so kalt und lang,
Wann willst du hinfort weichen?“
Da dacht' ein Frauw bei dem Ruf:
„Wir wünschen nicht das gleiche.

Denn was so sehr begehrt dein Herz,
Das macht dem meinen tiefen Schmerz
Und inniglichen Leiden.
O Gott, durch all die Güte dein,
Ich fürcht es naht dem Scheiden.“

In Leide sich der Knab erhub:
„O Gott, wie weh das Scheiden thut;
Doch muß es ja geschehen.
Der Herre Christ vom Himmelreich
Mög' auf dich niedersehen!“

„Mein Leib, mein Seel und all mein Muth
Nie Freude mehr gewinnen thut,
Willst du so bald mich lassen.“
Sie hielt ihn fest und mit Gewalt,
Ihre Arme ihn umfassen.

Und als er ihre Treu verstand,
Groß Traurigkeit sein Herz empfand:
Nicht konnt' er widerstreben.
„Ich fürcht' um deine Ehre nur,
Nicht um mein eigen Leben.“

Sie sank ihm weinend an die Brust:
„O weh, dahin ist meine Lust,
Dein Scheiden will mich tödten.
Nun suche Rath und Hülfe mir
In meinen Herzensnöthen.“

In den weiteren Strophen sehen wir wie bei mehreren Tageliedern der höfischen Zeit eine vertraute Jungfrau mitrathen und helfen. Auch den Zug der höfischen Lyrik, daß die Frau sich in

ein Gespräch mit dem Wächter einläßt, finden wir wieder (Nr. 8): der Wächter beginnt, die Frau erwacht und fragt, ob er nicht bloß im Traume gesungen, aber er bestätigt die Wahrheit. Mit Klagen wie immer endet das Lied. Aehnlich ein anderes längeres (Nr. 3), in welchem nach dem Scheiden „ihr rother Mund gab ihm den Segen; damit schied der Held von dannen;" die zurückgebliebene Frau erhebt noch in einer Strophe sehnsüchtige Klage. Wieder ein anderes (Nr. 22) beginnt mit einer kurzen Aufforderung der vertrauten Jungfrau an den Wächter, den Tag zu melden; und gleich darauf beginnt sein warnender Ruf, worauf die Jungfrau:

Ach Wächter, du sollst schweigen
Und melde nicht des Tages Schein:
Laß deinen Ruf nur bleiben,
Er kränkt die Fraue mein.

Aber er muß wiederholen, daß der Tag gekommen, und nun geht sie an die Thür und meldet den Morgen. Allein die liebende Herrin schenkt ihr keinen Glauben, die Nacht sei noch nicht zur Hälfte hin, und heißt sie wieder auf die Warte gehen.

Auch der Liebende beginnt mit dem Wächter ein Gespräch und weckt die Geliebte (Nr. 14). Das schwere Scheiden nöthigt den Wächter noch einmal, ja zweimal seinen Ruf dringender zu wiederholen (Nr. 23):

Wohl auf, wohl auf, du werther Gast,
Die Falken auf die Stangen
Sich schwingen nach des Tages Glast,
Danach steht ihr Verlangen.

Aber als die Frau ihm erwidert, es könne noch nicht Morgen sein, da bekennt er, er habe sich durch eine Wolke täuschen lassen und es sei wohl noch eine Stunde bis zum Tage. Doch der Morgen kommt wirklich, der Thau fällt auf den Anger, die Vöglein singen, und der Wächter muß, wie ungern er es thut, auf's neue warnen, und nun scheiden die Liebenden mit wechselnder Klage. Aehnlich in zwei andern (Nr. 12. 14).

Wie die höfischen Dichter die Situation zu erweitern und mannichfacher zu machen suchten, so auch diese volksthümlichen Sänger. Ein Fräulein (Nr. 11) klagt dem Wächter ihr Liebesweh und verheißt ihm Lohn; er sagt es seinem Genossen, der mit ihm die Wache hat, und nachdem sie sich berathen, sind sie entschlossen ihr behülflich zu sein. Der Liebende, der sich im nahen Busch verborgen hält, wird eingelassen und am Morgen scheidet er, durch des Wächters Horn geweckt. An Länge und Anlage diesem gleich ist ein zweites (Nr. 27), das nicht weniger als 31 Strophen von je 12 Zeilen zählt. Auch den Zug finden wir wieder, daß der liebende Knabe sich an den Wächter wendet und seine Hülfe erbittet (Nr. 15); aber die Geliebte schläft, auch des Wächters Lied vermag sie nicht zu wecken; erst als ihr Buhle selbst singt, da erwacht sie und läßt ihn ein.

Ein sehr einfaches (Nr. 9) hebt erzählend an, ähnlich wie das höfische Gunthers von dem Forste. „Es warb ein Ritter freudenreich um eine Fraue minniglich." Die alte aus dem romanischen Einflusse zu erklärende Form des mit „Tag" schließenden Refräns klingt auch hier noch an, indem in der Schlußzeile von fünf Strophen das Wort „Tag" oder „tagen" steht. Ein paarmal tritt der Dichter erzählend auf und berichtet von dem ihm widerfahrenen Glücke; so in folgendem (Nr. 17):

Mich hielt mein Lieb umfangen
Mit Armen blank und weiß,
Zu stillen mein Verlangen:
Da kam der Tag so leis
Durch Wolken her gedrungen:
Mir bracht er tiefe Pein.
Wie süß die Vögel sungen,
Mich trübt des Tages Schein.

Der Wächter kommt hier nicht vor; das Lied wechselt zwischen erzählender und dramatischer Form. In dem zweiten (Nr. 18) wird weiter ausgeholt: der Dichter beginnt mit dem Empfang am Abend, am Morgen weckt der Wächter, den der Liebende verflucht, die

Stundenglocke verkündet das Verrinnen der Zeit und er muß endlich scheiden.

Wie wir unter den höfischen Tageliedern deutscher und romanischer Dichter einige finden, die nur uneigentlich so genannt werden konnten, so auch unter diesen: das erste (Nr. 10) enthält ein Gespräch zwischen dem trauernden Liebenden und dem Wächter. Befragt, warum er traurig sei, antwortet er:

Ach Wächter, mir erblühte
Eine Lilie hier und weiß,
An der lag all mein Fleiß:
Die ist in Lenzesblüthe
Benommen mir; drum trauert mein Gemüthe.

Der Wächter sucht zu trösten: es gebe viele Blumen, er solle sich eine suchen, die ihn erhöre. Aber davon will sein treues Herz nichts wissen; nach wechselndem Gespräche geht er:

Gut Wächter, ich muß scheiden,
Ich seh' des Tages Schein.
Die liebste Fraue mein
Kann niemand mir verleiden."
Er sprach: „Fahr hin; Glück gebe Gott uns beiden."

Noch weniger kann man das folgende (Nr. 5) ein Tagelied nennen, in welchem der Liebende klagt:

Wenn ich den lichten Tag ansehe,
So ist mein Herz in großem Weh,
Daß ich dich, Frau, muß meiden.
Ach Sehnen bringt mir bittern Schmerz,
Und hat verwundet tief mein Herz:
Drum hab ich heimlich Leiden.

Hier ist der Name „Tageweise" wohl nur fehlerhaft den ersten Versen entnommen; das Ganze aber ein Liebeslied wie andere. Aehnlich verhält es sich mit einem zweiten (Nr. 7), welches anfängt: „Mein einzig Heil, es naht der Tag." Doch wollen wir uns erinnern, daß schon die Provenzalen ein beim anbrechenden Morgen gedichtetes Liebeslied der Sehnsucht Alba nannten.

Eins führt die Aufschrift „Tagehorn“ (Nr. 24); es beginnt:

Wohl hin zu dir! ein gute Nacht
Die wünsch ich dir, du reine.
Von allem, was da lebt und wacht,
Liebt dich mein Herz alleine.
Die schattige Nacht bedeckt nun sacht
Mit Dunkelblau den Himmel.

Die Situation ist ganz wie bei Guiraut Riquier und Hugo de la Bacalaria: der Liebende gedenkt in stiller Nacht der Geliebten. Als er entschlummert, erscheint ihr Bild ihm im Traume. Unter dem Titel „Tagehorn“ hat der Mönch von Salzburg (um 1400) ein wirkliches Tagelied [102]) in sehr künstlicher Form, an dem aber auch außer der Form nichts hervorzuheben ist.

Unter den mitgetheilten sind einige, die man grabezu Volkslieder zu nennen berechtigt wäre. Auch nach dem 15. Jahrhundert sehen wir das Tagelied im Munde des Volkes fortleben, natürlich nicht ohne manichfache Veränderung, aber zum Theil in einer Zartheit, wie sie die besten höfischen Lieder dieser Art kaum erreichen. Es leuchtet von vornherein ein, daß, je einfacher hier Ausdruck und Form, um so größer die poetische Wirkung sein wird. Denn die nächsten Gefühle der Menschenbrust, wie den Schmerz des Scheidens, in kunstreiche Form zu kleiden widerstrebt dichterischem Sinne, und das Volkslied, das immer naturwahr ist, hat daher mit richtigem Takte die überkünstelten Formen der Minnesänger und späteren Meistersänger wieder auf ihre ursprüngliche Einfachheit zurückgeführt.

Die älteste Weise ist auch hier wohl die, daß die Liebenden ohne eine Mittelsperson verkehren. In dem einen ist der Mann geneigt, sie treulos zu verlassen: die Klage hebt mit einem hübschen anderwärts wiederkehrenden Bilde an [103]):

---

[102]) Fundgruben von Hoffmann 1, 882.
[103]) Uhland, Volkslieder Nr. 77.

Es ist nicht Tag, es taget schier,
Der Tag der ist mit Freuden hier.
Hätt' ich den Tag in meinem Schrein,
Er müßte mein Gefangner sein.

„Ich will nicht dein Gefangner sein,
Ich fahr dahin, laß dich allein."
Fährst du dahin und läßt mich hier,
Wer bleibet dann zum Troste mir?

Noch zarter ist ein anderes (Nr. 83), wo der Liebende unter dem Bilde eines an's Fenster klopfenden Vögleins dargestellt ist:

Es fliegt ein klein Waldvöglein
Vor Liebchens Fensterlein,
Es klopfet dran so leise
Mit goldnem Schnäbelein.
„Steh auf, Herzlieb, und laß mich ein,
Ich bin so lang geflogen
Wohl um den Willen dein."

„Bist du so lang geflogen
Wohl um den Willen mein,
Komm heut um halbe Mitternacht,
So laß ich dich herein.
Ich will dich decken also warm,
Ich will dich freundlich schließen
An meinen weißen Arm."

Meist aber ist der Wächter in's Vertrauen gezogen: so in einem alten niederdeutschen, das noch in's Mittelalter zurückreicht (Nr. 79).

Der Morgenstern ist schon emporgedrungen,
Schön haben uns die Waldvöglein gesungen
Wohl über Berg und tiefes Thal:
Von Freuden singet uns die liebe Nachtigall.

Wie laut doch sang der Wächter an der Zinne:
„Nun wecke, Frau, weck auf dein Hausgesinde.
Weck auf, denn es ist an der Zeit,
Wahr deiner Ehr' und deinem Liebsten seinen Leib."

Jung war der Knabe, es küßt den Gruß ihn süße,
Das Mägdlein weckt ihn auf mit sanftem Grüßen.
Sie küßt ihn an den rothen Mund
Viel tausendmal aus treuer Lieb' im Herzensgrund.

„Steh auf, mein Lieb! ich seh' den lichten Morgen.
Wohl blieb' ich länger noch bei dir verborgen.
Nun kann es wider doch nicht sein:
Dort wehet her der helle lichte Morgenschein."

„O mein mein Lieb, dich hat dein Sinn betrogen:
Nicht ists der Tag, es kommt der Mond gezogen,
Nicht ists der Tag, auf meinen Eid!
Von dir zu scheiden bringt mir tiefes Herzeleid."

Das Mägdelein war jung, von klugen Sinnen.
Sie dachte: „Wie bring ich den Knaben hinnen?"
Sie ließ ihn nieder an dem Seil.
„Fahr hin und gebe Gott dir immer Glück und Heil!

Nun fahr dahin, und daß dich Gott behüte!
Mein Lieb, dein Scheiden trübt mir das Gemüthe.
Du hast mir Herz und Sinn benommen:
O weh, wann willst du wieder zu mir Armer kommen?"

„Hab ich das Herz dir und den Sinn benommen,
Gehab dich wohl, bald werd ich wiederkommen.
Gehab dich wohl, Herzliebste mein!
Mich scheidet nichts von dir; auf ewig bin ich dein."

In dem darauf folgenden bei Uhland (Nr. 80) beginnt der Wächter, die Liebenden nehmen Abschied und er gibt ihr beim Scheiden ein goldnes Ringlein: in der Schlußstrophe tritt die Nachtigall an Stelle des Wächters:

Frau Nachtigall sang überall
Wie sie schon immer hat gethan:
Da spürte man des Tages Schein.
„Wo nun zwei Lieb zusammen sein,
Die scheiden bald:
Der Tag scheint durch den grünen Wald."

In einem andern (Nr. 78) verheißt die Frau dem warnenden Wächter ein Ringlein, wenn er schweige; aber er muß seine Pflicht thun, sonst geht es dem Jüngling an's Leben. Dieser scheidet und besteigt sein Roß. Die Liebende aber ruft aus:

Wär nur des Tages Schlüssel mein,
Ich würf ihn in die Mosel hinein
Oder von der Mosel in den Rhein,
Sollt' er auch nimmer gefunden sein.

Mit einer Schilderung des anbrechenden Morgens beginnt eine Tageweise des Frankfurter Liederbuches [104]); in der zweiten Strophe singt der Wächter, dem Scheidenden blickt das Fräulein nach:

Behüt dich Gott, mein schönes Lieb,
Wo du gehst und stehst, da scheine hell der Morgen.

Am Schlusse bezeichnet sich als der, der diese Tageweise gemacht, ein Bergknappe, denn so sind wohl die Worte „In Schwarz will er sich kleiden" hier zu verstehen. Bergknappen geben sich auch als Dichter eines andern Tageliedes (Nr. 41), welches beginnt: „Es taget hell im Osten, der Mond scheint überall"; am Schlusse heißt es:

Wer ist's, der uns dies Liedlein sang,
Auf's neu gesungen hat?
Das haben zwei Berggesellen
In Annaberg der Stadt.

Wie in mehreren des Liederbuches der Hätzlerin führt sich der Dichter auch im Anfang ein [105]): „Ich hört ein Fräulein klagen." Das Wächterlied macht ihrem Glücke ein Ende, sie muß den Liebsten wecken und er scheidet mit den ähnlich in andern Volksliedern wiederkehrenden Worten:

---

[104]) Ambraser Liederbuch von Bergmann Nr. 179.
[105]) Uhland Nr. 87. Frankfurter Liederbuch Nr. 81.

Ach Scheiden, immer Scheiden,
Und wer hat dich erdacht?
Du hast mein junges Herze
Aus Freud' in Trauer bracht.
Du hast mein junges Herze
Aus Freuden bracht in Schmerzen:
Ade! ich fahr dahin.

Die Erweiterung der Situation finden wir auch hier: der Wächter singt in der ersten Strophe [106]) nicht ein Morgen-, sondern ein Abendlied beim Sonnenuntergang:

Die Sonne ist verblichen,
Die Sterne ziehn ihren Gang,
Die Nacht die kommt geschlichen
Mit Nachtigallensang.

Ein Liebender nähert sich ihm und bittet ihm Einlaß zu gewähren. Des Wächters Morgenlied mahnt die Glücklichen zum Scheiden: der Wächter auf der Zinne fieng an ein Lied zu singen, ein schöne Tageweis. In einem andern [107]) bittet der Knabe um Erhörung seiner Liebe und findet sie; das Lied schließt mit der Wächterstrophe, mit der sonst andre anheben:

Ist jemand hier verborgen,
Der gehe fort bei Zeit,
Daß ihn hier niemand finde
Wohl bei dem schönen Weib.
Ich seh' den Morgen dringen
Wohl über Berg und Thal.
Im Wald die Vöglein singen —
Du schönes Lieb! —
Dazu Frau Nachtigall.

Die Worte „du schönes Lieb" bilden den in jeder Strophe etwas veränderten Refrän. Diesem sehr ähnlich ist eine Tageweise

106) Frankfurter Liederbuch Nr. 56.
107) Uhland Nr. 31.

des Frankfurter Liederbuches (Nr. 202), die damit endet, daß der Liebende von seiner schönen Frauen ein Lied dichtet. Auch eine niederländische [108]) hat dieselbe Anlage: hier scheidet der Jüngling mit den Worten:

Ade, du allerliebste,
Ade, schön Blümelein.
Ade, du holde Rose!
Es muß geschieden sein.
Bis daß ich wiederkomme
Bist du die Liebste mein.
Das Herz in meinem Leibe
Gehört für immer dein.

Eine eigenthümliche Anlage zeigt ein deutsches [109]), wo der Liebende dem Mädchen Lilienblätter in's Fenster wirft und sie bittet ihn einzulassen; aber sie ruht schon in Liebchens Armen und er kann nur klagen, daß er nicht der glückliche ist.

Auch eine Probe des uneigentlich so genannten Tageliedes finden wir bei Uhland (Nr. 86), wo beim Scheine des Mondes, der manchen zum verheißenen Stelldichein ruft, der von der Geliebten getrennte Jüngling ein Lied „zu guter Nacht" singt.

Mehrere Volkslieder, die durchaus zur Klasse der Tagelieder gehören, haben vollständig epischen Inhalt, wie auch die ältesten Tagelieder uns epische Einkleidung zeigen und, wenn das Tagelied aus der Volkspoesie entsprang, diese ohne Zweifel die ursprüngliche ist. Ein niederländisches [110]) „Briesken" beginnt mit der Wächterstrophe. Der Liebende wird in Frauenkleider gesteckt und entkommt unter dem Vorwande, er müsse vor der Burg waschen, aus der Pforte. Draußen steht sein Grauroß unter der Linde, auf der die Nachtigall singt; er reitet fröhlich von dannen. Da trifft er den Burgherrn, der die Kleider erkennt, ihn zum Kampfe fordert und

---

[108]) Weimar. Jahrbuch 1, 112. Uhland Nr. 82.
[109]) Uhland Nr. 85.
[110]) Uhland Nr. 129.

tödtet. Nun reitet der Ritter vor das Thor seiner Burg, klopft an und sagt, Briseken sei hoher. Die Frau öffnet, er fragt sie, wo sie ihre gewöhnlichen Kleider habe, und berichtet was geschehen sei.

Und hat der Friese verloren den Leib,
So bin ich ein elendig Weib
Und mit ihm will ich sterben.
Ich bitte Marien, die Jungfrau rein,
Mit ihm den Himmel zu erben.

Der tragische Ton, der hier in's Tagelied hineinklingt und der auf das herbe Scheiden der Liebenden ein noch herberes Schicksal folgen läßt, kehrt im Volksliede mehrfach wieder. Der Liebende weckt die Geliebte mit Gesange (Nr. 76): sie heißt ihn am Abend wiederkommen, und er kommt, aber er ist zum Tode verwundet; sie reißt den Umhang herab, um ihm die Wunde zu verbinden. Da zieht er von der Hand ein goldnes Ringlein; aber sie spricht:

„Was soll das rothe Gold mir,
Wenn ichs nicht tragen soll
Vor Rittern und vor Knechten?
Mein Herz ist Trauerns voll."

Er nahm das rothe Ringlein,
Warf's in des Meeres Grund:
„So wenig du wirst gefunden,
So wenig werd ich gesund."

Was zog sie aus der Scheide?
Ein Messer von Gold so roth;
Sie stach es durch ihr Herze,
That sich aus Liebe den Tod.

Nun fließe, Blut, nun fließe
Wohl in des Meeres Grund!
Es lacht nun nimmer wieder
Ihr rosenfarber Mund.

Gott wollte sich erbarmen
In solches großen Noth,
Er rief die zwei zum Leben
Und machte sie vom Tod.

Der uns die Tageweise
Von neuem hat gemacht,
Das hat gethan ein Ritter
Zu tausend guter Nacht.

Ob die Wiedererweckung vom Tode das ursprüngliche sei, möchte ich bezweifeln; sie ist vielmehr wohl ein Zusatz des Umdichters. Den Tod des Jünglings kennt auch ein anderes Lied (Nr. 95), wo die Jungfrau den Geliebten mit ihren Händen begräbt und dann in's Kloster geht. Die tragische Geschichte von Pyramus und Thisbe, aber ohne Namen zu nennen, ist ebenfalls als Tageweise behandelt: beide sind in eine Königstochter und einen Grafen verwandelt [111]). Wir würden sie kaum hierher ziehen, wenn sich das Lied nicht ausdrücklich als Tageweise bezeichnete. [112]) Viel älter als dieses dem 16. Jahrhundert angehörende ist das Lied von Kerenstein, das in der Handschrift ebenfalls Tageweise genannt wird. [113]) Auch spielt der Wächter darin eine Rolle, aber im übrigen weicht die Anlage von den Wächterliedern wesentlich ab. Ein Bote wird vom Ritter an die Jungfrau gesendet und der Ritter von ihr am Abend unter die Burglinde beschieden. Er muß am Morgen scheiden, verheißt aber baldige Wiederkehr. Inzwischen hat der Wächter bemerkt, daß das Burgthor auf ist; der Herr von Kerenstein ahnt was geschehen und droht dem Wächter, wenn er bestochen sei, mit dem Tode. Der Wächter betheuert seine Unschuld:

Ist meine schöne Jungfrau
Mit einem andern hin,

---

111) Frankfurter Liederbuch Nr. 258.
112) Vers 2 und 128.
113) Uhland Nr. 89.

Das war ihr beider Wille;
Sie waren einander lieb.
Der Wächter an der Zinne
Der sang so wohl ein Tagelied.

Trauriger endet das Lied „Abendgang" (Nr. 90). Ritter und Jungfrau können nicht zusammenkommen; da macht sie einen Abendgang und vertraut dem Wächter, daß sie den Ritter beim Brunnen treffen wolle; wenn sie entschlafe, solle er sie mit einem Liede wecken. Sie kommt zu der Linde am Brunnen, auf der die Nachtigall singt und harrt dort:

Was singest du, Frau Nachtigall,
Du klein Waldvögelein?
Gott woll' ihn mir behüten,
Den Herzliebsten mein.

Ein Zwerg, der sie bemerkt, entführt sie in die Höhle seiner Mutter; aber diese sendet ihn eilig mit ihr zurück und beschuldigt ihn, daß drei Menschen vor Tagesanbruch sterben müssen, habe er zu verantworten. Als sie wieder zum Brunnen kam, da lag der Ritter erschlagen; sie zieht sein Schwert und stürzt sich hinein.

Und als es morgens tagte,
Der Wächter hub und sang:
Mir ward in meinem Leben
Noch keine Nacht so lang,
Als diese Nacht mir hat gethan.
O reicher Christ von Himmel,
Wie soll es mir ergahn?

Das hört die Königin und macht ihren Gemahl aufmersam; die Burg wird durchsucht, aber die Tochter nicht gefunden.

Sie ließen den Wächter fahen,
Sie legten ihn auf den Tisch.
In Stücke that man ihn schneiden
Wie einen Salmenfisch.
Und warum thaten sie das?
Daß sich ein andrer Wächter
Soll hüten desto baß.

Es bleibt noch übrig von den Umdichtungen zu reden, die das deutsche Tagelied ähnlich wie das provenzalische erfahren. Wir sahen, daß das ritterliche Tagelied schon im 13. Jahrhundert zu manchen spottenden Bemerkungen Anlaß gab. So konnte es nicht ausbleiben, daß es wirklich parodirt wurde und zwar am frühesten von dem Dichter, dessen Tadel wir oben mittheilten, von Steinmar, der statt des Ritters und der Edelfrau einen Knecht und eine Dirne wählt.[114])

Ein Knecht der lag verborgen,
Bei einer Dirn er schlief.
Bis an dem lichten Morgen
Gar laut der Hirte rief:
Wohl auf! laß aus die Heerd!
Darob erschrak die Dirne
Und ihr Geselle werth.

Und dem entsprechend ist auch die Schilderung im folgenden derber und niedriger.

In einem Gedichte des Liedersaales (3, 305) fragt der Dichter eine Jungfrau, ob nur ein Ritter Frauen um Minne bitten dürfe oder auch ein edler Knecht? Er habe oft in Tageliedern singen hören, wie ein Ritter des Morgens von seiner Fraue geschieden; von einem Knechte aber habe er dergleichen nicht vernommen. Die Jungfrau antwortet, es komme nicht auf die Sporen, sondern auf edles Thun an, und erzählt als Beleg eine Geschichte von einem Knappen. Hier ist nun keine Parodie beabsichtigt; aber wer sich mit dem Gedanken beschäftigt, daß auch ein Knappe im Tageliede seine Stelle haben könne, ist nicht mehr weit von dem Standpunkte, den wir jüngere Dichter, den wir schon Steinmar einnehmen sehen. Eine beißende Bemerkung macht der Teichner in dem Gedichte von der Magenfreude:[115]) ihr Herren, merkt eben: es ist

---

[114]) Liederdichter 76, 100.

[115]) Karajan, Anmerkung 291a.

gar eine harte Zeit, wo Leb bei Liebe liegt und haben Morgens nichts zu essen. Da sprach die minniglîche: wes du leidest Ungemach, des mag dich mein rother Mund wohl ergötzen alle Stunde. Da sprach ich: bei dem Ergötzen muß ich alles versetzen. Heinrich Wittenweiler [116]) schildert den Morgen nach der Hochzeit eines Bauern und einer Bäuerin und führt dabei ein Bruchstück eines ohne Zweifel älteren Tageliedes an:

Als nun der lichte Tag anbrach,
Der Wächter an der Zinne sprach:
Wer ruht beim Leb in Seligkeit,
Der mach sich auf, denn es ist Zeit,
Die Sonne hat den Morgenstreich
Mit Kräften überwunden.
Der Mond entweicht, ich weiß nicht war, [117])
Die Sterne sind verblichen gar,
Die Nacht der Still' ist worden bar,
Das spür ich an den Stunden.
Et cetera, das sang er gar.

Der Wächter an der Zinne kann im Bauernhause natürlich nur Ironie sein. In der Rede von der Grâserin [118]) schildert der in die Grâserin verliebte, wie er den Winter mit ihr verleist:

So vertreib ich den Winter lang
Und acht nicht auf des Wächters Sang,
Wie die die pflegen hoher Minne.
Die wenden alle ihre Sinne,
Wenn der Wächter ruft den Tag,
Wie sie verborgen durch den Hag
Kommen in dem Dunkel hin.
Der Sorgen ich entladen bin,
Ich schlaf ohn alles Sorgen,
Denn mich weckt am Morgen

116) Ring, ed. Bechstein S. 189, 29.
117) war, wohin.
118) Altdeutsche Gedichte von Keller 9, 5.

Des Wirthes Schwein in dem Mist,
Wenn es an meiner Zeit ist,
Dann grunzt es gen dem Tage.

Auch in den geistlichen Schauspielen finden wir nicht selten das Tagelied verspottet. So sagt in einem der Knecht des Salbenhändlers: „Mein Liebster, es ist nah am Tage, ein Esel sollt einen Sack tragen: hier ist nirgend keiner mehr“: an einer Stelle, wohin die deutliche Beziehung auf das Tagelied nicht sonderlich paßt [119]). In dem Redentiner Spiel (1464) singt der Wächter am Grabe Christi den Anfang eines niederdeutschen Morgenliedes [120]).

Wake, ridder köne!
tuschen Hiddensé und Möne
där sé it wol twé,
de vlöten an der wilden sé
an ênem korve, dunket mi.
ridder gemeit, nu ware di.

Und an einer andern Stelle desselben Spieles singt der Wächter nochmals: [121])

Wacht, Ritter, es ist balde Tag,
Den Morgenstern ich sehen mag.
Es thauet in der Aue sehr.
Nun, Ritter, schlaf nicht länger mehr.
Wo ein Ritter läge warm
An der Herzgeliebten Arm,
So könnt ich nicht darüber klagen,
Wenn sie im Neste länger lagen,
Denn es wäre Morgen.
Nun liegt ihr ohne Sorgen:
Steht auf! schön ist der Morgen.

---

119) Mone, altteutsche Schauspiele S. 130.
120) Mone, Schauspiele des Mittelalters 2, 40, 205.
121) Ebenda 2, 60, 758.

Die Ironie tritt deutlich in den folgenden Zeilen zu Tage: „Wollt ihr den ganzen Tag schlafen? Die Sonne mag euch auf den Pelz scheinen! Unsere Bürgermädchen haben schon gefüttert ihre Schweine. Ich darf euch nicht mit dem Horne pfeifen: man muß wohl nach dem Glockenschwengel greifen."

Auch außer diesen spottenden Beziehungen fehlt es nicht an wirklichen Parodien, wie schon Steinmar sie versuchte. Das „Kühhorn" des Mönchs von Salzburg [122]) schildert das Zusammensein von Knecht und Dirne:

Die kriegen Zorn,
Wenn man sie wecket mit dem Horn
Und erschrecket in dem Haus,
Wenn der Hirte schreit:
Ho: treib aus, hoho! es ist Zeit!
Sie erwachet nach der Müh:
Unbesachet [123]) sind die Küh.

Sie: Ich muß hin, mein Trautgesell;
Ich habe hier zu lang gesäumt bei dir.

Er: Trautgespiel, nein, nicht so schnell,
Geh's wie es wolle, scheide du von mir.

Sie: Die Kühe sind noch ungemolken,
Drum will ich fort von hier:
Blieb ich zurück, bei all dem Volke
Wärs eine Schande mir.

Er: Herzenstrost, ich merke schon,
Daß du mir bist ein ungetreues Weib.

Sie: Ich verlöre Dienst und Lohn:
Drum wisse Gott, daß ich nicht länger bleib'.
Gehab dich wohl, ich komm zurücke
Sobald ich irgend kann:
Dann freun wir uns an unserm Glücke,
Herzallerliebster Mann.

---

[122]) Fundgruben 1, 888.
[123]) Unbesorgt.

Auch Oswald von Wolkenstein, der, wie wir sahen, wirkliche Tagelieder dichtete, hat daneben eine Art Parodie (Nr. 39): die faule Magd wird von ihrer Frau geweckt und spricht:

Frau, ich mag
Nicht; noch ist es fern dem Tag.
Nun wohl, wann soll ich voll
Schlafen mir genug?

Sie hat den Knaz bei sich „aus dem edlen Zillersthal" und kann sich von ihm nicht trennen.

In dem uneigentlich so genannten Tageliede schon der Provenzalen fanden wir die Situation, daß der Liebende sehnend den Morgen erwartet. Dies ist parodiert in einem Volksliede [124]), wo eine Frau an der Seite des ungeliebten alten Mannes den Morgen heransehnt:

Ei ist es Tag oder will es balde tagen?
Oder will die lange Nacht
Nimmermehr ein Ende haben?

Endlich sei erlaubt eine humoristische Parodie anzuführen, die den Titel führt „eine Tageweise von Läusen" [125]), in welcher der schlafende den Wächter anruft und fragt, ob es nicht bald Tag sei:

Ach Wächter, mein Geselle,
Wann ist es wieder Tag,
Daß ich den Läusen entrinne,
Sodald ich irgend mag?

Größere Bedeutung als diese humoristischen Parodien haben die geistlichen Umdichtungen, denen wir schon bei den Provenzalen um 1200 begegneten. Den frühesten Versuch in der deutschen Poesie finde ich bei Reinmar von Zweter, der in einer Strophe die Auferstehung Christi besingt: [126])

[124]) Uhland Nr. 84.
[125]) Hätzlerin 21.
[126]) Minnesinger 2, 217 a, 223.

Wache, Christ, es will nun tagen:
Zweimal hat der Hahn gekräht, ich wills euch wahrlich sagen.
Es nahet schon dem Morgen, daß der Herr will rächen all sein Leid.

Nur hat der Dichter nicht, was sonst üblich, die Melodie eines weltlichen Tageliedes untergelegt, sondern nur die Idee benutzt und in seiner für allen möglichen Inhalt verwendeten Strophenform verarbeitet.

Aber auch eine wirkliche geistliche Tageweise noch aus dem 13. Jahrhundert hat sich erhalten [127]), deren erste Strophen also lauten:

Heilger Wächter, nun erwecke
Der Welt Minner überall,
Eh daß sie der Tag erschrecke,
Der durch die Fenster in den Saal
Mit gemeinem Tode bricht
Und ihnen ins Auge blicket.
Der Welt Minner, säumt euch nicht,
Zum Scheiden euch anschicket!

Laßt euch nicht ihr Minnen dauern,
Innen giftig ist die Braut:
Ihre Süße wird zum Sauern;
Ward sie einem Mann vertraut,
Sie vergalt es ihm mit Schaden.
Drum meide sie, Geselle;
Dem Leibe lohnet sie mit Maden,
Der Seele mit der Hölle.

Im vierzehnten Jahrhundert werden die Belege wirklich gesungener geistlicher Tageweisen häufiger. Die Limburger Chronik berichtet zum Jahre 1356 [128]): In dieser Zeit sang man das Tagelied von der heiligen Passion, und war neu und machte es ein Ritter. Der Anfang wird mitgetheilt:

---

127) Minnesinger 3, 428 b.
128) Roffel, S. 82.

O starker Gott, all unsre Noth
Befehlen wir in dein Gebot.
Laß uns den Tag mit Gnaden überscheinen.

Aber diese Verse enthalten auch alles, was den Namen Tageweise rechtfertigte. Im Uebrigen ist es ein Bußlied, wie die ernste Stimmung der damaligen Zeit mehrere hervorbrachte. Als Verfasser wird hier ein Ritter bezeichnet; eine andere Quelle nennt bestimmter den Grafen Peter von Arberg[129], dem ein in derselben Strophenform gedichtetes weltliches Tagelied beigelegt wird[130]. Dieser Graf hat auch eine zweite geistliche Tageweise verfaßt[131], die ebenfalls ein Bußlied ist:

Ich Wächter sollte wecken
Den Sünder, der da schlummert sehr,
Auf daß er müßt erschrecken
Aus seiner Sünden Schein.
Es nahet schon dem Morgen,
Daß Gott der hochgelobte Herr
Seufzend begann zu sorgen
Um seines Todes Pein.

Eine Ermahnung also zu wachen, ehe der Tod den sündigen Menschen überrascht, eine offenbare Uebertragung des weltlichen Verhältnisses. Von namhaften Dichtern haben, so viel wir wissen, sonst noch geistliche Tagelieder gedichtet Graf Hugo von Montfort, der auch weltliche verfaßte[132], und Heinrich Laufenberg, Geistlicher zu Freiburg im Breisgau. Das Tagelied Hugo's erinnert nur durch die Anrede des Dichters an den Wächter daran, daß ein Tagelied gemeint ist.

Wächter, mir hat ein Traum geträumt,
Danach hab ich gedacht,

---

129) meine Meisterlieder Nr. 181; vgl. Mones Anzeiger 1, 25.
130) Ebenda Nr. 182.
131) Ebenda Nr. 180 und Anmerkung.
132) Wackernagels Lesebuch (1839) Sp. 949.

Wie ich mit Dichten mich verſäumt:
Das hat die Lieb' gemacht.
Mein Lieb will haben ſüße Wort',
In Reimen ſchön gemeſſen:
Der Maie war ihr höchſter Hort,
Des konnt ſie nie vergeſſen.

Aber der Dichter fühlt Reue über das weltliche Singen: von nun an wolle er nichts weltliches mehr dichten. Heinrich Laufenberg hat am Anfang des 15. Jahrhunderts eine Menge geiſtlicher Lieder, zum Theil nach weltlichen Weiſen, verfaßt. Darunter ein paar Tagelieder; das eine beginnt: [133])

Steh auf und ſehe Jeſum rein
Mit ſeiner Gnad aufdringen.
Er weckt uns alleſammt gemein
In ſeines Vaters Reich allein:
Mit Freud' uns da gelinge.

Schläfſt oder haſt du ihn gehört?
Das ſollſt du ihm verkünden.
Er will dir helfen hier und dort,
Er iſt es, der die Sünde ſtört
Mit ihren argen Flüchen.

Ohne Zweifel iſt hier ein weltliches Tagelied untergelegt: vieles im Ausdruck erinnert beſtimmt daran. Ebenſo bei dem andern [134]):

Steh auf, du Sünder, laß die Klag'
Und ſei in Gnaden munter.
Die Nacht erleuchtet hell den Tag.
Hör was ich ſag,
Hör Wunder über Wunder!
Richt auf dein Herz und blas dein Horn,

---

133) Hoffmanns Kirchenlied Nr. 222.

134) Mones Anzeiger 1, 46. Wackernagel, Kirchenlied S. 625.

Thu auf die Augen heiter.
Heut Nacht ist dir ein Kind geborn,
Das ohne Zorn
Zum Himmel ist ein Leiter.

Die meisten aber sind uns namenlos überliefert: in zweien, die noch dem 14. Jahrhundert angehören, wird Mariä Verkündigung behandelt. Das eine ist unter dem Namen Regenbogens in meinen Meisterliedern (Nr. 75) gedruckt, rührt aber wohl kaum von ihm her; es beginnt:

Ein edel Fürste Boten sandte,
Da sich sein reiner Muth hinwandte,
Zu einer keuschen Jungfrau klar.
Sanct Gabriel der kam fürwahr
Und sprach also:
„Gott grüß dich, werthe Jungfrau reine, u. s. w.

Die Verkündigung, die Geburt und Christi vollständige Leidensgeschichte wird in 13 langen Strophen (zusammen 234 Zeilen) erzählt. Daß das Ganze ein Tagelied ist, lehrt nicht nur die Ueberschrift, sondern auch der Refrän, der immer lautet:

Wächter, nun lug zum Fenster aus, ob du nicht siehst des Tages Schein;

und nur in der letzten Strophe so verändert ist:

Wächter, nun lug zum Fenster aus. Auf gieng des lichten Tages Schein.

Das Botensenden ist wie in dem oben erwähnten weltlichen Volksliede, die Jungfrau Maria läßt Gott ein, wie ein weltliches Mägdlein den Geliebten, und von diesem Anfang ist der Refrän und die Benennung des Ganzen entnommen. Der Dichter schließt mit Ermahnungen an den Sünder.

Ganz ähnlich im Eingang ist eine dem Mönch von Salzburg beigelegte Tageweise [135]), welche beginnt:

---

[135]) Minnesinger 3, 468 u. Erlösung S. 296.

Marien ward ein Bote gesandt
Vom Himmelreich in kurzer Stund,
Herr Gabriel war er genannt.
Er grüßte sie aus seinem Mund:
„Ave Maria, Königin rein,
Von Gott sollst du gegrüßet sein."
Das war ein seliglicher Fund.

Der Anlaß zur Benennung ist also derselbe; aber auch im weitern Verlaufe ist die Idee des Tageliedes beibehalten, mit der achten Strophe hebt des Wächters Lied in der Christnacht an:

Herr Gott, Herr Gott, was mag das sein?
Zu Jerusalem ein Wächter sang.
Ich sehe lichten klaren Schein
Aus Feuers Röthe sonder Wank.
Es ist, als brenne Bethlehem,
Ich kann den Schein ganz nahe sehn:
Das räth mein Sinn und mein Gedank.

Ein alter Jude fragt ihn, was er sehe; der Wächter berichtet nun von den drei Königen, die das Christkind unter der Leitung des Sternes suchen: auch Herodes vernimmt davon. Es folgt die Anbetung, die Rückkehr der Könige und der bethlehemitische Kindermord, aber das Ganze endet nach 36 Strophen mit einem Et cetera ohne wirklichen Abschluß; was darauf hinzudeuten scheint, daß noch mehr kommen sollten.

Auch ein Weihnachtslied in einer S. Gallener Handschrift [136]) scheint seiner Anlage nach ein Tagelied.

Ein reine Maid verborgen lag
Bis auf den heilgen Weihnachtstag
Zu Bethlehem bei einem Fürsten milde,

denn nachher heißt es:

Der Tag her durch die Wolken brach,
Die Nacht die mußt von hinnen.

[136]) Mone 2, 278.

Als sie den Jüngling nun ansach,
Gar lieblich sie zu ihm da sprach:
Du bist mein Trost, ich deine Dienerinne.

Die gewöhnliche Situation des Tageliedes, die aber hier in sehr sinnlicher und üppiger Weise wie kaum in weltlichen Liedern dieser Gattung ausgemalt wird.

Besonders anziehend ist es, wenn wir im Stande sind, die Umdichtung mit dem Originale zu vergleichen. Der Art ist eins von Lauffenberg: [137])

Weltlich.	Geistlich.
„Es taget in dem Osten, Die Sonn scheint überall: So weiß mein wunderschönes Lieb, Wo es mich führen soll."	Es taget minniglîche Die Sonne gnadenvoll: Jesus vom Himmelreiche Uns wohl behüten soll.
„Wohin soll ich dich führen, Gut Ritter hochgemeit? Ich lieg an Liebes Arme Und bin beschlossen drin ꝛc."	Wohin willst du mich weisen, Jesus, mein Lieb gemeit? Daß ich dein Lob mag preisen Mit ganzer Stätigkeit ꝛc.

Unter seinen Liedern steht auch ein anderes, wahrscheinlich aber älteres [138]), dessen weltliche Fassung vielleicht das oben mitgetheilte Lied „Wie laut so sang der Wächter an der Zinne" war, wiewohl die Strophenform abweicht. Es ist eine Paraphrase der zehn Gebote und beginnt:

Wie laut so sang der Lehrer auf der Zinne:
Wer nun in schweren Sünden liegt,
Der mag sich wohl besinnen,
Daß er bei Zeit zu Gott sich kehr,
Eh ihm der Tod den Weg verwehr:
Das rath ich ihm in Minnen. [139])

---

[137]) Hoffmanns Kirchenlied Nr. 280. Vgl. Mones Anzeiger 4, 455.
[138]) Hoffmann S. 375. Horae belgicae 10, 246. 248.
[139]) Eine andere Umdichtung bei Wackernagel Nr. 798.

Ein anderes beginnt in weltlicher Fassung „Aus hartem Weh klagt sich ein Held", in welchem der Liebende die Vermittelung des Wächters nachsucht, von ihm eingelassen wird, aber durch des Wächters Warnelied geweckt bei Zeiten am Morgen scheidet.[140]) Die erste Strophe lautet in beiden Fassungen:

Weltlich.	Geistlich.
Aus hartem Weh klagt sich ein Held,	Aus hartem Weh klagt Menschengeschlecht,
In strenger Hut verborgen:	Es stand in großen Sorgen:
Ich wünsch ihr Heil, die mir gefällt;	Wann kommt der uns erlösen möcht?
Komm schier, lös mich aus Sorgen.	Wie lang liegt er verborgen?
O weiblich Bild, wie schläfst so lang?	O Herre Gott, sieh an die Noth!
Willst solche Klag' nicht hören?	Zerreiß des Himmels Ringe!
Laß dich erwecken meinen Sang,	Laß wecken dich dein einig Volk
Schick dich zu lieblichem Empfang,	Und laß herab ihn dringen,
Dein Lieb will mich bethören.	Den Trost ob allen Dingen.

In dem geistlichen wird dann wie in den früher erwähnten Gabriels Sendung an Maria berichtet; es schließt mit der Geburt Christi. In derselben Handschrift vom Jahre 1528, die ehemals den Brüdern Brentano gehörte, stehen noch mehrere. Das sehr bekannte Volkslied „Ich stand an einem Morgen" wurde folgendermaßen geistlich gewendet:[141])

Weltlich.	Geistlich.
Ich stand an einem Morgen	Ich stand an einem Morgen
Heimlich an einem Ort:	Heimlich auf einem Ort:
Da hatt ich mich verborgen.	Da hatt ich mich verborgen.
Ich hörte klaglich Wort	Ich hörte klaglich Wort
Von einem Fräulein hübsch und fein,	Von Seel und Leib in großer Pein.
Das stand bei seinem Buhlen:	Die Seele sprach zum Leibe:
Es mußt geschieden sein.	Es muß geschieden sein.

---

[140]) Wackernagel Nr. 181 a und S. 840.

[141]) Uhland Nr. 70. Hoffmann Nr. 224.

„Herzlieb, ich hab vernommen,
Du willst von hinnen schier:
Wann willst du wieder kommen?
Das sollst du sagen mir."
„Merk, feines Lieb, was ich dir sag!
Mein Zukunft thust du fragen,
Weiß weder Stund noch Tag."

„Das hab ich wohl vernommen,"
Der Leib antwortet schier:
„Wann willst du wieder kommen?
Das sollst du sagen mir."
Die Seele sprach aus großer Klag':
„Auf mich sollst du nicht warten
Bis an den jüngsten Tag."

Die nächsten Strophen weichen mehr ab: hier behandelt der geistliche Dichter den Stoff ganz frei. Das beliebte Lied wurde aber noch mehrfach geistlich gewendet;[142]) so die erste Strophe folgendermaßen:

Ich stand an einem Morgen
Heimlich an einem Ort:
Da hatt ich mich verborgen.
Ich hörte kläglich Wort
Von einem jungen stolzen Mann:
Der Tod der kam geschlichen,
Griff ihn gewaltig an.

Das oben erwähnte „Wach auf mein Hort"[143]) dichtete Hermann Vespasius (1571) niederdeutsch um als Gespräch Christi und des Sünders.[144]) Ein anderes geistliches beginnt: „Wach auf mein Hort so schöne" und ist auch Umdichtung,[145]) von Martin von Reutlingen, noch vor der Reformation verfaßt und zu Ehren Marias gewendet.

Weltlich.	Geistlich.
Wach auf, meins Herzens Schöne,	Wach auf, mein Hort so schöne,
Zart allerliebste mein!	Du allerliebste mein:
Ich hör ein süß Getöne	Ueber alle Himmelsthröne
Von kleinen Waldvöglein	Bist du ein Kaiserin.
Die hör ich lieblich singen,	Maria, Jungfrau reine,
Ich mein, ich seh des Tages Schein	Erhör die frommen Diener dein;
Von Orient her dringen.	Du bist ihr Trost alleine.

142) Wackernagel Nr. 675—677,
143) Frankfurter Liederbuch Nr. 252.
144) Wackernagel Nr. 679.
145) Wackernagel Nr. 179, und S. 889.

Eine zweite Umdichtung desselben Liedes rührt von Hans Sachs her [146]) und handelt von dem Worte Gottes.

Wach auf, meins Herzen Schöne,
Du christenliche Schaar,
Und hör das süß Getöne,
Das rein Wort Gottes klar,
Das jetzt so lieblich klinget;
Es leuchtet wie der volle Tag
Durch Gottes Güt' her dringet.

Von einem andern [147]) „Was je die Welt versuchet in Wollust und in Freud" scheint das weltliche Original nicht bekannt zu sein. In der erwähnten Handschrift der Brüder Brentano findet sich mit der Jahreszahl 1527 ein Lied von Sanct Sebastians Leben und Tod, nach dem Tone gedichtet: „O daß ich könnt von Herzen Singen ein Tageweis." Daß das erwähnte Lied ein weltliches Tagelied war, wird wahrscheinlich aus einer vermuthlich damit stimmenden geistlichen Umdichtung in einer Wiener Handschrift des 15. Jahrhunderts [148]), welche beginnt:

Göttlich so will ich singen
Mit Lust ein Tageweis:

wiewohl ich nicht mit Sicherheit sagen kann, daß sie sich decken. Der erwähnte Sebastian ist aber auch in dem Tone „Es wohnet Lieb bei Liebe" gedichtet, und das war eine Tageweise, denn in einer andern Umdichtung [149]), die von den zehn Geboten handelt, wird sie ausdrücklich als solche bezeichnet: Ein hübsch Lied von den zehn Geboten in der Tagweise: „Es wohnet Lieb bei Liebe, das bringt groß Herzeleid"; aber diese Umdichtung hält sich nur an die Melodie, ist nicht zugleich eine geistliche Umgestaltung eines weltlichen Textes.

---

146) Wackernagel Nr. 240.
147) Hoffmann S. 383.
148) Hoffmanns Verzeichniß S. 185.
149) Hoffmanns Kirchenlied S. 222.

Wir sind damit zum Volksliede, zur volksthümlichen Tageweise zurückgekehrt. Indem dieses das ritterliche Tagelied in sich aufnahm, hat die Dichtungsart, die wir betrachten, ihren Kreislauf vollendet; denn auch das ritterliche hatte vom Volksliede seine erste Anregung empfangen, war von ihm ausgegangen: ein Kreislauf, wie ihn die Geschichte nicht selten darbietet. Mit demselben ist aber das Leben des Tageliedes zu Ende; das 16. Jahrhundert, in dem die Traditionen des Mittelalters noch nachklangen, dichtete auch noch Tagelieder, weltliche wie geistliche, in volksthümlichem Style; das jüngere Volkslied hat wohl manche bewahrt, aber kaum neue hinzugedichtet. Zwar singt es noch heut von Scheiden und Meiden der Liebenden, dem uralten Grundton der Lyrik, aber nicht mehr von der besonderen Situation, welche das Wesen des höfischen Tageliedes bildet.

„Wann du zu Nürnberg wärest, so gäb' man dir die wal."

Sprichwörtliche Redensart im XVI. Jahrhundert.

Von

H. A. Barack.

Wer kennt nicht die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten:

„Nürnberger Hand geht durch alle Land"

oder: „Nürnberger Witz und künstliche Hand
Sich Wege sucht durch alle Land."

dann: Nach dem Nürnberger Recht hängt man den Dieb nicht eher als man ihn hat;

des Nürnberger Trichters nicht zu gedenken.

Weniger bekannt dürften die Redensarten sein:

Was geht mich Nürnberg an? habe kein Haus darin;

und: Wäre Nürnberg mein, so wollt' ichs zu Bamberg verzehren.

Ganz aus dem Volksmunde verschwunden ist dagegen die Redensart:

Wann du zu Nürnberg wärest,
So gäb man dir die Wahl.

So steht sie in einem Gedichte „des Weibes Tücke" vom Grafen Gottfried Wernher von Zimmern, um 1514 verfaßt. Aber auch in den Schriften des zu seiner Zeit ungemein populären Thomas Murner erscheint sie zweimal. In seiner „Narrenbeschwörung" heißt es:

„Zu nürenberg ließ man in die wal
Hie ließ man sie den ritten (fehrem) hon.
Ee das man geb den val davon."

und in seiner Schrift „Von dem großen Lutherischen Narren" sagt er:

Wer eine freie wal begert,
Dem gibt man sie zu Nürenberg,
Wie er wil schlecht oder zwerg.

Mit der Redensart scheint nun auch deren Verständniß verschwunden zu sein. Was will sie sagen?

Man erkennt leicht, daß sie bedeuten soll: hier zu Lande verlangen Sitte und Gesetz dieses; in Nürnberg aber ließe man dich deßhalb ungezwungen und dein Wille könnte frei verfügen; oder ungefähr trifft der Sinn überein mit den alten νόμος καὶ χώρα, lex et regio.

Dies zu wissen befriedigt jedoch keineswegs; man will auch den Grund oder die Veranlassung kennen, warum so zu sprechen beliebt wurde. Einen Versuch, diese Frage zu beantworten, hat der gelehrte Nürnberger Waldau in seiner Schrift über Thomas Murner (Nachrichten von Thomas Murner's Leben und Schriften. Nürnberg, 1774. 8.) gemacht. Zur ersten oben angeführten Stelle bemerkt er zwar noch: „Ein Kenner unserer vaterländischen Geschichte wird vielleicht diesen Umstand verstehen, den ich aller angewandten Mühe ohngeachtet nicht deutlich machen kann." Zur andern Stelle fügt er jedoch die Erklärung bei: „Außer Zweifel zielt Murner darauf, daß man damals im Anfange der Reformation bei uns (in Nürnberg) sagte, man lasse den Klosterpersonen die Wahl, ob sie im Orden bleiben, oder aus demselben gehen und die evangelische Lehre annehmen wollten, sie aber doch zwang, theils lutherische Prediger anzuhören, theils ihr Kloster zu verlassen, wowider auch Pirkheimer in Betreff seiner Schwester geeifert" (vgl. Will, Nürnb. Gelehrten-Lexikon, III, 198). Hier nun glaubt Waldau den historischen Schlüssel für diese räthselhafte Redensart gefunden zu haben. Allein der sonst wackere Gelehrte hat diesmal fehlgeschossen; denn

wenigstens die erste Stelle Murners ist einer Schrift vom Jahre 1512 entnommen, da die Reformation noch schlief, und um zur sprichwörtlichen Redensart, die gang und gäbe war, geworden zu sein, muß das Jahr ihrer Geburt noch früher angesetzt werden. Auch der Ursprung des Zimmern'schen Gedichtes, in welchem diese Redensart erwähnt wird, fällt vor die Reformation. Mit dieser steht folglich unser Sprichwort entschieden in gar keiner Berührung, so wenig als das „Jäklin buck dich, du muoßt in ofen"! welches man von dem Bildersturme der Reformatoren herleiten wollte, das aber gleichfalls bei Murner schon 1512 erscheint, und von Fischart nur auf das Verbrennen der Heiligenbilder in Basel angewendet wird, wo er sagt: „samt dem Jekel mußt in ofen!"

Um den Ursprung dieser Redensart zu entdecken, ist ein anderer Weg einzuschlagen. Es giebt nämlich eine Redefigur oder einen rhetorischen Tropus, dem zufolge man etwas Einzelnes für das Allgemeine oder etwas Concretes für das Abstrakte zu setzen pflegt. So spricht Murner auf ähnliche Weise von der seltsamen Sitte eines Ortes, da man demjenigen, der sein Gut verpraßt habe, wieder anderes gebe, wo er, um das Märe heimisch zu machen, es zu localisiren, beifügt: „ich glaub, das man's zu Nürnberg tut." Von einer andern Lächerlichkeit meldet derselbe Murner sogar kühn: „zu Nürnberg tet das jedermann".

Um Begebenheiten lebhaft darzustellen, trieb ein inneres Gefühl, sie an hervorragende Personen, wie an Till Eulenspiegel, oder an berühmte Städte wie Nürnberg, und berüchtigte Orte, wie Schilda zu knüpfen. Das Sprichwort: „Die Herren von Nürnberg hängen keinen, sie haben ihn denn (Simplicissimus), wird anderwärts in Städte verlegt, die man näher im Auge hat, oder das Generale wird zum beliebigen Specialen gemacht.

Fassen wir die erste Stelle Murners:

„Im todt wendt sie och hon den sal;
Zu nürenberg ließ man in die wal;
Hie ließ man sie den ritten hon,
Sie das man geb den sal davon",

näher in's Auge, so giebt der Zusammenhang unserer Redensart die Bedeutung: „In Nürnberg läßt man die Leute vorher sterben, bevor man die Todessteuer von ihnen verlangt, näherhin, man läßt sie dort vorher den ritten (Fieber) haben, d. h. man läßt sie den Tod durch Krankheit oder eines natürlichen Todes sterben.

Nun läuft eine alte Sage im Volksmunde um, daß man einem Missethäter, welcher zum Tode verurtheilt war, aus besonderer Gnade die Wahl ließ, sich eine beliebige Todesart zu erkiesen. Der arme Mann erkor sich nun den Tod durch Alter oder Krankheit, und man mußte ihm sonach, sollte das Gnadenwort nicht schnöde gebrochen werden, die getroffene Wahl lassen und bestätigen, trotz der langen Gesichter, die es dabei absetzte. Wenn nun einst, da Grenznachbarn einander in Schimpf und Glimpf mehr neckten, denn heut zu Tage, irgend ein lustiger Kauz den wahrscheinlich nur ersonnenen Vorfall nach Nürnberg verlegte, so that diese Märe, wie jene von der Päbstin Johanna, die nachhaltige Wirkung, wie ein wirkliches Factum.

Und so scheint in der That vor 400 Jahren geschehen zu sein, daß man die Sage von der freien Wahl der Todesart in die Stadt Nürnberg verlegt hat, um diesem irrenden Gaste eine bleibende Heimat zu verleihen; woraus dann zu begreifen und zu erklären ist, daß vielgelesene Dichter und Schriftsteller sich der Redensart:

„Zu Nürnberg ließe man dir die Wahl!

mit der Zuversicht, überall verstanden zu werden, bedienen konnten.

Bei Gottfried Wernher von Zimmern folgt auf die Worte:

„Wann du zu Nürnberg wäreſt,
So gäb man dir die wal";

noch der Nachsatz:

Man tuet's aber nit überall,
Daß man die schaf seugt —"

was bedeuten ſoll: man thut es gar nirgends in der Welt, weil die Wolle dadurch verloren gienge, ſo wenig, als man eigentlich einem Verbrecher die ganz freie Wahl der Todesart anheimſtellt, wodurch er die Gelegenheit bekäme, die Strafe überhaupt zu umgehen und aufzuheben. Die Redensart bezeichnet ſomit ſo viel, als wenn wir heute ſagen: „man thut's aber nicht überall, daß man den Wein in die Schuhe gießt", oder „es geſchieht nicht überall, daß man den Pumpernickel in der Kirche ſingt."

Ueber Shakespeare's Macbeth.

Von

Dr. Heinrich Wölffel.

Alle großen Tragödien Shakespeare's zeigen eine solche Tiefe des Hintergrundes, eine so weit tragende Ferne der Perspective, daß die Bedeutung der Vorgänge, die sich vor unsern Augen wie auf der Bühne der Gegenwart begeben, hinausreicht in alle Ferne der Vergangenheit wie in alle Weite der Zukunft menschlichen Daseins. Beschränkt man diesen Hintergrund, so werden alsbald alle Schilderein und Figuren des Vordergrundes, und namentlich die Charaktere der Hauptheldeu des betreffenden Drama's völlig unverständlich, weil sie überall und nach allen Seiten das Maß der engen Umgränzung überschreiten. So haben wir uns für das Verständniß Hamlets, Lears und Timons die Perspective höchster Bestimmung des Menschenlebens, für Cäsar und Coriolan aber die politische Gesichtsferne eröffnen müssen. Auch für Macbeth, diese Tragödie des Grausens und Entsetzens, in der selbst jedes unbefangene Wort, den Sprechern unbewußt, von ahnungsvoller ominöser Schwere ist, wo Gräuelgedanken und verbrecherische Thaten wie Blitz und Donner sich folgen, wo „die Nachtseite der Natur" selbst aufbricht, und aus ihrem finstern Grunde die verlockenden Dämonen der Lüge und des Mordes entsendet, um der Bosheit und dem Entsetzen in der Brust des Menschen ihre Schwingen zu leihen, daß die Handlung des Stückes Frevel auf Frevel wie Ein gewaltiger Orkan des Verderbens dahinbraust, bis sie sich sammt ihren Trägern in den höllischen

Abgrund des Wahnsinns und der Verzweiflung stürzt — auch diese furchtbarste aller Tragödien bedarf zu ihrem vollen Verständniß eines weit tieferen Hintergrundes, als das blos persönliche Geschick des großartigen Verbrechers ihn bieten kann, den der Dichter zu seinem Helden erkoren. Es genügt nicht, unsere Tragödie — denn Macbeth ist es, wovon dieser Vortrag handeln soll — mit Hiecke schlechthin „die Tragödie des Ehrgeizes", zu nennen; oder mit Gervinus zu sagen, „die Tendenz dieses Stückes sei, den Macbeth aus einer edlen Anlage und guten Natur unter den Versuchungen des Ehrgeizes und des Männerstolzes auf den Punkt gottloser und ruchloser Sicherheit zu führen, wo er, seiner ersten Gutherzigkeit völlig entfremdet, ganz eingeteufelt erscheint." Denn beide Ansichten reichen lange nicht aus, um gerade die Eigenart dieses Drama's zu erklären, die doch, wie mich dünkt, so sehr in die Augen fällt. Ich meinerseits nemlich stehe nicht an, den Macbeth unter die politischen Dramen Shakespeare's zu zählen und, wie ich schon in einem früheren Vortrage ausgesprochen habe, mit „Cäsar" und „Coriolan" zu einer künstlerischen Trilogie zusammenzufassen. Das ganze Fundament unsrer Tragödie, wie die innerste Triebfeder und der äußere Fortschritt der Handlung, Alles liegt ja und bewegt sich in der Sphäre des Rechts und der Macht, alle Vorgänge wirken und beziehen ja Mißentwicklung oder Wiederherstellung des Staatsorganismus, ja der besondere ehrgeizige Zweck des Helden schon, die Usurpation der Krone und ihre Sicherung zeigt deutlich die politische Natur des dramatischen Ganzen. Auch hat Ulrici wenigstens dies keineswegs verkannt, daß „diese Dichtung — im Gegensatz zu Romeo, Othello und Lear — in das verwickeltere Verhältniß des Staatslebens eintritt, dessen Grundlage zunächst das Recht und die Sittlichkeit der äußern Werke ist." Aber wenn er dann das Ganze als „ein tragisch-poetisches Gemälde der Weltgeschichte" bezeichnet, und behauptet, daß es „das Hohe und Große einer männlichen, heroischen Willens- und Thatkraft sei, dessen tragischer Fall und Untergang dargestellt werde", so scheint er damit doch wieder einerseits zu sehr in's Unbestimmte und Weite, andrerseits zu sehr ins persönlich Enge

zu gehen, um mit seiner Anschauung dem eigenthümlichen Gesammt-Eindruck dieser düstersten und furchtbarsten Tragödie gerecht zu werden. Um nur Eines zu erwähnen, wo bleibt bei dieser Grundanschauung, wie bei allen ähnlichen das Bild der Lady Macbeth und ihre für die Entwicklung des Drama's so wesentliche Bedeutung? Mit Recht hat Kreyßig auf das noch ungelöste Problem ihres Charakters hingewiesen, den er seinerseits für einen Mißgriff des Dichters zu erklären geneigt ist, da uns Lady Macbeth ganz unvermittelt und von vornherein als eine „Virtuosin des Verbrechens" erscheine.

Doch genug; sparen wir uns lieber die nähere Vergleichung anderer Ansichten auf, bis wir auf Grund eingehender Betrachtung des Ganzen im Stande sind, unser eigenes Urtheil festzustellen, und vertiefen wir uns jetzt zunächst in den Inhalt und Verlauf unsrer Tragödie.

Nur über die Quelle, aus der Shakespeare den Stoff entnahm, sei erst noch eine kurze Vorbemerkung erlaubt. Es ist der Chronist Holinshed, dessen History of Scotland ausführlich über die Usurpation und Regierung Macbeths berichtet, im Wesentlichen Alles genau so — selbst die Erscheinung der Hexen nicht ausgeschlossen — wie wir es bei Shakespeare wiederfinden. Denn der Dichter hält sich auch hier wie sonst, so weit nur thunlich, getreu an seine Quelle und hat namentlich die Unterredung zwischen Macduff und Malcolm dem im Detail mitgetheilten Dialog der Chronik fast wörtlich entnommen. Diese Treue aber berechtigt eine Stelle des Chronisten besonders zu betonen, weil sie mit ihrem unscheinbaren Fingerzeig doch vielleicht geeignet sein dürfte, für die Erklärung des Charakters der Lady Macbeth auf den rechten Weg zu leiten. Ich theile sie wörtlich mit. „Die Worte der drei Zauberschwestern" — heißt es dort — „(von denen ihr vorhin gehört habt) munterten ihn mächtig dazu auf, aber insbesondere lag sein Weib ihm mit Aufreizung an, die Sache zu unternehmen, denn sie war sehr ehrgeizig und brannte von unauslöschlicher Begier den Namen einer Königin zu tragen." — Merken wir uns diese Notiz als maßgebend

für die Beurtheilung und Charakterentwicklung der Lady und wenden wir uns nun zum Stücke selbst.

Die Meisterschaft, mit welcher Shakespeare die Naturſymbolik im Dienste des beabsichtigten Eindrucks zu verwenden versteht, ist hinlänglich bekannt; wär' es auch nur das Bild des rasenden Lear im Ungewitter auf öder Haide, das vor Augen schwebt. Von dieser seiner Kunst macht der Dichter in unsrer Tragödie den ausgedehntesten Gebrauch; ja er geht hier, wie im Sturm, noch einen Schritt weiter als gewöhnlich, indem er die unsichtbar webenden Naturgewalten selbst in Erscheinung treten läßt. Nur daß er im Sturm freilich neben dem Mächtigen das Liebliche und Schöne, das segenspendende Lichtelement der Natur in seinem Ariel verkörpert, während er hier den finstern Abgrund des Naturlebens sich aufthun und aus ihm die Hexen als Incarnation des Häßlichen, des verderblich Lockenden, des Hader- Unheil- und Mordsüchtigen hervortreten läßt.

Unheimlich schaurig und furchtbar, wie das ganze Stück, ist die Eröffnung der Scene. Unter Donner und Blitz auf einsamer öder Haide erscheinen die Hexen, in ihrer Dreiheit an die Zahl der Parcen erinnernd, denen die Menschengeschicke vertraut sind. Ein kurzes Wort nur der Verabredung, wenn der Wirrwarr der Schlacht vorüber, dem Sieger Macbeth begegnen zu wollen — und schon sind sie, kaum noch gesehen, in die Luft verschwunden. Doch nicht, ohne für ihn, dem ihre Begegnung gilt, das Stichwort zurückzulassen: „Schön ist häßlich, häßlich schön" — ein Wort, das für ihr eignes Wesen so bezeichnend ist. Denn eben das scheint ihre Natur zu sein, daß sie die Wahrheit in ihr Gegentheil, die Natur in Unnatur verkehren. Was werden wir zu erwarten haben, wenn Macbeth das Wort findet und wirklich aufnimmt?

Rasch wechselt die Scene, wir erblicken den milden gnadenreichen König Duncan inmitten seiner beiden Söhne und seines Gefolges auf freiem Felde vor seinem Schlosse Fores. Unwillkührlich tragen wir den eben empfangenen Eindruck auf ihn über; es ist, als ob die Verderben sinnenden Geister der Luft sein silberhaariges Haupt mit ihrem Anhauch umwehten. Und wie wenn das Verhängniß

ſchon ſeine Hand nach dem König ausſtreckte, iſt ſein erſter Blick, ſein erſtes Wort „Welch' blutger Mann iſt dies?“ von Schauder erfüllt. Warum mußte auch der Bote, der doch gute Zeitung bringt, gerade der ſchwer Verwundeten Einer ſein, und warum muß ſein Bericht mit einer Ohnmacht und einem Ruf nach Hülfe ſchließen? Wir erfahren, daß für Schottlands König Alles auf dem Spiele, auf dem Würfel der Schlacht, auf der Schneide des Schwertes ſteht. Aber ſchon iſt der grauſe Empörer Macdonald, dem das Glück im ſcheußlichen Gemetzel lächelte, von Macbeth, der dem Glücke trotzt, zu Boden geworfen. Nicht mit einem echten Heldenhiebe, von oben das Haupt ſpaltend, ſondern mit einem tückiſchen Streiche, vom Nabel bis zum Kinn ihn ſchlitzend, hat dieſer den Gegner gefällt, und daß er dem Gefallenen noch das Haupt abſchneidet, um es hoch auf die Zinne zu pflanzen, ſieht auch mehr nach Grauſamkeit, als nach echter Kriegerart aus. Gleichviel; Duncan preist den tapfern Vetter als würd'gen Edelmann und glaubt bereits triumphiren zu können. Allein „aus dem Quell, der Troſt verhieß, entſpringt Troſtloſigkeit.“ In demſelben Augenblick, wo die Miethlinge der Kernen und Gallowglaſſen nach Weſten entfliehen, bricht von Oſten Norwegs König Sueno mit friſcher Heeresmacht hervor, auch er unterſtützt von einem Verräther, dem Than von Cawdor. Doch zwei königlichen Raubthieren gleich, Macbeth wie der hochfliegende Adler, Banquo wie der großmüthige aber immer doch furchtbare Löwe, ſtürmen die beiden Feldherrn Duncan's in den neuen Kampf, um ſich in rauchendem Blute zu baden oder ein zweites Golgatha aufzubauen. Und bald kommt Lord Roſſe, diesmal ein unblutiger Bote, mit der Meldung, daß auch dieſe Schlacht gewonnen, Norweg zum Frieden gezwungen und ſo die Schottiſche Krone auf dem Haupte Duncans, dem ſie entfallen wollte wieder befeſtigt iſt. Welch eine Expoſition der Lage! Blutiges Würfelſpiel um Schottlands Krone, ohne daß der König ſelbſt Antheil nimmt — denn nur ſein Sohn Malcolm, der nachherige wirkliche Thronerbe, war in der Gefahr des Gefechts geweſen — Verrath auf allen Seiten lauernd, des Königs Feldherrn ſelbſt mit den Königen unter den Raubthieren

verglichen — und nun zum Schluß setzt der getäuschte Herrscher, der den Verräther vom redlichen Freund nicht unterscheiden kann, seinen nahen Verwandten Macbeth ausdrücklich an die Stelle des verurtheilten Thans von Cawdor, recht als wollt' er ihm mit dessen Würde auch die Verräther-Rolle übertragen.

> Nicht täusche (sagt er) dieser Than von Cawdor länger
> Mein Innerstes. — Fort, künde Tod ihm an;
> Mit seiner Würde grüße Macbeth dann. —
> Held Macbeth soll, was er verlor, gewinnen.

Aber was Cawdor verlor, war der Sieg im Spiel um die Krone; wahre dich, Duncan, vor dem eigenen Worte. Wenn nun Macbeth, berauscht vom Taumel des Siegs und zur Fühllosigkeit abgestumpft vom Getümmel des blutigen Wirrwarrs, wüst im Gehirne, wenn er auf öder Haide das Stichwort der Zauberschwestern finden, wenn sich's ihm jetzt, eben jetzt mit seiner Erhebung zum Than von Cawdor verbinden sollte — könnte es ihm nicht widernatürliche Gedanken der weiteren Selbsterhebung aufregen mit dem ewig ruhelosen, sich in sich selbst aufhebenden und doch immer wieder sich neu behauptenden Refrain: „Schön ist häßlich, häßlich schön?" Wenn er so spräche, wenn er dies Wort zum Grundsatz seines Handelns machte, und damit den verwegenen Willen verbände, der dem Glücke trotzt, wie er ihn in der Schlacht bewiesen?!

Und er findet das Wort, und es verbindet sich ihm mit der Kunde von seinem Verräther-Erbe, und es erregt ihn wirklich mächtig und widernatürlich bis zum Gedankenmord. Denn eben tritt er mit dem Ausruf

> So schön und häßlich sah ich nie 'nen Tag

in den fest gezogenen Zauberkreis der Schicksalsschwestern ein. Warum denn sollte für einen siegreich heimkehrenden Helden der Tag des Sieges häßlich sein, selbst wenn's ein nebliger Regentag Schottlands wäre? Macbeths Aeußerung verräth inneres Mißbehagen und alles andere eher als Siegesfreude und beglückte Zufriedenheit. Aber womit ist er unzufrieden? Mit sich selbst gewiß nicht; hat er doch

dem Glück den Sieg abgetrotzt. So gilt sein Unmuth wohl dem Erfolg oder dem Schicksal. Und was liegt näher, als daß ihn nach vollbrachter Arbeit der Gedanke beschäftigt, für wen er sich gemüht hat? So in unmuthiges grübelndes Sinnen versenkt, wird er von den Zauberschwestern begrüßt mit dem dreifachen: „Heil, Macbeth, Than von Glamis! Heil Macbeth, Than von Cawdor! Heil Macbeth, der noch König sein wird!“ Er hätte, in sich versunken wie er ist, die äußere Erscheinung gar nicht bemerkt, hätte ihn nicht Banquo darauf aufmerksam gemacht, der zwar nicht erschreckt, aber doch aus seiner Unbefangenheit aufgescheucht ist durch den häßlichen widernatürlichen Anblick dieser zweideutigen Wesen. Für Macbeth sind sie nicht einmal Gegenstand des Erstaunens; sein Sinn ist so einzig auf's Herrschen und Befehlen gestellt, daß er auch ihnen wie gewöhnlichen Dienern gebietet:

Sprecht, wenn ihr könnt! — Wer seid ihr?

Aber sie sagen ihm nicht, wer und was sie sind, sondern was er ist und sein wird. Und soll er ihren Worten allen Glauben weigern? Das kann er nicht; denn sie beginnen mit dem, was bereits eingetreten ist, was außer ihm aber erst wenige wissen. Denn eben erst hat er die Nachricht empfangen, daß sein Vater Sinnel gestorben und er dadurch, in sein Erbe eintretend, Than von Glamis geworden ist.

Doch wie Cawdor? der Than von Cawdor lebt
Als ein beglückter Mann; und König sein,
Das steht so wenig im Bereich des Glaubens,
Als Than von Cawdor.

Nur eben so wenig, nicht noch viel weniger? Wie denn, wenn man der Than von Cawdor getödtet würde und die eine Hälfte der „wunderbaren Kunde“ in Erfüllung gienge, verstände sich dann von selbst, daß auch der König beseitigt werden müßte, damit die andere Hälfte des „prophetischen Grußes“ sich erfülle? So weit ist also der Mann in der erregten Spannung seines Ehrgeizes schon gekommen, daß er an die Zusage bedingungsweise glaubt, trotzdem

daß sein Mund es läugnet. Seine Neugierde, mehr zu erfahren, beschäftigt sich nicht mit dem Wie, sondern nur mit dem Woher und Weshalb der Versicherung. Würde ihm nur offenbar, daß es wirklich eine höhere Macht des Schicksals ist, die ihm den verheißenen Besitz garantirt, wäre ihm nur klar, welche Gunst der Umstände und Verhältnisse ihm gerade jetzt, auf dürrer Haide, den goldnen Reif vor die Füße legt, daß er ihn entweder wegstoßen oder aufheben muß, um die Wege und Mittel, so muß man denken, wäre sein zwischen Furcht und Hoffnung getheiltes Herz nicht verlegen. Aber eben da, wo sie ihm Garantie bieten sollen zur Befestigung seiner Gedanken, entziehen sich die „einsylbigen Sprecher" seinem Machtgebot und überlassen ihn, indem sie verschwinden, seinen eignen zweifelnden Erwägungen. Sie sagen ihm nicht mehr, als was eben schon in ihm ist und webt; vom Schlachtfeld heimkehrend hat er zweifelsohne die Gedanken seines Unmuths eben auf den beglückten Königsgünstling Cawdor und auf den schwachen König selbst gerichtet, für den er Reich und Krone schirmen mußte; und eben nur diese Gedanken sind's, die ihm die Schicksalsschwestern mit der Aussicht auf ihr verlockendes Ziel von außen entgegen halten. Hätte er nicht in seiner Brust verhängnißvolle Entwürfe des Ehrgeizes genährt, die zum Ziele drängen, so hätte sich ihm das Verhängniß sicher nicht verlockend in den Weg gestellt; wenigstens hätte er die Worte der Zauberschwestern unbefangen, gleich Banquo, vernommen, der weder Gunst von ihnen erfleht noch ihren Haß fürchtet. Denn auch Banquo hat von der zweideutigen Orakelstimme ein dreifaches Heil empfangen: „kleiner als Macbeth und doch größer, nicht so beglückt und doch weit glücklicher, soll er zwar nicht selbst König werden, aber Vater von Königen sein." Auch er ist offenbar angesteckt von der Luft, die den Thron Duncans umgiebt, daß alle kriegerisch Gesinnten und Starken sich des Thrones für würdiger halten, als den schwachen wenn auch milden und gnadenreichen Herrscher. Sonst wäre er gar nicht in den Zauberkreis gerathen und noch weniger hätte sich seine Neugierde erregen lassen zu einer Frage an das Schicksal. Aber Banquos Rechtssinn und Ehren-

haftigkeit kämpft die Versuchlichkeit der eigenen Gedanken nieder, und so sind ihm die Hexen bei ihrem Verschwinden sammt ihrer Prophezeiung nicht mehr noch minder als Blasen, die von der Erde erzeugt in der Luft zerplatzen. Nicht so für Macbeth. Stand er erst erschreckt von Furcht, weil ihm die unheimliche Erscheinung seine eigenen unheimlichen Gedanken verrathen, dann aber verzückt von der Hoffnung, weil sie dieselben in das glänzende Gewand der Verheißung gekleidet, so ist er jetzt bereits so sehr vertieft in eine alle Vernunft gefangen nehmende Gläubigkeit, daß er sich bei dem Verschwinden der nur scheinbar körperlichen Wesen wie verlassen fühlt und ihre Erscheinung sehnlich herbeiwünscht. Ja noch mehr, er ist bereits neidisch auf Banquo; und als ihm dieser scherzend die auf nähere Zukunft lautende Verheißung entgegenhält: „Ihr sollt König werden", da setzt er sich im Ernst mit den Worten „Und Than von Cawdor auch. Hieß es nicht so?" — das frevelnde Merkzeichen des Schicksals: wenn Cawdor, dann auch König. Und alsbald, zu seiner eigenen schauerlichen Ueberraschung, erfüllt sich ihm das Zeichen und legt ihm die nur zu begierig gewünschte Versuchung nahe genug.

Denn nicht zwar die Schicksalsschwestern erscheinen wieder, aber statt ihrer — für Macbeth als vollgültige Vertreter — die vom König abgesandten Lords, um dem Sieger, der vor den selbst geschaffnen Abbildern des grausen Tods nicht bebte, den vorläufigen Dank des königlichen Herrn und als Handgeld größerer Ehre — den Titel und die Würde des Than von Cawdor zu überbringen. Da ist selbst Banquo von der raschen Erfüllung so betroffen, daß er ausruft „Wie, spricht der Teufel wahr?" Macbeth aber, trotz höchster Aufregung und Spannung, behält kaltblütige Besinnung genug sich nach dem Wie so? und den näheren Umständen zu erkundigen, um dieser für ihn so wichtigen Sache völlig gewiß zu werden. Und als er's ist — von dem Moment an gilt ihm das Königwerden für gewiß. „Glamis und Than von Cawdor", sagt er, „das Höchste ist noch zurück"; aber es wird kommen, es muß kommen. „Zweimal gesprochene Wahrheit" kann nur zweifacher

„Glücksprolog“ sein „zum erhabnen Schauspiel von kaiserlichem Inhalt.“ So erwiedert er Banquos Warnung, der bereits wieder gefaßt die Versuchung klar erkennt.

> Oft, (sagt Banquo) uns in eignes Elend zu verlocken,
> Erzählen Wahrheit uns des Dunkels Schergen,
> Verlocken uns durch schuldlos Spielwerk, uns
> Dem tiefsten Abgrund zu verrathen.

Daß Macbeth diese Warnung so leichthin in den Wind schlägt, zeigt deutlich, daß es keine Anwandlung religiöser Skrupel des Gewissens ist, wenn er in seinem Monolog eine ihm selbst ganz ungewohnte Aufregung verräth. Es ist nur die Spannung des natürlichen Entsetzens, sich plötzlich so unmittelbar vor eine ungeheure, wenn auch lange zuvor überlegte, That gestellt zu sehn; das Grauen nur der Einbildung ist's, wie er selbst sagt, was das Herz dieses sonst so eisenharten Mannes ganz gegen seine Natur an die Rippen schlagen läßt. Auch ist es nicht sein Gewissen, vielmehr nur die Rücksicht auf Gelingen oder Mißlingen, was ihn die Anmahnung von jenseits der Natur hin und her überlegen läßt; nur darüber möchte er in's Klare kommen, ob sie sich gut oder schlimm zu seinem längst bedachten Vorsatz verhält. Führt er doch selbst eben nur „das Handgeld des Erfolgs“ zum Beweis dafür an, daß es jene übernatürlichen Mächte nicht schlimm mit ihm meinen können. Mit fast frivoler Klarheit beginnt sein klügelnder Verstand trotz seiner Erregung das Selbstgespräch:

> Die Anmahnung von jenseits der Natur
> Kann schlimm nicht sein — kann gut nicht sein — wenn schlimm,
> Was giebt sie mir ein Handgeld des Erfolgs,
> Wahrhaft beginnend? Ich bin Than von Cawdor: —
> Wenn gut, — warum befängt mich die Versuchung,
> Deren entsetzlich Bild aufsträubt mein Haar,
> So daß mein Herz, ganz gegen die Natur,
> Brustabwärts an die Rippen schlägt? Erlebte Greuel
> Sind schrecklicher als das Grauen der Einbildung:

Mein Traum, deß Mord nur noch ein Hingespinst,
Erschüttert so mir Sein und Geistesherrschaft,
Daß jede Lebenskraft in Ahnung schwindet,
Und nichts ist, als was nicht ist.

So sehr also ist er in seinen längst gehegten Traum verzückt, daß er trotz dem Bewußtsein, durch einen Mord hindurch zu müssen, dessen Vorstellung ihn mit Entsetzen erfüllt, sich dennoch der befangenden Versuchung nicht entziehen kann noch will, daß ihm jetzt auch schon der Than von Cawdor nichts mehr ist, daß er mit aller Lebenskraft in der Ahnung der Zukunft aufgeht und nur das, was nicht ist, die von fern ihm winkende Krone, für ihn die Bedeutung des Seienden hat. „Seht den Freund," sagt Banquo zu den Lords, „wie er verzückt ist" — und er selbst gesteht, daß sein dumpfes Hirn in vergessnen Dingen gewühlt; wie denn auch Lady Macbeth ihm später vorhält, daß er nicht blos längst die Ermordung Duncans sich vorgesetzt, sondern auch die Gelegenheit dazu habe selbst herbeiführen wollen.

So haben wir hier schon zu constatiren, wie sehr Gervinus und Andere im Irrthum sind, wenn sie in Macbeth eine ursprünglich edle und gute Natur voraussetzen, die nur stufenweise unter dem Einfluß äußerer Versuchung bis an's äußerste Ende der Verstocktheit in sündigem Frevel gelangt. Macbeths Herz ist vielmehr bereits in diesem Anfang durch eigne böse Gelüste und Vorsätze tief verderbt; außerdem würde er die Versuchung nicht blos in ihrer grauenvollen Aeußerlichkeit, sondern gleich Banquo auch in ihrer innern sittlichen Häßlichkeit erkannt und eben damit von sich gewiesen haben. Aber schon gilt ihm das Häßliche für schön, da es sich mit seinem Traum von Macht und Größe verbindet. Was Macbeth allein noch fähig macht zum tragischen Charakter, das ist außer der Großartigkeit seiner Heldennatur einzig die Milch der Menschlichkeit, die noch in ihm ist; die ihn noch dazu bringt bei der Vorstellung einer That zu schaudern, welche aus der menschlichen Gesellschaft ihn bannen muß, sobald sie erkannt wird, weil sie aller Menschlichkeit widersprechend die Natur eines Raubthiers verräth. Die Besorgniß um die Mög-

lichkeit solcher Folge, und jener Rest natürlichen Gefühls, mit dem er der Menschheit noch angehört, hält seine Entschließung noch auf; er will ja als Mensch mit Menschen leben, nicht als Unmensch von ihnen verabscheut und geflohen werden; — sein Ehrgeiz selbst zwingt ihn dazu, die Achtung der Menschen sich zu bewahren. Daher giebt er dann die weitere Erfüllung seines Wunsches dem Schicksal anheim, das, wie es guten Willen gezeigt ihn zum König zu machen, nun auch das Weitere selbst einleiten und besorgen möge, ohne daß er sich rührt. Aber indem er so die Initiative der Ausführung dem Schicksal zuschiebt, setzt er sich damit abermals ein Zeichen, und dieses Zeichen wird heißen — bequeme Gelegenheit. „Komme, was kommen mag, die Stund und Zeit durchläuft den rauh'sten Tag"; — so schließt er seine Erwägung und dies mit seiner Erklärung zusammengehalten, daß erlebte Greuel schwächer sind als das Graun der Einbildung, läßt uns ahnen, daß er sich nicht scheuen wird, auch einen rauhen Tag zu bestehen, wenn es das Schicksal nöthig findet.

Es ist sehr begreiflich, daß Macbeth in dieser Stimmung zwar die Ueberbringer der Botschaft seiner dauernden Erkenntlichkeit versichert, vor dem König aber, zu dem sie ihn geleiten, auch nicht ein Wort des Dankes für seine Erhebung zu finden weiß. Des zu Thränen gerührten Duncans persönlich herzliche und überschwängliche Dankbarkeit frostig ablehnend, spricht er nur von der Selbstbelohnung seines Dienstes und seiner Pflichttreue, so wie im Allgemeinen, und zwar in ziemlich geschraubten Worten, von den Ansprüchen, die der König vermöge seiner hohen Stellung an seine Unterthanen zu machen hat. Dagegen als dieser nun in seiner Siegesfreude kraft königlicher Vollmacht seinen Erstgebornen als Prinzen von Cumberland und damit zum Thronerben proklamirt, da empfindet dies Macbeth sofort wie einen Raub, der an ihm begangen wird; es ist ein Stein, der in seinem Wege liegt, und der übersprungen sein will. Und was nun zu geschehen hat, und daß es eine nachtfinstre That ist, darüber ist er keinen Augenblick zweifelhaft. Dieß bezeugen seine Worte

Verbirg dich, Sternenlicht!
Schau meine schwarzen, tiefen Wünsche nicht!
Sieh, Auge, nicht die Hand; doch laß geschehn,
Was, wenn's geschah, das Auge scheut zu sehn.

Mit solcher Gesinnung eilt er nach Inverneß voraus, um seine Frau mit der Kunde zu beglücken, daß der König heut Abend ihr Gast sein und in ihrem Schlosse übernachten will. — Rasch genug hat das herausgeforderte Schicksal seine schwarzen Wünsche eingeholt und ihm auch das zweite Zeichen gegeben.

Wie tief diese Wünsche in ihm gewurzelt sind und wie häufig sie zwischen den beiden Ehegatten schon müssen besprochen worden sein, ersehen wir daraus, daß Macbeth, noch unterwegs zum König, schon einen Brief absendet, in welchem er seine Lady von dem Vorfall mit den Zauberschwestern und namentlich von der bereits eingetretenen theilweisen Erfüllung der Prophezeiung benachrichtigt. Dieser Brief schließt mit den Worten: „Ich habe es für gut gehalten, dir dies zu vertrauen, meine theuerste geliebteste Theilnehmerin der Hoheit, auf daß dein Mitgenuß an der Freude dir nicht entzogen werde, wenn du nicht erfahren hättest, welche Hoheit dir verheißen ist. Leg es an dein Herz und lebe wohl!" — Allein trotz dem Freudentaumel, der sich im Traume zukünftiger Hoheit wiegt, ja trotz des nun entschiedener gefaßten schwarzen Vorsatzes bleibt es immerhin zweifelhaft, ob Macbeth auch zur That vorschreiten wird. Das Hinderniß liegt immer wieder in seiner Natur und Eigenart, die von der Milch der Menschlichkeit nicht lassen will; dafür kennt ihn seine Gattin.

Glamis bist du, und Cawdor;

sagt sie, nachdem sie den Brief gelesen, und entschlossen fügt sie hinzu

und sollst werden,
Was dir verheißen ward. —

Aber ihr herrisches Soll macht sie selbst stutzig; wie ihn dazu bringen, den nächsten Weg einzuschlagen, nicht immer nach dem

sicherſten umzuſchauen, der mit dem Recht und mit der Menſchlichkeit vereinbar iſt — das iſt jetzt ihre Sorge. Sie durchſchaut ihn, ja ſie überſieht ihn, ſie weiß ſich ihm an brennendem Ehrgeiz überlegen und fühlt ſich ſeiner Meiſterin; ihr fehlt es nicht an der Bosheit d. h. an der Rückſichtsloſigkeit des Entſchluſſes, die den Ehrgeiz begleiten muß. Wie an einem Schulknaben legt ſie ſich ſeinen Mangel, ſeine Unzureichenheit zurecht, um ihm zu Hülfe zu kommen. Sie weiß, was er recht gerne möchte, das möchte er auch gerne in der Form Rechtens; er würde nicht verſchmähen, unrechten Gewinn zu machen, aber er möchte nicht gern falſch ſpielen; er wünſcht nicht etwa die That ungethan, nein, er möchte nur nicht perſönlich damit behelligt werden. Nicht Gewiſſenhaftigkeit alſo und edler Sinn iſt's, was ſich dem neuen Than von Cawdor zwiſchen Entſchluß und Verwirklichung ſtellt, nur die Ueberlegung der möglichen Folgen, nur die Gefährdung ſeiner Ehre vor der Welt, auf deren Behauptung ihm alles ankommen muß. Sie aber, in ihrer verzehrenden Leidenſchaftlichkeit ganz Weib, geht ſo weit nicht in ihrem Denken, hält ſich nur das nächſte vor, was der Augenblick zu fordern ſcheint, und wünſcht nur, ihn mit ihrem Muth, ihrem Geiſt, ihrer ſtürmenden Leidenſchaft erfüllen, mit der Bravour ihrer Zunge die männliche Beſonnenheit ſeines Denkens aus dem Felde ſchlagen zu können.

Eil hieher (ruft ſie aus),
Auf daß ich meinen Muth ins Ohr dir gieße,
Und alles weg mit tapfrer Zunge geißle,
Was von dem goldnen Zirkel dich zurück drängt,
Womit Verhängniß dich und Zaubermacht
Zum Voraus ſchon gekrönt zu haben ſcheint. —

In dieſem Augenblick bringt ein Diener die Nachricht: der König kommt zu Nacht. Sie kann's erſt nicht glauben, ſie nennt es Wahnſinn — unwillkührlich entfährt ihr das Wort — ſo große Zeitung hätte der Herr ſelbſt angemeldet. Aber es iſt doch wahr; er hat einen Eilboten vorausgeſchickt, der kaum noch Athem hatte die Botſchaft zu beſtellen. Da weiß ſie, woran ſie iſt; die That-

sache, daß nicht Macbeth selbst schon hier ist, beweist ihr, daß er sich abermals von seinen Bedenklichkeiten hat überhelen lassen, daß sie nur auf sich allein sicher zählen kann, wenn nicht das lang ersehnte Ziel bei dieser günstigsten aller Gelegenheiten dennoch verfehlt werden soll. Alsbald ist auch ihr Entschluß gefaßt, der unheimlich furchtbare Entschluß, den das Verhängniß ihrer unbändigen Leidenschaft nahe legt.

Selbst der Rab ist heiser (beginnt sie ihren schauerlichen Monolog)
Der Duncans schicksalsvollen Eingang krächzt
Unter mein Dach. —

Und nun, besessen wie sie ist und gestachelt von den Furien ihres Ehrgeizes, wächst sie selbst zur grauenhaften Furie an, indem sie mit krampfhaft erhobenen Händen, mit stierem Blick in's Leere die furchtbare Verwünschung spricht:

Kommt, Geister, die ihr lauscht
Auf Mordgedanken, und entweibt mich hier;
Füllt mich vom Wirbel bis zur Zeh, randvoll,
Mit wilder Grausamkeit! verdickt mein Blut;
Sperrt jeden Weg und Eingang dem Erbarmen,
Daß kein anklopfend Mahnen der Natur
Den grimmen Vorsatz lähmt, noch friedlich hemmt
Vom Mord die Hand! Kommt an die Weibesbrust,
Trinkt Galle statt der Milch, ihr Morddämonen!
Wo ihr auch harrt in unsichtbarer Kraft
Auf Unheil der Natur! Komm, schwarze Nacht,
Umwölk dich mit dem dichsten Dampf der Hölle,
Daß nicht mein scharfes Messer sieht die Wunde,
Die es geschlagen; noch der Himmel,
Durchschauend aus des Dunkels Vorhang, rufe:
Halt! Halt!

Und in diesem Moment wahnwitziger grauenvoller Verwünschung ihres besseren Selbsts hat das ungeheure Weib so viel tyrannische Gewalt über sich, daß sie, wie verwandelt, den eben eintretenden Macbeth nur mit siegestrunkenem Entzücken empfängt, und ihn versichert, sie empfinde

das Künft'ge schon im Jetzt. Nie — sagt sie dem Unentschlossenen — soll die Sonne den Morgen sehen, da Duncan wieder von hinnen zu gehen gedenkt. Dann trotz aller zitternden Hast ihrer klopfenden Pulse giebt sie ihm kluge Rathschläge der Heuchelei und Verstellung, verlangt nichts weiter von ihm, als daß er sich selbst beherrsche, um keinen Argwohn zu erregen — alles andere, das große Werk der Nacht soll er allein ihren Händen vertrauen. Und als bald darauf der ahnungslose Duncan in's Schloß eintritt, ist sie es, die, völlig gefaßt, ihm entgegeneilt, und mit aller Freundlichkeit und heuchlerischen Unterwürfigkeit ihn bewillkommt, ja selbst den Dank für die neue Würde nachzuholen nicht vergißt, den Macbeth verabsäumt hatte.

Schon hier fragt man sich unwillkührlich, ob ein solcher Charakter möglich, und wie er möglich ist. Und doch müssen wir auch noch die nächste Scene ausführlich beleuchten, um unser Urtheil über das furchtbare Weib wie über Macbeth selbst sicher zu stellen. Alles Andre gehört dann der That und ihren Consequenzen.

Macbeth hat, trotz der Mahnung seiner klug besonnenen Gattin, seine Unruhe nicht bemeistern können. Es treibt ihn von der Tafel hinweg, an welcher Duncan sitzt, der Vorwurf zugleich und Einladung für seine schwarzen Wünsche ist. Soll er die Gelegenheit, die ihm das Schicksal vielleicht nie wieder so günstig bietet, aus der Hand lassen? Wir treffen ihn abermals in der besonnensten, vorsichtigsten Ueberlegung der That und — ihrer Folgen.

Wär's abgethan, so wie's gethan ist, dann wär's gut,
Man thät' es eilig: — Wenn der Meuchelmord
Aussperren könnt' aus seinem Netz die Folgen,
Und nur Gelingen aus der Tiefe zögg:
Daß mit dem Stoß, einmal für immer, Alles
Sich abgeschlossen hätte; — hier, nur hier, —
Auf dieser Klippenbank der Gegenwart —
So setzt' ich weg mich über's künft'ge Leben. —

Das also sind seine Skrupel und Bedenken — die zeitlichen Folgen. Das Ewige kümmert ihn nicht; auch nicht die Ruchlosigkeit und Gesetzwidrigkeit der That an sich; von einer Regung des Gewissens keine Spur. Welches mögen denn aber die Folgen sein, die so gewaltig auf seine Imagination wirken? — Zu allermeist, und dies ist sehr bezeichnend für seinen Charakter wie für dessen spätere Entwicklung — zuerst und zumeist fürchtet er die blutige Wiedervergeltung. Denn „kommt gelernt", sagt er, „schlägt der blut'ge Unterricht, den wir gegeben, zurück auf den Erfinder." Und das freilich wäre große Thorheit, freiwillig zur Höhe zu klimmen, nur um sich herabstürzen zu lassen. Das Zweite ist dann die Erwägung, daß er vielmehr als Vetter, Unterthan und Wirth dreifach verpflichtet wäre, Duncan zu schirmen. Die Folgerung daraus zieht er nicht selbst, aber was anders kann sie sein, als daß er dreifach in seiner Selbstachtung sinken müßte, wenn er die That vollbrächte. Selbstverachtung — welch bittere Frucht für einen Helden wie Macbeth, der sein Alles auf Ehre, Größe, Hoheit gestellt hat!

Endlich drittens

Hat auch dieser Duncan seine Würde
So mild getragen, blieb im großen Amt
So rein, daß seine Tugenden, wie Engel
Posaunenzüngig, werden Rache schrein
Dem tiefen Höllengreuel seines Untergangs: —

Er fürchtet den Eindruck, den die That auf das Volk machen müßte: ein Eindruck, der ihm keineswegs Ehre, Liebe und Gehorsam zuwege bringen würde, die er doch braucht, wenn er der gewonnenen Hoheit froh werden soll.

Eben will er erwägen, was ihn dagegen zur That spornen könnte, und findet nichts, als seinen Ehrgeiz, der „sich überspringt, und jenseits niederfällt" und also seinen Zweck verfehlt, oben auf zu bleiben — da erscheint Lady Macbeth und setzt ihm den Sporn in die Seite. Sie kehrt sich nicht an sein Wort: „wir wollen nicht weiter gehn in dieser Sache", nicht an seine Mahnung, daß die

goldne Achtung, die er von Leuten aller Art sich gekauft, gewonnen sein will im neuesten Glanz und nicht so plötzlich weggeworfen. Mit höhnenden Scheltworten übergießt sie seinen Wankelmuth im Augenblick der Entscheidung, den unverzeihlichen Abfall von seiner Hoffnung seinem Stolz seiner Mannheit.

War die Hoffnung (sagt sie) trunken, worin du dich hülltest?
Schlief sie seitdem, und ist sie nun erwacht,
So bleich und krank des entsinn'n, was sie
So fröhlich that? Von jetzt an denk ich
Von deiner Liebe so.

So lange hat er seine ehrgeizige Hoffnung wie ein schmuckes Gewand vor ihr zur Schau getragen, sich und sie damit berauscht und stets sich vermessen, die That frisch und fröhlich thun zu wollen — und nun soll dies Alles nur der Traum eines Rausches gewesen sein? Die Einigkeit ihres Ehrgeizes ist das Band ihrer Liebe; der Abfall von jenem zieht die Auflösung dieser nach sich. Allein selbst diese Drohung bewegt ihn nicht; stumm und nachdenklich verschlossen steht er ihr gegenüber. Da rührt sie mit ihrem Stachel die Seite, von der sie weiß, daß sie empfindlicher noch ist als sein Ehrgeiz — den verwundbaren Fleck seiner Selbstachtung, seiner Selbstgenügsamkeit, seines Heldenstolzes.

Bist du zu feige,
Derselbe Mann zu sein in That und Muth,
Der du in Wünschen bist? Möcht'st du erlangen,
Was du den Schmuck des Lebens schätzen mußt,
Und Memme sein in deiner eignen Schätzung?
Muß die „Ich fürchte" folgen dem „Ich möchte",
Der armen Katz im Sprichwort gleich?

Dieser Stachel bringt ihn zum Sprechen, und er erwidert mit dem berühmten für die ganze Zukunft seines Charakters entscheidenden Worte:

Ich bitte schweig:
Ich wage, was dem Mann und Menschen ziemt,
Wer mehr wagt, der ist Rohner.

Wenn er nun doch mehr wagen sollte, trotz dieser Einsicht, so kann er sich nur degradiren oder überspannen zum — Unmenschen. Aber sein Weib kennt solche Erwägungen nicht; sie will nichts von ziemen oder nicht nicht ziemen hören, sie verachtet diese „Milch der Menschlichkeit". Das nur weiß sie, daß ein Mann bei seinem Wort und Vorsatz bleiben muß, und daß die Stunde nicht ungenützt vorübergehen darf. Sie ist ihm überlegen in der Unbändigkeit ihres Ehrgeizes, in der Stärke gerade dessen, was beider Lebenselement ist, und sie gebraucht ihre Ueberlegenheit. Die Tigerwuth, mit der sie über ihn herfällt, zeigt mehr als Alles, daß von eigentlicher Liebe, von Hingebung und Innigkeit, zwischen beiden Gatten keine Rede sein kann. Entweibt bereits von den gerufenen Dämonen und fast entmenscht herrscht sie ihn, der als Mann auch Mensch sein möchte, ingrimmig an:

Welch Vieh denn war's,
Das dich den Plan mir zu eröffnen trieb?
Als du es magtest, da warst du ein Mann;
Und mehr zu sein als du warst, das machte dich
Nur um so mehr zum Mann. Nicht Zeit, nicht Ort
Traf damals zu, du wolltest beide machen:
Sie machen selbst sich, und ihr hart'ger Dienst
Macht dich zu nichts. Ich hab gesäugt, und weiß,
Wie süß, das Kind zu lieben, das ich tränke:
Ich hätt', indem es mir entgegen lächelt,
Die Brust gerissen aus den weichen Kiefern,
Und ihm den Kopf geschmettert an die Wand,
Hätt' ichs geschworen, wie du dieses schwurst.

Darauf hat er keinen Einwand mehr; solch dämonische Gewalt unmenschlicher Mannheit in einem Weibe reißt auch ihn dahin, pflanzt auch in ihm den Keim der Unmenschlichkeit; sie hat ihm ihre Geister in's Ohr gegossen. Die Tapferkeit ihrer Zunge hat wirklich alle Bedenken hinweggegeißelt; er kennt nur noch die Sorge, daß es mißlingen möchte.

Uns mißlingen! (lacht sie)
Schraub' deinen Muth nur bis zum Punkt des Halt's,
Und es mißlingt uns nicht.

Sie hat das Nächste schon bedacht, das Gelingen zu sichern; die Wache habenden Kämmerlinge will sie mit würz'gem Weine betäuben, dann ist der schlafende Duncan in ihrer beider Gewalt, und die Schuld des großen Mordes trifft die vollen Diener. Dieß leuchtet Macbeth ein, es giebt für seinen Entschluß den Ausschlag; nur geht er in der raffinirten Sorge um persönliche Sicherung noch einen gräßlichen Schritt weiter; man muß die Schlaftrunkenen mit Blut bestreichen und ihre Dolche brauchen. „Wird man's denn nicht glauben, daß sie's gethan?" Eine leise Anwandlung doch wieder von Rücksicht auf die Meinung der Welt, welche die Lady mit den Worten niederschlägt:

Wer darf was anders glauben,
Wenn unsres Grames lauter Schrei ertönt
Bei seinem Tode?

Sie verläßt sich mehr auf ihre Kunst der Vorstellung, als auf den Schein der Umstände. Und doch würde weder seine raffinirte Vorsicht, noch ihre freche Kunst ihnen etwas helfen, wenn ihnen nicht der Zufall oder sagen wir lieber ihr selbst erwähltes Verhängniß zu Hülfe kommt. Kein Mensch würde glauben, daß die Kämmerer nach solcher That sich wieder ruhig zum Schlafe hingelegt. Das ist die Verblendung des Bösen; aber die Verblendung reicht hin, Macbeths Nerven zu der Schreckensthat zu spannen, und mit vollem Bewußtsein von der Falschheit ihres Herzens und von der furchtbaren Schuld, die sie auf sich laden, wird die That von beiden beschlossen.

Versuchen wir nun die einzelnen Züge der beiden großartigen Verbrecher zu einem Gesammtbild ihres Charakters zu vereinigen. Es ist auffallend, daß uns der Dichter Macbeths Heldenart nur berichten, nicht schauen läßt, wie bei Coriolan. So können wir nur an sie glauben, ohne von ihr zur theilnehmenden Bewunderung hingerissen zu werden. Er wird uns geschildert als ein Heros des gezückten Stahls, von eiserner Festigkeit, von kampfgefeiter Tapferkeit, von stürmender Ueberkraft. Bellona's Bräut'gam, ist er nur

des Muthes Gottheit, nicht des Glücks; Fortuna zwingt er mit titanischem Trotz. Aber seine Tapferkeit ist nicht ohne Beimischung von Grausamkeit und Tücke; sein Muth ist wie der eines Raubthiers und seine Lust scheint es, in rauchendem Blute sich zu baden und Schädelstätten aufzubauen. Dieser nemliche Mann ist der vertrauten Genossin seines Lebens gegenüber schwach, ja feig. Sie kennt seine Unentschlossenheit, sein furchtsames Zaudern, seine ewige Bedenklichkeit, und sie hält ihn am Gängelbande. Die Tapferkeit seines Herzens weicht der Tapferkeit ihrer Zunge. Diese Feigheit stammt aus seiner Leidenschaft, der einzigen, die statt aller sittlichen Grundsätze seine ganze Seele füllt, aus seinem Ehrgeiz. Das Ziel seines Ehrgeizes verlieren, hieße für ihn sein Leben verlieren; daher sein Klügeln Stunden Zaudern Sorgen, um ja recht sicher zu gehen. Macht, Größe, Hoheit ist sein Abgott, dem er willig und mit Bewußtsein Alles, selbst das Ewige, selbst sein Seelenheil zum Opfer bringt. Das Unrecht an sich ist ihm nichts, nur den Schein des Unrechts möcht' er meiden. Die Meinung der Welt gilt ihm Alles, vor seinem Gewissen denkt er sicher zu sein. Und doch ist eben diese Scheu vor der Welt, so erklärlich aus seinem Ehrgeiz, noch das Liebenswürdige an ihm; die einzige Quelle noch, aus der ihm die Milch der Menschlichkeit fließt. Seine Phantasie ist höchst reizbar bis zur Vision des Unmöglichen und Unglaublichen; da er die religiöse Scheu weggeworfen, ist er dem Aberglauben verfallen. Er hat sich so lange in den Träumen seines Ehrgeizes gewiegt, so lange seine unnatürlichen verbrecherischen Pläne in seiner Einbildung gehätschelt, bis sie ihm, der sich mit einem Eid ihnen verschworen, zuletzt über dem Kopf wachsen und als Dämonen von jenseits der Natur sich ihm in den Weg werfen, mit der Macht des Zauberbanns den Gang seines Schicksals bestimmend. Sein Verhältniß zu seiner Gattin ist nicht Liebe; das Band zwischen ihnen besteht einzig darin, daß ihre Seelen auf den gleichen wenn auch mißklingenden Ton gestimmt sind, daß beide, von gleicher Leidenschaft besessen, und Eines sich in der eingebildeten Größe des Andern spiegelnd, einander gönnen, was beiden zu gute kommt. Die zärtlichen Aus-

drücke, die er hie und da an seine „Genossin der Größe" richtet, dürften eher als leise Andeutung des Charakterzugs der Wollust gemeint sein, die sich gewöhnlich mit der Anlage zur Grausamkeit verbindet und ihm am Ende unsres Stücks ausdrücklich zugeschrieben wird. Wie denn auch die Zotenhaftigkeit des Pförtners im nächsten Akte eher zur Bestätigung als zum Widerspruche dient. In dem furchtbaren Augenblick der Selbstentscheidung spricht er den Wunsch aus, daß seine Gattin ihm Söhne und nur Söhne gebären soll; — ein markanter Zug des tyrannischen Emporkömmlings, wie wir ihn auch bei Julius Cäsar gefunden haben. Sein Weib ist seine einzige Vertraute; brütend über gefährlichen Entwürfen ist er einsylbig finster verschlossen nach Außen. Seine innere Unzufriedenheit macht ihn schroff und ungesellig. Und doch ist alles Schlimme und Böse in Macbeths Natur und Charakter noch verhüllt durch eine glänzende Mitgift, durch seine Bewunderung heischende physische Heldenkraft. Um ihretwillen besitzt er die goldne Achtung, wenn nicht von jedermann, doch von Leuten aller Art; indeß hat er auch sie erst erkaufen müssen, sie wird ihm nicht freiwillig gezollt. Hätte er größere Macht, vielleicht würde er mehr noch gefürchtet als geachtet sein. In der That, seine eigene Furcht vor dem Urtheile des Volks, seine Furcht vor dem Dolche, nur weil ihm der Dolch vergelten könnte, seine ängstliche Sorge um persönliche Sicherstellung birgt in sich schon den Keim jenes zügellosen Argwohns, der im Besitze der Macht zu jeder Ausschreitung fähig ist. Eiserne Festigkeit, Lust an blut'ger That, Grausamkeit, Wollust, Vorsicht, Tücke, Ungeselligkeit, feige Furcht und Aberglaube — was denn fehlt ihm noch zum vollendeten Bilde eines Tyrannen? einzig dies, daß er auch noch den Rest der Scheu vor den natürlichen Banden des Blutes, die Achtung vor dem Rechte der Legitimität und vor der humanen Sitte der Gastfreundschaft über Bord werfe. Und er hat's bereits gethan, er hat alle Scheu vor sich wenigstens ausgezogen, und die Milch der Menschlichkeit in sich durch sein Weib vergiften lassen mit der Galle der Morddämonen; die Vollendung der That vollendet nothwendig auch seinen Charakter.

Schwieriger scheint es zu sein, nicht sowohl die charakteristischen Züge für das Bild der Lady Macbeth aufzufinden, als namentlich die Grundursachen und Verhedingungen dieser überwältigenden Erscheinung zu enthüllen. Zwar ist sie nicht, wie Kinzig sie nennt, „von vornherein eine Virtuosin des Verbrechens“; ein gut Theil ihrer Tapferkeit ist auf Rechnung weiblicher Zungenfertigkeit zu schreiben. Auch hat sie keine That verübt, und als sie, wie wir später erfahren, mit dem Vorsatz der That an des schlafenden Duncans Lager tritt, versagt ihr dennoch die Hand den Dienst. Aber als fertiger Charakter, als Meisterin intellektueller Urheberschaft des Verbrechens erscheint sie uns allerdings gleich bei ihrem Auftreten. Woher hat sie diese Meisterschaft? Die Gewalt der Rede, die ihr eigen, setzt Klarheit und Energie des Denkens, die Fertigkeit der Zunge lange Uebung im Worte voraus. Woher also kommt ihr diese Virtuosität? Der Brief, den sie in der Hand hält, zeigt uns, in wessen Schule sie gegangen. Macbeth selbst hat ihr stets von seinen Träumen der Größe, von seinen verbrecherischen Plänen der Zukunft vorgeredet. Seine Worte haben einen empfänglichen Boden gefunden, die Schülerin hat bald ihren Lehrer überholt, und Meisterin in der Leidenschaft, die sie beide beseelt, ist sie auch seine Meisterin geworden. In ihr ist nichts, als was in ihm ist, sie hat sich ganz nach ihm gebildet; darum ist sie so männisch, so heroisch, darum hat sie solche Gewalt über ihn. Krieg mit geschwungenem Stahl, der sich in rauchendes Blut taucht, ist auch ihre Lust; aber nur ihre Zunge ist ihr Schwert, sie redet nur Dolche, er soll sie gebrauchen. Sie ist wild, grausam, tückisch, wie er — in ihren Anschlägen; die Milch der Menschlichkeit ist ihr zuwider geworden. Wo es ihren Zweck gilt, kennt sie keine Rücksicht auf Recht und Sitte, ist sie zu jedem Frevel bereit; ihr Sinn und Muth ist ganz von jener Rücksichtslosigkeit erfüllt, die sie Bosheit nennt. Weib zu sein und sich zu fügen, hat sie völlig verlernt; eisern, wie seine Faust, ist ihr Wille. Sie hat Kinder gehabt, sie hat sie geliebt; aber sie hat die unschuldigen Kleinen vergiftet mit der Milch ihres fieberischen Ehrgeizes; sie sind ihr alle wieder gestorben. Mach-

dämonen können an ihrer Bruſt trinken, und Galle ſtatt der Milch; ſie zögert nicht ſie herbeizurufen und an Kindesſtatt anzunehmen, als es Zeit iſt. Gleich Macbeth hat auch ſie ſich über alle Skrupel des Gewiſſens und der Religion längſt hinweggeſetzt. Der Fluch ihrer Wünſche entweiht ſie wirklich, ihr brennendes unauslöſchliches Verlangen nach dem Namen einer Königin führt ſie zum Verluſt alles Zartſinns und Feingefühls der Weiblichkeit. Zu eine Mutter, die ihrem Kinde den Kopf an die Wand ſchmettern könnte, um den Schwur ihres Ehrgeizes zu halten, weicht aus den Grenzen menſchlicher Natur und wird zum Raubthier. Was ſie vor ihrem Gemahl voraus hat, iſt die Kunſt der Selbſtbeherrſchung und Verſtellung; worin ſie ihrer weiblichen Natur Tribut noch zollt, das iſt die Beſchränktheit ihres Geſichtskreiſes; ihr Blick reicht nicht in die Ferne. Das Nächſte umfaßt ſie mit allem Feuer des Gefühls, mit aller Entſchiedenheit der Leidenſchaft; aber ihre wankloſe Sicherheit quillt nur aus ihrer Kurzſichtigkeit, die ihr zu gute kommt und ſie entſchuldigt. Während wir ihre titaniſche Willensſtärke bewundern, begleiten wir — uns ſelbſt faſt unbewußt — ihre ſorgloſe Verzückung und Ueberſpannung mit unſerm Mitleid, bedauern wir zum Voraus ihr Erwachen. Ihre Phantaſie iſt eben ſo reizbar wie die ſeinige; aber während Macbeth die Gegenwart in die Zukunft verlegt und nur in dem lebt, was nicht iſt, zieht ſie das erſt verheißene Heil ſchon in die Gegenwart und empfindet das Künftige bereits im Jetzt. Auch Lady Macbeth iſt abergläubiſch; aber ſie bedarf keiner übernatürlichen Viſionen; ihr Aberglaube hält ſich an näherliegende weſenhaftere Dinge, an das vorgeſteckte Ziel, an ihre eigne Kraft, an Zeit und Stunde, an den helfern Schickſalsraben, der Duncans Eintritt unter ihr Dach ankrächzt. So theilt ſie im Weſentlichen alle ſchlimmen und böſen Eigenſchaften, die an ihres Partners Charakter hervorſtechen; auch ihr gilt das Häßliche für ſchön, um des Glanzes willen, der vom Zweck auf die Mittel zurückſtrahlt; auch ſie iſt eine Heroine des erbarmungsloſen Egoismus.

Groß, furchtbar, unbezwinglich, in grauenhafter häßlicher Schöne einer Verbrechen-lüſternen Titanide, die kühn die verwegene Hand

ausstreckt nach dem verwehrten Kleinod des goldenen Reifes, der Schmuck des Lebens, Macht und Hoheit verleiht — so steht das Bild der Lady Macbeth, ein geschlossener vollendeter Charakter vor unsern Augen. Aber wenn die Anlage zum Tyrannen, die wir in Macbeth entdeckten, sich erst durch die That zum unwiderruflichen Typus vollendet, dann aber in unvermeidlicher Folge der Entwicklung furchtbar in's Leben sich überträgt wird: Lady Macbeth hat die Konsequenz ihres Charakters bereits vollzogen, indem sie die Tyrannei, die dem Weibe möglich ist, verübt hat an ihrem eigenen Gatten. So sehen wir voraus, daß in dem Augenblicke, wo er zum Tyrannen wird, die Gattin innerlich vernichtet, weil in die Ohnmacht des bloßen Weibes zurückgeschleudert werden muß.

Die nächstfolgenden Scenen, welche unsre Vorhersage bestätigen werden, sind berühmt und bekannt genug durch den furchtbaren Eindruck des Schauders, den sie dem Leser wie dem Zuschauer hinterlassen. Erst die Ermordungsscene mit ihrem nächtlichen Grausen, dann die Entdeckungsscene mit ihrem Entsetzen des düster anbrechenden Tages und zwischen inne die raffinirte Höllenphantasie des Pförtners, der zum Spaß aufgelegt ist — es ist ein Gemälde, wie nie eine menschliche Phantasie Schreckenvolleres geträumt hat.

Das Bankett hat bis tief in die Nacht gedauert; der Mond ist untergegangen, der Himmel finster; der König ist zu Bett. Eben will auch Banquo mit seinem Sohne Fleance zur Ruhe gehn. Der Schlaf liegt ihm wie Blei in den Gliedern. Zugleich aber quält ihn eine unbestimmte Ahnung drohender Gefahr; kaum erwehrt er sich böser Gedanken im Gebet. Da hört er was kommen; rasch fußt er zur Vertheidigung das Schwert, ruft die dunkle Gestalt an: „Wer da?“ „Ein Freund“, erwiedert mit frecher Lüge der eintretende Macbeth, der eben im Sinn hat, das Feindseligste zu vollbringen. Noch wird dem Verbrecher eine doppelte Warnung. Einmal erinnert Banquo an den ahnungslosen Frohsinn des gütigen Königs, der nicht zu Bette geht ohne das ganze Haus reich zu beschenken, und seiner Wirthin hienieden einen Diamant

überlassen zu lassen. Uns gemahnt zu denken, daß sich darin nur ihre Verrücktheit spiegeln kann. Aber Macbeth, davon ungerührt, und verhärtet in seinem Vorsatz, erwidert ausweichend mit dem Hinweis auf die ungureichende Vorbereitung für die Bewirthung. Das Zweite ist, daß Banquo, nicht loskommend von seiner schlimmen Ahnung, an die Zauberschwestern erinnert, die Macbeth doch etwas Wahres gesagt hätten. Augenblicklich spürt dieser die darin verborgene, wenn auch unabsichtliche Sonde, und deckt sich mit der erlogenen Versicherung, daß er nicht an sie denke. Zugleich aber denkt er seinerseits, — in diesem Momente — daran Banquo zu sondiren, ob er ihn für seinen Sinn unter der Aussicht auf Ehre gewinnen könnte. Doch da dieser die Bedingung stellt, daß dabei seine Mannesehre sein Gewissen und seine Lehenspflicht keine Gefahr laufen dürfe, bricht Macbeth mit einem kurzen „Gute Nacht indeß" rasch wieder ab. So knapp diese Zwiesprache gehalten ist, so verfehlt sie doch nicht, einen mächtigen Eindruck zu machen. Denn sie zeigt uns, daß Macbeth zur That schreitet mit fühlloser Entschiedenheit und mit vollem klarem Bewußtsein dessen, was er thut. Er sendet auch seinen Diener noch hinweg, der ihm die Fackel getragen. Er soll der Herrin sagen, daß sie die Glocke zieht, wenn sein Trank — sein Höllentrank — bereit ist. Noch bedarf er ihrer Mahnung; vielleicht auch ist's das Zeichen, daß Alles sicher ist im Hause.

Nun ist er mit sich allein, der finstre Mann, in der gespenstig dunklen Halle; allein mit seinem furchtbaren Vorsatz. Da, wie er brütend hin und herschreitet, beginnt sein fieberheißes Hirn zu arbeiten mit grauenvoller Selbstständigkeit, und plötzlich — eine entsetzliche Vision — taucht ein Dolch aus seiner Phantasie hervor, seinem Auge sichtbar, unfaßbar mit der Hand und doch stets in der Luft vor ihm schwebend, und ihm die Richtung zeigend, in der er gehen soll. Er greift nach dem seinigen, er kann ihn fühlen, und doch ist der andere stets noch sichtbar, und jetzt, jetzt sind auch Tropfen Bluts an Griff und Klinge, die erst nicht waren — dann ist er verschwunden. — Da athmet er auf:

So ist nicht wirklich da.
Es ist die blut'ge Arbeit, die mein Auge
So in die Lehre nimmt.

Warum nur dies? warum nicht das Herz zurückschreckt vor der Gewaltthat? Man sieht, er hat seinen Muth wirklich hinaufgeschraubt bis zum Punkte des Halts. — Wieder schreitet er auf und nieder, wieder arbeitet sein waches ruheloses Hirn, ohne daß die Gedanken den Weg zum Herzen finden. Jetzt stellt sich seinem Bewußtsein das Grausen des Moments, die ihn umgebende Finsterniß und Todtenstille der Nacht dar, die nur unsichtbar webenden Unheilsmächten, nur dem Mord, dem Diebstahl, der wollüstigen Brunst Tarquins günstig ist zum gespenstig schreitenden Werk. Und doch, nach einer abermaligen Pause keine andere Regung in ihm als die Sorge, die Steine möchten seine Schritte ausschwatzen, und schließlich die Gier der Ungeduld:

Hier bin ich, er lebt dort;
Für heiße That zu kalt das müß'ge Wort!

Da, in diesem Augenblick, ertönt die Glocke — er ist reif zur That; er steigt hinauf zu Duncans Schlafgemach. Der Dichter hat nichts unterlassen, die völlige hell- und gnadenlose Verhärtung und Selbstverstockung Macbeths anschaulich zu machen, ehe er ihn die That begehen läßt.

Lady Macbeth inzwischen hat sich mit gewürztem Weine stärken müssen, um ihren physischen Muth aufrecht zu halten. Jetzt kommt sie, sich zu überzeugen, ob er dabei ist. In diesem Augenblick kann das grausliche Weib noch über das Schnarchen der Übertrabenen Diener spotten, sich rühmen, daß sie ihnen den Schlaftrunk gewürzt. Ein leiser sorglicher Ausruf Macbeths von innen läßt sie schon fürchten, daß die That durch Erwachen der Schläfer vereitelt ist. Doch bleibt es still. Und nun gewinnt sie es über sich, sich abermals zu kühnen, daß sie ihm doch die Dolche zurecht gelegt, so daß sie selbst die That gethan hätte, wenn der Schlafende nicht

ihrem Vater geglichen. Was also gleichs noch, wovor sie zurückschaudert, den Vatermord, weil es hieße, den Quell ihres eigenen Lebens abschneiden. Im Uebrigen hat ihr der Dichter solchen Antheil an der That gegeben, daß sie „die Genossin der gleichen Grüße", auch die Genossin der gleichen Schuld wird. In grüßlicher noch erscheint sie bis jetzt als Macbeth selbst, weil rühriger thätiger selbstbestimmter. Hastig eilt sie ihm, wie er nun erscheint, mit der Frage entgegen:

Nun, mein Gemahl!?

Ich hab die That gethan:

ist seine Antwort. — Aber die nun folgende Unterredung mit ihrer Spannung der Angst, des Schreckens, der Furcht, mit ihren wechselnden Fieberschauern in Frag' und Antwort läßt sich nicht wiedergeben; man muß selbst lesen. Einige Bemerkungen darüber müssen genügen. Macbeth ist jetzt ein anderer als der er war; seine klare Besinnung, seine Ruhe, die auf sich fußende Sicherheit seiner Mannheit ist dahin. Er hatte geglaubt, seines Gewissens sich entledigt zu haben, nun macht es sich doch geltend; aber für ihn zu spät. Der eine der schlaftrunkenen Wächter rief: Gott sei uns gnädig, der andere entwortete mit Amen. Macbeth wundert sich über seinen Zustand, daß er nicht auch Amen sagen konnte, da er doch gerade der Gnade so sehr bedurft hätte. Warum er's nicht konnte, darüber grübelt er, das möcht' er wissen. Aber er kann's nimmer ergründen; da er das Ewige über Bord geworfen, hat er auch kein Verständniß mehr für seine Wirkung. Das omindse Warnungswort der Lady, daß solche Thaten so bedenken zum Wahnsinn führe, ist in seiner Schwere stets gewürdigt worden. Und allerdings ist Macbeth in einem Zustand, der nahe an Wahnsinn grenzt. Indeß — bei der Verwirrung seines Denkens bleibt es nicht; das Gericht des Gewissens läßt ihn auch bereits die Qual der Verdammniß erfahren. Ihr hat eine Stimme gehört, wie wenn es riefe durchs ganze Haus: „Schlaf nicht mehr, Macbeth mordet den Schlaf, Schlaf, Schlaf, Schlaf, Macbeth mordet den Schlaf, und drum wird Cawdor nicht schlafen mehr, Macbeth

nicht schlafen mehr." Furchtbare Stimme! auch sein neuester Titel hilft ihm nichts gegen sie; wird ihm der Königstitel etwas helfen? Diese Stimme hat ihn hinweggepeitscht vom Orte des Schreckens, daß er in der Eile vergessen hat die Dolche dort zu lassen. Er soll sie wieder hintragen; aber er getraut sich nicht, das anzuschaun, was er gethan. Da überbietet sich das Weib in seiner dämonischen Frivolität; sie will die Dolche selbst hintragen.

Gieb mir die Dolche! (herrscht sie ihn an)
— Der Kindheit Aug' allein
Scheut den gemalten Teufel. Wenn er blutet,
Färb' ich damit der Diener Kleider roth;
So tragen sie die Livorei des Mords.

Und sie steigt wirklich hinauf in die Mordkammer. Noch fühlt sie sich ihrem Partner überlegen, wie einem Kinde. Auch ist in Wahrheit der Anblick jammervoll, wie der sonst so starke eisenfeste Mann, der so kühn in der Schlacht nicht bebte vor den Abbildern grausen Tod's, die er selbst schuf, wie er jetzt erschrickt und bebt vor dem Klopfen am Thor und vor dem Anblick seiner blutigen Hände, wie er jammert um die verlorne Reinheit, um das verlorne Selbst, ohne es ändern zu können. Die zurückkehrende Lady, auch das Klopfen hörend, schilt ihn hinweg: „ein wenig Wasser", meint sie, „reint uns von der That; — thu' an dein Nachtkleid, daß man nicht sieht, wir wachten; verlier dich nicht so ärmlich in Gedanken!" Frivol bis zum Aeußersten, wachen Geistes, tyrannisch selbst gegenüber der tiefsten Gewissensqual, und alles um ihres brennenden Ehrgeizes willen — wie lange wird's vorhalten? Nicht länger sicherlich, als bis das Ziel erreicht ist. — —

Der Umschlag in Rücksichtslosigkeit, Hartfühligkeit und Frivolität, der nun auch in Macbeths Stimmung vorgehen muß, wenn er noch weiter leben will, ist als ein rein innerer Seelenvorgang, der sich nicht anschaulich machen läßt, von dem Dichter nothwendig hinter die Scene verlegt. Doch ist er vollständig motivirt durch das Beispiel und die energische Reizung und Mahnung der Lady. Ja

drücke, die er hie und da an seine „Genossin der Größe" richtet, dürften eher als leise Andeutung des Charakterzugs der Wollust gemeint sein, die sich gewöhnlich mit der Anlage zur Grausamkeit verbindet und ihm am Ende unsres Stücks ausdrücklich zugeschrieben wird. Wie denn auch die Zotenhaftigkeit des Pförtners im nächsten Akte eher zur Bestätigung als zum Widerspruche dient. In dem furchtbaren Augenblick der Selbstentscheidung spricht er den Wunsch aus, daß seine Gattin ihm Söhne und nur Söhne gebären soll; — ein markanter Zug des tyrannischen Emporkömmlings, wie wir ihn auch bei Julius Cäsar gefunden haben. Sein Weib ist seine einzige Vertraute; brütend über gefährlichen Entwürfen ist er einsylbig finster verschlossen nach Außen. Seine innere Unzufriedenheit macht ihn schroff und ungesellig. Und doch ist alles Schlimme und Böse in Macbeths Natur und Charakter noch verhüllt durch eine glänzende Mitgift, durch seine Bewunderung heischende physische Heldenkraft. Um ihretwillen besitzt er die goldne Achtung, wenn nicht von jedermann, doch von Leuten aller Art; indeß hat er auch sie erst erkaufen müssen, sie wird ihm nicht freiwillig gezollt. Hätte er größere Macht, vielleicht würde er mehr noch gefürchtet als geachtet sein. In der That, seine eigene Furcht vor dem Urtheile des Volks, seine Furcht vor dem Dolche, nur weil ihm der Dolch vergelten könnte, seine ängstliche Sorge um persönliche Sicherstellung birgt in sich schon den Keim jenes zügellosen Argwohns, der im Besitze der Macht zu jeder Ausschreitung fähig ist. Eiserne Festigkeit, Lust an blut'ger That, Grausamkeit, Wollust, Vorsicht, Tücke, Ungeselligkeit, feige Furcht und Aberglaube — was denn fehlt ihm noch zum vollendeten Bilde eines Tyrannen? einzig dies, daß er auch noch den Rest der Scheu vor den natürlichen Banden des Blutes, die Achtung vor dem Rechte der Legitimität und vor der humanen Sitte der Gastfreundschaft über Bord werfe. Und er hat's bereits gethan, er hat alle Scheu vor sich wenigstens ausgezogen, und die Milch der Menschlichkeit in sich durch sein Weib vergiften lassen mit der Galle der Morddämonen; die Vollendung der That vollendet nothwendig auch seinen Charakter.

Schwieriger scheint es zu sein, nicht sowohl die charakteristischen Züge für das Bild der Lady Macbeth aufzufinden, als namentlich die Grundursachen und Verhedingungen dieser überwältigenden Erscheinung zu enthüllen. Zwar ist sie nicht, wie Kreyßig sie nennt, „von vornherein eine Virtuosin des Verbrechens“; ein gut Theil ihrer Tapferkeit ist auf Rechnung weiblicher Zungenfertigkeit zu schreiben. Noch hat sie keine That verübt, und als sie, wie wir später erfahren, mit dem Vorsatz der That an des schlafenden Duncans Lager tritt, versagt ihr dennoch die Hand den Dienst. Aber als fertiger Charakter, als Meisterin intellektueller Urheberschaft des Verbrechens erscheint sie uns allerdings gleich bei ihrem Auftreten. Woher hat sie diese Meisterschaft? Die Gewalt der Rede, die ihr eigen, setzt Klarheit und Energie des Denkens, die Fertigkeit der Zunge lange Uebung im Worte voraus. Woher also kommt ihr diese Virtuosität? Der Brief, den sie in der Hand hält, zeigt uns, in welcher Schule sie gegangen. Macbeth selbst hat ihr stets von seinen Träumen der Größe, von seinen verbrecherischen Planen der Zukunft vorgeredet. Seine Worte haben einen empfänglichen Boden gefunden, die Schülerin hat bald ihren Lehrer überholt, und Meisterin in der Leidenschaft, die sie beide beseelt, ist sie auch seine Meisterin geworden. In ihr ist nichts, als was in ihm ist, sie hat sich ganz nach ihm gebildet; darum ist sie so männisch, so heroisch, darum hat sie solche Gewalt über ihn. Krieg mit geschwungenem Stahl, der sich in rauchendes Blut taucht, ist auch ihre Lust; aber nur ihre Zunge ist ihr Schwert, sie redet nur Dolche, er soll sie gebrauchen. Sie ist wild, grausam, tückisch, wie er — in ihren Anschlägen; die Milch der Menschlichkeit ist ihr zuwider geworden. Wo es ihren Zweck gilt, kennt sie keine Rücksicht auf Recht und Sitte, ist sie zu jedem Frevel bereit; ihr Sinn und Muth ist ganz von jener Rücksichtslosigkeit erfüllt, die sie Bosheit nennt. Weich zu sein und sich zu fügen, hat sie völlig verlernt; eisern, wie seine Faust, ist ihr Wille. Sie hat Kinder gehabt, sie hat sie geliebt; aber sie hat die unschuldigen Kleinen vergiftet mit der Milch ihres teuflischen Ehrgeizes; sie sind ihr alle wieder gestorben. Mach-

dämonen können an ihrer Brust trinken, und Galle statt der Milch; sie zögert nicht sie herbeizurufen und an Kindesstatt anzunehmen, als es Zeit ist. Gleich Macbeth hat auch sie sich über alle Skrupel des Gewissens und der Religion längst hinweggesetzt. Der Fluch ihrer Wünsche entwölbt sie wirklich, ihr brennendes "unauslöschliches Verlangen nach dem Namen einer Königin führt sie zum Verlust alles Zartsinns und Feingefühls der Weiblichkeit. Ja eine Mutter, die ihrem Kinde den Kopf an die Wand schmettern könnte, um den Schwur ihres Ehrgeizes zu halten, weicht aus den Grenzen menschlicher Natur und wird zum Raubthier. Was sie vor ihrem Gemahl voraus hat, ist die Kunst der Selbstbeherrschung und Verstellung; worin sie ihrer weiblichen Natur Tribut noch zollt, das ist die Beschränktheit ihres Gesichtskreises; ihr Blick reicht nicht in die Ferne. Das Nächste umfaßt sie mit allem Feuer des Gefühls, mit aller Entschiedenheit der Leidenschaft; aber ihre wanklose Sicherheit quillt nur aus ihrer Kurzsichtigkeit, die ihr zu gute kommt und sie entschuldigt. Während wir ihre titanische Willensstärke bewundern, begleiten wir — uns selbst fast unbewußt — ihre sorglose Verzückung und Ueberspannung mit unserm Mitleid, bedauern wir zum Voraus ihr Erwachen. Ihre Phantasie ist eben so reizbar wie die seinige; aber während Macbeth die Gegenwart in die Zukunft verlegt und nur in dem lebt, was nicht ist, zieht sie das erst verhaßte Heil schon in die Gegenwart und empfindet das Künftige bereits im Jetzt. Auch Lady Macbeth ist abergläubisch; aber sie bedarf keiner übernatürlichen Visionen; ihr Aberglaube hält sich an näherliegende wesenhaftere Dinge, an das vorgesteckte Ziel, an ihre eigne Kraft, an Zeit und Stunde, an den heilern Schicksalsraben, der Duncans Eintritt unter ihr Dach anbrächzt. So theilt sie im Wesentlichen alle schlimmen und bösen Eigenschaften, die an ihres Partners Charakter hervorstechen; auch ihr gilt das Häßliche für schön, um des Glanzes willen, der vom Zweck auf die Mittel zurückstrahlt; auch sie ist eine Heroine des erbarmungslosen Egoismus.

Groß, furchtbar, unbezwinglich, in grauenhafter häßlicher Schöne einer Verbrechen-lüsternen Titanide, die kühn die verwegene Hand

ausstreckt nach dem verwehrten Kleinod des goldenen Reifes, der Schmuck des Lebens, Macht und Hoheit verleiht — so steht das Weib der Lady Macbeth, ein geschlossener vollendeter Charakter vor unsern Augen. Aber wenn die Anlage zum Tyrannen, die wir in Macbeth entdeckten, sich erst durch die That zum unwiderruflichen Typus vollenden, dann aber in unvermeidlicher Folge der Entwicklung furchtbar in's Leben sich überfliegen wird: Lady Macbeth hat die Konsequenz ihres Charakters bereits vollzogen, indem sie die Tyrannei, die dem Weibe möglich ist, verübt hat an ihrem eigenen Gatten. So sehen wir voraus, daß in dem Augenblicke, wo er zum Tyrannen wird, die Gattin unrettlich vernichtet, weil in die Ohnmacht des bloßen Weibes zurückgeschleudert werden muß.

Die nächstfolgenden Scenen, welche unsre Vorhersage bestätigen werden, sind berühmt und bekannt genug durch den furchtbaren Eindruck des Schauders, den sie dem Leser wie dem Zuschauer hinterlassen. Erst die Ermordungsscene mit ihrem nächtlichen Grausen, dann die Entdeckungsscene mit ihrem Entsetzen des düster anbrechenden Tages und zwischen inne die raffinirte Höllenphantasie des Pförtners, der zum Spaß aufgelegt ist — es ist ein Gemälde, wie nie eine menschliche Phantasie Schreckenvolleres geträumt hat.

Das Bankett hat bis tief in die Nacht gedauert; der Mond ist untergegangen, der Himmel finster; der König ist zu Bett. Eben will auch Banquo mit seinem Sohne Fleance zur Ruhe gehn. Der Schlaf liegt ihm wie Blei in den Gliedern. Zugleich aber quält ihn eine unbestimmte Ahnung drohender Gefahr; kaum erwehrt er sich böser Gedanken im Gebet. Da hört er was kommen; rasch fasst er zur Vertheidigung das Schwert, ruft die dunkle Gestalt an: „Wer da?“ „Ein Freund“, erwiedert mit frecher Lüge der eintretende Macbeth, der eben im Sinn hat, das Feindseligste zu vollbringen. Noch wird dem Verbrecher eine doppelte Warnung. Ein mal erinnert Banquo an den ahnungslosen Frohsinn des gütigen Königs, der nicht zu Bette geht ohne das ganze Haus reich zu beschenken, und seiner Wirthin hienieden einen Dank

Ahnungen zu lassen. Uns gönnt zu denken, daß sich darin nur ihre Verruchtheit spiegeln kann. Aber Macbeth, davon ungerührt, und verhärtet in seinem Vorsatz, erwidert ausweichend mit dem Hinweis auf die zureichende Vorbereitung für die Bewirthung. Das Zweite ist, daß Banquo, nicht loskommend von seiner schlimmen Ahnung, an die Zauberschwestern erinnert, die Macbeth doch etwas Wahres gesagt hätten. Augenblicklich spürt dieser die darin verhorgene, wenn auch unabsichtliche Sonde, und deckt sich mit der erlogenen Versicherung, daß er nicht an sie denke. Zugleich aber denkt er seinerseits, — in diesem Momente — daran Banquo zu sondiren, ob er ihn für seinen Sinn unter der Aussicht auf Ehre gewinnen könnte. Doch da dieser die Bedingung stellt, daß dabei seine Mannesehre sein Gewissen und seine Lehenspflicht keine Gefahr laufen dürfe, bricht Macbeth mit einem kurzen „Gute Nacht indeß" rasch wieder ab. So knapp diese Zwiesprache gehalten ist, so verfehlt sie doch nicht, einen mächtigen Eindruck zu machen. Denn sie zeigt uns, daß Macbeth zur That schreitet mit fühlloser Entschiedenheit und mit vollem klarem Bewußtsein dessen, was er thut. Er sendet auch seinen Diener noch hinweg, der ihm die Fackel getragen. Er soll der Herrin sagen, daß sie die Glocke zieht, wenn sein Trank — sein Höllentrank — bereit ist. Noch bedarf er ihrer Mahnung; vielleicht auch ist's das Zeichen, daß Alles sicher ist im Hause.

Nun ist er mit sich allein, der finstre Mann, in der gespenstig dunklen Halle; allein mit seinem furchtbaren Vorsatz. Da, wie er brütend hin und herschreitet, beginnt sein fieberheißes Hirn zu erbeben mit grauenvoller Selbständigkeit, und plötzlich — eine entsetzliche Vision — taucht ein Dolch aus seiner Phantasie hervor, seinem Auge sichtbar, unfaßbar mit der Hand und doch stets in der Luft vor ihm schwebend, und ihm die Richtung zeigend, in der er gehen soll. Er greift nach dem seinigen, er kann ihn zücken, und doch ist der andere stets noch sichtbar, und jetzt, jetzt sind auch Tropfen Bluts an Griff und Klinge, die erst nicht waren — dann ist er verschwunden. — Da stöhnt er auf:

Es ist nicht wirklich da:
Es ist die blut'ge Arbeit, die mein Auge
So in die Lehre nimmt.

Warum nur dies? warum nicht das Herz zurückschreckt vor der Greuelthat? Man sieht, er hat seinen Muth wirklich hinaufgeschraubt bis zum Punkte des Haltes. — Wieder schreitet er auf und nieder, wieder arbeitet sein waches ruheloses Hirn, ohne daß die Gedanken den Weg zum Herzen finden. Jetzt stellt sich seinem Bewußtsein das Grausen des Moments, die ihn umgebende Finsterniß und Todtenstille der Nacht dar, die nur unsichtbar webenden Unheilsmächten, nur dem Mord, dem Diebstahl, der wollüstigen Brunst Tarquins günstig ist zum gespenstig schreitenden Werk. Und doch, nach einer abermaligen Pause keine andere Regung in ihm als die Sorge, die Steine möchten seine Schritte ausschwatzen, und schließlich die Gier der Ungeduld:

Hier droh' ich, er lebt dort;
Für heiße That zu kalt das müß'ge Wort!

Da, in diesem Augenblick, ertönt die Glocke — er ist reif zur That; er steigt hinauf zu Duncans Schlafgemach. Der Dichter hat nichts unterlassen, die völlige hell- und gnadenlose Verhärtung und Selbstverstockung Macbeths anschaulich zu machen, ehe er ihn die That begehen läßt.

Lady Macbeth inzwischen hat sich mit gewolltem Weine stärken müssen, um ihren physischen Muth aufrecht zu halten. Jetzt kommt sie, sich zu überzeugen, ob er dabei ist. In diesem Augenblick kann das gräßliche Weib noch über das Schnarchen der Übertrunkenen Diener spotten, sich rühmen, daß sie ihnen den Schlaftrunk gewürzt. Ein leiser sorglicher Ausruf Macbeths von innen läßt sie schon fürchten, daß die That durch Erwachen der Schläfer vereitelt ist. Doch bleibt es still. Und nun gewinnt sie es über sich, sich abermals zu kühnen, daß sie ihm doch die Dolche zurecht gelegt, so daß sie, selbst die That gethan hätte, wenn der Schlafende nicht

ihrem Vater geglichen. Was also gleibt noch, wovor sie zurückschaudert, den Vatermord, weil es fließe, den Quell ihres eigenen Lebens abschneiden. Im Uebrigen hat ihr der Dichter solchen Antheil an der That gegeben, daß sie, „die Genossin der gleichen Grüße", auch die Genossin der gleichen Schuld wird. In grüßlicher noch erscheint sie bis jetzt als Macbeth selbst, weil rühriger thätiger selbstbestimmter. Hastig eilt sie ihm, wie er nun erscheint, mit der Frage entgegen:

Nun, mein Gemahl!?

Ich hab' die That gethan!

ist seine Antwort. — Aber die nun folgende Unterredung mit ihrer Spannung der Angst, des Schreckens, der Furcht, mit ihren wechselnden Fieberschauern in Frag' und Antwort läßt sich nicht wiedergeben; man muß selbst lesen. Einige Bemerkungen darüber müssen genügen. Macbeth ist jetzt ein anderer als der er war; seine klare Besinnung, seine Ruhe, die auf sich fußende Sicherheit seiner Mannheit ist dahin. Er hatte geglaubt, seines Gewissens sich entledigt zu haben, nun macht es sich doch geltend; aber für ihn zu spät. Der eine der schlaftrunkenen Wächter rief: Gott sei uns gnädig, der andere antwortete mit Amen. Macbeth wundert sich über seinen Zustand, daß er nicht auch Amen sagen konnte, da er doch gerade der Gnade so sehr bedurft hätte. Warum er's nicht konnte, darüber grübelt er, das möcht' er wissen. Aber er kann's nimmer ergründen; da er das Ewige über Bord geworfen, hat er auch kein Verständniß mehr für seine Wirkung. Das eminöse Warnungswort der Lady, daß solche Thaten so bedenken zum Wahnsinn führe, ist in seiner Schwere stets gewürdigt worden. Und allerdings ist Macbeth in einem Zustand, der nahe an Wahnsinn grenzt. Indeß — bei der Verwirrung seines Denkens bleibt es nicht; das Gericht des Gewissens läßt ihn auch bereits die Qual der Verdammniß erfahren. Er hat eine Stimme gehört, wie wenn es riefe durchs ganze Haus: „Schlaf nicht mehr, Macbeth mordet den Schlaf; Glamis mordet den Schlaf, und darum wird Cawdor nicht schlafen mehr, Macbeth

nicht schlafen mehr." Furchtbare Stimme! auch sein neuester Titel hilft ihm nichts gegen sie; wird ihm der Königstitel etwas helfen? Diese Stimme hat ihn hinweggepeitscht vom Orte des Schreckens, daß er in der Eile vergessen hat die Dolche dort zu lassen. Er soll sie wieder hintragen; aber er getraut sich nicht, das anzuschauen, was er gethan. Da überbietet sich das Weib in seiner dämonischen Frivolität; sie will die Dolche selbst hintragen.

Gieb mir die Dolche! (herrscht sie ihn an)
— Der Kindheit Aug' allein
Scheut den gemalten Teufel. Wenn er blutet,
Färb' ich damit der Diener Kleider roth;
So tragen sie die Lucrezi des Mords.

Und sie steigt wirklich hinauf in die Mordkammer. Noch fühlt sie sich ihrem Partner überlegen, wie einem Kinde. Auch ist in Wahrheit der Anblick jammervoll, wie der sonst so starke eisenfeste Mann, der so kühn in der Schlacht nicht bebte vor den Abbildern grausen Tod's, die er selbst schuf, wie er jetzt erschrickt und bebt vor dem Klopfen am Thor und vor dem Anblick seiner blutigen Hände, wie er jammert um die verlorne Reinheit, um das verlorne Selbst, ohne es ändern zu können. Die zurückkehrende Lady, auch das Klopfen hörend, schilt ihn hinweg: „ein wenig Wasser", meint sie, „reint uns von der That; — thu' an dein Nachtkleid, daß man nicht sieht, wir wachten; verlier dich nicht so ärmlich in Gedanken!" Frivol bis zum Aeußersten, wachen Geistes, tyrannisch selbst gegenüber der tiefsten Gewissensqual, und alles um ihres brennenden Ehrgeizes willen — wie lange wird's vorhalten? Nicht länger sicherlich, als bis das Ziel erreicht ist. — —

Der Umschlag in Rücksichtslosigkeit, Hartfühligkeit und Frivolität, der nun auch in Macbeths Stimmung vorgehen muß, wenn er noch weiter leben will, ist als ein rein innerer Seelenvorgang, der sich nicht anschaulich machen läßt, von dem Dichter nothwendig hinter die Scene verlegt. Doch ist er vollständig motivirt durch das Beispiel und die energische Reizung und Mahnung der Lady. Ja

er ist sogar symbolisirt durch den frivolen Humor des Hausmeisters, der, den Schlaf sich aus den Augen reibend, sich selbst als Höllenpförtner installirt, ehe er den Klopfenden das Thor öffnet. Seine Reden sind voll allegorischer Anspielungen: er will hereinlassen einen Pachter, der sich in Erwartung einer reichen Ernte aufhieng, wie Macbeth gethan; — einen Zweideutler, wie Macbeth einer war, der um Gottes willen, d. h. um den Willen des Schicksals zu erfüllen, Verräthereien genug begieng und sich doch nicht zum Himmel hinein zweideuteln konnte; endlich einen englischen Schneider, der um Diebstahls willen hier die Bügelgans seiner Seele im Höllenfeuer des Gewissens braten soll, wie es Macbeth ergangen. Zu diesem Humor des Grauens aber gesellt sich das immer wiederholte, immer lauter werdende Poch, poch, poch! wie das Anklopfen des Gerichtsengels, der die Schauderthat der Nacht an's Licht des Tages ziehen will, der eben aufdämmert. Die vertrauten Freunde des Königs, Macduff und Lenox, kommen, um nach Befehl ihn zu wecken und bei seiner Abreise zu geleiten.

Macbeth empfängt die Kommenden; aber je redseliger sein Pförtner war, der das Thor des Hauses geöffnet hat, desto verschlossener ist nun Macbeth selbst. Sein Benehmen ist auffallend ernst frostig einsylbig. Er hat auf jede Rede, die man an ihn richtet, eine Antwort; aber sie ist so knapp wie Ja und Nein, so nichtssagend wie ein Echo. Als Macduff aus der Kammer des Königs mit dem Ausruf des Grausens zurückkommt, fragt Macbeth mit erzwungener verstellter Theilnahme gleich Lenox: „was ist geschehn?“ — er, der's begangen hat. Welch ein Umschlag der Stimmung offenbart sich schon hier; aus dem tiefsten Gefühl der Selbstverachtung hat er sich aufgerafft zur schamlosen Frechheit empörender Heuchelei. Freilich, als nun Macduff verkündet:

Jetzt hat die Höll' ihr Meisterstück gemacht!
Der kirchenräuberische Mord brach auf
Des Herrn geweihten Tempel, und stahl weg
Das Leben aus dem Heiligthum —

da ist Macbeths Frage: „was sagt Ihr da, das Leben?“ und wieder das Echo des letzten Wortes. Und doch war dieses Wort an sich schon deutlich genug. Aber das ist die Befangenheit des Frevlers; die rechte Frage, wie sie Lenox thut, wessen Leben gemeint sei, findet er im Augenblick nicht, weil er's nur zu gut weiß, und sich damit zu verrathen fürchtet. Und jetzt, als er, von Macduff aufgefordert, den Gang thun muß, vor dem er sich vorhin so entsetzte, als er mit Lenox hinaufsteigt zur Kammer, um sich von dem Morde durch den Anblick selbst zu überzeugen — jetzt war wirklich die Stimme des Gerichts, die er zu hören geglaubt, durchs ganze Haus:

Erwacht, erwacht!
Die Sturmglock' angeschlagen! Mord! Verrath!
Banquo und Donalbain! Malcolm! erwacht!
Werft ab den flaum'gen Schlaf, des Todes Abbild,
Und seht ihn selbst, den Tod! auf, auf, und schaut
Des Weltgerichtes Vorspiel.

Aber jetzt ist Macbeths Ohr für diese Stimme taub, und Lady Macbeth ist es, die „von solch schrecklicher Trompete“ aufgestört und nebst den andern herbeigerufen wird. Das Zartgefühl des treuen Macduff, der dieses Weibes Ohr mit dem direkten Wort der Kunde verschonen will, empfindet sich gegenüber der Fühllosigkeit der zarten Lady als unwillkürliche aber eben darum nur desto herbere Ironie. Ihr herzloser nur auf die eigne Sicherheit erpichter Ausruf: „Wehe! in unserm Haus?“ ist mehr geeignet, ihre Schuld als ihren Jammer auszudrücken. Auch wird sie von Banquo sofort mit der nachdrücklichen Entgegnung „Zu grausam, wo auch immer!“ so bedeutsam zurechtgewiesen, daß die sonst so zungenfertige Sprecherin kein weiteres Wort mehr wagt, um sich nicht noch mehr zu verrathen. — Mittlerweile hat ihr Gemahl, dem sie zweifelsohne in seiner Rechtfertigung beizustehen gedachte, sich so völlig von ihr emancipirt, daß er trotz dieser durchs ganze Haus schallenden Stimme des Gerichts aus freiem Antrieb in raschem Entschluß einen zweiten und zwar einen Doppelmord an dem nemlichen Orte des Grausens begeht. Die Kämmer-

lange warm, nur natürlich erwacht und „wie im Wahnsinn, so starrt' ihr Auge; und es war gefährlich, nur ihnen nah zu kommen.“ Da mochte ihm plötzlich die Gefahr der Entdeckung einleuchten, wenn nicht ihr fester Schlaf allein, wenn auch noch Miene und Wort Zeugniß für ihre Unschuld ablegte — und mit raffinirter Besonnenheit stößt er sie nieder. Und jetzt kehrt er zurück aus der Blutkammer und bejammert in heuchlerisch affektirter Trauer nicht das gräßliche Loos des guten Königs, nicht dessen Söhne, nicht das Land, sondern — sich selbst, daß ihm nun Ruhm und Gnade gestorben sei; — und kündigt in unwillkührlich bedrohlichen Worten den Söhnen des Ermordeten an, daß der Ursprung ihres Blutes, ja ihre Lebensquelle selbst versiegt sei. Und jetzt hat er sogar die eherne Stirne, seinen Mord an den Kämmerlingen zu rechtfertigen mit seiner Pflichttreue und der Raschheit seiner heftigen Liebe, und sich auf den daliegenden Duncan zu berufen, wie seine Silberhaut verbrämt gewesen mit seinem goldnen Blut, sich zu berufen auf die offnen Wunden, auf die blutbefleckten Mörder, auf die abscheulichen vom geronnenen Blute schwarzen Dolche, um schließlich zu fragen:

> Wer konnte da sich zügeln, der ein Herz
> Voll Liebe hatt', und in dem Herzen Muth
> Die Liebe zu beweisen?

Liebe zu Duncan nennt er's, der Mörder Duncans, was ihn zu diesem neuen Doppelmord bewogen habe! Solch eiserne Stärke verruchtester Frechheit ist selbst einer Lady Macbeth zu stark, das männische Weib sieht sich in unerwarteter Weise plötzlich übermannt, sie fühlt, daß die bisherige Herrschaft ihren Händen entsunken ist. Die Tyrannin hat ihren Meister gefunden und es ist physisch wie symbolisch vollkommen verständlich, daß sie gerade in diesem Augenblicke mit dem Rufe: „Helft mir hinweg!“ in Ohnmacht fällt. Der Charakter Macbeths aber hat sich eben damit durch eigne Selbstbestimmung zum Mord, zur Heuchelei, zur gänzlichen Fühllosigkeit in sich vollendet; er selbst hat der eignen eisernen Stirne das Gepräge des

Tyrannen unwiderruflich aufgedrückt. Nur eine Folge davon wenn auch eine schauerlich vermessene ist es, wenn er dann auch noch den Meineid ausspricht, der ihn gleich dem ehrlichen Banquo und den Andern von der „ungesprochenen Anmuthung bösen Verrathes“ reinigen soll.

Trotz diesem Meineid stünd' es in Zweifel, wozu die Verhandlungen, die nun in der Halle beginnen sollen, schließlich führen, ob sie namentlich seine That mit dem erstrebten Erfolg krönen würden, käme ihm nicht der böse Engel seines Geschicks in diesem Augenblick zu Hülfe. Die Söhne Duncans, die eben so gut wie Banquo und Macduff Verdacht geschöpft haben, entfliehen aus der Mörderhöhle; und so muß ihre Flucht dazu dienen, den Verdacht des Mordes auf sie selbst zu laden, dem Macbeth aber die Stimmen für die Königskrone zuzuwenden. Dies erfahren wir durch die folgende nur scheinbar überflüssige Scene der Begegnung des Thans von Rosse mit einem alten Manne und mit Macduff außerhalb des Schlosses. Läge freilich bei den Vorgängen unsrer Tragödie das Hauptgewicht, welches für ihre Tendenz die Entscheidung zu geben hat, in diesen Schauerscenen des Mordes und der Entdeckung — dann allerdings hätte Dingelstedt Recht gethan, daß er in seiner Bearbeitung für die Bühne diese Scene gestrichen hat. Allein der tragische Umschlag und die Wende unsres Stücks liegt vielmehr in der Bankettscene des dritten Akts, also eben in der Mitte, wie immer bei Shakespeare; und so bedürfen wir dieser Vermittlungsscene nothwendig, weil sie uns nicht nur nach den gräßlichen Auftritten, die ganz wie letzte Entscheidung aussehen, eine Fortsetzung verspricht, sondern auch die Andeutung bringt, in welcher Richtung diese erfolgen wird. Denn wir erfahren zugleich von Macduff, daß er nicht zur Krönung Macbeths nach Scone gehen, sondern sich absichtlich und grundsätzlich von Macbeth fern halten will, und wir ahnen, daß gerade von ihm der Sturz des Tyrannen ausgehen wird. Und eben das, und nur das liegt im Interesse der Grundidee unsrer Tragödie. Denn die eigentliche Tendenz und der politische Charakter unsres Stückes kann nun nicht mehr zweifelhaft sein: wie Julius

Cäsar die Tragödie der Freiheit, Coriolan die der Vaterlandsliebe, so ist meines Erachtens Macbeth die Tragödie der Tyrannei. — Wir sahen Macbeth, den Helden und Träger des dramatischen Grundgedankens, zum Tyrannen werden, wir sollen ihn sofort auch diesem Charakter gemäß handeln sehen.

Durch Verbrechen und Heuchelei ist das neue Königspaar zur Macht gelangt, durch Schmeichelei und Verbrechen sucht es sich darin zu erhalten. Das große Festmahl, zu dem alle Edlen geladen sind, soll den Majestäten eben sowohl dazu dienen, durch Aufmerksamkeit Freundlichkeit und Höflichkeit die Großen des Reichs für sich einzunehmen, als sich im Glanze ihrer neuen Würde zu spiegeln und zu sonnen. Vor Allem soll Banquo nicht fehlen, der höchste Gast; — Banquo, der einzige, vor dem Macbeth zittert. Die Furcht vor dem Rückschlag der blut'gen Lehre, die selbstgebundene Ruthe des Tyrannen, verfinstert Macbeths Antlitz am Tage, läßt ihm bei Nacht keine Ruhe. „Glamis hat den Schlaf gemordet, drum soll Macbeth nicht schlafen mehr." Schon ist kein einz'ger, in dess Haus ihm nicht ein bezahlter Diener lebt. Am meisten aber fürchtet er Banquo, weil er ihn am höchsten achten, ja sogar über sich selbst stellen muß. Er vergleicht Banquo mit Cäsar, sich selbst nur mit Mark Anton. Cäsar war ein geborner Herrscher, er konnte auch ohne Diadem König sein; Mark Anton, von gleichem Ehrgeiz beseelt, war doch nur Lüstling und Intrigant, dem es mehr um das Spielzeug des goldnen Reifes und um die Macht, seinen Lüsten zu fröhnen, als um Herrschergröße und unsterblichen Nachruhm zu thun war. Es ist Banquo's Königssinn und kühne Entschlossenheit mit Weisheit gepaart, was Macbeth fürchtet. Sein Herz sagt ihm, daß unter allen Edlen Schottlands keiner ist, aus dessen Stamm Königs so gut kommen könnten, wie aus dem Stamme Banquo's. Daher der Eindruck, den die Weissagung der Zauberschwestern in der Erinnerung auf ihn macht; die für Banquo bestimmte königliche Zukunft erfüllt Macbeth mit tödtlichem Neid. Eh das geschieht, eh' er für Banquo's Brut, um sie zu krönen, zum Verbrecher soll geworben sein, und seine Seele dem Erbfeind soll preisgegeben haben, fordert

er das Schicksal in die Schranken auf Tod und Leben. Unfriedlich, scheu und ängstlich, von Furcht gequält, von Neid gepeinigt, steht der Tyrann auf der erreichten Höhe; aus Furcht und Neid setzt sich sein finsterer Argwohn zusammen, der ihn zu neuem Frevel treibt. Er hat das Schicksal herausgefordert; er darf sich nicht wundern, wenn es den hingeworfenen Handschuh aufhebt und ihn nun nun an feindlich bekämpft, wie es ihn bisher mit Gunst gefördert.

Macbeth hat Banquo ausdrücklich gemahnt, beim Mahle nicht zu fehlen, und Banquo hat entschieden zugesagt; es wird also kommen. Und doch hat Macbeth den Mordanschlag schon vorbereitet, der ihm das Kommen unmöglich machen müßte; er hat, wie wir sehen, nur zu gut gelernt, was ihn einst sein Weib lehrte, harmlos zu blicken wie die Blume, doch die Schlange darunter zu sein. Schlangenart auch ist es, wie er die bestellten Mörder zu ihrem Werke stachelt. Verleumderisch wälzt er die Schuld der Kränkung, die ihnen widerfahren, von sich auf Banquo, um ihnen persönlichen Haß gegen diesen einzuflößen; heuchlerisch und wie im Staube kriechend verspricht er ihnen seine herzinnig feste Liebe, ihnen, die er selbst mit souveräner Verachtung behandelt und gleichnißweise zum Geschlecht der Hunde zählt; wie er denn freilich auch alle andern Menschen nur noch nach ihren physischen Eigenschaften, nach Temperament Anstelligkeit und Brauchbarkeit zu schätzen weiß. Dieser Zug der Menschenverachtung ist ein Hauptzug im Charakterbilde eines Tyrannen, und der Dichter hat ihn am besten Orte zu verwerthen gewußt. Wohl sagt sich Macbeth, daß seine Macht den Streich offen führen könnte; aber doch greift er lieber zum heimlichen Meuchelmord; noch will er sich den Schein sparen aus Rücksicht auf die gleichen Freunde; noch kennt er die Furcht des Neulings in der Tyrannei, dem die Uebung fehlt.

Unerreicht und unnachahmlich ist Shakespeare, wie in allem Andern, so namentlich auch in der sorgfältigen Motivirung jener Anschlagsmittel seiner Tragödie, von welcher die Endkatastrophe seines Helden bedingt ist. In unserm Stücke knüpft diese sich an die

Erscheinung von Banquo's Geist, die Macbeth zwingt, inmitten seiner Lords sich so weit zu verrathen, daß nun die Rückkehr für ihn so schwierig wäre als durch zu gehen; — eine Erkenntniß, durch welche er sich von da an zu jenen unverhüllten Grausamkeiten bestimmen läßt, welche den Abfall der Großen und den Rachekrieg von Außen im Gefolge haben. Weil denn also die Erscheinung aus dem Geisterreich den entscheidenden Wendepunkt des Ganzen bilden soll, wird sowohl die Erwartung dafür rege gehalten, als die psychologische Möglichkeit in Macbeth selbst deutlich gezeigt. Jenes geschieht mit ein paar Worten, indem ein Diener auf die Frage der Lady, ob Banquo fort vom Hofe sei, versichert: „Ja, Kön'gin, doch er kommt zurück heut Abend." Das Andere stellt sich heraus in einer längeren Zwiesprache zwischen König und Königin. Lady Macbeth hat die Unzufriedenheit, den Trübsinn, das finstere einsame Brüten ihres Gemahls sehr unliebsam bemerkt; es geht ja dadurch der Genuß verloren, den sie sich von der erreichten Herrscherwürde versprochen.

Nichts ist gewonnen, (sagt sie) alles ist dahin,
Stehn wir am Ziel mit unzufriednem Sinn.

Sie wäre nicht unzufrieden; sie weiß sich über das Vergang'ne mit dem Satz hinweg zu helfen: was unheilbar, muß man vergessen — geschehn ist, was geschehn. Sie macht den Versuch, auch ihren Gemahl für diese Einsicht zu gewinnen und ihn heiter zu stimmen, wenigstens für diesen Abend. Aber sie irrt sich, wenn sie glaubt, daß sein düsteres Brüten der Vergangenheit gilt, es ist vielmehr auf Pläne zur Sicherung der Gegenwart und der Zukunft gerichtet. Aus der Sorge um mögliche Gefahren für den gewonnenen Besitz quillt die Angst vor Vergiftung beim Mahle, kommen die grausen Träume, die ihn allnächtlich schütteln, daß er in der ruhelosen Qual der Seele die Todtenruhe Duncans beneiden muß. Denn „zerhackt ward nur die Schlange, nicht getödtet"; darum und darum einzig ist sein Gemüth voll von Scorpionen. Die Königin weiß nicht, daß es Banquo ist und sein Sohn Fleance, vor dem er

sich so fürchtet. Auch will er sie, scheint es, nicht darüber aufklären; vielmehr mahnt er sie — heuchlerisch genug — gerade auf Banquo beim Feste all ihre Sorgfalt zu wenden. Ihr Sinn paßt aber nicht mehr zu dem seinigen; ganz wieder Weib, will sie nun, da sie Königin ist, auch Königin spielen, während sein Mannesstolz auf finstere Gewaltthat sinnt. Erst als er sich in Zorn hineingeredet, daß er seine „Würde in Schmeichelströmen baden" und das Antlitz zur bergenden Larve des Herzens verstellen muß, entschlüpft ihm eine Andeutung. Ja weist sein Wort, um ihn für den Augenblick zu begütigen, harmlos darauf hinweist, daß die Gefürchteten doch auch nur sterbliche Menschen sind, da greift er ihre Worte in seinem Sinne auf und ist schon im Begriff, sie in seinen Anschlag einzuweihen, als ihre erschreckte Frage „was hast du vor?" ihn eben noch zur rechten Zeit erinnert, daß er sie nicht zur Mitwisserin und Rathgeberin machen darf. Er besorgt augenscheinlich, daß sie mit ihrer Mißbilligung der That hinderlich in den Weg möchte treten wollen. Nicht als ob Lady Macbeth nun auf einmal ein so zartfühlendes Gewissen hätte, daß sie vor einem Verbrechen zurückbebte; er weiß, daß sie der vollbrachten That Beifall rufen kann. Aber er ahnt zugleich, daß sie die That mehr störend als zweckmäßig finden würde, und sein Sinn ist nun einmal mit Blutgier erfüllt. Lady Macbeth also bleibt mit der Sache unbekannt; und darum ist es nachher erklärlich, daß sie die Erscheinung des Geistes gar nicht wahrnimmt, da sie keine Mitschuld trägt. Dagegen ist Macbeths brütendes Hirn und aufgeregtes Gemüth ganz in die Veranstaltung der Mordthat versenkt; Furchtwahn Zorn und Hoffnung auf Erfolg machen sich die Herrschaft in seiner Seele streitig. Ja seine überreizte hand- und ruhelose Phantasie schwelgt ordentlich in der Ausmalung der Düsterheit seines frevlen Beginnens, das, wie er meint, „jenen großen Schuldbrief in Stücke reißen" soll, dessen mögliche Einforderung er fürchtet. Hören wir die auch sonst wegen ihrer poetischen Schönheit und Großartigkeit berühmte Stelle. Mit gottlosem Grinsen beginnend erhebt sich seine Frechheit bald zum nachtschaurigen Pathos infernalischer Begeisterung und selbstbewußten

Frevels, indem er zu seiner — auf Fröhlichkeit denkenden — Gattin spricht:

Eh die Fledermaus
Geendet ihren lästerlichen Flug;
Eh, auf den Ruf der dunkeln Hekate,
Der hornbeschwingte Käfer, schläfrig summend,
Die nächt'ge Schlummerglocke hat geläutet,
Ist eine That geschehn furchtbarer Art.

Und gleich darauf setzt er wünschend hoffend fürchtend aber grimmig kalt hinzu:

Komm
Mit deiner dunkeln Binde, Nacht; verschließe
Des mitleidvollen Tages zartes Auge;
Durchstreich mit unsichtbarer, blut'ger Hand
Und reiß in Stücke jenen großen Schuldbrief,
Der meine Wangen bleicht! —

Er hält inne, um seiner Bewegung Herr zu werden; dann schließt er, wie verloren in die düsteren zusammenhangslosen Bilder seiner Phantasie und selbst schon fast in gespensterhaftem Tone:

Das Licht wird trübe:
Zum dampfenden Wald erhebt die Kräh' den Flug;
Die Tagsgeschöpfe schläfrig niederkauern,
Und schwarze Nachtunhold auf Beute lauern, —
Du staunst mich an? Still. — Sündentsproß'ne Werke
Erlangen nur durch Sünden Kraft und Stärke.
So, bitte, geh mit mir. —

Können wir darnach überrascht sein, wenn ihm der Geist erscheint? oder wär's nicht vielmehr verwunderlich, wenn er ihm nicht erschiene?

Aber auch dem Auge des Zuschauers, der ja ganz in Macbeths Plan eingeweiht ist, muß der Geist in sichtbarer Gestalt erscheinen. Das Publikum begleitet den Helden mit seiner Theilnahme; es muß mit ihm in die gleichen Schauer geworfen werden. Daß dies wenigstens des Dichters Meinung ist, sollte doch keine

Frage mehr sein können. Macbeth würde ja die lächerliche Rolle, welche ihm sein Weib mit dem sarkastischen Verweise zutheilt:

O schäme dich,
Was machst du für Gesichter? denn am Ende,
Schaust du nur auf 'nen Stuhl —

ich sage, diese zum Lachen reizende Rolle würde der tragische Held, nachdem sie ausdrücklich als lächerlich bezeichnet ist, dem Zuschauer gegenüber wirklich spielen in dem Augenblick, wo die Geistererscheinung, wie der luftgezückte Dolch, nur die Bedeutung einer imaginären Vision hätte. Zum Ueberfluß läßt Shakespeare auch nach dem Verschwinden des Geistes Macbeth selbst, da er seine Manneskraft schon wieder gewonnen, ausdrücklich versichern: „So wahr ich vor dir steh', ich sah ihn!"

Gleich der Anfang des Banketts ist von der Art, daß Macbeth sofort in seine bei der Voraussetzung mit seiner Gattin bewiesene exaltirte Stimmung zurückfallen muß, wenn sie sich inzwischen in etwas beruhigt hätte. Denn noch haben die Gäste nicht alle Platz genommen, da erscheint in einer Seitenthüre des Saales einer der Mörder mit blutbespritzter Stirn, um ihm zu melden, daß dies Banquo's Blut sei, dem er die Kehle abgeschnitten; freilich Fleance sei entwischt. Es ist der erste Streich, den das herausgeforderte Schicksal gegen den Tyrannen führt, und er empfindet ihn schwer genug. Nun „ist er wieder krank, umschränkt, gepfercht, umpfählt, geklemmt von niederträcht'ger Furcht und Zweifeln." Doch, weil nur Banquo sicher liegt im Graben, mit seinen zwanzig tiefen tödtlichen Wunden im Kopfe, so ist doch wenigstens die ausgewachsene Schlange beseitigt. Damit sucht er sich zu trösten; aber der Streich des Schicksals murmt ihn doch: „das entflohne Gewürm ist giftig einst nach seiner Art." Finster sinnend bleibt er noch abseits von der Gesellschaft stehen, nachdem er schon den Mörder hinweggeschickt; die Königin muß ihn erst mahnen den freundlichen Wirth zu machen. Aber indem er sich nun unter dem Adel des Reichs an der Festtafel niederlassen will, und eben Banquo's Namen

ausspricht, im hellen Gegensatz zu seinem Gewissen ihn um sein Ausbleiben scheltend, da muß er den Rückschlag seiner gewaltsam unterdrückten Zweifel und Besorgnisse erfahren; da, ein furchtbares Symbol der Gegenwart und Zukunft, erscheint Banquo's Geist und setzt sich wie zum Trotz und Hohn auf den Stuhl, den König Macbeth für sich bestimmt. Der Hohn ist auch das erste, was Macbeth herausfühlt; sein erster Ausruf: „wer von Euch that das?" gilt nur dieser Empfindung. Aber ihr folgt sogleich die Furcht, seine That verrathen zu sehen, und dann, bei allem haarsträubenden Entsetzen, titanischer Gegentrotz auf dem Fuße. Er wagt nicht nur das anzuschaun, wovor der Teufel blaß wird, er schleudert dem Gespenst auch sein keck verachtendes, alle Schranken kluger besonnener Rücksicht durchbrechendes Wort entgegen:

Ha! meinethalb! wenn du kannst nicken, sprich auch.
Wenn Grab und Beingewölb uns wiederschickt,
Die wir begruben, sei der Schlund der Geier
Uns Todtengruft.

Vor solchem Freveltrotz weicht auch der Kühnste, hält selbst der Gast aus dem Jenseits nicht Stand; Banquo's Geist schreitet hinweg. Nun hat Macbeth wieder Freiheit, sich auf sich selbst zu besinnen. Doch findet er nicht sogleich ein anderes Geleise; der Stachel des Hohns, daß Banquo dennoch auf seinem Stuhle sitzen will, ist ihm zu tief in die Seele gedrungen. Sonst, sagt er zu sich, wenn ein Mord geschah,

Da war's Gebrauch,
Daß, war das Hirn heraus, der Mann auch starb,
Und damit gut.
Doch heut zu Tage stehn sie wieder auf,
Mit zwanzig Todeswunden auf den Köpfen,
Und stoßen uns von unsern Stühlen: Das
Ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord.

Welch eine cynische Ruchlosigkeit der Betrachtung, und (wie die Erscheinung überhaupt) einzig und allein, aber mit tiefer psychologi-

scher Wahrheit, geknüpft an den Umstand, daß Fleance entronnen ist, Banquo also doch noch Anwartschaft hat auf den Thron! — Von der Königin abermals zu den Gästen zurückgerufen, thut sich Macbeth abermals Gewalt an, will sogar auf Banquo's Wohl trinken. Aber kaum hat er den vermessenen Wunsch ausgesprochen: „wär' er doch hier!" so erscheint der Geist auch wieder, ihm allein sichtbar, wie vorhin, weil sein Gewissen allein in das Jenseits hinüberreicht, allein also auch im Stande ist den Geist herauf zu beschwören. Aber er will und muß, wie mit diesem Gewissen, so mit der Erscheinung ein für allemal fertig werden.

Hinweg! aus meinen Augen! Laß
Die Erde dich verbergen.
Marklos ist dein Gebein, dein Blut ist kalt;
Du hast kein Anschaun mehr in diesen Augen,
Mit denen du so stierst.

So läugnet und verneint er wenn auch nicht die wirkliche doch die lebenvolle und für das Leben bedeutsame Existenz der Erscheinung aus dem Jenseits; er weist mit dem eigenwilligen Trotz des Tyrannen den mahnenden und anklagenden Geist aus seinem Bewußtsein hinweg und wirft ihn zu den Todten. Aber auch seinen Muth und seine Entschlossenheit will er nicht länger von diesem Schattending behelligt sehen. Es ist nicht feige Furcht, es ist der Grimm unmenschlichen vom Entsetzen nur noch geschwellten Trotzes, was aus ihm redet, indem er dem Gespenst zuruft:

Was einer wagt, wag ich!
Kamm du mir nah als zott'ger Russischer Bär,
Gehorn'scht Rhinoceros, hyrcan'scher Tiger;
Nimm jegliche Gestalt, nur diese nicht:
Nie werden meine festen Nerven beben.
Oder sei lebend wieder; fordre mich
In eine Wüst' aufs Schwert; verkriech ich mich
Dann zitternd, ruf mich aus als Dirnenpuppe.
Hinweg! gräßlicher Schatten!
Unkörperliches Blendwerk, fort! — ha! so. —
Du nicht mehr da, nun bin ich wieder Mann.

Nach dem Doppelsinn des englischen Wortes meint er nun erst wieder Mann und Mensch zu sein; in der That aber ist er zum Unmann, der seiner selbst nicht mehr mächtig ist, und zum Unmenschen geworden. Schon die Bedingungen des Wiedererscheinens, die er dem Geiste vorschreibt, entspringen nicht mehr einer von menschlichen und Menschlichkeits-Gefühlen geleiteten Phantasie. Als Bär, Rhinoceros, und Tiger kann der Geist nicht erscheinen, und auch der lebende Banquo würde das Leben nicht erst zur Wüste machen wollen, um mit Macbeth darum zu kämpfen. Die einzige Gestalt aber, in welcher der Geist erscheinen kann, die Gestalt des mahnenden Schattens, der aus der Ewigkeit in das Diesseits hereinreicht, hat Macbeths dämonischer, grimmiger Neid ihm verwehret; der Geist, als bloßes Blendwerk von der trotzigsten Selbstverhärtung verscheucht, weicht von ihm auf Nimmerwiedersehen. Damit aber ist nun Macbeth ganz seiner eigenen Willkühr, seinem bloßen selbstsüchtigen Belieben, also ganz dem Maß- und Gesetzlosen, der Macht des Bösen verfallen. Er selbst nimmt wahr, daß eine Veränderung mit ihm vorgeht, aber er sucht die Schuld nicht bei sich, sondern bei den andern, die sich dem nemlichen Gesichte aus der Geisterwelt gegenüber so ruhig, so ganz anders wie er verhalten.

Ihr entfremdet (sagt er)
Mich meinem eignen Selbst, bedenk ich jetzt,
Daß ihr anschaut Gesichte solcher Art,
Und doch die Röthe euver Wangen bleibt.

Diese Empfindung ist ganz folgerecht. Denn von nun an, nachdem er *diesen* ernsten *Mahner* verscheucht, wird ihm kein Geist mehr sagen, daß *er* schuldig oder im Unrecht ist; von nun an wird er mit Mißtrauen *alles* verfolgen, was anderer Ansicht ist als er, was an Recht und Pflicht, an Treu und Glauben, an Unschuld und Natur *gemahnt*.

Wie Macbeth dem Bösen verfallen ist und von nun an alle Guten nothwendig mit Argwohn verfolgt, so müssen nun umgekehrt auch alle Guten mit Argwohn und Abscheu zum Abfall von ihm

sich wenden. Dies beides ist es und nichts anderes, was die beiden folgenden Scenen in dramatisch-symbolischer Weise zur Anschauung zu bringen bestimmt sind. Hecate, die nächtliche gespenstische Zaubergöttin, welche über die bösen Dämonen herrscht, die Meisterin der Zauberschwestern, fordert jetzt erst und eben jetzt von diesen ihren Antheil an dem Werk, das sie mit Macbeth treiben. Haben sie bis jetzt durch ihren Räthselkram den verlehrten Sohn verlockt, daß er durch Trotz und Uebermuth sein eignes Werk, den Zweck seiner Selbstsucht schaffend in Mord und Trug getrieb, so sollen sie's jetzt noch bessern. Fortan sollen sie nicht ihm, sondern er soll ihnen dienen und ihr Werk, das Werk der Nacht und der am Bösen sich freuenden Dämonen thun. Zu dem Ende will sie dahin mitwirken, daß der Trotzige und Uebermüthige auch in Sicherheit geführt werde, und alle bisherigen Rücksichten auf Beifall oder Tadel, allen Zügel der Furcht abwerfe.

Dem Tod und Schicksal sprech' er Hohn,
Nicht Gnad' und Furcht soll ihn bedrohn;
Denn, wie ihr wißt, war Sicherheit
Des Menschen Erbfeind jederzeit.

Dem Erbfeind also soll er damit überliefert werden, da er selbst schon vorhat, sich neuen Raths bei den Zauberschwestern zu erholen, um, einmal so tief in Blut gestiegen, auf schlimmstem Wege zum Schlimmsten vorwärts zu schreiten.

Man sieht leicht, wie wesentlich diese Scene für den dramatischen Fortgang des Ganzen ist, da sie uns genau auf die Wende des völligen moralischen Unterganges stellt, dem der Held des Drama's verfallen soll. Eben so nothwendig ist, ehe die Handlung weiter schreiten kann, daß wir erfahren, wie die Stimmung an Macbeths Hofe ist, wie er nach seinem Benehmen in der Bankettscene von Allen durchschaut, und als Tyrann gefürchtet und verabscheut ist, und wie bereits sich aller Augen nach England richten, wohin der rechtmäßige Thronerbe Malcolm entflohen ist, und von dort Errettung des Landes vom harten Drucke der verfluchten Hand erwarten.

Nur indem dies klar gestellt wird, sehen wir uns auch auf die Weise der politischen Umwälzung gestellt, die den äußeren Untergang des Helden herbeiführen soll. Es ist unbegreiflich, wie noch neuerlich auch Dingelstedt glauben konnte, das Stück durch Auslassung der kurzen Scene zu verbessern, welche diesen wesentlichen Dienst leistet. Ja auch damit schon hat er sich gegen den Geist und die Intention des Dichters versündigt, daß er die Rede der Hecate an den Anfang des vierten Aktes stellt und gleich Schiller in unmittelbare Verbindung mit dem Vorgang in der Hexenküche bringt. Die Häufung des gleichartigen Elements in zwei aufeinander folgenden Scenen kann nur matt und störend wirken, und zudem bleibt für Hecate bis zu ihrem Wiedererscheinen zu kurze Zeit, um die angekündigte Reise nach dem Mond auszuführen. Unsre beiden Scenen sind aber nur dramatische Konsequenzen der Bankettscene und müssen dieser darum unmittelbar sich anschließen. Ihre nachgewiesene Bedeutsamkeit und Unentbehrlichkeit resultirt daraus, daß Shakespeare stets die Forderungen der Idee und die Rücksicht auf die Wahrheit wie auf die schließliche Wirksamkeit des Ganzen höher anschlägt, als den augenblicklichen scenischen Bühneneffekt. Es dürfte hier am Orte sein, etwas näher auf die Bedeutung der Zauberschwestern, auf ihr Verhältniß zur Nacht- und Mondgöttin Hekate, sowie auf den Zauberapparat der Hexen und ihrer Küche einzugehen, den der Dichter für seinen dramatischen Zweck sich zurecht gelegt.

Man hat sich viele Mühe gegeben und lange Auszüge namentlich aus dem Werke Reginald Scot's Discoverie of Witchcraft vom Jahre 1584 mitgetheilt, um nachzuweisen, daß zur Zeit des Dichters der Glaube an Hexen unter dem Volke weit verbreitet war und die Hexenprozesse in höchster Blüthe standen. Aber was ist damit gewonnen? Man wird doch nicht glauben, daß ein Shakespeare in seinem Stücke Hexen auftreten läßt, um dem Volksglauben eine Concession, oder dem König Jacob ein Kompliment zu machen, der selbst ein Werk über Zauberei und Dämonen geschrieben hat? Diese Nachweise haben nur historisches Interesse;

sofern wir daraus entnehmen können, woher der Dichter einzelne Züge, die er seinen Hexen leiht, selbst entlehnt hat. Aber er behandelt diesen Stoff wie immer mit freier selbständiger Phantasie und produktiver geistiger Durchdringung; und gerade diese ästhetisch dramatische Verwerthung ist es, auf die man bisher fast noch gar nicht geachtet hat. Daher soll dann sie uns im Folgenden ausschließlich beschäftigen.

Es ist bekannt, daß wir von zweien unsrer großen Dichter, Schiller und Bürger, Uebersetzungen unserer Tragödie besitzen, die zugleich Vorbildungen für die deutsche Bühnendarstellung werden sollten. Nun ist merkwürdig, wie diametral sich beide, ganz der sonstigen Verschiedenheit ihrer Muse gemäß, in der Auffassung der Hexen gegenüberstehen. Während der Eine durch idealistische Verklärung im Ton und Charakter sie geradezu zu antiken Schicksalsmächten zu erheben strebt, zieht der Andere sie ins derb Realistische und Triviale so tief herab, daß kaum noch etwas Anderes bleibt, als meckernde häßliche schwätzende Gevatterbasen und Hökerinnen infernalischer Bosheitsgelüste. Beide haben sich gleichweit von Shakespeare entfernt, der die gemeine derb realistische Erscheinung seiner Geschöpfe mit dem Ernst übernatürlicher Bedeutung ihres Wesens und Treibens auf das innigste zu verbinden weiß. Diese Verbindung liegt schon in ihrer doppelten Bezeichnung; denn obwohl vom Dichter als Hexen eingeführt und mit allem gewöhnlichen Hexen- und Zauberapparat versehen, nennen sie selbst sich doch in dem Augenblicke „Schicksalsschwestern", wo Macbeth in ihren Zauberkreis treten soll, wie sie denn von diesem seiner Erfahrung gemäß auch stets nur mit diesem Namen genannt werden, so lange er noch irgend Respekt vor jenseitigen Dingen hat. In dem Augenblick freilich, wo er sie, nicht sie ihn, aufzusuchen kommt, hat er auch vor ihnen den Respekt verloren, gelten sie auch ihm nur noch für Geheimnißkrämerinnen, für schwarze mitternächt'ge Hexen. Ganz erstaunlich aber ist die Kunst, mit welcher der Dichter die symbolische Zweideutigkeit körperlich-unkörperlicher, natürlich-übernatürlicher, sichtbar-unsichtbarer Existenz in Art und Natur, wie in allem Gebaren

und Vornehmen dieser Wesen durchzuführen weiß. Shakespeare's Hexen sind ein Zwitterding zwischen Mann und Weib; Banquo's Urtheil wird durch ihre Bärte irre. Der vorwiegende Eindruck ihrer Erscheinung ist wohl der einer häßlichen Weiblichkeit, aber zur Schau doch tragen sie das Zeichen der Manneskraft. So ist auch ihre ganze Wirksamkeit im Stück eine blos weibliche reizende verführende für den, dem häßlich für schön gilt; wiewohl freilich das Werk hinterher, wenn es durch den Willen des Verführten zu Stande gekommen ist, das Aussehen einer Mannesthat hat, und ihnen als Urheberinnen beigelegt sie zu Männern zu machen scheint. Die Zeit hat über sie nur äußerlich und oberflächlich Gewalt; so verwittert ihr Aussehen durch den Zahn der Zeit geworden, an's Leben hat sie ihnen doch nicht kommen können. Ihre seltsame, fremdartige Tracht deutet darauf, daß sie dem grauesten Alterthum entstammen, und diese Wahrnehmung berechtigt zu dem Schluß, daß ihnen auch die Zukunft nicht fremd sein wird. Weder der Erde noch dem Himmel angehörig, scheinen sie Bewohner der Luftregion zu sein, in welcher nach der Schrift die bösen Geister unter dem Himmel hausen. Darum sind Donner Blitz und Regen die Begleiter ihrer Erscheinung; darum verschwinden sie in Nebeldunst und unreiner Luft. Nicht aus eignem Entschluß, wo sie unter sich sind, sondern jede abgerufen von einer unsichtbaren Stimme, damit wir wissen, daß sie nicht als freie Wesen selbständig handeln, sondern nur in solidarischer Verbindung mit einem Reiche unheimlicher Unsichtbarkeit und übernatürlicher Existenzen. Selbst Hecate folgt ihrem kleinen Geist, der, als Gegensatz des großen allgegenwärtigen Weltgeistes sie aus einer dunklen Wolke ruft, und durch Musik und Gesang, jenen rührendsten Zauber der Luftregion, zur Wiedervereinigung aus der Fremde der Erdenwelt zurücklockt. Näher besehen, gehen diese abrufenden Stimmen nur von den ungeduldigen Rossen aus, auf denen die Hexen reiten, nemlich von Grau Mieschen, dem Besen, und von Paddok, der Kröte; für Hekate scheint es eben die Wolke selbst zu sein, die ungeduldig ihrer harrt und nicht länger sich an die Erde heften will. Wie die bösen Gedanken aus unergründlicher

Tiefe auftauchend an dem Gegenstand der Begierden haften und mit diesen in's Ungesehene verschwinden, so sind die Hexen ihren häßlichen Lieblingen verhaftet und verschwinden mit ihnen, den Trägern ihrer Existenz, in die Luft. Unstetigkeit und Ruhelosigkeit ist ein wesentlich unterscheidendes Merkmal dieser Shakespeare'schen Hexen, denen nirgend eine sichere Wohnstätte angewiesen ist. Unselbständige Luftwesen, wie sie sind, wohnen diese von Akers her geschäftigen Repräsentantinnen der von Dämonen erfüllten Region nahe genug dem Erdenleben, um zeitweilig in dasselbe hineinzugreifen, ohne doch sich darin halten oder festsetzen zu können. Wo sie auftreten, scheinen sie leibhaft und wesenhaft zu sein, aber bei ihrem Verschwinden löst ihr Körper in Luft sich auf und zerschmilzt wie ein einzelner Hauch im Wind, und als ob die Erde Blasen hätte wie das Wasser, die zerplatzen und in die allgemeine elementarische Form ihres Wesens zurückkehren. Wie Luft und Wind, so ist das unstete erregbare Element des Wassers ihnen vertraut und unterthan; im bodenlosen durchlöcherten Siebe schwimmen sie dem Schiffer nach, den sie quälen und ängstigen wollen. Aber wie ihr Wesen bodenlos schwankend in sich nichtig, so ist auch ihre Macht durchaus beschränkt. Zwar haben sie ihre Freude am Unheil und können dem Menschen Schlaflosigkeit und Siechthum bereiten, aber an's Leben können sie ihm nicht, so wenig als der von ihnen erregte Sturm das Schiff des Seemanns zerschmettern kann. Das einzige Lebendige, das sie würgen können, sind die Schweine, in welche die Dämonen fahren dursten, um sie in den See zu stürzen. Auch ihre Reden sind einsylbig orakelhaft zweideutig; häßlich und abstoßend von Ansehn für ein unbefangnes Auge, sind sie reizend und verlockend in Worten für ein befangenes Gemüth. Sie verschwinden aber augenblicklich wie Nebelbilder und Gespinste eines kranken Hirns, wo ihnen die menschliche Vernunft mit resoluter Frage zu Leibe gehen und positive Gewißheit haben will. So ist der Kreis ihrer Zauberwirkung und Gewalt über den Menschen eingeschränkt auf jenen Dämmerzustand eingeschläferter Vernunft aber wacher Begierde, wo die erregte Phantasie an die Stelle des klaren Verstandes

tritt. Aber dabei ist ihnen noch die Schranke gesetzt, daß sie nicht den Vorsatz in die Brust des Menschen pflanzen, noch seinem Willen den Impuls geben können; einzig durch zweideutiges Blendwerk dürfen sie reizen und locken, das als solches von einem hellen Verstande sofort erkannt werden müßte:

Es fällt in die Augen, wie geeignet solche Wesen sind, sich zum Dienste des Bösen herzugeben, dessen allgemeine Natur sie in so charakteristischer Weise an sich tragen. Grundlos bodenlos und in sich nichtig, ist doch das Böse eine wirkliche unsichtbare Macht, die durch Verblendung die menschliche Begierde täuscht und den Willen an sich lockt, um durch ihn zum thatsächlichen Bestand — „zum eigenen Werk" zu gelangen. Das gewöhnliche Werk der Zauberschwestern reicht aus, den Menschen durch ihren Räthselreim in Verwirrung, Irrthum und Sünde zu führen, woraus er sich, wenn er auf sein Gewissen hört, wieder erheben und zurecht finden mag. Ihn zum unwiederbringlichen Bösewicht zu verhärten, dazu bedarf es stärkeren Zaubers, der in dem Augenblick an die Stelle tritt, wo Macbeth nach Banquo's Erscheinung alle Mahnung aus dem Jenseits verworfen und mit hartnäckigem Eigenwillen beschlossen hat, vorwärts im Bösen zu schreiten statt umzukehren. Jetzt erhebt sich die Meisterin des Zaubers, die finstere Nachtgöttin selbst; von den Ufern des Acheron kommt sie herauf, um den an sich schon verkehrten Sohn in mondsüchtige Sicherheit zu wiegen und dadurch ganz zum Angehörigen ihres infernalischen Reiches zu machen. Darum macht sie eine Fahrt nach dem Monde, um den giftigen Tropfen aufzufangen, der an seinem Horne hängt, und der mit Zaubersprüchen destillirt den frevelhaften Fragesteller in wahnwitzige Mondsucht stürzen soll, daß er mit geschlossenen Sinnen am Rande des Abgrunds so lange sicher dahin schreiten muß, bis er zuletzt beim Namen gerufen aus dem Traume der Täuschung aufschrickt und in den Abgrund stürzt. Denn Hecate weiß, als wäre sie aus Macbeths eigener Brust erstanden, daß er selbst am nächsten Morgen zukunftslüstern und schicksalsspähend in die dunkle Höhle hinabsteigen wird, wo die nackte Bosheit sich in Finsterniß

birgt, und der Zauberbrei der hartgesottnen unheilschwangeren Ruchlosigkeit bereitet wird. In der That ist in der Hexenküche alles, was häßlich, scheußlich, giftig, unheildrohend, unheimlich, fraß- und mordgierig, tödtlich, gottlos, unchristlich und unmenschlich ist, von allem ist ein Theil vorhanden, um als symbolisches Ingredienz des Hexenbreies zu dienen. Zuvörderst wird in den Schlund des kochenden Zauberkessels geworfen die kalte giftausschwitzende Kröte, dann das giftzeugende Organ der sumpfigen Schlange, das Glotzauge des Molches, die weiche Zehe der unheilkündenden Unke, das Haar der gespenstigen Fledermaus, die lechzende, blutleckende Zunge des Hundes, der gespaltene züngelnde Giftzahn der Natter, der tückische Stachel der Blindschleiche, das bewegliche Bein der schillernden Eidechse, der Flügel der auf nächtlichen Raub ausgehenden Eule — lauter Dinge, welche zunächst die natürliche Befähigung zum Bösen, und die lauernde, lüsterne, tückische Gier des Bösen im Allgemeinen bedeuten. Dazu aber kommt nun noch die Schuppe des gepanzerten Drachen, der hieb- und schußfest machende Mumiensaft der Hexen, wie nicht minder der zerfleischende Zahn des Wolfes und der Rachen des gefräßigen Haifisches nebst dem Schierlingskraut, das den Giftkelch würzt; Ingredienzien, welche offenbar die Sicherheit des Tyrannen und Verbrechers einerseits wie die offene oder meuchlerische Mordlust andrerseits bezeichnen. Endlich aber, damit der Brei dick und zähe und der Zauber fest werde, soll im Kessel auch noch aller Gräuel der Unchristlichkeit, Gnadenlosigkeit, Frechheit und Unmenschlichkeit brodeln; voran die Lunge des Juden, der den Heiland lästert, nebst der Galle des Bockes, der mit aller Schuld Israels beladen in die Wüste gejagt wurde; und zugleich damit das Reis des Eibenbaumes als Strafruthe, gebrochen von diesem Baume der Unterwelt und des Grabes in der Finsterniß selber des Mondes, an dem des mondsüchtigen Nachtwandlers Leben hängt; — ferner die hochmüthige Nase des fanatischen Türken, die trotzige Lippe des würgenden Tartaren, ja endlich gar der Finger des neugebornen Knaben, den die unnatürliche Metze ohne Muttergefühl selbst erwürgt, sammt dem Eingeweide des Tigers, jenes

erbarmungslosesten aller teufelnden Thiere. All dieser Gräuel also des Gifts und Grimms, der Gottlosigkeit und Unmenschlichkeit, wie ihn Natur und Geschichte aufweist, brodelt und glüht im Hexenkessel, um endlich mit dem Blute eines Pavians, dieses menschenähnlichsten Affen abgekühlt und so für den menschenäffenden Zauber geschickt zu werden, zu dem er bestimmt ist.

Ich habe mich absichtlich länger dabei verweilt, alle einzelnen Bestandtheile, die Shakespeare in guter Ordnung zusammengehäuft, in ihrer symbolischen Bedeutung nachzuweisen, damit man endlich einsehe, wie ernst besonnen der Dichter auch im kleinsten Detail gearbeitet hat, und wie es darum gar nicht gleichgültig ist, uns durchaus nicht im willkührlichen Belieben steht, dieses und jenes wegzulassen oder durch Anderes zu ersetzen. Dingelstedt z. B. hat gerade das Wirksamste und Ernsteste von der Drachenschuppe und dem Mumiensaft der Hexen an preisgegeben und damit eben das, worauf es besonders abgesehen ist, die Sicherheit und Gnadenlosigkeit aus dem Ganzen getilgt, mit welcher doch der Zauber berücken soll. Rapp hat in seiner Uebersetzung statt der Nase des Türken und der Lippe des Tartaren blos das häßliche und völlig witzlose Beimengsel „Tartarnasen breitgedrückt", wie er denn überhaupt um des Reimes willen bald so bald so den Text ändert, wobei natürlich alle Symbolik, aber auch aller Ernst des Höllengebräu's verloren geht. Von Bürger ganz zu schweigen, der alles Beliebige — Rattenschwanz und Mäuseohr, Rauhenquark und Teufelsdreck, Distelstich und Nessel — einschaltet oder an die Stelle setzt, so daß das Ganze alles Verstandes baar und aus der Sphäre eines unheimlichen Höllenspukes in die der niederen Komik und der bloßen Taschenspielerei herabgedrückt wird. Schlegel scheint diesmal sein poetischer Instinkt von sonst so leichthin vorgenommenen Aenderungen bewahrt zu haben, wiewohl auch er, wie nicht minder Tieck, dem Reim und dem Verse manches den sinnigen Zusammenhang und die Symbolik schädigende Opfer bringt. Denn gerade auf der durchgefühlten Bedeutsamkeit der namhaft gemachten Ingredienzien des Zaubergebräu's beruht die grauenhafte Wirksamkeit der Scene,

die jedes Wort mit allem grinsenden Ernst infernalischer Bosheit betonen muß, wenn sie nicht in's Lächerliche fallen soll.

Es ist übrigens nur in der Ordnung, wenn in dem Augenblick, wo der Zaubertrei fertig ist, Hekate selbst, und zwar mit drei andern Hexen, ihrem Versprechen gemäß wieder erscheint, um durch ihren Zauberspruch die Kraft des auf wahnwitzige Bethörung, auf unlösbliche Verblendung und Verstrickung berechneten Zaubers zu verdoppeln. Auch ohne daß der Dichter es andeutet, müssen wir denken, daß Hekate jetzt den vom Horn des Mondes geholten giftigen Tropfen in den Kessel fallen läßt, weil andernfalls ihre Aufforderung an die nun verdoppelte Hexenzahl den Zauberspruch zu singen, indem sie den Kessel umkreisen, so wenig Sinn hätte, als die im Gesang selbst liegende Aufforderung an die Geister, das Gebräu im Kessel aus aller Macht umzurühren. Schiller hat daher Unrecht, wenn er die Erscheinung der Hekate ganz ersparen zu können glaubt, und Dingelstedt hat Unrecht, daß er sie allein erscheinen läßt, weil die symbolische Andeutung der Verdoppelung des Zaubers durch Verdoppelung der Hexenzahl wenigstens sehr behülflich ist, die Bedeutung, die in Hekates Erscheinen liegt, dem Verständniß näher zu bringen. Ist doch auch schon die Mahnung zur Bereitung des Zaubers, deren die Hexen beim Beginn ihres Werkes erwähnen, nur in eminent symbolischem Sinn zu verstehen. Das dreimalige Miauen der buntgetigerten falschen Katze, das drei- und einmalige, also vorwärts drängende Quiken des stachelrüstigen Igels, das Schreien endlich der Harpye, dieses mißgestalteten fraßgierigen Menschenvogels mit seinen unsaubern Krallen — worauf anders sollte es deuten, als auf das spionirende Mißtrauen, die gewappnete Entschlossenheit und blutgierige Mordsucht, wozu eben noch Macbeth sich selbst bekannt; er, für den der Zauber bereitet wird. Was aber die im Gesang des Zauberspruchs angerufenen Geister anlangt:

„Geister schwarz und weiß,
Geister roth und grau,"

welche durch Umrühren die Mischung vollenden sollen, so glaube ich nimmermehr, daß dabei der Dichter an das wirkliche Erscheinen von

Geistern gedacht hat, am allerwenigsten an eine solche Unzahl von Frazzen, wie sie Dingelstedt auftreten läßt, indem er diesmal den scenischen Wink Schillers noch überbietet. Ich meine, bei Vorführung einer solchen Komödie von Zwergen Affen- und Fledermausgeistern muß der beabsichtigte Eindruck des Grausens, den das räthselhafte Walten der infernalischen Welt machen soll, in bodenlose Lächerlichkeit versinken. Auch ist im Original durchaus keine Andeutung derart gegeben. Wohl aber läßt sich schon aus der Weisung, daß zum übrigens sehr kurzen Gesang der Hexen Musik ertönen soll, mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß nach Shakespeare's sonstiger Weise die Musik symbolisch zu verwenden, auch hier ein Vorgang unsichtbarer Geisterwirksamkeit zu denken ist; wie denn Hekate selbst jenen blinkenden Tropfen des Mondes erst noch mit Zauberspruchen destilliren, d. i. vergeistigen wollte, ehe er verwendet werden soll. Auch giebt die Bezeichnung der angerufenen Geister durch bloße Gegensätze der Farben deutlich genug zu erkennen, daß es körper- und gestaltlose, wenn auch durch verschiedene Färbung noch individualisirte Wesen sind, deren Wirksamkeit auf die Höllenmaterie des Zauberkessels begehrt wird. Am meisten aber scheint mir in's Gewicht zu fallen, daß nach ausdrücklichem Begehr der Nachtgöttin die Hexen bei ihrem Zauberreihen die Elfen und Feen nachäffen sollen. Denn wenn die Hexen selbst an die Stelle der Elfen treten, so braucht es nicht nur keiner weiteren Geistergestalten, sondern es wird auch ihr Thun und Gebaren entsprechende nachäffende Bedeutung haben müssen. Wo nun aber die Elfen, wie im Sommernachtstraum, ihren Zaubersegen spenden, da sind es die unsichtbaren Mächte und Gaben der Liebe und Treue, der Schönheit und Gesundheit, des Friedens und der Glückseligkeit, welche sie zu Hütern des Hauses bestellen. Aehnliches also, aber im schlimmen Sinne, wird auch hier beschworen sein. Kurz meine Ansicht geht dahin, daß Hekate mit dieser Beschwörung die in den Kessel geworfenen todten Symbole, mit den ihnen entsprechenden Geistern beleben und so dem Zauberbrei seine eigentliche Wirkung, seine unwiderstehliche Gewalt geistiger Bethörung sichern will. Die

Anerkennung dieses die Conception erst abschließenden Gedankens dürfte des Dichters würdiger sein als alle Ausstattung mit scenischem Firlefanz. Je einfacher die Scene gehalten wird in der düstern unterirdischen Höhle, desto schauerlicher muß sie wirken; — und dieser Charakter muß ihr durchaus bewahrt bleiben, ja sie darf sogar einer gewissen infernalischen Erhabenheit nicht entbehren.

Doch nun lassen Sie uns auch Macbeth in diese mit Unrecht so genannte Hexenküche begleiten, in die wir durch die Gunst des Dichters schon vor ihm den Blick geworfen haben. Vergebens hatte sich Lady Macbeth bemüht, die Lust des Abends, den Glanz ihres königlichen Festes zu retten und die erstaunten Lords zu beschwichtigen; nicht die sarkastische Beredsamkeit ihrer Zunge, zum letztenmal verwendet, nicht ihr verächtlich hingeworfenes „Pfui, schäme dich!“ war im Stande gewesen dem rücksichtslosen Gebaren ihres außer sich gerathenen Gemahls Einhalt zu thun. Sie hatte zuletzt die Herren selbst zum Aufbruch mahnen und verabschieden müssen, wollte sie nicht — auch nach dem Verschwinden des Geistes noch — von Macbeth selbst Alles verrathen sehn. Aergerlich darüber, so um den gehofften Genuß der Hoheit und Königsherrlichkeit gekommen zu sein, hatte sie ihm dann höchst einsylbig auf seine Fragen geantwortet, und ohne Theilnahme für seine furchtbare Erregung, ohne Sinn für die Mittheilung seiner weiteren Pläne, für den entsetzlichen Entschluß, im Blute vorwärts zu waten, hatte sie ihn abgefertigt mit dem kalt verächtlichen Worte:

Dir fehlt die Würze aller Wesen, Schlaf.

Wie hat sie einst seinen Mittheilungen, seinen Zukunftsplänen gelauscht, und wie läßt sie nun die Flügel hängen, auf denen sie einst ihr Ehrgeiz so hoch emporgetragen, da sie von diesem Abend an all ihre Träume, alle Frucht ihrer verbrecherischen Gelüste, Alles — Alles verloren sieht! Aber wie sie nicht mehr um ihn, so kümmert er sich nicht mehr um sie. Macbeth ist entschlossen, den Schlaf zu erzwingen, das selbstgeschaffne Graun des Neulings zu betäuben durch die Uebung. Und dazu sollen ihm die Zauberschwestern helfen; sie

sollen mehr ihm sagen, ihm die Zukunft zeigen, damit er weiß, was er zu thun hat, um auch das Schlimmste zu seinem Vortheil nach Willkür zu zwingen.

Schon harrt sein der Zauber der Bethörung, den er begehrt; er will sicher sein, so wird er's denn werden. Trotzig und voll Verachtung auch für dieses dunkle Jenseits seiner Wünsche und seines Vertrauens tritt er in die finstere Höhle.

„Nun, ihr geheimen, schwarzen Nachtunholde,
Was macht ihr da?"

ist seine Frage, und die verdiente Erwiederung lautet:

„Ein namenloses Werk."

Sie können's ihm nicht sagen; er selbst muß es besser wissen; er weiß ja, warum er gekommen; das Werk wird ganz nach seinem Sinn sich richten. Und sein Sinn steht ganz auf Zerstörung des Heiligen und Menschlichen, der Natur und der Weltordnung. Davon zeugt, ein merkwürdiges Seitenstück zu Lady Macbeths Anrufung der Morddämonen, seine Beschwörung, die er an die Zauberschwestern richtet:

Bei dem, was ihr da treibt, beschwör' ich euch,
Wie ihr zur Kund' auch kommt, antwortet mir:
Entfesselt ihr den Sturm gleich, daß er kämpfe
Auf Tempel, und die schäum'gen Wogen ganz
Vernichten und verschlingen alle Schiffahrt:
Daß reifes Korn sich legt und Wälder brechen;
Daß Burgen auf den Schloßwart nieder prasseln,
Daß Pyramiden und Palläste beugen
Bis zu dem Grund die Häupter: Müßte selbst
Der Doppellichter Pracht und Ordnung wild
Zusammentaumeln, ja bis zur Vernichtung
Erkranken, — Antwort gebt auf meine Fragen!

Und er will die Antwort lieber noch als von den Hexen, von ihren Meistern hören, er will den Anhaltsmächten der Zukunft, die seines

Schicksals Schlüssel führen, selbst in's Auge sehen. Solch titanischer Frevelmuth, der dem Weltuntergange die Stirne bietend sein Schicksal herausfordert, erscheint sogar den dunklen Schwestern so außergewöhnlich, daß der bereitete Zauberbrei noch verstärkt werden muß, um auf gleiche Höhe wie des Inhalts, so der Temperatur mit dem Eigenwillen dieses Menschenkindes zu kommen. Drum, ehe die verhängnißvollen Visionen der Zukunft leibhaftig heraufbeschworen werden können, muß die erste Hexe zuvor noch Befehl geben:

Gießt der Sau Blut, die neun Jungen
Fraß, noch zu; werft Fett, gedrungen
Aus des Mörders Rabenstein,
In die Flamm.

Jetzt, da die Flamme mächtiger wieder aufprasselt, steigt unter lufterschütterndem, in der geschlossenen finstern Höhle umherrollendem Donner die Erscheinung eines bewaffneten Hauptes auf. Ist dieser Mann von Eisen, daß er unerschüttert von dem Donnergedröhn die Erscheinung nicht blos anzuschauen, sondern auch anzureden wagt? Aber die Hexe wehrt ihm das Wort:

Er weiß die Fragen:
Hören mußt du, selbst nichts sagen.

Und freilich wohl muß der Erschienene wissen, was Macbeth im Sinne liegt; denn es ist Macbeths eigner Kopf, wie ihn am Schlusse Macduff, der ihn abgeschlagen, in der Hand hält. Darum auch ist seine Mahnung nur die:

Macbeth! Macbeth! Macbeth! scheu den Macduff,
Scheue den Than von Fife.

Eben diese Furcht aber ist es ja, die ihn getrieben, die Schicksalsschwestern aufzusuchen; wieder giebt ihm das Orakel, wie bei der ersten Begegnung, ein scheinbares Unterpfand der Wahrheit und Zuverlässigkeit, da der Spruch mit seinem eignen wirklichen Denken

zusammentrifft. Für die Warnung dankend, also gläubig bereits vom Zauber befangen, will er noch weiter hören. Aber schon ist jener verschwunden, und ein zweiter erscheint, mächt'ger als jener; ein blutiges Kind steigt unter Donnergedröhn auf, und spricht, — eine luftgewobene Gestalt:

Sei blutig, kühn und frech; lach' aller Thoren,
Dir schadet keiner, den ein Weib geboren,
Kein solcher kränkt Macbeth. —

Und damit versinkt er und überläßt es dem hörenden Schicksalstrotz, sich in die gewünschte Sicherheit zu wiegen. Wie gerne acceptirt Macbeth dies Orakel, obwohl ihm wie zum Hohn gesagt war, daß dieser Erschienene mächt'ger ist als jener; denn das blutige Kind ist Macduff selbst, der blutbefleckt aus seiner Mutter Leib geschnitten ward. Freilich für die Zweideutigkeit solcher Orakelstimmen hat die Selbstverhärtung keinen Sinn; nur daß es Macbeth doch noch für sicherer hält, das Schicksal selbst zu überholen, und sich das Wort giebt: Macduff soll sterben, damit er trotz dem Donner, der allnächtlich sein furchtgequältes Hirn erschüttert, ruhig schlafen könne.

Eine dritte Erscheinung vollendet den Zauber der Bethörung, der die Fesseln der Sicherheit um den Tyrannen schlingen soll, welcher selbst schon sein Hirn dem Wahnwitz, seine Brust der Ruchlosigkeit mit dem entschiedenen Willen, nicht umzukehren, völlig preisgegeben hat. Abermals ein hirn- und nervenerschütternder Donner, und ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig in der Hand taucht aus dem Kessel auf. Gekrönt — das befremdet, verletzt ihn; aber seine neugierige Frage „was ist das?" erhält keine Antwort. Hätten ihm die Zauberschwestern antworten wollen, hätten sie ihn nur zur Besinnung kommen lassen, so mußten sie ihm, so mußte er selbst sich sagen: der Sprößling ist's des Königs, den du vom Throne gestoßen, und die Krone auf seinem Haupte bedeutet, daß er sie dem deinigen entreißen wird. Wohl mußte Macbeth auch an diese Möglichkeit schon gedacht haben, denn schon hat er ja Kunde, daß

Malcolm bei Englands König Unterstützung seines Rechts und seiner Ansprüche findet. Aber schon auch ist ja sein trotziges Tyrannenherz so sicher in seinem Eigenwillen und in seinem Machtbewußtsein, daß die berückende Erscheinung nur halbe Arbeit findet, seinen mißtrauischen Zweifel mit den Schmeichelworten zu zerstreuen:

Sei löwenkühn und stolz; nichts darfst du scheuen,
Wer tobt, wer knirscht, und ob Verräther dräuen;
Macbeth wird nie besiegt, bis einst hinan
Der große Birnamswald zum Dunsinan
Feindlich emporsteigt.

„Das kann nimmer werden", meint er, und „süß schallt ihm der Spruch"; er beschwichtigt alle Furcht, denn auch vor Aufruhr darf er sich geborgen wähnen. Aber auch nur wähnen; denn eben an dem Baumzweig, den das Kind in der Hand hält, hätte er merken können, wie es möglich ist den Wald zu werden, daß er als Kriegsheer aufsteigt gegen seine Veste Dunsinan.

Im Uebermuth seiner Sicherheit fordert er nun auch Kunde über Banquo's Geschlecht, ob es je dies Reich regieren werde. Der Neid läßt ihn nicht ruhen; denn Fleance, Banquo's Sohn, ist ja seinem Mordanschlag entronnen. Anfangs weigern ihm die Schwestern Auskunft, aber da er ihnen mit seinem Fluche droht, um seinen Willen zu ertrotzen — wohlan! so versinke der Kessel der Bethörung und des Trugs, — und die Wahrheit steige empor! die quälende Wahrheit, an die er längst glaubt, daß sich die Weissagung, die Banquo empfangen, so gewiß erfüllen werde, als die ihm selbst gewordene sich erfüllt hat. Nicht mehr unter Donner, unter äffendem Spottgetön der Hoboen erscheinen acht Könige, an der Aehnlichkeit ihrer Züge nicht zu verkennende Sprößlinge Banquo's, ziehen einer nach dem andern an ihm vorüber, der letzte einen Spiegel der Zukunft tragend, der ihm eine noch weitere und größere Perspective für diese Königsreihe erschließt. Und hinter diesen acht gekrönten Häuptern geht der Vater aller, so daß kein Zweifel bleibt:

Denn lächelnd winkt der blutdurchfloßte Dämon,
Und deutet auf sie hin, als auf die Seinen.

Macbeth ist außer sich vor Wuth und Ingrimm; und wie die Gedanken und Gefühle sich ihm in Hirn und Brust wirbelnd im Kreise drehen, so umtanzen sie ihn nun, die Hexen, unter den Tönen ihrer luft'gen Zauberweisen und — verschwinden. Das ist der Lohn der höhnisch triumphirenden Hölle, der er sich ergeben. Dieser Hohn der Zauberschwestern ernüchtert ihn so gewaltsam, daß er bei seinem Austritt aus der Höhle und Angesichts der Tageshelle sie verflucht und jeden zur Verdammniß wünscht, der ihnen traut. Gräßlich, dreimal gräßlich: denn er selbst traut ihnen trotzdem nur zu sehr. Das ist das Selbstgericht der Tyrannei, die trotz aller Unterpfänder der Sicherheit, die sie sich zu schaffen sucht, doch nie zur Ruhe kommt. Macbeths aufgestachelter Grimm aber kann sich nur mehren, da er eben jetzt erfährt, daß Macduff nach England entkommen ist. Hohn des Schicksals! das den Titanen in seine Ohnmacht zurückwirft, der es so sicher zu überholen gedachte! Indeß die Wuth des Tigers wird nur noch grimmiger, wenn ihm seine eigentliche Beute entgeht; Macbeths ohnmächtiger Grimm kehrt sich nun gegen die Familie Macduffs; sein Weib und Kind soll für den Entflohenen büßen.

Der Dichter erspart uns nicht diesen Höhepunkt von Macbeths Grausamkeit mit anzusehen; und er hat Recht darin, und Schiller hat Unrecht, die Scene ganz wegzulassen, was man auch immer von Seiten des modernen ästhetischen Gefühls gegen die Gräßlichkeit einer solchen Ermordungsscene auf offner Bühne einwenden möge. Denn nicht nur bietet erst die Anschaulichkeit und das Miterlebniß dieses Vorgangs unsrer Ueberzeugung das ausreichende Motiv für die Berechtigung Macduffs, im Namen der Natur das flammende Schwert des Racheengels über den unmenschlichen Tyrannen zu schwingen, sondern wir würden auch gerade den letzten, das ganze Charaktergemälde erst vollendenden Zug in dem vor uns aufgestellten Bilde des Tyrannen vermissen. Die bloße Einbildung aber kann niemals ersetzen, was der Maler selbst durch Zeichnung und

Farbe auszudrücken unterlassen hat. Vorsorglich indessen hat Shakespeare verhütet, daß die Scene nicht allzu gräßlich wirkt, wenn nur Lady Macduff richtig aufgefaßt wird. Ein Weib, das ohne weitere Beweisgründe seinen Mann für wahnsinnig und für einen Verräther erklärt, weil er ohne ihr Vorwissen sich in's Ausland geflüchtet; eine Mutter, die trotz der Warnung vor Gefahr zu träg und saumselig ist, wenigstens ihre Kinder ebenfalls in Sicherheit zu bringen; eine Gattin, die statt dessen mit ihrem Knaben darüber scherzt, daß sie zwanzig solche Männer, wie sein Vater ist, sich im Falle des Bedarfs auf dem Markte kaufen könne — eine solche Lady Macduff fordert das Mitleid nicht allzusehr heraus, wenn ein grausames Schicksal sie ereilt. Auch der Knabe, der allein wirklich vor unsern Augen von den Mördern erstochen wird, scheint eine Range werden zu wollen, die besser nicht am Leben bleibt, da er diejenigen, welche schwören und es nicht halten, für rechte Narren erklärt, daß sie sich von den ehrlichen Leuten aufhängen lassen, statt diese selbst aufzuhängen, da sie ja doch die Mehrzahl sind. Uebrigens hat der Dichter auch wie zur Versöhnung für diese unerlassenen Gräuel sogleich die Begegnung Macduffs mit dem berechtigten Thronerben Schottlands folgen lassen, eine Scene, die von den reinsten Gefühlen hochherziger Vaterlandsliebe, edelster Selbstverläugnung und Selbstaufopferung, wie entschlossenstem Muthes zur Vertheidigung des Rechts der Treue der Wahrheit und aller Güter geordneten und sicheren Bestandes des Menschenlebens auf das Tröstlichste durchweht ist. Denn wenn gleich der Zwang der Verstellung, den Malcolm sich gegenüber von Macduff anthut, nur dazu dienen kann und soll, die unselige durch Spione und Meuchelmörder weithin reichende Gewalt der Tyrannei auch hier noch nachempfinden zu lassen, so ist doch auf der andern Seite Macduffs unablässiges Andringen, daß Malcolm sein Recht geltend machen möge, seine Rücksicht mit den Lastern selbst der Wollust und des Geizes, die dieser sich andichtet, seine Verzweiflung endlich, als der Thronerbe sich auch alle Königstugenden abspricht und Neigung zur Tyrannei zu haben behauptet — dieses nur unendlicher Vaterlands-

liebe geſchwellte vertrauensvolle und zuletzt in der Wehmuth der Hoffnungsloſigkeit faſt vergehende Herz Macduffs iſt ſo rührend und ſo erhebend zugleich, daß es ſchon ein gut Theil alles ausgeſtandenen Grauſens aufwiegt. Und als erſt Malcolm die Maske abwirft und ſeine wahre Geſinnung zeigt; als Macduff während einer Zwiſchenſcene, die von der wunderthätigen Kraft des Königs von England handelt, ſo viel Zeit gewinnt ſich wieder zu faſſen; als endlich Macduff auf die eben einlaufende Kunde von der Ermordung ſeines Weibes und ſeiner Kinder erſt zwar vom Schmerz überwältigt in die unendlich rührende Klage ausbricht:

Er
Hat keine Kinder! — All die ſüßen Kleinen?
Alle ſagſt du? — O Höllengeier! Alle!
Was! all die holden Küchlein, ſammt der Mutter,
Mit einem wilden Griff? —

dann aber ſich ermannend zum Himmel fleht, ihn mit dieſem Teufel Schottlands Stirn an Stirn zu bringen, — da ſind wir mehr als getröſtet, da begleiten wir den ſich erhebenden Rächer des Vaterlandes ſchon im Geiſte zum Sieg und Triumph, zumal wir in dieſem Augenblick erfahren, daß das Heer ſchon fertig ſteht, an den zur Ernte reifen Macbeth das Meſſer zu legen, das die ew'gen Mächte dort oben für ihn bereit halten. Möge man ſich nicht daran ſtoßen, daß die Scene der Seele Macduffs einen ſo gewaltſamen Umſchwung, ja Umſturz aller Gefühle aufnöthigt; es iſt nur die Wiederſpiegelung der Gewaltſamkeit, mit welcher die Tyrannei alles Leben in Feſſeln ſchlägt. Auch das darf nicht zu ſehr wundern, daß Malcolm zur extremſten und unglaublichſten Verſtellung greift, um Macduffs wahre Geſinnung zu ſondiren. Tyrannei, ſo lange ſie Gewalt hat, nöthigt zur Maske, zwingt Tugend und Redlichkeit ſich zu verbergen, und der wird am ſicherſten ſein, der den gleichen Charakter zu heucheln weiß, den der Tyrann wirklich beſitzt. Das Uebermaß der Selbſtanklage konnte freilich und ſollte auch Macduff auffallen, wäre er nur nicht ſo überaus gläubig und vertrauensvoll gerade Malcolm gegenüber. Und doch iſt auch dieſer

Zug Macduffs nicht ohne tiefe pſychologiſche Rechtfertigung. Macbeth gegenüber war er der erſte, der Verdacht ſchöpfte; ſeitdem hat ſich ſein Verdacht bewährt, er weiß Malcolm unſchuldig an der Ermordung ſeines Vaters; er ſieht ſich perſönlich um ſeines Verdachtes willen von dem Uſurpator verfolgt und zur Flucht gezwungen; ſeine Vaterlandsliebe heißt ihn den berechtigten Thronerben aufſuchen — was alſo iſt natürlicher, als daß er aus den Klauen des Tyrannen entrinnend mit unendlichem Vertrauen zu ihm kommt, dem die Herzen aller Patrioten ſich längſt zugewendet; mit einem Vertrauen, das nicht fehlſchlagen darf, weil alle Hoffnung des Rechts, des Einzelnen wie des Ganzen, alle Geſammtwohlfahrt an dieſem Einen hängt, dem wie die Unſchuld ſo das Recht zur Seite ſteht.

So naht ſich denn mit raſchen Schritten die ſchließliche Kataſtrophe, welche die rechtloſe Macht vom uſurpirten Throne ſtürzen, dem machtberaubten Recht aber wieder zum Throne verhelfen ſoll.

Schon hat das Gerücht von dem heranziehenden engliſchen Heere in Schottland allerorten Empörung wachgerufen, die Macbeth nicht mehr bemeiſtern kann.

> Die er befehligt, handeln auf Befehl,
> Aus Liebe nicht: jetzt fühlt er ſeine Würde
> Zu weit und loſe, wie des Rieſen Rock
> Hängt um den dieb'ſchen Zwerg.

Macht iſt nur das Gewand des Rechts; aber ſie iſt eines Rieſen Gewand, denn das Recht, in Aller Herzen wurzelnd iſt ein Rieſe, dem dieſes Gewand wohl anſteht; die Willkür des Einzelnen dagegen, die ſich an die Stelle des allgemeinen Rechtes ſetzt, iſt immer nur wie ein Zwerg, ſobald das Gemeinbewußtſein des Volkes ſein Gewand zurückfordert. Macht ohne Recht hat ſtets die Revolution zum Gefolge; wer nur Machtfragen gelten läßt und das Recht bei Seite ſchiebt, der ſehe ſich vor, daß nicht der Rieſe ſich erhebt und im Sturm der Empörung ſein Gewand zurückfordert. Macbeth, von Allen als Tyrann erkannt und gehaßt, fühlt ſich nicht mehr ſicher in ſeiner Reſidenz Fyres; er hat ſich in ſein Zwing-Uri Dunſinan zurückgezogen, wo er ſich verſchanzt, um dem Sturme

zu trotzen. Die Verbrecherkrone droht von seinem Haupte zu fallen; das Gericht beginnt; der Verrath schlägt den eigenen Herrn.

Lady Macbeth, die stolze Königin, ist nur noch ein Gegenstand des Mitleids. Seit der Feldzug begann gegen die Empörer und die auswärtigen Feinde, muß sie jede dritte Nacht, so scheint es, gespenstig im Schlafe umherwandeln; mit offenen Augen und doch geschlossenen Sinnen; das Licht in der Hand, während die Leuchte ihres Bewußtseins erloschen ist; leise, leise, daß es Niemand höre; bald an ihrem Schreibtisch sich setzend, um ihre Memoiren aufzuzeichnen, durchzulesen und dann zu versiegeln, bald ihre Erinnerungen leise vor sich hinmurmelnd. Und welche Erinnerungen! Wie sie die Hände reibt und wäscht, um den verdammten Fleck fortzubringen, der nicht weichen will! Einst hatte sie gemeint, „ein wenig Wasser reint uns von der That, wie leicht denn ist sie!“ Jetzt hat sie freilich kein Wasser zur Hand, aber die Hand ist auch weiß und rein, und doch weicht der Fleck nicht. Plötzlich, wie sich besinnend, fährt sie auf: sie muß ja die Glocke ziehn: „Eins, Zwei schon! nun dann ist es Zeit es zu thun. Und sie greift in's Leere, die Glocke zu ziehen. Jetzt horcht sie; dann schreitet sie vorsichtig vorwärts; jetzt hält sie an — „die Hölle ist finster“ murmelt sie schaudernd; sie ist in der dunklen Halle, die zu Duncans Schlafgemach führt. Eine Pause wie des Lauschens; dann eine Bewegung, wie ihrem Gemahl entgegen; und jetzt horchend auf seine Jammerworte, eine verächtliche Geberde und die leise, aber energisch hingehauchte Entgegnung: „Pfui, mein Gemahl, pfui! ein Soldat und furchtsam! Was haben wir zu fürchten, wer es weiß, da niemand unsre Gewalt zur Rechenschaft ziehen darf?“ — Still; seht ihr, wie sie ihm die Dolche entreißt? wie sie krampfhaft die Hände schließt und entschlossen dahin schreitet sie zurückzutragen? Jetzt bleibt sie stehen, dahin und dorthin lauschend wendet sie den Kopf, leise öffnet sich die Hände, dann zusammenschaudernd kehrt sie um, sie kommt wieder vorwärts: „wer hätte gedacht“, sagt sie eintönig, „daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte?“ Sie hat die Dolche wieder in Duncans Blut getaucht, die schlafenden Kam-

merklinge damit zu bestreichen. — Nun folgt eine Pause. Sie muß sich besinnen, was dann aus ihr geworden; nichts weiter als die Gemahlin eines Tyrannen, der Weib und Kind nicht schont. Ja, ja; es fällt ihr ein, bitter, bitter! „der Than von Fife hatte ein Weib: wo ist sie nun? — ha, und warum hat sie ihre Hände besudelt? Die Hände, wieder die Hände! „Wie, wollen denn diese Hände nie rein werden?" — Wieder sucht sie in ihren Erinnerungen, und das Bild des Bankettabends taucht vor ihr auf, wo sie alle gehoffte Größe und Herrlichkeit verloren geben mußte. Noch will sie's nicht zugeben, ängstlich geschäftig wehrt sie ihrem Gemahl: „Nichts mehr davon, mein Gemahl, nichts mehr davon; du verdirbst alles mit diesem Auffahren." Aber er läßt sich ja nicht wehren; ihre Geschäftigkeit, ihre Angst, die Hast ihrer Sorge ist umsonst. Es ist das herbste, das allerherbste Blatt ihrer Erfahrung, dieses Blatt der Verzweiflung, das ihr immer wieder sagt: „nichts ist gewonnen; alles ist dahin." Und wenn sie das Blatt umwendet, wie sie eben mit verzweifelter Schmerzensmiene zu thun scheint, was findet sie? „Noch immer riecht es hier nach Blut! alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen. Oh! Oh! Oh!" — Noch immer, trotzdem daß sie keinen Glückserfolg ihrer That ernten darf! — Glückserfolg! nein, o nein, was ihnen zum Lohn ward, ihr und ihrem Gemahl, ist Angst und Furcht und Grausen einzig! wie zuerst vor der Entdeckungsscene und dann bei Banquo's Erscheinung. „Wasch Deine Hände, leg dein Nachtkleid an", hastet sie leise ihrem Gemahl zu, wie wenn er gegenwärtig wäre; „sieh doch nicht so blaß aus: — Ich sage Dir noch einmal, Banquo ist begraben, er kann aus seiner Gruft nicht herauskommen." — Und endlich, ihre neueste Erinnerung — wie steht es im Augenblick? Die Rache zieht heran; das Gericht des Himmels hat sich aufgemacht, die Frevler zu suchen. Jetzt gilts, sich zu verbergen — wohin? sich zu trösten — womit? Schauerlich klingt die Angst ihrer Mahnung, ihres Drängens: „Zu Bett, zu Bett; es wird an's Thor geklopft. Komm, komm, komm, komm, gieb mir die Hand: — Was geschehn ist, kann man nicht

ungeschehen machen: zu Bett, zu Bett, zu Bett!" — Und damit geht sie und erscheint nicht wieder; wir erfahren nur, daß sie sich später das Bett der Grabesruhe selbst bereitet hat. Was ist aus dieser unmenschlich kühnen Titanide geworden, die so vermessen nach dem goldnen Reif als dem höchsten Schmuck des Lebens gegriffen! wie ist sie zermartert von Angst und Jammer, und im Schlafe wenigstens ihrer selbst nicht mächtig, an den Pfahl ihrer Verzweiflung geschmiedet, ohne auch nur in die wohlthätige Ohnmacht des Wahnsinnes sinken zu dürfen!

Und auch Macbeth, ihrem Partner, wird die Qual der Verzweiflung nicht erlassen. Zwar daß seine Thans mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen sammt ihren Soldaten in hellen Haufen zum Feinde übergehn, das macht ihm noch keinen Kummer. Erst muß Birnams Wald auf Dunsinan anrücken, erst einer kommen, der nicht vom Weibe geboren ist, eh er seinen verwegenen Herrschergeist durch Zweifel und Furcht dämpfen läßt. Der milchbleiche Lump, der weißlebrige Hund von einem Diener mit seinem Gänseblick, der die Nachricht von der großen Ueberzahl der Feinde bringt, wird hinweggeschalten. Und doch fühlt der Tyrann: „dieser Ruck kurirt auf immer oder liefert jetzt mich", — ja er hat eine Anwandlung von der Vorahnung seines Todes. Da zieht er lebensüberdrüssig die traurige trostlose Summe seines Lebens:

> Ich lebte (sagt er) lang genug: mein Lebensweg
> Gerieth ins Dürre, in's verwelkte Laub;
> Und was das hohe Alter soll begleiten,
> Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundestrost,
> Darnach darf ich nicht aussehn; doch, statt dessen,
> Flüche, nicht laut, doch tief, — Munddienst und Hauch,
> Was gern das arme Herz mir weigern möchte
> Und wagts nicht.

Es ist nicht etwa Wehmuth, was ihn an der Schwelle der Entscheidung ergreift; nein, es ist Verdruß und Aerger, ja Grimm und Hohn über das Mißlingen seines Lebensplanes, was ihn so unwirsch macht, daß er fechten will, bis ihm das Fleisch gehackt ist von den

Knochen. Es ist auch nicht Herzenstheilnahme, was ihn in diesem Augenblicke den Arzt nach der kranken Königin fragen läßt, es ist vielmehr nur die durch den Abschluß seiner Lebensrechnung aufgestörte Erinnerung an die gleichen Folterqualen des Hirns, die er selbst bisher getragen, was ihm die Frage in den Mund legt. Auch an den kranken Staat denkt er noch, ehe er halb gerüstet in den Kampf geht, und thut, als ob er die Ursache seiner Krankheit nicht wüßte. So sind alle moralischen Stützen seines Muthes bereits gebrochen; mit der Freude am Leben ist auch alle Kraft des Selbstvertrauens dahin. Um so mehr tritt sein Aberglaube jetzt in den Vordergrund; um so zuversichtlicher pocht er auf die Unbezwinglichkeit der Orakel. Aber schon hat Malcolm, der Königserbe, seinen Kriegern Befehl gegeben, daß jeder sich einen Zweig von Birnams Wald abhauen und ihn vor sich hertragen soll, um den Feind über die Zahl zu täuschen. Und jetzt, indem er eben bei plötzlichem furchtbaren Wehgeschrei von Weibern sich rühmt:

> Ich habe mit dem Graun zu Nacht gespeist:
> Entsetzen, meines Mordsinns Hausgenoß,
> Schreckt mich nun nimmermehr, —

jetzt eben, da man ihm den Tod der Königin meldet und er mit dem mürrisch kalten Wort: „Sie hätte später sterben sollen" — übergeht zur Resignation der nackten Verzweiflung, zu einer überdrußvollen nihilistischen Betrachtung des Todes und des Lebens; in diesem Augenblicke, wo er das Leben, dies kleine Licht, verächtlich hinter sich wirft und es einem wandelnden Schattenbild, einem gespreizten Komödianten, einem Märchen vergleicht, erzählt von einem Dummkopf, voller Klang und Wuth, das nichts bedeutet — jetzt, wo Macbeth ohnedies schon halb ein Raub der Verzweiflung ist, berichtet zagend ein erschrockner Bote:

> Ich schau nach Birnam zu, und sieh, mir däucht,
> Der Wald fängt an zu gehn. —
> Drei Meilen weit könnt Ihr ihn kommen sehn,
> Ein gehender Wald, — wahrhaftig!

Da freilich beginnt auch die letzte Stütze seines Vertrauens zu wanken:

Einzieh ich (sagt er) die Entschlossenheit, beginne
Den Doppelsinn des bösen Feinds zu merken,
Der Lüge spricht, wie Wahrheit.

Und schon mit der Wuth der Verzweiflung setzt er hinzu:

Waffen nun; Waffen! und hinaus!
Ist Wahrheit das, was seine Meldung spricht,
So ist kein Fliehn von hier, kein Bleiben mehr.
Das Sonnenlicht will schon verhaßt mir werden:
O! fiel in Trümmer jetzt der Bau der Erden!
Auf! läutet Sturm! Wind blas'! heran Verderben!
Den Harnisch auf dem Rücken will ich sterben.

Trotz bieten, so scheint es, will er auch jetzt noch seinem Schicksal. Indeß soll auch seine Wuth noch gezähmt, sein Herz in noch tiefere Verzweiflung gestürzt werden.

Macduff, sein Racheengel, sucht ihn im Gewühle der Schlacht; und eben da Macbeth zum letztenmal seinen Stahl in unschuldig Blut getaucht und den jungen Siward erschlagen hat, eben da der Tyrann der Verzweiflung mit den Worten Hohn spricht:

Weshalb sollt' ich den Röm'schen Narren spielen,
Sterbend durch's eigne Schwert? So lange Leben
Noch vor mir sind, stehn denen Wunden besser —

da erreicht ihn Macduffs Herausforderung:

Zu mir! du Höllenhund! zu mir!

Macbeth will den Kampf mit ihm vermeiden; gewiß nicht sowohl, wie er heuchelt, darum, weil seine Seele schon zu sehr mit dem Blute der Angehörigen Macduffs beladen, als vielmehr, weil er von dem bewaffneten Haupte vor diesem Namen gewarnt ist. Allein Macduff zwingt ihn zu fechten, und nun erinnert er prahlend sich auch der zweiten Vision, die ihm verhießen, daß sein Leben nicht

siegen kann einem vom Weibe geborenen. Noch einmal hat sich sein Trotz erhoben — da erreicht ihn der Spruch des Gerichtes, da ruft ihm Macduff entgegen: nun

So verzweifle
An deiner Kunst; und sage dir der Engel,
Dem du von je gedient, daß vor der Zeit
Macduff geschnitten ward aus Mutterleib.

Niedergeschmettert wie vom Donner des Himmels läßt Macbeth das Schwert sinken und findet nur noch die Kraft zum Fluche:

Verflucht die Zunge, die mir dies verkündet.
Denn meine beste Mannheit schlägt sie nieder!
Und keiner trau' dem Gaukelspiel der Hölle,
Die uns mit doppelsinn'ger Rede äfft,
Die Wort nur hält dem Ohr mit Glückverheißung
Und es der Wahrheit bricht. — Mit Dir nicht kämpf' ich.

Und er würde entweichen, wenn er könnte; aber Macduff fordert Ergebung und droht mit Schmach.

Nun, so ergieb dich, Memme!
Und leb als Wunderschauspiel für die Welt:
Wir wollen dich als seltnes Ungeheuer
Im Bild auf Stangen führen, mit der Schrift:
Hier zeigt man den Tyrannen.

Einzig diese angedrohte Schmach ist es, die ihn jetzt, da alle Orakel ihm gelogen und kein Ausweg mehr bleibt, zum letzten männlichen Kampf klar bewußter Verzweiflung stachelt. Er will nicht den Boden vor des Knaben Malcolm Fuß küssen, nicht gehetzt werden von den Flüchen des Pöbels. Sein Ehrgeiz hat ihn in's Verderben geführt; er hetzt ihn auch in den Tod. Er hat hören müssen, was er ist; in seinem Namen liegt sein Gericht; als Tyrann hat er gelebt und der Tyrann muß fallen. Nicht lange, so bringt Macduff das abgeschlagene Haupt des Tyrannen, dessen Burg bereits erobert ist. Malcolm aber, der rechtmäßige Thronerbe, wird zum König

Schottlands ausgerufen und übernimmt die Regierung, indem er die Verheißung gerechten Regiments mit den schönen Worten schließt:

Alles, was uns sonst noch obliegt,
Das, mit der ewgen Gnade Gnadenhort,
Vollenden wir nach Maß und Zeit und Ort.
Euch Allen werd' und Jedem Dank und Lohn,
Und jetzt zur Krönung lad' ich euch nach Scoon.

Einige kurze zusammenfassende Bemerkungen, welche ich zum Schlusse meines Vortrags über das charakteristische Gebaren und über den schicksalsvollen Untergang des vom Dichter vorgeführten Tyrannenpaares beifügen will, mögen uns die oben aufgestellte Ansicht von der Bedeutung des Ganzen wiederholt vergegenwärtigen und bestätigen.

Lady Macbeth hat ihre Rolle eigentlich bereits nach dem zweiten Akte ausgespielt; sie ist verstummt von dem Augenblicke an, wo sie im Rathe der Männer vor der Uebermacht ihres Tyrannen-Gemahls in Ohnmacht sinkt. Sie wird nicht mehr eingeweiht in die Plane ihres Gatten, viel weniger daß sie den Impuls zu ferneren Blutthaten zu geben hätte. Macbeth bedarf ihrer nicht mehr; er ist von nun an nur zu sehr selbst Manns genug. Banquo's Ermordung darf sie nur ahnen; erfährt sie auch hinterher nicht ausdrücklich, so wenig wie die Ermordung der Lady Macduff, aus dem Munde ihres Gemahls. Nur einmal noch ist ihr ein Eingreifen gestattet, und eben da, wo sie die frühere Rolle ihrem Gatten gegenüber wieder aufnehmen kann und muß, weil er, vor der furchtbaren Vision von Banquo's Geist sich entsetzend, seiner Mannheit nicht mehr mächtig erscheint. Da geißelt sie noch einmal mit unbarmherzigem Sarkasmus, mit hochmüthigem tyrannischem Hohn die Wahngebilde seiner durch Schlaflosigkeit überreizten Phantasie hinweg; da noch einmal bewährt sich ihre Verstellungskunst, wie ihre eisige bis zur Verachtung ihres Partners gesteigerte Fühllosigkeit. Im Uebrigen aber ist ihre Hauptsorge, das Gewonnene nun auch zu genießen; darum wär' es ihr leid, wenn Banquo auch, gleich Macduff, vom Hof sich entfernte; darum möchte sie

namentlich den finster gewordenen Sinn Macbeths heiterer sehen. Wie sie nun aber sieht, daß alle Frucht ihres Strebens verloren ist, daß ihr Gemahl von Tag zu Tag finsterer mißtrauischer blutiger wird, daß er vor lauter Unheilsgedanken sie kaum noch beachtet, — wie dann auch die Schottischen Edlen, Rosse, Lenox, Menteth, Angus, einer nach dem andern von ihrem Hofe sich zurückziehn, — wie sie von der grausamen Ermordung der Lady Macduff hört: da fängt sie an sich vor ihrem Tyrannen-Gemahl selbst zu fürchten und scheu in sich zurückgezogen sich der Verzweiflung zu überlassen. Nichts hilft ihr mehr das Bemühen, ihrem eignen Rathe folgend „zu vergessen was unheilbar" und „geschehen — geschehen sein zu lassen." Es verfolgt sie der Gedanke, daß es, wenn nicht besser, doch „viel sicherer wäre, das zu sein, was sie selbst zerstört." Aber ein so consequenter unerweichter Geist überläßt sich nicht dem Trübsinn und der Abspannung, ohne auch die letzte Consequenz der Verzweiflung zu ziehen. Wunderbar und vielbewundert ist der Umschlag der Vergeltung, den der Dichter an dieser Titanide des Eigenwillens sich vollziehen läßt. Noch immer Meisterin der Verstellung und Selbstbeherrschung am Tage, verliert sie die Herrschaft über ihr Selbst, sobald der Schlaf ihre Sinne geschlossen, und ruhelos in der Nacht umwandelnd, mit offenen Augen, aber nur nach innen gewandter Sehkraft, verräth sie mit geschäftiger Zunge „die finstere Hölle" ihres schuldbewußten Innern, die heimliche Folter unterdrückter Qualen der Erinnerung, der Selbstanklage, der Furcht und der Verzweiflung, die sich kaum jetzt in einem gepreßten herzzerreißenden Seufzer Luft macht. In diesen Zustand ist sie offenbar gerathen, als sie aller Träume ihres Ehrgeizes verlustig, vereinsamt und eingeschlossen mit ihrem finster brütenden Gatten in die selbsterbaute Zwingburg Dunsinan, die Nachricht erfährt, daß das Gericht von England aus heranmaht, daß Macduff mit dem berechtigten Thronerben, mit dem Sohne des ermordeten Königs kommt, um abermals an's Thor zu klopfen. Da wachen in ihr alle Schauer jener Schreckensnacht des Verbrechens mit einer Gewalt auf, die sie zwingt, fast allnächtlich wider ihren Willen jene Nacht zu wiederholen,

und stets gegen Morgen mit der lustigen Mahnung „zu Bett, zu Bett; es wird an's Thor geklopft“ in ihr Schlafgemach sich zurückzuziehen. Daß dabei ihre leibliche Gesundheit sich zerrüttet, so daß sie der doch nur ohnmächtigen Hülfe eines Arztes bedarf, ist nur natürlich. Aber daß sie gleichwohl nicht in Wahnsinn verfällt, sondern am Tage und bei hellem Bewußtsein die volle Festigkeit ihres Charakters, die ganze Kraft ihres eisernen Willens behält, das kann nur die Folge jener übermenschlichen Herrschgewalt sein, die sie mit dämonischem Eigensinnen der Schwäche des Weibes abgetrotzt hat. Wie daher die Gefahr wirklich an's Thor pocht, greift sie, nicht das Schlachtmesser, nicht in einem Anfall von Wahnsinn, sondern mit kaltblütiger Entschlossenheit zum letzten Mittel der Verzweiflung, indem sie die Hand, die nicht zum Kriegerkampf geschaffen ist, gegen sich selbst kehrt und ihr Leben durch Selbstmord endet. Ihr Ehrgeiz wie ihre heroisch angelegte Natur duldet auch das nicht einmal, daß sie die Strafe von fremder Hand empfange.

Macbeth selbst hat sich seit dem Mord der Kammerfrauen rasch zum völligen Tyrannen ausgebildet. Mißtrauen und Furcht vor dem Dolch der Vergeltung läßt ihn nicht schlafen. Kein Haus, in dem er nicht einen bezahlten Spion hat. Banquo's halbe Mitwissenschaft und seine Anwartschaft auf die Zukunft wird ihm lästig peinigend unerträglich; — er fällt als erstes Opfer durch gedungene Mordeshand. Noch glaubt der Tyrann den Schein wahren zu müssen. Aber nachdem seine Nerven auch noch die Schreckensprobe der Vision aus dem Jenseits bestanden, sind sie zu jeder Furchtbarkeit gestählt; die ihm sein vom Tyrannenwahnwitz glühender Kopf eingiebt. Stets voll schlimmer Ahnungen sucht er nun schon selbst sein Schicksal auf; das Schlimmste will er auf schlimmstem Weg erfahren, um es zu seinem Vortheil zu zwingen. Aber da er entschlossen ist auf seinem blutigen Wege vorwärts zu gehen, was können ihm die Zauberschwestern im Bunde mit seiner Verblendung anderes zeigen, als höllische Visionen, die ihn in Sicherheit wiegen und zu einem Uebermaß der Grausamkeit reizen, durch welches die rächende Rache des Himmels aber sein Haupt herbeigezogen wird? Macduff

man zum zweiten Opfer bestimmt; — er hat sich nach England geflüchtet: so trifft der Grimm des Tyrannen den unschuldigen Knaben und die wehrlose Frau; sie fallen beide unter den Streichen der ausgesandten Mordbande sammt aller Dienerschaft des Hauses. Dies ist der Gipfel der Tyrannei, den uns der Dichter zum Verständniß des Ganzen in Einem anschaulichen Beispiele zeigt. Macbeth kennt die Leiden seiner Gattin sehr genau — aus eigner Erfahrung, die brennenden Qualen des Gedächtnisses, die ins Hirn geschrieben: aber er nennt es eine Hundecur, die er nicht mag, was der Arzt anräth, daß der Kranke selbst das Mittel finden solle. Reue ist für ihn nur noch ein leeres Wort; und herzlos wie er ist, liegt für ihn der ganze Unterschied zwischen ihm und seiner Gattin nur darin, daß seine Nerven stärker sind als die ihrigen. Nur physische Heilmittel sind's, die er will, denen er vertrauen würde; er ist zum verstocktesten Atheisten, zum abscheulichsten Cyniker geworden. Der Arzt soll seinem Lande das Wasser beschaun, um seine Krankheit zu erkennen; die englischen Krieger soll er mit einer Purganz abführen. So tief ist dieser einst glänzende Heldencharakter herabgesunken; so sehr gilt ihm das Häßliche für schön, daß er mit dem Gefühl der Menschlichkeit auch das der Schicklichkeit und des gemeinsten Anstandes ausgezogen hat. Sein Aberglaube ist es, das Vertrauen auf seinen Stern, was ihm gleich andern Tyrannen den mangelnden Glauben, das fehlende Rechtsbewußtsein ersetzen muß, und was allein ihn spornt bis zum letzten Augenblick der Uebermacht zu trotzen. Daher bricht denn auch sein Muth in dem Augenblick mit einem Fluche zusammen, als alle Orakel, eins nach dem andern, sich trüglich erweisen, als Birnams Wald wirklich anrückt auf Dunsinan, als er erfährt, daß sein Gegner Macduff wirklich nicht vom Weibe geboren ist. Nur die höhnische Drohung, daß man den Lebenden als seltnes Ungeheuer der Welt zeigen und im Bild mit der Ueberschrift umher führen will: „Hier zeigt man den Tyrannen" — nur diese Androhung äußerster Schmach stachelt die Wuth seines Ehrgeizes zum letzten titanischen Kampfe auf, daß er den Schild vor die Brust werfend, doch noch im

Kampfe und im Scheine eines Helden dem Streiche des Rächers erliegt.

So geht die Tyrannei, innerlich zermalmt von Furcht und Angst, und zuletzt von der Höhe der Macht herabgestürzt, in Verzweiflung unter; und nur eben dieses Resultat ist es, was mit dem grausigen Inhalt der Tragödie versöhnt, indem es die unausbleibliche Vergeltung der göttlichen Strafgerechtigkeit zur Anschauung bringt. Wir haben unser Drama die Tragödie der Tyrannei genannt; wir könnten es auch die Tragödie des Rechts und der Macht nennen. Das Recht der Gegenwart geht unter in dem schwachen Duncan, das Anrecht der Zukunft scheint unterzugehen in dem starken Banquo; beides durch den gleichen Feind, die rechtlose Macht der Willkür. Allein — und das ist der Trost, mit dem die Tragödie uns aus der Erschütterung erhebt, — Macht, die nicht auf dem Rechte fußt, ist unsicher in sich, überstürzt sich selbst und richtet sich selbst zu Grunde. Sie trägt nur das Gewand des Riesen, welcher Recht heißt, und wenn dieser Riese sich erhebt, so sind die Tage selbst eines großen Tyrannen stets gezählt: denn Recht muß doch Recht bleiben.

Shakespearefeier,

veranstaltet im literarischen Verein den 23. April 1864.

1. Festdichtung

von

Luise Hoffmann.

(Vor, zwischen und nach dem Auftreten der vier allegorischen Personen wurden Shakespeare'sche Lieder theils von Solostimmen theils in Quartettvorträgen gesungen.)

Poesie.

Wach auf! so rief ich vor dreihundert Jahren,
Als William Shakespeare ich der Welt geschenkt,
Als seinen Geist ich mit dem wunderbaren
Geist der Natur, mit meinem Geist getränkt.
Wach auf! das Höchste sollst du offenbaren,
Was jemals ward in Menschenherz gesenkt!
Sei mehr als alle Dichter je zusammen,
Und bis in fernste Zeiten sollst du flammen!

Dein unbegrenzter Blick mag spähn im grauen,
Im Reich der nebligen Vergangenheit,
Entrollt den Gang der Weltgeschicke schauen,
Ein Bürger jedes Orts und jeder Zeit;
Und was du deinem Griffel wirst vertrauen,
Sei fürder der Unsterblichkeit geweiht.
Dir sei'n gelöst der Wahrheit sieben Siegel,
Gesprengt des Tiefgeheimsten letzter Riegel!

Vor deinem Falkenauge sei gehoben
Der Schleier, der des Herzens Falten deckt,
Grimmkalter Haß aus heißer Lieb gewoben,
Hochmüthiger Stolz, von Kriecherei geheckt,
Der Sorgen wilde Nattern, die hier toben,
Titanentrotz, der sich zum Himmel streckt,
Neid, Falschheit, Wollust, Lüge, wie sie heißen,
Die Schlangen, die die Menschenbrust zerreißen.

Sie schaue unverhüllt, und neben diesen,
Den Ungeheuern in des Abgrunds Kluft,
Sieh auch der Liebe Dornenrose sprießen,
Die Unschuld mit der Lilie Opferduft,
Der Demuth stille Blumen, welche gießen
Violenbalsam in die weite Luft,
Des Muthes Ritterspurn, bei sanftem Mohne,
Der Selbstbezwingung hohe Kaiserkrone!

So sei ihr Maler, und mit allen Gluten
Gieb Färbung du dem Meer der Leidenschaft,
Laß Rachedurst die Dämme überfluten,
Zeig', wie des Argwohns Höllentiefe klafft,
Mal' unerhörter Neigung still Verbluten,
Des feurigen Liebeswerbens Sturmeskraft,
Laß spiegeln klar im Ocean der Treue
Die ewigen Sterne und des Himmels Bläue!

Doch volles reiches Leben wahr zu schildern —
Erlebe es! Dein Schicksal sei ein Buch
Bemalt mit flüchtiger Liebe Nebelbildern,
Gebrandmarkt mit verrathner Freundschaft Fluch;
Dein üppiger Frühling drohn mit Verwildern,
Dein Sommer reife Lebensweisheitsspruch,
Und wie im Herbst Gewitter heimwärts ziehen
Sei Fried' und Segen deinem Herbst verliehen.

War auch der Liebe Müh umsonst verschwendet,
Der Widerspenstigen Zähmung dir vergällt,
Hat manches mit dir Lärm und Nichts geendet,
Ward liebes Hoffen schon im Keim zerschellt,
Und sprach das Glück oft von dir abgewendet:
Nicht was ihr wollt noch wie es euch gefällt —
Der Irrungen Komödie, das Leben,
Hat Ende gut in Allen gut gegeben.

Und weil du Leid und Lust und Qual mit Wonnen,
Weil du Natur und Welt und Herz belauscht,
Wie Sterne spiegeln sich im tiefen Bronnen,
Der unversiegbar, untergründlich rauscht,
War also bewußtsein, was du ersonnen,
Daß Wahrheit ihren Spiegel mit dir täuscht;
In tiefster Tiefe wie in höchsten Flugen
Triffst du mit einem Wort, mit einem Zug.

Ein Arzt, der Seelen kranke Pulse spürend,
Ein Forscher, tastend an den Puls der Zeit,
Ein rechter Richter, Maß für Maß erklärend,
Ein Weiser in der Thoren Narrenkleid,
Speerschüttler du, die Waffen mächtig rührend,
Ein Prediger für der Erde Lust und Leid,
Liegt deiner Werke Bibel aufgeschlagen
Für jed Geschick in alt und neuen Tagen.

Ein Runenstein von böser Zeit verwittert,
Ragt würdig Lear, von Majestät umwallt,
Ein Zaubereibaum vom Blitz zersplittert,
Trotzt Wahnsinns wirrig finstere Gestalt,
Ein Wüstensturm von heißer Glut durchflattert,
Rast hin Othello eifersuchtumkrallt,
Und Hamlet schleicht, umsonst vom Geist beschworen,
Der Grübler, zaudernd und zur That verloren.

Und ihr unendlich rührenden Gefilde,
Du Desdemona süß wie Aetherduft,
So fest Cordelia, wie Miranda milde,
Du Imogen, das Kind der zarten Luft,
Perdita, lieblichste der Schäfergilde,
Du Julia schwärmerisch treu bis zu der Gruft,
Die kluge Portia männlich Urtheil spendend,
Ophelia hold in Liebeswahnsinn endend. —

Wer zählt die Perlen auf des Meeres Grunde,
Wer was sein Tiefsinn, seine Laune beut,
Die goldnen Sprüche aus erfahrnem Munde
Wie Samenkorn ins Ackerfeld gestreut,
Der Welt Mosaikbild, das schimmernd bunte,
Mit dem er rührt, entsetzt, erhebt, erfreut,
Den Gaukler Leben zeigt, der kurze Weile
Sich auf der Bühne spreizt und flieht in Eile!

Und ob die Menschen Schatten gleich verschweben
Wie Traum der Nacht vom jungen Tag bedroht,
Sind Fittiche dem Genius gegeben
Zum Aetherflug ins ewige Morgenroth.
Da dir entsprossen reichstes Geistesleben,
Verfiel an dir, o Shakespeare, nichts dem Tod,
Und mit der Erde hellsten Dichtersternen
Wirst du noch strahlen in den fernsten Fernen.

Geschichte.

Ich Klio throne hoch in Wolken oben,
Umrauscht vom Flügelschlag der Ewigkeit;
Es haben mir Jahrtausende gewoben
Von Völkerblut das Purpurmantelkleid.
Auf meiner ehrnen Tafel steht geschrieben
Des Weltgetriebes bunt verworrner Streit,

Ein grauses Chaos; wenige Naturen blieben,
Doch diese wenigen geben lichten Schein:
Und solch ein Stern hat heut mich hergetrieben.
Denn du Geschlecht der Gegenwart, zu klein
Bist du der ernsten Göttin der Geschichte,
Der Thaten bar, in Worten kühn allein
Und werth nur, daß Vergessenheit dich richte.
Doch jubelnd grüße ich die Wiederkehr
Des Festtags heut von William Shakespeare's Lichte;
Denn wie die Sonne strahlt er hell und hehr.
Die Welt sah seit Homer des Gleichen nimmer.
Die Eintagsmenschen — Tropfen in dem Meer —
Erblinken in sekundenlangem Schimmer;
Doch, gleich dem Kreidefelsen Albion,
Trotzt, von der Zeitenflut umbrandet, immer
Er als ein Herrscher auf der Menschheit Thron,
Wird Schatten werfen noch in ferne Tage,
Wird tönen noch, wie der Aurora Sohn,
Für künftige Völker unverstandne Klage,
Wie Pyramiden in dem Wüstensand,
Beschrieben mit geheimnißvoller Sage.
War er doch selbst einst, wie an Antiums Strand
Apollo, von der Zeiten Schutt begraben,
Bis hoheitvoll das Götterbild erstand,
Der Fernhintreffer leuchtend und erhaben,
Gekrönet von der Nachwelt vollstem Kranz. —
O nicht umsonst umschwebte ich den Knaben,
Wenn er sich, glüh'nden Angesichtes, ganz
In Staub vergilbter Chroniken vertiefte,
Begeistert für des Vaterlandes Glanz
Und für die Bürgerfreiheit, die verbriefte;
Wenn er die schauerliche Kunde las
Vom Heuchler Richard, der vom Blute triefte,
Von Macbeth, mit dem Graun zur Tafel saß;

Und wie einst Fama grüßte jubelhoch,
Im Helden gern den tollen Heinz vergaß,
Den vierten Heinrich, jeder Zoll ein König,
Den Besten, den Altengland je verlor,
Dem Macht und Ehre, Ruhm und Reichthum fröhnig. —
Gemalter Lumpenkönige Schattenchor,
Von dem Verachtung nur und Ekel mundet,
O Shakespeare hielt euch einen Spiegel vor.
Von solchem Glanz, den keine Zeit verdunkelt,
Als er der Dramen Siebengestirn erschuf,
Das, wie am Himmel jenes, ewig funkelt,
Das aus der Nacht trat auf des Schöpfers Ruf. —
Berauschend wie der Feuerwein der Reben,
Den aus der Lava Schlacken treibt Vesuv,
Voll Inbrunst, wie Gebete aufwärts schweben,
Die wir gestammelt an der Andacht Hand,
So innig wie des ersten Kusses Beben,
Als Liebe schüchtern sich vom Herzen wand,
O mehr als alle schwachen Worte sagen
Erklingt's durch alle Weite: Vaterland!
So jubelnd, wie von Orgelton getragen,
So wie der Engel Zungen abgelauscht. —
Ihr Wogen, die Britannia's Ufer schlagen,
Habt ihr den Donnerton ihm zugerauscht,
Als ich mich ihm gesellte als Genossen
Und ernster Weisheit Wort mit ihm getauscht
Und Römersinn in seine Brust gegossen,
Als ich denn Mann begrüßt' auf dem Pfad
Der Meeresküste und, wie Lichtumflossen
Der Weisheit Göttin Telemach genaht,
Ihn führte zu des Königsschlosses Thüren?
Er saß bei mir in dem geheimsten Rath;
Nach dem verborgnen Walten durft' er spüren,
Mit dem ich schritte durch der Menschen Schwarm.

Unhörbar'n Schritts, unsichtbar wie Wolken,
Und wie ich greife mit dem mächtigen Arm
Ins wimmelnde Geschlecht der Staubgebornen —
Ameisenhaufen gleich, so klein, so arm —
Wie ich zu mir erhebe den Erkornen
Und wie ich flechte dem erwählten Haupt,
Ihm einzig unter den in Nacht Verlornen:
Der Nemesis Vergessenheit geraubt,
Des Ruhmes, oft des blutigen, Lorbeerkrone. —
Jedoch ein ewig blühnder Kranz umlaubt
Die Schläfe dir, der Muse liebstem Sohne.

Märchen.

Ich gaukelt' in alten Weisen um ihn
Schon auf Mutterschoße am trauten Kamin.
Von verzehrender Liebe, von flammendem Haß
Mein schlichter Gesang macht das Auge ihm naß
Und erweckte den schlummernden Funken.

Und spielte der Knabe an Avon's Rand,
So kniet' ich zu ihm in den knisternden Sand;
Ich murmelte schaurige Märe ihm vor;
Die klang ihm wie Plätschern der Wellen ins Ohr,
In träumendes Sinnen versunken.

Wenn Abend den Flor der Dämm'rung gespannt
Und des Himmels Sterne lugten ans Land,
Auf der Heide wehte des Nachtwinds Hauch —
Da zerriß ich die Nebel vor seinem Aug,
Daß er schaute die nächtlichen Reiche.

Da wehten die Hexen wie Schatten so grau,
Da tanzten die Elfen auf blumiger Au,

Kampfe und im Scheine eines Helden dem Streiche des Rächers erliegt.

So geht die Tyrannei, innerlich zermalmt von Furcht und Angst, und zuletzt von der Höhe der Macht herabgestürzt, in Verzweiflung unter; und nur eben dieses Resultat ist es, was mit dem grausigen Inhalt der Tragödie versöhnt, indem es die unausbleibliche Vergeltung der göttlichen Strafgerechtigkeit zur Anschauung bringt. Wir haben unser Drama die Tragödie der Tyrannei genannt; wir könnten es auch die Tragödie des Rechts und der Macht nennen. Das Recht der Gegenwart geht unter in dem schwachen Duncan, das Anrecht der Zukunft scheint unterzugehen in dem starken Banquo; beides durch den gleichen Feind, die rechtlose Macht der Willkür. Allein — und das ist der Trost, mit dem die Tragödie uns aus der Erschütterung erhebt, — Macht, die nicht auf dem Rechte fußt, ist unsicher in sich, überstürzt sich selbst und richtet sich selbst zu Grunde. Sie trägt nur das Gewand des Riesen, welcher Recht heißt, und wenn dieser Riese sich erhebt, so sind die Tage selbst eines großen Tyrannen stets gezählt: denn Recht muß doch Recht bleiben.

Shakespearefeier,

veranstaltet im literarischen Verein den 23. April 1864.

1. Festdichtung

von

Luise Hoffmann.

(Vor, zwischen und nach dem Auftreten der vier allegorischen Personen wurden Shakespeare'sche Lieder theils von Solostimmen theils in Quartettvorträgen gesungen.)

Poesie.

Wach auf! so rief ich vor dreihundert Jahren,
Als William Shakespeare ich der Welt geschenkt,
Als seinen Geist ich mit dem wunderbaren
Geist der Natur, mit meinem Geist getränkt.
Wach auf! das Höchste sollst du offenbaren,
Was jemals ward in Menschenherz gesenkt!
Sei mehr als alle Dichter je zusammen,
Und bis in fernste Zeiten sollst du flammen!

Dein unbegrenzter Blick mag spähn im grauen,
Im Reich der nebligen Vergangenheit,
Entrollt den Gang der Weltgeschicke schauen,
Ein Bürger jedes Orts und jeder Zeit;
Und was du deinem Griffel wirst vertrauen,
Sei fürder der Unsterblichkeit geweiht.
Dir sei'n gelöst der Wahrheit sieben Siegel,
Gesprengt des Tiefgeheimsten letzter Riegel!

Vor deinem Falkenauge sei gehoben
Der Schleier, der des Herzens Falten deckt,
Grimmkalter Haß aus heißer Lieb gewoben,
Hochmüthiger Stolz, von Kriecherei geheckt,
Der Sorgen wilde Nattern, die hier toben,
Titanentrotz, der sich zum Himmel streckt,
Neid, Falschheit, Wollust, Lüge, wie sie heißen,
Die Schlangen, die die Menschenbrust zerreißen.

Sie schaue unverhüllt, und neben diesen,
Den Ungeheuern in des Abgrunds Kluft,
Sieh auch der Liebe Dornenrose sprießen,
Die Unschuld mit der Lilie Opferduft,
Der Demuth stille Blumen, welche gießen
Violenbalsam in die weite Luft,
Des Muthes Ritterſporn, bei sanftem Mohne,
Der Selbstbezwingung hohe Kaiserkrone!

So sei ihr Maler, und mit allen Gluten
Gieb Färbung du dem Meer der Leidenschaft,
Laß Rachedurst die Dämme überfluten,
Zeig', wie des Argwohns Höllentiefe klafft,
Mal' unerhörter Neigung still Verbluten,
Des feurigen Liebeswerbens Sturmeskraft,
Laß spiegeln klar im Ocean der Treue
Die ewigen Sterne und des Himmels Bläue!

Doch volles reiches Leben wahr zu schildern —
Erlebe es! Dein Schicksal sei ein Buch
Bemalt mit flüchtiger Liebe Nebelbildern,
Gebrandmarkt mit verrathner Freundschaft Fluch;
Dein üppiger Frühling drohn mit Verwildern,
Dein Sommer reife Lebensweisheitsspruch,
Und wie im Herbst Gewitter heimwärts ziehen,
Sei Fried' und Segen deinem Herbst verliehen.

War auch der Liebe Müh umsonst verschwendet,
Der Widerspenstigen Zähmung dir vergällt,
Hat manches mit dem Lärm um Nichts geendet,
Ward liebes Hoffen schon im Keim zerschellt,
Und sprach das Glück oft von dir abgewendet:
Nicht was ihr wollt noch wie es euch gefällt —
Der Irrungen Komödie, das Leben,
Hat Ende gut in Allen gut gegeben.

Und weil du Leid und Lust und Qual mit Wonnen,
Weil du Natur und Welt und Herz belauscht,
Wie Sterne spiegeln sich im tiefen Brunnen,
Der unversiegbar, untergründlich rauscht,
War also bewusstsein, was du ersonnen,
Daß Wahrheit ihren Spiegel mit dir tauscht;
In tiefster Tiefe wie in höchsten Fluge
Triffst du mit einem Wort, mit einem Zuge.

Ein Arzt, der Seelen kranke Pulse spürend,
Ein Forscher, tastend an den Puls der Zeit,
Ein rechter Richter, Maß für Maß erkürend,
Ein Weiser in der Thoren Narrenkleid,
Speerschüttler du, die Waffen mächtig rührend,
Ein Prediger für der Erde Lust und Leid,
Liegt deiner Werke Bibel aufgeschlagen
Für jed Geschick in alt und neuen Tagen.

Ein Runenstein von böser Zeit verwittert,
Ragt würdig Lear, von Majestät umwallt,
Ein Zaubereibaum vom Blitz zersplittert,
Trotzt Macbeths blutig finstere Gestalt,
Ein Wüstensturm von heißer Glut durchflutet,
Rast hin Othello eifersuchtumkrallt,
Und Hamlet zaudert, umsonst vom Geist beschworen,
Der Grübler, zauderns und zur That verloren.

Und ihr unendlich rührenden Gebilde,
Du Desdemona süß wie Aetherduft,
So fest Cordelia, wie Miranda milde,
Du Imogen, das Kind der zarten Luft,
Perdita, lieblichste der Schäfergilde,
Du Julia schwärmerisch treu bis zu der Gruft,
Die kluge Portia männlich Urtheil spendend,
Ophelia hold in Liebeswahnsinn endend. —

Wer zählt die Perlen auf des Meeres Grunde,
Wer was sein Tiefsinn, seine Laune beut,
Die goldnen Sprüche aus erfahrnem Munde
Wie Samenkorn ins Ackerfeld gestreut,
Der Welt Mosaikbild, das schimmernd bunte,
Mit dem er rührt, entsetzt, erhebt, erfreut,
Den Gaukler Leben zeigt, der kurze Weile
Sich auf der Bühne spreizt und flieht in Eile!

Und ob die Menschen Schatten gleich verschweben
Wie Traum der Nacht vom jungen Tag bedroht,
Sind Fittiche dem Genius gegeben
Zum Aetherflug ins ewige Morgenroth.
Da dir entsprossen reichstes Geistesleben,
Verfiel an dir, o Shakespeare, nichts dem Tod,
Und mit der Erde hellsten Dichtersternen
Wirst du noch strahlen in den fernsten Fernen.

Geschichte.

Ich Klio throne hoch in Wolken oben,
Umrauscht vom Flügelschlag der Ewigkeit;
Es haben mir Jahrtausende gewoben
Von Völkerblut das Purpurmantelkleid,
Auf meiner ehrnen Tafel steht geschrieben
Des Weltgetriebes bunt verwirrter Streit,

Ein grauses Chaos; wenige Namen blieben,
Doch diese wenigen geben lichten Schein:
Und solch ein Stern hat heut mich hergetrieben.
Denn du Geschlecht der Gegenwart, zu klein
Bist du der ernsten Göttin der Geschichte,
Der Thaten bar, in Worten kühn allein
Und werth nur, daß Vergessenheit dich richte.
Doch jubelnd grüße ich die Wiederkehr
Des Festtags heut von William Shakespeare's Lichte;
Denn wie die Sonne strahlt er hell und hehr.
Die Welt sah seit Homer des Gleichen nimmer.
Die Eintagsmenschen — Tropfen in dem Meer —
Erblinken in sekundenlangem Schimmer;
Doch, gleich dem Kreidefelsen Albion,
Trotzt, von der Zeitenflut umbrandet, immer
Er als ein Herrscher auf der Menschheit Thron,
Wird Schatten werfen noch in ferne Tage,
Wird tönen noch, wie der Aurora Sohn,
Für künftige Völker unverstandne Klage,
Wie Pyramiden in dem Wüstensand,
Beschrieben mit geheimnißvoller Sage.
War er doch selbst einst, wie an Antiums Strand
Apollo, von der Zeiten Schutt begraben,
Bis hoheitvoll das Götterbild erstand,
Der Fernhintreffer leuchtend und erhaben,
Gekrönet von der Nachwelt vollstem Kranz. —
O nicht umsonst umschwebte ich den Knaben,
Wenn er sich, glüh'nden Angesichtes, ganz
In Staub vergilbter Chroniken vertiefte,
Begeistert für des Vaterlandes Glanz
Und für die Bürgerfreiheit, die verbriefte;
Wenn er die schauerliche Kunde las
Vom Heuchler Richard, der vom Blute triefte,
Von Macbeth, mit dem Graun zur Tafel saß;

Und wie einst Fama grüßte jubelnd,
Im Helden gern den tollen Heinz vergaß,
Den vierten Heinrich, jeder Zoll ein König,
Den Besten, den Altengland je verlor,
Dem Macht und Ehre, Ruhm und Reichthum fröhnig. —
Gemalter Lumpenkönige Schattenchor,
Von dem Verachtung nur und Ekeln murmelt,
O Shakespeare hielt euch einen Spiegel vor
Von solchem Glanz, den keine Zeit verdunkelt,
Als er der Dramen Siebengestirn erschuf,
Das, wie am Himmel jenes, ewig funkelt,
Das aus der Nacht trat auf des Schöpfers Ruf. —
Berauschend wie der Feuerwein der Reben,
Den aus der Lava Schlacken treibt Vesuv,
Voll Inbrunst, wie Gebete aufwärts schweben,
Die wir gestammelt an der Andacht Hand,
So innig wie des ersten Kusses Beben,
Als Liebe schüchtern sich vom Herzen wand,
O mehr als alle schwachen Worte sagen
Erklingt's durch alle Weite: Vaterland!
So jubelnd, wie von Orgelton getragen,
So wie der Engel Zungen abgelauscht. —
Ihr Wogen, die Britannia's Ufer schlagen,
Habt ihr den Donnerton ihm zugerauscht,
Als ich mich ihm gesellte als Genossen
Und ernster Weisheit Wort mit ihm getauscht
Und Römersinn in seine Brust gegossen,
Als ich denn Mann begrüßt' auf dem Pfad
Der Meeresküste und, wie lichtumflossen
Der Weisheit Göttin Telemach genaht,
Ihn führte zu des Königsschlosses Thüren?
Er saß bei mir in dem gehäuften Rath;
Nach dem verborgnen Walten durft' er spüren,
Mit dem ich schreite durch der Menschen Schwarm

Unhörbar'n Schritts, unsichtbar wie Wolken,
Und wie ich greife mit dem mächtigen Arm
Ins wimmelnde Geschlecht der Staubgebornen —
Ameisenhaufen gleich, so klein, so arm —
Wie ich zu mir erhebe den Erlornen
Und wie ich flechte dem erwählten Haupt,
Ihm einzig unter den in Nacht Verlornen
Der Nemesis Vergessenheit geraubt,
Des Ruhmes, oft des blutigen, Lorbeerkrone. —
Jedoch ein ewig blühnder Kranz umlaubt
Die Schläfe dir, der Muse liebstem Sohne.

Märchen.

Ich gaukelt' in alten Weisen um ihn
Schon auf Mutterschoße am traulen Kamin.
Von verzehrender Liebe, von flammendem Heiß
Mein schlichter Gesang macht das Auge ihm naß
Und erweckte den schlummernden Funken.

Und spielte der Knabe an Avon's Rand,
So kniet' ich zu ihm in den knisternden Sand;
Ich murmelte schaurige Märe ihm vor;
Die klang ihm wie Plätschern der Wellen ins Ohr,
In träumendes Sinnen versunken.

Wenn Abend den Flor der Dämmrung gespannt
Und des Himmels Sterne lugten aufs Land,
Auf der Heide wehte des Nachtwinds Hauch —
Da zerriß ich die Nebel vor seinem Aug,
Daß er schaute die nächtlichen Reiche.

Da wehten die Hexen wie Schatten so grau,
Da tanzten die Elfen auf blumiger Au,

Da huschten die Geister aus Gräbern heraus,
Der Mord schlich zum blut'gen Geschäfte aus,
Und Hekate herrschte, die bleiche.

Und lauscht' er verborgen in Waldesruh'
Still horchend dem Liede der Vögelein zu:
Ich erschloß ihm den Geist wie dem Zaubrer Merlin,
Daß er kundig der Sprache der Thiere erschien,
Was sie schmettern mit lieblicher Kehle.

Und was am Zaune der Bettler sang;
Der Schlachtballaden Trommetenklang,
Was einsam auf öder Straße erklingt,
Was sehnend beim Bleichen die Spinnerin singt,
Das zittert' ihm nach in der Seele.

Doch es nahte die Liebe, es kettet die Eh',
Die Sorge, sie pochte mit Ach und mit Weh,
Es ließ ihn nicht ruhen, es trieb ihn vom Haus
Gleich Gauklern und Stromern ins Leben hinaus
Nach London, zum Tempel der Musen.

Und Wintermärchen und Sommernachtstraum
Und der Sturm ging über der Bühne Raum,
Mit kosender Liebe, mit lächelndem Leid,
Mit der Unschuld der paradiesischen Zeit,
Wie ich sie gesenkt in den Busen.

Ihn streifte der Königsgunst Purpursaum;
Doch zog's ihn zur Heimath, da pflanzt' er den Baum;
Ihn krönte der Reichthum mit glänzendem Aug,
Ihn umschwebte der Ruhm, der vergängliche Hauch,
Die wenigen menschlichen Jährchen.

Nun in friedlicher Kirche heiligem Schrein
Schläft er, ruhig versenkt unter schützendem Stein,
Die Wellen des Avon umspülen ihn sacht,
Von Ulmen umrauscht, vom Nachruhm bewacht —
Und sein Leben ward selber zum Märchen.

Narr.

Einen ſchönen guten Abend, meine guten Herren und ſchönen Frauen! Wie bin ich froh, daß das Gedudel aufhört! Denn obgleich ich ein raiſonnable gutes Ohr für die Maultrommel habe und meine ſüße Stimme ein wahres Phänomen iſt, ſo weiß ich mir doch nach dem jetzigen Zeitgeſchmack nichts Lieberes als Reden halten, und nachdem Poeſie mit ihren beiden Anghängſeln ſo weich wie Butter geſprochen, möchte ich doch auch gern meinen Käs dazu geben. Ich wollte mich etwas repariren oder präpariren für die Feier zu meines Pflegevaters Geburtstag, oder Sterbetag, oder doch Geburtstag, da er, wie ſie ſagen, nie ſtirbt und alſo unſterblich iſt; und da ich armer Tropf gern einen guten Tropfen wollte — denn hier, ſagen ſie, iſt die arme Kreatur Dünnbier ſo dünn wie eines ausgehungerten Schneiders Wade — ſo wieſen ſie mich in die „Baumwolle". Gut alſo, ich ſitze da drüben wie der arme Mann in Abrahams Schoos, in der Mitte von unſeres Feindes Land, in Nürnberg, der Stadt Roſenblüts, des Schnepperers, von welchem die vielen Schneppern abſtammen, und da ſaßen noch mehr ſo hübſche Leute dabei, als jemals auf Rindsleder getreten, Leute wie zu meiner Zeit der tranquille Schmächtig, der ruppige Warze, der tapfere Schwächlich und ſein Gevatter Schatte, der aberwitzige Schaal und Junker Tobias von Rülps und Chriſtoph von Bleichenwang, Zettel der Weber, Meiſter Holzapfel, der Pedant Holofernes und noch mehr ſo ſteifleinene Kerle und Freunde vom redlichen Borgen. Die ſaßen alſo beiſammen, politiſirten und ſprachen dies und das, Gickel und Gackel, und wenn Herr Schmächtig meckerte, ſo riefen ſie: Ein feiner Witz! Ja, ſprach ich, fein und klein! und wieherte Herr Tobias, ſo ſchrieen ſie: Ein großer Witz! Ja, meint' ich, groß und derb! und liſpelte Herr Schwächlich ein Witzchen, ſo ſprachen ſie untereinander: Ein guter Witz! Ja, ſagt' ich, ein recht guter Witz! er thut niemand weh. Dieſe meine Reden ſchienen ihnen aber nicht beſonders zu gefallen, und endlich fing ein kleiner Knirps an: Da drüben im Adler feiern ſie heute einen Poeten aus Engelland,

welches jetzt für uns ein Bengelland ist, einen gewissen Schrecks-Bär. Was brauchen wir das? wir haben selber so Schmierer genug, Reimer süß wie Sirup, und Kriegsdichter, die reden Dolche; wir feiern unsere Turner-, Schützen- und Sängerfeste, aber nicht jeden fremden Bettel; und was Euch betrifft, Freund, ich habe gute Ohren und kenne Euch, wie der blinde Mann den Guguck an der Stimme, an Eurem fremden Absint. So macht, daß Ihr weiter kommt! wir brauchen hier keinen Spion. Was? fuhr ich auf, Spion? ich bin eine fremde Nation und schere mich um Deutschland keinen Deut und um euern Bund keinen Hund. Da brummte ein alter Herr: Seid nur nicht gleich so phlegmatisch und grob wie Bohnenstroh! wenn's so in der „Baumwolle" zugeht, da komm' ich nimmer. Ich will mich mit solchen besaufen, die Gottesfurcht haben und nicht mit so renommistischen Schurken. Gut, gut! stieß ich heraus, das Schwert mag entscheiden, während die andern schrieen: Nix da mit dem Schwert, ihr habt ein Schwertmaul, und einer brüllte: Es scheint, ihr gehört auch zu dem literarischen Sing-Sang da drüben und helft den ausländischen Literaten fetiren, der in seiner Jugend so zu sagen ein Lump und später Komödiant war; laßt uns mit solchem Zeug ungeschoren und packt Euch Eurer Wege! O, rief ich, mein schönster Rinderbraten, das heißt gesprochen wie ein Viehhändler; so endet man einen Ochsenkauf. Wenn die gute Lebensart in so ungewaschnen Händen ist, so ist's ein unsauberer Handel. Und vor Zorn fuhr ich auf und davon und hieher. — Und jetzt soll ich meine Rede halten und habe doch nicht gegessen von den Leckerbißlein, welche erzielt werden in den Büchern der Gelehrten; ich bin ein Licht, das beste Theil heruntergebrannt, und keines Menschen Gedanken halten sich mehr auf der Heerstraße als meine (Stimme aus den Zuhörern: Zur Sache!) Gleich, Herr, gleich! Ich bin ein Kasten voll wüster Einfälle; ich möchte gerne witzig sein, aber ich bin ein großer Rindfleischesser, und ich fürchte, das thut meinem Witz Abbruch. O wäre ich noch der alte Korinthier, ihr solltet mir lachen, bis euer Gesicht aussähe wie ein nasser schlecht zusammengefalteter Mantel, lachen, daß ihr

vor Freude aufhüpftet; aber bei euch handelt es sich nicht von Hüpfen, sondern von Hopfen, und an mir armen Teufel ist Hopfen und Malz verloren. (Zur Sache!) Gleich, Herr, gleich bei der Hand, sagt der Beutelschneider. Denn gewiß und wahrhaftig, Schätzchen, um in dieser süßen Stadt diese Pfeffernußbetheurung zu gebrauchen, Ihr denkt wohl, ich sei eine Memme aus Instinkt? Ihr glaubt, es sei mir Angst? au contraire, es ist mir gar nicht bange, es ist nur, daß ich mich eigentlich fürchte vor so vielen Leuten zu reden; aber da Ihr sagen möchtet, ich ziere mich wie eine alte Jungfer, so mache ich meine Reverenz und so halte ich meine Rede.

Meine lieben Mitnarren, ich Narr will euch beweisen, daß Shakespeare der größte Narr war.

Daß ich ein Narr bin, ist schon dadurch bewiesen, daß ich viel närrisches Zeug geschwätzt habe, welches besser mit meinem Barte hätte zum Barbier gehen sollen, da ich doch weiß, daß ihr froh seid, wenn ich aufhöre, um selber das Maul zu rühren, zu discuriren, zu raisonniren, zu glossiren, zu scandalisiren, zu politisiren, zu philosophiren und vor allem zu bussiren.

Ihr seid Narren, weil ihr euch von einem Narren vorplaudern laßt, da ihr doch wißt, daß eines Narren Bolze bald verschossen sind, und daß Narren dummes Zeug reden, und daß alles was ich euch sage schon tausendmal besser gesagt worden ist; ihr seid Narren, weil ihr nicht lieber in der Kneipe schlaft oder im Bette sitzt, als euch von mir erzählen laßt von einem Literaten, der entweder Metzger oder Weber oder Schreiber oder Handschuhmacher in seiner Jugend gewesen, der Wildschütz, Schauspieler und Komödienschreiber wurde, welches doch alles keine nobeln Hantirungen sind; der sich die Stimme gewiß nicht mit Kirchensingen, sondern mit Schelmenliedlein verdorben und der das locker Wesen vermuthlich nur darum so gut schilderte, weil er selber ein lockerer Zeisig gewesen, der seinen Kopf viel in den „wilden Schweinskopf" steckte in Gesellschaft solcher Ephesier wie der ölichte Ritter Falstaff, die Seettonne mit den Eingeweiden von Pudding, der Fleischberg, der

grauhaarige Schlingel, der voller Moralität ſtak, oder wie der Flucher Piſtol, der bramarbaſirende Schwadroneur Nym, der witzige Poins und die Höllenfeuernaſe Bardolf, der alberne Malvolio und Frau Hurtig die Bierkanne, und Mutter Unſchlitt die Schnapsflaſche, und mit mehr Leuten von dergleichen Compagnie jubilirte, der mehr in der „Meerfei“ hauſte als bei ſeiner ſchmählenden Hausfrau, die er ſchmählich verließ und bei ſeinem Tode ſo ſchlecht bettete, daß er ihr gar nichts vermachte als ſein zweitbeſtes Bett. Ihr ſeid Narren, weil ihr dieſen Dichter gerade jetzt feiert und erhebt, da ſein Vaterland euch Niederlagen bereiten will.

Shakeſpeare war aber erſtens ein armer Narr, weil er in England geboren wurde, dem Lande des Nebels, des Rauchs, des Dampfs, des Spleens, der Kohlen und der kohlſchwarzen Melancholie, dem Lande der Narren, von dem ja ſein Todtengräber ſelber ſagt, wenn Hamlet dort toll iſt, wird man es nicht merken; denn dort ſind alle toll. Doch ich will aufhören wie ein Vogel mein eignes Neſt zu beſchmutzen; denn obgleich ich Kosmopolit bin, gefällt es am Ende doch jedem Vogel dort am beſten, wo er geheckt ward.

Er war zweitens ein fideler Narr; denn er wurde geboren zwiſchen Jubilate und Cantate, ihm zum Zeichen, daß er jubiliren und ſingen ſollte.

Er war drittens ein dummer Narr, weil er heiratete und ſich ſchon mit 18 Jahren verheiratete; denn iſt ſchon jede Heirat an ſich eine Dummheit, ſo iſt eine ſo frühe die größte. Unter hundert Krähen giebt's kaum eine Taube, und wenn jedes Erdbeben und jeder Komet nur eine gute Frau brächte, ſo ſtünde es beſſer um die Ehelotterie; denn jetzt kann ſich einer das Herz aus dem Leibe ziehen, ehe er eine gute Nummer trifft. Ein Holzapfel ſchmeckt wie der andere; und ſie ſind alle ſolche, die der Teufel plagt, um andre zu plagen; ſie haben alle einen kleinen Beigeſchmack, ſie ſind etwas anſäuerlich; ſie reden gerne von ſich und ſchwatzen oft in einer Minute mehr, als ſie in einem Monat verantworten können; ein Wieſel hat nicht ſo viele Grillen als ſie, und ihr Kopf iſt voll

Zänkereien, wie das Ei voll Dotter; sie plaudern kein Geheimniß aus, das ihnen nicht anvertraut ist. Ich sage: gut gehangen ist besser als schlecht verheiratet. Doch Gott schuf die Weiber; also laßt sie für Menschen gelten. Aber sie sind Gemälde außerm Haus, Schellen im Zimmer und Drachen in der Küche. Sie sind eitel; denn noch nie gab's ein hübsch Kind, das nicht Gesichter vorm Spiegel schnitt; aber in diesem Buche der Schönheit steht meist das Weh beim Eh; sie sind leichtfertig wie Dortchen Lackenreißer, geschwätzig wie Mutter Klatsch, bösmaulig wie Beatrix, ausgelassen wie Frau Page. Sie sind gute Waschfrauen; denn sie machen viel Wischiwaschi und waschen mit ihrem Maul den ganzen Tag; sie sind gute Fegerinnen; denn sie fegen überall herum und machen ihr Haus zum Fegefeuer; sie sind gute Spülerinnen; denn ihre ganze Arbeit ist nur Spielerei; sie sind gute Köchinnen; denn sie kochen Hadermus und richten viel Uebels an; sie sind gute Braterinnen; denn sie machen uns mürbe und verbrennen sich oft das Maul; sie sind gute Flickerinnen; denn sie heften einem gerne etwas an und flicken einem gerne was am Zeug — aber jetzt will ich aufhören; denn sonst könnten sie mich armen Teufel so zerreißen, daß mich kein Schneider in der ganzen Christenheit mehr flicken könnte. Summa Summarum: worin sind sie geschickt als in Schlauigkeit? worin schlau als in Spitzbübereien? worin spitzbübisch als in allen Dingen? worin löblich als in gar nichts? und also war Shakespeare ein Narr, daß er sich mit so einer siebenten Bitte behaftete. Denn sie führen uns am Narrenseil, und doch haben wir alle am Weibe den Narren gefressen, dieweil wir vom Weibe geboren sind.

Shakespeare war ein Erznarr, daß er nicht als Hofmann am Hofe der alten Beß lebte, welcher er, obgleich sie so welk wie ein gebratener Apfel war, doch den unverwelklichen Apfel der Schönheit reichte, und daß er nicht Hofnarr bei dem gelehrten Narren Jakob wurde, sondern lieber mit lustigen Jakobsbrüdern den Becher leerte im eigenen Hofe. Er war ein Hauptnarr, weil er Dichter wurde; denn Dichter haben zerrissene Herzen und zerris-

jene Strümpfe, und der Absatz fehlt meist ihren Versen und Versen; sie haben viel Gefühl und wenig sich zu füllen; sie haben mehr Hypothesen als Hypothyken, mehr bange Noth als Banknoten; sie werden bemooste Häupter ohne Moos; sie sitzen lieber beim Bier als bei den Bierinnen. Da das Leben ihnen keine Blumen beut, so sind ihre Werke desto blumiger; aber ihre Blumenlesen mag niemand lesen, zu ihren Lustspielen haben wenige Lust, und das rührendste Trauerspiel führt gewöhnlich ihr eigenes Leben auf; aber am meisten gerührt und begeistert sind doch nur sie selber von ihren Versen. Denn ich für meinen Theil wäre lieber ein Kätzlein und schriee Miau, als einer von den Versballadenkrämern, und lieber hört' ich auf einem Zinnteller kratzen oder einen Messingleuchter drehen, als so ein süßliches mattes schleppendes affectirtes Gereim; und dann kommen sie und träumen von Ehre und Ruhm! ein Glas Rum ist mir lieber Ruhm ist der Schatten eines Schattens, ein Schemen, und ihr solltet euch schämen einen Schatten haschen zu wollen. Kann man Ruhm essen? O nein, er kommt meist so spät, daß man keine Zähne mehr hat. Kann man sich in Ehre kleiden? O nein, die Krallen des Neides haben so viele Löcher hineingerissen, daß sie unkleidsam wurde. Nachruhm heftet sich an einen Namen, und Name ist Schall, ist nichts. Und was wird die ganze Literatur? Maculatur. Auf was ist sie geschrieben als auf Papier? Papier ist von Lumpen gemacht, Lumpen sind es, die es beschreiben und zu Lumpen muß es werden, und also ist das Ganze eine Lumperei. — Pfui! höre ich rufen, schweige still, du bitterer Narr, der als ein süßer Narr begann! Aber Wahrheit ist ein Hund, der aus dem Hause gepeitscht wird, während Katze Schmeichelei am Heerd schnurrt und stinkt. Und doch mache ich es nicht anders als mein Pflegevater. Denn Shakespeare war ein Schalksnarr, weil er für Menschen schrieb, die er so gut kannte, daß er sie wie sein Timon hassen und verachten mußte. Die Hohlheit und Eitelkeit der Welt erkennend, war er ein ärgerer Misanthrop als der Prediger Salomo: er verspottete alles, und um dies besser zu können, setzte er meine Kappe auf und weinte mit dem einen

Aug über die Menſchen und mit dem andern lachte er. Denn was bleibt am Ende übrig als die Menſchen zu verlachen? und ſo halt' ich's auch, und ſo hab ich's gehalten dieſe dreihundert Jahr.

Shakeſpeare war aber ſchließlich ein ſo capitaler Narr, daß er Capitalien ſammelte, obgleich er die Nichtigkeit des Reichthums kannte, ſo leichtſinnig, daß er mit leichtem Volk ſich herumtrieb, und ſo tiefſinnig, als wollte er nachſinniren, wie unſer Herrgott das Weltuhrwerk einſchmiere, ſo maßlos und ſo voll des edelſten Maßes, ein zweideutiger Lumpenkomödiant, der dem Volk den Narren vormachte, und erhaben und gerecht wie Gottes Weltordnung in ſeinen Komödien, ein unſtudirter Verſifex und jetzt das Studium der Gelehrten, ſo wenig auf Ruhm verſeſſen, daß er ſogar ſeine Werke nicht ſammelte, und doch noch bei der ſpäten Nachwelt ſo bewundert, ein Witzbold, der es jedem Bußprediger an Ernſt zuvorthat, ein Phantaſt, der mit der Regel Verſteckens ſpielte, ein König von Gottes Gnaden, der in Stratford als ehrſamer Spießbürger lebte.

Ergo er war ein Narr in Folio, und das iſt der Humor davon. Aber ſo ruhig wie er vom reichen Gaſtmahl des Lebens aufzuſtehen, ſein Teſtament zu machen und ſich ſelbſt die Grabſchrift zu ſchreiben, das vermochte nur einer der weiſeſten der Menſchen: Ja er war ein Mann; nehmt alles nur in allem: ich werde ſeines Gleichen nimmer ſehn.

Gloſſe.

Ob der Tod auch alles mäht —
Denn ein Acker iſt die Zeit —
Was ein echter Dichter ſät
Reifet für die Ewigkeit. (Quartettgeſang.)

Geſchichte: Ruhmesjungfrau kühnend ſchweifet
Im verrathnen deutſchen Land,
Ueber blut'ge Felder ſtreifet,
Grünen Kranz in ihrer Hand.

Ach kein Mann ihn kühn ergreifet!
Wer des Nachruhms Tritte späht,
Blühnden Lorbeerzweig empfäht.
Shakespeare, dir ward er gegeben;
Denn der Ruhm wird ewig leben,
Ob der Tod auch alles mäht.

Narr: Laßt euch nicht von Ruhm bethören!
Schweig je Neid und Schmähsucht still?
Kann von Ruhm der Todte hören?
Nachruhm schickt euch in April.
Müßt zu Glück und Reichthum schwören,
Essen, Trinken, Lustigkeit,
Dem sich Shakespeare auch geweiht.
Denn gar rasch läuft eure Sanduhr,
Und wer Wind sät erntet Tand nur:
Denn ein Acker ist die Zeit.

Märchen: Märchen in der Armuth Klause
Frisch wie Heideröslein blüht,
Unbeirrt vom Weltgebrause
Wandert's harmlos, nimmer müd,
Plaudernd, überall zu Hause.
Sagengold es dem verräth,
Der's wie Shakespeare nicht verschmäht.
Wurzelnd in vermorschtem Alten
Sproßt zu herrlichstem Entfalten
Was ein echter Dichter sät.

Poesie: Bei dem ewigen Vater droben
War im Anfang schon das Wort.
Aus ihm ward die Welt gewoben,
Tönen wird es fort und fort.

Ob der Erdball auch zerstoben,
Poesie schwebt sonnenweit
Ueber Welt und über Zeit.
Was von ihrem Geist umflossen
Wahrem Dichter ist entsprossen
Reifet für die Ewigkeit.

---

2. Festrede

von

Dr. Heinrich Wölffel.

Unsterblich! — ja, das bist du, — Schwan vom Avon, Barde der Menschheit! unvergleichlicher, zaubergewaltiger Herrscher im Reiche der Dichtung! Verschlungen ist, wie der Tag deines Todes in den Tag deiner Geburt, so die Spur Deines zeitlichen Daseins in die Unendlichkeit fortzeugender Geistesmacht! Darum gedenken wir heute nicht sowohl Deines Scheidens, als Deines Werdens; den Gegenwärtigen, nicht den Gewesenen feiert in Dir die staunende dankbare Nachwelt! Unsichtbar nahe dem dichtenden Innenleben gebildeter Menschheit, die Höhen beschreitend und die Tiefe durchwirkend, hast Du, ein segnender Genius, den Lauf dreier Jahrhunderte bestanden; an der Schwelle eines neuen begrüßen Dich heute die Deinen — tritt es an zu neuem Segen! zu neuem Segen sei auch uns gegrüßt!

In der That, geehrte Versammlung! wenn Bildung des Geistes ein Segen der Menschheit, wenn Sinnen über dem Welträthsel unabweisliches Bedürfniß des Geistes, wenn Selbsterkenntniß im Spiegel des Lebens zugleich Förderung ist auf dem Wege, die schönen

und natürlichen sowohl, wie die rechtlichen, sittlichen und religiösen Aufgaben des Daseins zu lösen — dann wahrlich müssen wir diejenigen auch unter den Dichtern als gottgesandte Genien ehren, welche, der Rohheit feind und die Irrlichter des gemeinen Wahnes verscheuchend, mit der Fackel der Wahrheit den übrigen voran zu der Höhe empor geklommen sind, wo das neblige Düster des Alltagslebens entweicht, wo das Herz der Welt sich erschließt, und der erstaunte Blick die wahren Pulse des Lebens und ihre himmlischen Hüter, die ewigen Ideen, in ihrer Macht und Schöne erkennt. Und wem dann, unter solchen Führern zur lichten Höhe der Schönheit und Wahrheit, wem dann gebührte größere Ehre als dem Namen William Shakespeare.

Als im Jahre 1747 das Drury-Lane Theater in London neu eröffnet und eingeweiht wurde, da widmete der allberühmte Kenner und Beurtheiler englischer Literatur, Dr. Samuel Johnson, dem großen Barden folgende Verse:

Kaum wich die Barbarei der Bildung Zier,
Erscheint der Bühn' unsterblich Haupt, Shakespeare:
Des bunten Lebens Wechsel malt' er treu,
Verschlang die Welten und erschuf sie neu:
Des Daseins Schranke überspringt er weit,
Und athemlos keucht hinter ihm die Zeit.

Und heute, nachdem seit Lessings Tagen drei Menschenalter tiefer und tiefer in die Werke des Unsterblichen mit steigender Bewunderung und Verehrung sich versenkt, — mehr als je staunt das heutige Geschlecht, daß es Menschen-möglich gewesen, der Welt Lauf so klar zu erspähen, so treu zu schildern, so mannichfaltig auszugestalten, Gift und Dunkel so sicher zu scheiden von Licht und Heil, und über und hinter alledem, fast ungesehen, den Baum des Lebens mit seinen duftigen Blüten, mit all seinen goldnen und labenden Früchten so grundtief einzupflanzen in das Jenseits der Vergänglichkeit. Aber es war auch nicht Menschen Macht allein, was in ihm und durch ihn wirksam ward; wer die Geschichte menschlicher Geistes- und

Herzensbildung richtig würdigt, der weiß, welchen Antheil der Ehre und des Dankes er auch in diesem Falle einer höheren, weltaufsehenden Macht zu zollen hat. Gottbegabte und gottbegeisterte Seher sind es, die aus Dichtung und Wahrheit den durchsichtigen Schleier weben, durch welchen der Mensch zum Anschaun des Göttlichen im Menschen und über ihm gelangen soll. Vereinzelt schreiten so begabte, Segen spendende Genien durch das Leben der Menschheit; nicht jedes Jahrhundert gebiert sie, und im Reiche der Dichtung ist Shakespeare nicht der größten Einer, sondern der größte.

Wenig ist es, was wir von eines solchen Geistes äußeren Lebensverhältnissen wissen; kaum reichen die Data, wie bei dem gewöhnlichsten der Sterblichen, über Geburt, Verheirathung und Tod hinaus. Und selbst an dies Wenige hat sich nachmals entstellend die Sage geheftet, die nun unter der scharfsehenden Forschung unsrer Tage Stück für Stück wieder abfällt wie zum mahnenden Beichen, daß wir uns sollen genügen lassen an dem unsterblichen Theil des Dichters, das wir besitzen und worin er allein und ganz Er selbst ist. Geboren ward Shakespeare zu Stratford am Avon, einer Landstadt in der Grafschaft Warwik, drei deutsche Meilen nur von Kenilworth, wo 11 Jahre später Graf Leicester der Königin Elisabeth die berühmten Festspiele gab, und etwa vier Meilen von Coventry, wo seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die Miracle-Plays oder Mysterien der Franziskaner bis in die Tage unsres Dichters einen ihrer berufensten Sitze hatten, so daß selbst König Heinrich VII. im Jahr 1492 ausdrücklich sie zu sehen kam. Williams Vater, John Shakespeare, der sich im Jahr 1551 zu Stratford angesiedelt, war nach der Tradition anfangs Handschuhmacher, später Wollhändler, jedenfalls ein angesehener und nicht unbegüterter Mann, da er zwei Häuser in der Henley-Straße besaß und zu verschiedenen städtischen Aemtern gelangte, ja im Jahr 1568, obgleich er seinen eigenen Namen nicht schreiben konnte, sogar in die Stelle eines Oberamtmanns, des höchsten Würdenträgers der Stadt, eintrat. Williams Mutter war Mary Arden, die Tochter eines angesehenen,

aus alter Familie stammenden Gutsbesitzers zu Wilmecote in Warwickshire. Sehr überflüssige Mühe ist es, wenn neuere englische Untersuchungen sich anstrengen, den doch nicht zu erbringenden Nachweis zu liefern, daß auch John Shakespeare, der Vater, vornehmeren Stammes gewesen. Als ob es eine Schande oder Unmöglichkeit wäre, daß ein so hochbegabter Sohn von einem bürgerlichen Vater kommen sollte. Preisen wir lieber das Geschick der Eltern, denen es vergönnt war, die Ruhmestage und den Glanz ihres Sohnes zu erleben; denn der Vater starb im Jahre 1601, die Mutter 1608, beide in hohem Alter. Mochte ihnen doch die frühe Heirath desselben, die ohne Zweifel einen begangenen Fehltritt wieder gut machen sollte, so wie seine nachmalige plötzliche Flucht aus der Heimat Verdruß und Sorge genug gemacht haben. Anna Hathaway, ein um 8 Jahre älteres Mädchen, die Tochter eines Meiers in der Nähe von Stratford war es, mit welcher sich unser Dichter, erst 18 Jahre alt, im Jahre 1582 vermählte. Aus dieser Ehe wurden ihm drei Kinder geboren; seine Lieblingstochter Susanna 1583, und im Februar 1585 die Zwillingsgeschwister Hamnet und Judith. Sein Sohn Hamnet starb ihm als 12jähriger Knabe, die beiden Töchter aber überlebten den Vater. Was ihm nächste Veranlassung wurde, im Anfang des Jahres 1586 Frau und Kinder und Eltern plötzlich zu verlassen, um in London am Theater Unterkunft zu suchen, ist nicht hinlänglich aufgehellt. Eine zwar nicht unglaubliche, aber trotz der vermeintlichen Anspielung in den „Lustigen Weibern von Windsor" immerhin unerwiesene Sage berichtet, daß Shakespeare an einem Wildbiebstahl, begangen an dem Parke des Friedensrichters und Parlamentsmitgliedes Sir Thomas Lucy von Charlecote bei Stratford, mitbetheiligt gewesen, daß er, zur Strafe gezogen, sich an besagtem Parlamentsmitglied durch ein Schmähgedicht gerächt, und dann, um weiteren Verfolgungen zu entgehen aus der Heimat habe flüchten müssen. Eben so ist es nur eine Vermuthung der Wahrscheinlichkeit, daß häusliches Mißbehagen, das drückende Gefühl einer unglücklichen Ehe ihn zu diesem Schritte bewogen. Seine häufigen Besuche in der Heimat beweisen mehr für

die Anhänglichkeit an seine Familie, als gegen dieselbe gefolgert werden kann aus beiläufigen Warnungen vor ungleichmäßigen Heirathen, wie sie sich in seinen Stücken allerdings finden, oder selbst aus dem Umstand, daß er in seinem Testamente ursprünglich seine Frau ganz vergaß und nachträglich ihr nur sein zweitbestes Bett vermachte. Denn es ist neuerdings bemerkt, daß, da Shakespeare's Besitzungen, die er zu Stratford nachmals käuflich erwarb, in Freigütern bestanden, seiner Frau von Rechts wegen auch ohne Legat ein bestimmter Erbantheil zufallen mußte. Sind wir aber so zwar über den Charakter unsers Dichters beruhigt, so ist doch andrerseits begreiflich genug, daß die Enge und der Zwang, ja die unwürdige Kleinheit der Umgebungen seinem Genius auf die Dauer unerträglich werden mußte. Wenn er, wie die bestimmten Anspielungen im Sommernachtstraume durchaus wahrscheinlich machen, die glänzenden Feste in Kenilworth mit ansah, wenn er auch nur eine Beschreibung von all den Herrlichkeiten, von den mythologisch-allegorischen Darstellungen, die damit verbunden waren, hörte oder las, welchen Reiz der Phantasie mußte das Gesehene zurücklassen, welche sehnsüchtigen Träume das Gelesene oder Gehörte in der Seele des 11jährigen Knaben wecken? Und einmal erwacht fand die Neigung des zum Jüngling erwachsenden Knaben immer wieder neue Nahrung; denn es steht fest, daß in den 18 Jahren von 1569—87 Stratford nicht weniger als 24mal von Schauspielertruppen besucht wurde, die dort, vom Stadtrath bezahlt, ihre Künste sehen ließen. Dazu kommt, daß drei Landsleute Shakespeare's, unter ihnen die berühmten Schauspieler Greene und Burbage, bereits bei der Truppe des Lord Chamberlain in London standen; von ihnen mochte er, war der Entschluß einmal gereift, Unterstützung und Förderung hoffen. Kurz, wie Schiller sich der Unterdrückung durch die Flucht nach Mannheim entzog, so scheint auch Shakespeare, als er nach London entwich, nur seinem Genius gefolgt zu sein, der nach Freiheit begehrte. Wirklich fand er auch bei der Truppe seiner Landsleute Aufnahme; und nach Allem zu schließen, muß er sich sehr bald zu einem nicht unbedeutenden Schauspieler herangebildet haben, da er schon nach

3 Jahren 1589 unter den 16 ordentlichen Theilhabern des Gewinnes und ständigen Mitgliedern der Gesellschaft aufgeführt wird. Die Truppe des Lord Chamberlain, deren Mitglieder nachmals König Jakob I. zu „Dienern des Königs“ ernannte, war stets eine der angesehensten in London, und Shakespeare blieb ihr auch dann noch treu, als er, etwa seit 1604, auf eigenes Auftreten verzichtete und nur noch für die Bühne arbeitete. Die Gesellschaft besaß ihr eigenes Winter- und Sommertheater; sie spielte im Winter in Blackfriars zu erhöhten Preisen vor einem gewählteren Publikum, im Sommer in dem größeren, von ihr selbst erbauten Globus zu niedrigeren Preisen. Dieser Bühne also überließ Shakespeare vorzugsweise, wenn nicht allein, seine unsterblichen Dramen, und der berühmte Richard Burbage war es, der fast alle ihre Hauptrollen zur Geltung brachte. Daß Shakespeare selbst nie eine Hauptrolle in seinen eigenen Stücken übernahm, ist nicht erwiesen; noch weniger daß er nur ein mittelmäßiger Schauspieler gewesen. Daß die beiden Rollen, von denen wir allein wissen, daß er sie spielte — der Geist in „Hamlet“ und Adam in „Wie es Euch gefällt“ — zu den untergeordneten gehören, berechtigt noch nicht zu solchem Schlusse. Wiewohl sein Ruhm, wär' es auch erwiesen, dadurch nicht im Mindesten beeinträchtigt würde. Oder wer könnte wünschen, daß er die Kraft seines Genies auf die Meisterschaft der Darstellung lieber, als auf Erfindung und Schöpfung verwendet hätte? So viel aber ist mit Zuversicht anzunehmen, daß es seinem Einfluß hauptsächlich zu danken ist, wenn das Globustheater sich an Würde und Ansehen über alle andern Volkstheater erhob, und nicht wie seine beiden hauptsächlichen Rivalen, Fortuna und der Rothe Ochse, blos auf Bereicherung ausgieng, sondern sich auch die Förderung und Weiterbildung der dramatischen Kunst angelegen sein ließ und nur gute Stücke zur Aufführung brachte. Wie viel Schlechtes und nur auf den Reiz der Neuheit Berechnetes damals verschlungen werden mußte, mag man daraus ersehen, daß der einzige Heywood nebst Mitarbeitern 220 dramatische Dichtungen lieferte, daß der rührige Theaterunternehmer Henslow von 1597—1603 gegen dreißig Schriftsteller

beſchäftigte — darunter berühmte Namen, wie B. Jonſon, Chapmann, Dekker, Webſter — während außerdem von Drake noch 44 minder berühmte Dramenſchreiber namhaft gemacht werden; ja daß derſelbe Henslow in dem Zeitraum von 12 Jahren durch verſchiedene Schauſpielertruppen nicht weniger als 270 verſchiedene neue Stücke aufführen ließ. Uebrigens war die Betheiligung und Miteigenthümerſchaft am Globus und Blackfriarstheater ſehr einträglich und machte den Dichter zum wohlhabenden Manne. Man hat aus einem noch vorliegenden Documente berechnet, daß Alles in Allem, das Honorar für ſeine Stücke mit eingerechnet, ſeit 1595 etwa ſeine jährliche Einnahme ſich auf 400 Pfund belief, eine Summe, die nach dem heutigen Geldwerthe eine jährliche Rente von nahezu 20,000 fl. ergeben würde. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn wir hören, daß er das ſogenannte „große Haus“ in Stratford käuflich an ſich brachte, verſchönerte und in Newplace umtaufte, daß er Landbeſitz und Meierei in ſeiner Heimat erwarb, den großen und kleinen Zehnten Stratfords pachtete, ſeiner Vaterſtadt Darlehen zu machen ſich bereit finden ließ, und noch im Jahre 1613 ſich in Blackfriars zu London ein eigenes Haus kaufte, obwohl er ſich bereits ſeit einem Jahre in ſeine Vaterſtadt zurückgezogen hatte. — Von Shakeſpeare's Umgang und Freundſchaften, von ſeinen Gewohnheiten und ſeiner Lebensweiſe in London iſt durchaus nichts bekannt. Das Eine nur wiſſen wir, daß der Dichter durch ſeine Werke ſich hohe Gönner erwarb. Namentlich waren es Graf Southampton und Graf Pembrocke, die ihm ſchon von 1793 an mit Verehrung, Zuneigung und vertrauter Freundſchaft zugethan waren. An den letzteren ſind wahrſcheinlich des Dichters Sonette gerichtet, dem erſteren hat er ſeine Dichtungen Venus und Adonis, ſowie Lucretia gewidmet, die wohl beide, wenigſtens in der Anlage, noch vor ſeiner Ankunft in London entſtanden ſein mögen. Auch bei der Königin Eliſabeth, wie ſeit 1603 bei König Jacob ſtand der Dichter in hohen Gnaden; wie er denn auch nicht verſäumte, in ſeinen Werken ihnen gelegentlich, wenn auch ohne niedrige Schmeicheleï, poetiſchen Weihrauch zu ſtreuen. Von Eliſabeth wird

erzählt, daß ſie Shakeſpeare öfters zu ſich in ihren Lieblingspalaſt Nonſuch, ohne Zweifel als Vorleſer beſchied, und daß ſie an ſeinem Falſtaff in König Heinrich IV. großen Gefallen gefunden und den Wunſch geäußert habe, dieſen Mann auch einmal in Liebesnöthen zu ſehen; worauf denn von dem Dichter die „Luſtigen Weiber von Windſor“ binnen 14 Tagen geſchrieben ſeien. Was mag den hochbegabten Geiſt, den auch zu ſeinen Lebzeiten ſchon mit hoher Anerkennung gefeierten Dichter bewogen haben, daß er bereits im 48. Lebensjahre ſich ſeinem Berufe gänzlich verſagte, ſeinen Zauberſtab tief in die Erde vergrub und ſich im Jahre 1612 in ſeine Vaterſtadt zurückzog, um nur ſich und ſeinen Freunden in Muße und Abgeſchiedenheit zu leben? Wir kennen die Urſache nicht. Möglich, daß die zunehmende Verfolgungsſucht der Puritaner, die einige Jahrzehnte ſpäter wirklich zur völligen Schließung aller Theater führte, ihm allzuwidrig wurde; — möglich auch, daß etwaiges Mißbehagen, das er über die Anerkennung empfand, die ſich die neuere ſogenannte klaſſiſche Richtung des Drama's errang, zu ſeinem Entſchluſſe mitwirkte. Der Sturm und das Wintermärchen, zweifelsohne ſeine beiden letzten Arbeiten, in denen er von ſeiner Bühne und Bühnenwirkſamkeit deutlichen Abſchied nimmt, laſſen für die beiden Annahmen Raum. Shakeſpeare ſtarb in ſeiner Vaterſtadt an ſeinem 52. Geburtstage im Jahre 1616. Eine Erkältung wurde, der Tradition zufolge, die Urſache ſeines Todes. Seine ſterbliche Hülle liegt beſtattet in der Hauptkirche Stratfords an der Nordſeite der Kanzel, und ein Monument iſt ihm in der Mauer errichtet, auf welchem er unter einem Bogen in ſitzender Stellung dargeſtellt iſt, ein Kiſſen vor ihm, eine Feder in der rechten Hand, die linke auf einer Papierrolle ruhend. Ein lateiniſches Diſtichon unter dem Kiſſen beſagt:

> Neſtor an Witz, — an Geiſt ein Socrates — Maro an Kunſtſinn,
> Deckt ihn die Erde, ſein Volk weint, doch er iſt im Olymp.

Dies iſt der dürftige Abriß des äußeren Lebens eines Dichters, über deſſen Perſönlichkeit und Erſcheinung uns die einzige Notiz über-

liefert ist, daß er ein edler, wohlgebildeter Mann und ein trefflicher Gesellschafter mit stets bereitem, gefälligem Witze gewesen. Wer würde ihn darnach erkennen? ihn, der das unerreichte Muster aller dramatischen Dichtkunst und zugleich eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung und Erhebung des Geistes, wie der sittlichen Kräftigung für alle Zeiten werden sollte? In seine Werke müssen wir uns versenken, wollen wir ihn und sein wahres Selbst erkennen; vergleichen müssen wir was er geleistet mit dem, was seine Vorgänger und Mitstrebenden und Nachfahrer vermochten, wenn wir verstehen wollen, welche hervorragende Bedeutung er für Mitwelt und Nachwelt errungen hat. Errungen, sage ich — denn auch einem so hochbegabten Geiste sind Bedingungen des Werdens und der Entfaltung gesetzt, auch einem Shakespeare fällt die Krone nicht ohne Mühe und Arbeit in den Schoos; der Adler fliegt nicht zur Höhe ohne Schwingen.

In der Freischule seiner Vaterstadt lernte der Knabe das wenige Latein und Griechisch, das ihm sein hochgelehrter Gegner Ben Jonson zuerkennt; dort auch schon erwarb er etwas, wenn auch nur ein Geringes, an mythologischen geschichtlichen und antiquarischen Kenntnissen. Beschäftigung mit den Alten war damals in den höheren Ständen fast Modesache; wer irgend auf Bildung Anspruch machte, von dem ward Bekanntschaft mit der Mythologie, Kenntniß des Lateinischen und Griechischen gefordert. Der Anstoß gieng vom Hofe selbst aus, Elisabeth verstand und las die beiden alten Sprachen; ihr Hof glich einer Akademie. So ist es kein Wunder, wenn dieses Element der Bildung auch von den Schulen der Landstädte Besitz nahm. Daß Shakespeare's Schulkenntnisse nicht so gering waren, als man lange annahm, und daß er das Erworbene nicht brach liegen ließ, während er im väterlichen Hause heranwuchs, geht zur Genüge schon daraus hervor, daß seine ersten noch in Stratford begonnenen Gedichte, Adonis und Lucretia, gerade der Mythologie und der alten Geschichtssage entnommen sind; ja eins seiner frühesten Dramen, die Komödie der Irrungen, ist eine freie Nachbildung der Menächmen des Plautus, obgleich dieser lateinische

Schriftſteller erſt 4 Jahre ſpäter ins Engliſche übertragen wurde. Auch Franzöſiſch und Italieniſch mag er ſchon frühe ſich angeeignet haben, an Mitteln zum Selbſtſtudium fehlte es nicht. Erwieſen iſt aus ſeinen eigenen Werken, daß er franzöſiſche Balladen in der Urſprache las und italieniſche Novellen liegen vielfach ſeinen Dramen zu Grunde. Hat man ihm doch wegen des Kaufmanns von Venedig, wegen Romeo und Othello ſelbſt eine Reiſe nach Italien zugemuthet, weil außerdem ſo treue Schilderung der Oertlichkeiten und Sitten des Landes gar nicht möglich geweſen. Als er nach London kam, ward ſein Büchertiſch nie leer, alles was die Preſſe in Geſchichte Poeſie und literariſcher Polemik Neues brachte, wanderte in ſeine nicht unanſehnliche Bibliothek, neben welcher ihm auch die des Grafen Southampton, ſeines Freundes zu Gebote ſtand. Und wie er las, mit offenem Auge, mit ſicherem Verſtändniß, mit beherrſchendem Ueberblick, wie er aus Allem, was ihm dienlich ſchien, mit Bienenfleiß aushob und aufſpeicherte, davon zeugt die Verwerthung des Geleſenen auf allen Blättern ſeiner Werke. Der gründliche Forſcher Drake weist nach, daß Shakeſpeare, ſehr bewandert in der ſpaniſchen franzöſiſchen und italieniſchen Literatur, vertraut mit den Chroniſten und Hiſtorikern ſeines Landes, nicht blos alle erſchienenen Ueberſetzungen griechiſcher und römiſcher Autoren, ſondern auch kritiſche Werke, wie Wilſons Rhetorik geleſen und ausgebeutet, und ſelbſt mit des Plinius Naturgeſchichte bekannt geweſen. Und doch war ſo ausgebreitete und fruchtbare Lectüre nicht die einzige Quelle des ſtaunenswerthen Umfangs der Sachkenntniſſe, die er erwarb; noch weniger die hauptſächlichſte Weiſe ſeines Studiums und ſeiner Arbeit. Shakeſpeare's Genius ſchöpfte vor Allem aus dem friſchen Borne des Lebens, das ihn umgab. Mit eben ſo feiner als ſcharfer Beobachtung, raſtlos und unermüdet, geſucht und ungeſucht ſammelte er Menſchen- und Sachkenntniſſe, in treuem Gedächtniß bewahrend, durch ſinniges Denken klärend, ſichtend, bis ins kleinſte Detail zurechtlegend, was er geſammelt. Wie anders ließe ſich auch nur die unglaubliche Richtigkeit und Genauigkeit in ſeinen Schilderungen thatſächlicher Verhältniſſe, Sitten und Gebräuche erklären? Wär's

nur durch praktische Erfahrung, und nicht auch dem genialen Falkenblick möglich, sich solcher Detailkenntnisse zu bemächtigen — was Alles müßte dann Shakespeare in seiner Jugend gewesen sein! In der That sollte er englischen Kritikern zufolge seinem Vater der Reihe nach erst als Handschuhmachergehülfe, dann im Wollenhandel und gar im Fleischergeschäft beigestanden haben; und doch sollte er auch wieder zur selben Zeit ein Landschulmeister und zugleich Schreiber bei einem der sieben Advokaten seiner Vaterstadt gewesen sein. Aber auch die Medicin hat ihn neuerlich als den ihren in Anspruch genommen, und Jemand hat mit den Belegen seiner Bibelkenntniß ein ganzes Buch angefüllt, wornach er denn freilich auch, wie mit Juristen und Medicinern, sich mit einem wohl gerüsteten Theologen gar füglich messen könnte. Ja mehr noch, sollte dieser Grundsatz gelten, so müßte der Dichter auch Physiker und Astronom gewesen sein, denn nicht nur weiß Cäsar genau Bescheid um den unbeweglichen Polarstern, sondern seine Cressida hat auch wirklich, lang ehe Newton geboren ward, das Gesetz des Falles und der Schwerkraft der Erde gefunden, wenn sie sagt:

Doch meiner Liebe starker Bau und Grund
Ist wie der Erde ew'ger Mittelpunkt,
Der Alles an sich zieht.

Und soll man nicht denken, nach der Kenntniß der Geschichte seines Landes, daß er ein Wiedererschienener der Vorzeit ist, der alle Jahrhunderte seit Richard Löwenherz mit durchlebt? müßte er nicht auch Schiffskapitän gewesen sein, und alle Seereisen seiner Zeit mitgemacht haben? Denn auch seine nautischen Kenntnisse sind erstaunlich präcis und sein geographisches Wissen reicht just so weit, als das seiner Zeitgenossen überhaupt. Nur der Unverstand kann Shakespeare noch für einen Ignoranten halten, weil er Böhmen an die See, und Delphi auf eine Insel verlegt. Wo dem Dichter nicht die symbolische Bedeutung des Ortes höher steht als seine wirkliche Lage, da ist er in Dänemark und Aegypten, in Verona und Syracus, in Venedig Athen und Cypern so gut zu Hause wie wir.

Aber auch für seine Kunst unmittelbar konnte er lernen, er hatte Vorgänger und wetteifernde Genossen, die nicht zu verachten waren. Und er lernte von ihnen, wie mit der Bescheidenheit des ächten Genies, so mit der Freiheit selbstbewußter schöpferischer Kraft; er eignete ihre Vorzüge sich an, und ließ ihnen ihre Fehler. Von Lilly nahm er die leicht hinfließende Prosa und das witzige Wortspiel, von Robert Greene den geistreichen schlagfertigen Dialog, sowie den feinen Schliff und die freie Bewegung von Marlowe's stattlichem Blankvers, von Marlowe selbst aber die Kunst der Intrigue, die große Richtung des Entwurfs und die Tiefe der Charakteristik. Er lernte von ihnen allen, aber nur um sie beim ersten kühnen Aufschwung sofort alle zu überflügeln und weit hinter sich zurück zu lassen. Denn kaum sind Shakespeare's Erstlinge über die Bühne gegangen, als sich schon im Jahre 1591 der sterbende Greene, seine Dichtergenossen Marlowe Lodge und Peele vor dem Schauspielergelichter warnend, in folgenden Worten vernehmen läßt: „Ja, traut ihnen nicht; denn unter ihnen ist ein Krähen-Emporkömmling, der sich mit unsern Federn schmückt, und mit seinem Tigerherzen, gehüllt in Schauspielerhaut, glaubt seinen Bombast von Blankversen eben so gut von sich geben zu können, wie der Beste von Euch, und als ein absoluter Johannes Factotum sich für den einzigen Bühnen-Erschütterer im Lande hält." Welcher Neid über die Geschicklichkeit dieses Emporkömmlings, den er Shake-scene (Bühnen-erschütterer statt Speerschüttler) nennt; und doch zugleich welch' unwillkürliches Geständniß, welche bald genug erprobte Weissagung von dessen absoluter Alles beherrschender Einzigkeit!

Doch nicht blos die eigene angestrengteste Geistesarbeit, nicht blos die Wege bahnenden, Ziel andeutenden vorbildlichen Muster; nicht auch, daß er in seinem großen Freund und Landsmann, — dem Garrick seiner Tage — die Kunst selbst in Leben und persönlicher Verleiblichung vor sich hatte — all das nicht allein war es, was Shakespeare's hochstrebenden Flug förderte: auch das Zeitalter selbst, die Luft, die er athmete, half seinem Genius die mächtigen Schwingen zu heben. Shakespeare steht auf der Schwelle zweier

Welten; auf der Eingangsschwelle eines neuanhebenden morgenfrischen Zeitlaufs, wie auf der Ausgangsschwelle einer versinkenden traumseligen Vorzeit. Noch war das Jahrhundert nicht abgelaufen, das eine völlig neue, in Glauben und Sitte, in Handel und Verkehr, in Kunst und Wissenschaft wiedergeborne Menschheit aus seinem Schooße entlassen sollte. Dieselbe schöpferische Macht und Zeugkraft des Geistes, die einen Luther geboren, einen Columbus getrieben, einen Raphael und Dürer, einen Tasso Palestrina und Calderon hervorgebracht, sie schuf auch zum Schlusse und gleichsam als Blüte und Krone ihres Wirkens den Zauberer Prospero-Shakespeare, um sich und ihr Werk im Spiegel seiner Kunst zu beschauen und gutzuheißen für alle Zeiten. Land und Volk war damals auf's Tiefste erregt, alle Kräfte der Nation waren in höchster Spannung; England stand auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung, der Handel blühte, der Wohlstand der Bürger war allgemein, London mit 300,000 Bewohnern erwuchs zur Weltstadt, nahm den ersten Rang in Europa ein. Die Reformation war eben zur Herrschaft gelangt; das freie Denken hatte den Geist erweitert, das Gemüth erlöst, die Gewissen zum eigenen Urtheil aufgeregt über die sittlichen Grundlagen des Lebens. Mit dem wieder erweckten Alterthum hatte sich damals der Wetteifer im Studium der alten Sprachen und die Lust an der klassischen Poesie und Mythologie der höheren Gesellschaftskreise in nie zuvor noch nachher dagewesenem Grade bemeistert; selbst Mädchen studirten Griechisch und Lateinisch, die Königin Elisabeth las Isocrates und Seneca, übersetzte aus Horaz und Plutarch. Ihre Zimmer waren mit Schildereien aus der Aeneide tapeziert; wenn sie am Morgen hervortrat, empfieng sie Diana und lud die jungfräuliche Herrscherin ein zur Jagd in ihren Waldgehegen, wo kein Aktäon ihrer Sprödigkeit nachstellen solle. Mythologisch-allegorische Darstellungen, gewöhnlich zur Verherrlichung der Königin, durften fast bei keinem Hoffeste, bei keiner Empfangsfeierlichkeit fehlen. Von oben herab war die Bekanntschaft mit der Mythologie, mit den Göttern und Nymphen und Satyrn der Alten allmählig auch in die untern Volksschichten gedrungen und mengte

ſich da mit dem Glauben an Feen und Elfen und Rieſen und Zwerge, an Geiſter und Geſpenſter, an Zauberer Hexen und Wahrſager. Und während die Großen in Pracht und Luxus, in pomphaften Feſten, Turnieren, Maskeraden, Komödien und Schaugepränge aller Art mit einander wetteiferten, tanzte am Maifeſte in Stadt und Land Robin Hood, der Maikönig, mit ſeiner luſtigen Schaar oder die ſchöne Maienkönigin mit dem Narren und dem Pfeifer und den Mohrentänzern um den buntgeſchmückten Maibaum, wurde Weihnacht und Erntefeſt, Sylveſterabend, Dreikönigsabend, Faſchingsdienſtag und Schafſchür nach Pfingſten vom Volke mit Geſang und Tanz, mit Spiel und Mummenſchanz gefeiert; und auch an Kirchweihen, Jahrmärkten und Hochzeiten durften Tanz und Spiele und theatraliſche Vorſtellungen nicht fehlen. So war das ganze Jahr des „luſtigen Altengland“ in Heiterkeit und Poeſie getaucht. Und dieſes nemliche Volk trug doch zugleich in noch friſchen Gedanken die kräftigen und ritterlichen Thaten ſeiner Vorfahren nebſt den blutigen Gräueln der Kämpfe und Thronſtreitigkeiten des kaum entwichenen Jahrhunderts, das ſeine mit Recht gefeierte, wenn auch über Gebür eitle Königin jetzt eben im Jahr 1588 mit ihrem Feſttriumph über die ſpaniſche Armada beſchloß, um den Künſten des Friedens und der Entwicklung der Wiſſenſchaft deſto breiteren Raum zu geben. Fürwahr eine Zeit, wie ſie nicht empfänglicher, förderlicher einem großen Dichtergeiſte entgegen kommen konnte. Vom friſchen Morgenwind der Geiſtesfreiheit umweht, von einer ſcheidenden Sonne träumeriſchem Abendgolde noch umfloſſen, von ſtolzem Bewußtſein er ſelbſt mit ſeinem Volke gehoben, — mochte er bringen, was er wollte, Tiefſinniges oder Heiteres, Ernſtes oder Mährchenhaftes, — er durfte gewiß ſein, bei den gleichgeſtimmten und nicht minder hochgeſpannten Gemüthern ſeiner Zeitgenoſſen eingehendes Verſtändniß und dankbaren Beifall zu finden. Und mit welchem Takte, mit welcher Sicherheit Shakeſpeare's Genius die Gunſt der Zeit zu nützen verſtand, das ſehen wir aus ſeinen unvergänglichen, obſchon nur für die Mitwelt beſtimmten Werken.

Gleichwohl, und trotz der grundlegenden und bahnmachenden Arbeit seiner Vorgänger, bleibt es immerhin ein Wunder, was Shakespeare mit Einem und fast dem ersten Anlauf geleistet, wenn man bedenkt, in welchem Zustand noch kurz vor seiner Ankunft in London Bühne und Drama sich befand. Die ersten Anfänge dramatischer Vorstellungen liegen in den sogenannten Mysterien oder Mirakelspielen, die sich in England, wie in Frankreich, Deutschland und Spanien seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts entwickelten, und an die Leidens- und Auferstehungsgeschichte (wie die Oberammergauer Spiele) sich anschließend bald zu einem ganzen Cyclus alt- und neutestamentlicher Geschichten sich erweiterten. Ursprünglich in den Kirchen mit religiösem Ernst von Geistlichen aufgeführt, gelangten sie schon im 13. Jahrhundert in die Hände der Handwerker-Innungen und auf die Straße, wo sie auf fahrbaren Gerüsten meist zu Pfingsten oder am Frohnleichnamsfeste dargestellt wurden. Da wurde das komische Element beigezogen, dessen Rollen gewöhnlich der Teufel oder die Tyrannen Herodes und Augustus zu übernehmen hatten, während doch auch schon die Anbetung der Hirten benützt wurde, um einen ergötzlichen Schafdiebstahl und dessen Entdeckung einzuflechten. Die Spiele sollten zugleich zur Belustigung des Volkes dienen, und es wird ausdrücklich berichtet, daß das Publikum oft in schallendes Gelächter ausgebrochen sei. Diese Vorstellungen, deren Hauptsitze Chester Wakefield und Coventry waren, reichten noch weit in Shakespeare's Zeit herein. Aber bei ihrer Beschränkung auf die heilige Geschichte und bei dem erbaulichen Zweck, den sie trotz aller Versetzung mit profanen Elementen behielten, war von hier aus kein Uebergang zum rein menschlichen Drama möglich. Allein neben den Mysterien, und ursprünglich dem Inhalte nach sich anschließend, hat sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine andere Gattung von Spielen ausgebildet, die sogenannten Moralitäten, deren eigenthümliches Wesen in symbolisch-allegorischer Darstellung der Laster und Tugenden besteht, die sich entweder um den Menschen und sein Heil oder unter sich streiten; wobei sie sich in langen, gereimten Mahnreden ergehen. Von hier aus war nur noch der Schritt zu thun,

sich da mit dem Glauben an Feen und Elfen und Riesen und Zwerge, an Geister und Gespenster, an Zauberer Hexen und Wahrsager. Und während die Großen in Pracht und Luxus, in pomphaften Festen, Turnieren, Maskeraden, Komödien und Schaugepränge aller Art mit einander wetteiferten, tanzte am Maifeste in Stadt und Land Robin Hood, der Maikönig, mit seiner lustigen Schaar oder die schöne Maienkönigin mit dem Narren und dem Pfeifer und den Mohrentänzern um den buntgeschmückten Maibaum, wurde Weihnacht und Erntefest, Sylvesterabend, Dreikönigsabend, Faschingsdienstag und Schafschur nach Pfingsten vom Volke mit Gesang und Tanz, mit Spiel und Mummenschanz gefeiert; und auch an Kirchweihen, Jahrmärkten und Hochzeiten durften Tanz und Spiele und theatralische Vorstellungen nicht fehlen. So war das ganze Jahr des „lustigen Altenglands" in Heiterkeit und Poesie getaucht. Und dieses nemliche Volk trug doch zugleich in noch frischen Gedanken die kräftigen und ritterlichen Thaten seiner Vorfahren nebst den blutigen Gräueln der Kämpfe und Thronstreitigkeiten des kaum entwichenen Jahrhunderts, das seine mit Recht gefeierte, wenn auch über Gebür eitle Königin jetzt eben im Jahr 1588 mit ihrem Festtriumph über die spanische Armada beschloß, um den Künsten des Friedens und der Entwicklung der Wissenschaft desto breiteren Raum zu geben. Fürwahr eine Zeit, wie sie nicht empfänglicher, förderlicher einem großen Dichtergeiste entgegen kommen konnte. Vom frischen Morgenwind der Geistesfreiheit umweht, von einer scheidenden Sonne träumerischem Abendgolde noch umflossen, von stolzem Bewußtsein er selbst mit seinem Volke gehoben, — mochte er bringen, was er wollte, Tiefsinniges oder Heiteres, Ernstes oder Mährchenhaftes, — er durfte gewiß sein, bei den gleichgestimmten und nicht minder hochgespannten Gemüthern seiner Zeitgenossen eingehendes Verständniß und dankbaren Beifall zu finden. Und mit welchem Takte, mit welcher Sicherheit Shakespeare's Genius die Gunst der Zeit zu nützen verstand, das sehen wir aus seinen unvergänglichen, böschon nur für die Mitwelt bestimmten Werken.

Gleichwohl, und trotz der grundlegenden und bahnmachenden Arbeit seiner Vorgänger, bleibt es immerhin ein Wunder, was Shakespeare mit Einem und fast dem ersten Anlauf geleistet, wenn man bedenkt, in welchem Zustand noch kurz vor seiner Ankunft in London Bühne und Drama sich befand. Die ersten Anfänge dramatischer Vorstellungen liegen in den sogenannten Mysterien oder Mirakelspielen, die sich in England, wie in Frankreich, Deutschland und Spanien seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts entwickelten, und an die Leidens- und Auferstehungsgeschichte (wie die Oberammergauer Spiele) sich anschließend bald zu einem ganzen Cyclus alt- und neutestamentlicher Geschichten sich erweiterten. Ursprünglich in den Kirchen mit religiösem Ernst von Geistlichen aufgeführt, gelangten sie schon im 13. Jahrhundert in die Hände der Handwerker-Innungen und auf die Straße, wo sie auf fahrbaren Gerüsten meist zu Pfingsten oder am Frohnleichnamsfeste dargestellt wurden. Da wurde das komische Element beigezogen, dessen Rollen gewöhnlich der Teufel oder die Tyrannen Herodes und Augustus zu übernehmen hatten, während doch auch schon die Anbetung der Hirten benützt wurde, um einen ergötzlichen Schafdiebstahl und dessen Entdeckung einzuflechten. Die Spiele sollten zugleich zur Belustigung des Volkes dienen, und es wird ausdrücklich berichtet, daß das Publikum oft in schallendes Gelächter ausgebrochen sei. Diese Vorstellungen, deren Hauptsitze Chester Wakefield und Coventry waren, reichten noch weit in Shakespeare's Zeit herein. Aber bei ihrer Beschränkung auf die heilige Geschichte und bei dem erbaulichen Zweck, den sie trotz aller Versetzung mit profanen Elementen behielten, war von hier aus kein Uebergang zum rein menschlichen Drama möglich. Allein neben den Mysterien, und ursprünglich dem Inhalte nach sich anschließend, hat sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine andere Gattung von Spielen ausgebildet, die sogenannten Moralitäten, deren eigenthümliches Wesen in symbolisch-allegorischer Darstellung der Laster und Tugenden besteht, die sich entweder um den Menschen und sein Heil oder unter sich streiten; wobei sie sich in langen, gereimten Mahnreden ergehen. Von hier aus war nur noch der Schritt zu thun,

daß man einen einzelnen besonderen Fehler einer persönlichen Lebensstellung beilegte und um die so gewonnene leibhaftere Personifikation den Streit gruppirte und man stand mitten in der Sphäre, in welcher die Aufgabe des wirklichen Drama's sich bewegt. Diesen Schritt that am Anfange des 16. Jahrhunderts John Skelton, der Hofpoet Heinrichs VIII. in seinem moralischen Interlude „die Verschwendung", die ein hochgeborner reicher Prinz ist und von den allegorischen Schein-Freunden Einbildung, Heuchelmiene, Ränkesucht, Verleumdung in Elend und Verzweiflung gestürzt, aber von deren Gegnern Hoffnung, Hülfe, Umsicht und Beständigkeit gerettet wird. Dies war 50 Jahre vor Shakespeare's Geburt. Aber von jetzt an geschehen rasche Schritte vorwärts; unter dem luxuriösen Heinrich VIII., der selbst außerordentliche Summen auf theatralische Unterhaltungen verwendete, mehren sich die Schauspielertruppen im Dienste der Lords und der Städte und selbst Klöster und Abteien ermunterten und förderten das Schauspielwesen. Ein Jahrzehent später schrieb John Heywood seine komischen, sehr beliebten Zwischenspiele, in denen es freilich sich nur erst um Zank und Streit, um einen Wettkampf in Lügen, um Klagen und Prügel handelte. Allein er hat doch zuerst die Form der Allegorie gänzlich beseitigt und, wenn auch in grobem Holzschnitt, — nach Art der Fastnachtsspiele unsres Hans Sachs, — einen Abdruck vom wirklichen Leben genommen. Das erste regelmäßige Drama, etwa 25 Jahre vor Shakespeare's Geburt ist die Komödie Ralph Roister Doister, von dem gelehrten Schulrektor Nicholas Udall in Reimversen geschrieben, die, obwohl holprig genug, an das Nibelungenmaaß erinnern. An Streit- Zank- und Prügelscenen fehlt es auch hier nicht, dagegen an eigentlicher dramatischer Bewegung bei langen Reden hin und her. Die Intrigue und ihre Lösung ist sehr einfach. Ralph, ein ebenso bornirter als eingebildeter reicher Prahlhans, der in die Hände des pfiffigen Hanslustig, Matthias Merrygreck fällt, verliebt sich in die reiche Wittwe Christiana Standhaft, welche schon an den abwesenden Kaufmann Gawin Gutglück verlobt ist. Obgleich der zudringliche Ralph unter dem Beistand des verrätherischen Merrygreck mit Besen und Stock-

schlägen abgewiesen ist, wird die Sache doch dem Kaufmann verrathen, der zum Glück durch einen zum Zeugen der Prügelscene ausdrücklich geholten Freund von der Treue der Dame Standhaft überzeugt werden kann, so daß sich, da Ralph um Verzeihung bitten läßt, Alles in Versöhnung endet. Welcher Abstand noch von dem ersten Shakespeariſchen Lustspiel, das gegen 50 Jahre später erscheint; und doch welch ein noch größerer Abstand zwischen seinem Romeo und dem ersten regelrechten Trauerspiel Gorboduc, von dem gelehrten Juristen Thomas Norton und dem nachmaligen Grafen von Dorset, Thomas Sackville um 1562, also kaum etwas mehr als 30 Jahre vor Romeo verfaßt. Es lohnt, dieß erste Trauerspiel näher ins Auge zu fassen. Gorboduc, König von Britannien, ist entschlossen, trotz der Abmahnung seiner Räthe, das Reich zwischen seinen beiden Söhnen Ferrer und Porrex noch bei seinen Lebzeiten zu theilen. Kaum ist es geschehen, so fühlt sich der ältere, Ferrer, der Liebling der Mutter, in seinem Erstgeburtsrecht gekränkt und rüstet wider den Bruder. Dieser kommt ihm zuvor und erschlägt ihn. Darauf vom Vater zur Rechenschaft gezogen, wird er von der eigenen Mutter ermordet. Da empört sich das Volk und erschlägt König und Königin. Fergus, Herzog von Albanien, will die Rebellion benützen das Reich für sich zu gewinnen; aber die übrigen Fürsten beschließen, ihm entgegenzutreten — und damit endet das Stück, indem des Königs Kanzler Wohlrath eine lange Betrachtung über das Unheil der Theilung zum Besten giebt. Was an dem ganzen Stücke vor allem auffällt ist dies, daß nichts in Handlung, alles nur in breiter Rede und Erzählung abgemacht wird, wozu noch nach jedem der vier ersten Akte der Chorus, aus vier Männern bestehend, eine weise Betrachtung in gereimten Stanzen anstellt, während eine Pantomime vor jedem Akt den Inhalt desselben andeutet. Auch Shakespeare hat in seinem Hamlet von einer solchen Pantomime, aber in welch genialer Weise Gebrauch gemacht! — Uebrigens ist auch von eigentlicher Charakteristik in Gorboduc noch keine Spur, nur die Königin und Porrex unterscheiden sich von den übrigen durch ein etwas heftigeres Temperament. Das Verdienst

dieſer Tragödie aber beſteht darin, daß ſie ſogleich den Blankvers als tragiſches Maß zur Geltung bringt, und bei aller überflüſſigen und langweiligen Weisheit eine würdige und gewählte Sprache führt.

Das iſt Alles, was vor Shakeſpeare's Zeit geleiſtet war. Denn nach den noch erhaltenen Stücken wenigſtens darf man nicht glauben, daß die nächſten 20 Jahre einen Fortſchritt im Drama gebracht haben, die Nachahmer Uballs und Nortons ſind ſchwächer und hinter ihren Muſtern zurückgeblieben. Nur der nachmalige Biſchof John Still hat in ſeiner „Gammer Gurtons Nadel", die abhanden gekommen und ſich durchaus nicht finden laſſen will, den draſtiſchen Witz der Prügelpointe mit der Kraft ächter Komik in der derben Weiſe der Volkspoſſe zu umgeben gewußt.

Erſt mit den 80er Jahren, als auch Shakeſpeare nach London kam, nahm das Drama einen neuen, plötzlichen, gewaltigen Aufſchwung. Lilly, Kyd, Lodge, Naſh, Peele, Greene, Marlowe, lauter hochbegabte Geiſter voll Witz Gelehrſamkeit und Genialität waren zu gleicher Zeit in London vereinigt und ſchrieben für die Bühne, — ein wahres Siebengeſtirn der Kunſt, zu dem nur der Polarſtern noch fehlte. Da trat Shakeſpeare unter ſie, ein gleichaltriger Genoſſe, — denn ſie alle ſind noch ſeine Rivalen — und raſch ihre Strahlen ſammelnd und den eignen Glanz enthüllend ſtellte er ſich an die Are des Himmels, an dem ſie unſicher kreiſten. Lilly's Alexander und Campaspe mit dem feinen und witzigen Dialog, Thomas Kyd's „ſpaniſche Tragödie" mit ſpannender Handlung und kräftiger Charakteriſtik, Peele's träumeriſches „Altweibermärchen" nebſt ſeinem „David und Bathſeba", Greene's „Bruder Baco" mit der Friſche und Heiterkeit der Scenen und der ſicheren, wenn auch noch matten Charakteriſtik, Marlowe's großartig gehaltener „Tamerlan", ſo wie ſein grimmiger „Jude von Malta", der Vorläufer Shylocks, — all dieſe Stücke beweiſen, welchen Rieſenſchritt vorwärts das Drama durch die Beſtrebungen dieſer Männer that, die ihre Gelehrſamkeit auch der Volksbühne zu Gute kommen ließen. Shakeſpeare lernte von ihnen allen; aber ſie auch von ihm. Nur gerade das Geheimniß des Genius, Kraft, Maß, Fülle,

Schönheit, Klarheit, Tiefe, Lebendigkeit, Anmuth, Kunst und Natur, Alles in Eins zusammenzufassen, — das lernte er nicht von ihnen, das brachte er mit als Feenangebinde seines Geburtstages. Ihnen allen fehlte noch theils das Verständniß der wahren Schönheit, theils der Takt des richtigen Maßhaltens, theils das Vermögen lebendiger Gestaltung, vor allem jene wunderbare Kunst der Ineinsbildung, ohne welche selbst der glücklichste Wurf mißlingt, und der feinste Witz sammt aller Gelehrsamkeit zu Schanden wird. Shakespeare war sich von vorn herein völlig klar über die Aufgabe seiner Kunst; nur wenn Titus Andronicus und Pericles ihm wirklich angehören, hat er in diesen Erstlingsdramen zu zwei falschen Schritten sich verleiten lassen, indem er Marlowe und Greene zum Muster nahm. Aber schon in seiner Ueberarbeitung Heinrichs VI. bekennt er sich zu seinem Genius, erregt er den Neid seiner Nebenbuhler. Wer kennt nicht Romeo und Julia als eine der wundervollsten, herrlichsten und vollendetsten Schöpfungen des Dichters? Und diese Schöpfung fällt in das Jahr 1591, also kaum vier bis fünf Jahre nach seinem Eintritt in die Ringbahn der Kunst. Nein Shakespeare hat, was ihn zum Meister über alle machte, nicht von Andern gelernt, — er hat es geschöpft aus dem Reichthum ureigner Geistesfülle.

Und was sind die Principien, denen er folgt, was die Grundlagen, auf denen er den Bau seiner Kunst errichtet? Sein Hamlet sagt es uns selbst in der Anweisung, die er den Schauspielern giebt. Sie sollen niemals die Bescheidenheit der Natur überschreiten, denn, sagt er, „des Schauspiels Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten; der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Naturwahrheit also ist das Panier, das er aufpflanzt, und die Bescheidenheit, das Maß der Natur ist das Zeichen, das er auf seine Fahne schreibt. Darum steigt er in die Tiefe und forscht nach den Gründen der Dinge; denn auf der Oberfläche liegt der Schein, nicht die Wahrheit. Allen Begebenheiten schaut er auf den Grund; allen

Personen ins Herz, ehe er sie vorführt, bevor er sie handeln läßt. Aus dem tiefsten Winkel der Seele holt er die geheimsten Gedanken, aus dem innersten Gemüthe die Empfindungen herauf. Er läßt die Leidenschaften toben, wo Tobsucht am Orte, daß die Brandung Alles zu überfluten droht, und doch wieder ist auch kein größerer Maler des Friedens, als eben Shakespeare — des Friedens, der aus der Harmonie der Sphären sich niedersenkt, während das Mondlicht so süß auf dem Hügel schläft. Wo er die Grenzen der Natur zu überschreiten scheint, geschieht es nur kraft ihrer eigenen Wahrheit; sie ist der Zauberschlüssel, mit dem er die Pforten des Jenseits sprengt. Er weiß den Wahnsinn zu schildern wie kein Anderer, weil er ihn aufzusuchen weiß in seiner Wurzel der Selbstverschuldung; das Grab giebt ihm seine Todten heraus, weil er die Furcht und Ahnung des Jenseits dem Menschen aus der Brust zu locken und in Gestalt zu wandeln vermag, sichtbar nothwendig für den, dem er sie entlockt. Selbst bis an die Ufer des Acheron wagt er zu führen und die Macht der Hölle zu beschwören, weil er die Glutqualen kennt, mit denen sie das Innere der Menschen versengt. Auf sein Geheiß erscheinen durch Iris entboten die Göttinnen des Olymps; die Geister der Elemente horchen auf sein Gebot; nach seiner Pfeife tanzen die zarten Elfen ihren Ringelreihn im Dämmer des Mondlichts — und was anders thut er mit solchem Zaubern, als daß er den wahrhaftigen Spuck des dichtenden Traumlebens der Menschheit und der Natur in luftiges Gewand hüllt? — Nicht Einerleiheit, sondern Mannigfaltigkeit ist die Wahrheit des Lebens; daher sind Shakespeare's Stücke so bunt und wechselfarbig; hart nebeneinander wie in der Wirklichkeit liegen bei ihm die wunderlichsten, äußersten Contraste; unvermuthet und doch nothwendig begegnen sich die feindlichsten Extreme. Shakespeare scheut sich nicht, das Gemeine dem Erhabenen, das Lächerliche dem Ernsten, das Rohe dem Zarten zu gesellen und selbst das Häßliche und Abscheuliche neben der höchsten Schönheit und idealen Reinheit in unmittelbarer Folge zu zeigen. Man denke an Julias Amme, an Ophelions Vater, an den Mörder dingenden Macbeth, an die

hölzernen Kniegürtel des treuen Kent, an die Späße des sterbenden Mercutio. Ein Antonio fordert so sicher und nothwendig seinen Gegenpart Shylok, wie Kaliban neben Ariel erscheinen muß; und mit nicht minderer Wahrheit spielt der Humor über Gräbern mit Todtenschädeln.

Shakespeare hat geleistet, was er wollte; er hat der Natur und dem Gewissen seiner Zeit und seines Volkes ein getreues Conterfei im Spiegel seiner Kunst gezeigt, und dadurch ist er, der Wahrheit der Natur nachgehend, geworden was er nicht geträumt, ein Prophet der Menschheit für alle Zeiten. Die Wahrheit suchen hieß ihn sein Genius; aber die gefundene darzustellen ohne Fehl und Mißgriff, dazu half ihm das Maß und die Schranke, die ihm die Wahrheit selbst entgegenbrachte; er hatte der Natur zugleich ihre Bescheidenheit abgelernt. Sie bewahrt ihn vor widersinnigen Charakterzügen so gut, wie vor unmöglichen Situationen; nirgend verwischt er die Grenzen, die Natur oder Bildung, die Stand, Rang und Sitte gezogen. Er läßt seine Stallknechte nicht reden wie Fürsten und Herren, noch muthet er diesen die gemeine Prosa der niederen Stände zu; wo er es thut, kennzeichnet er damit den Bösewicht oder innere Gemeinheit. Stets geht die Sprache mit der Charakteristik auf das Getreueste Hand in Hand, und nie verlassen beide das bescheidene Maß des Möglichen und Angemessenen. Edler Sinn spricht klar und ungeschminkt, lauernde Tücke in gewundener Rede; Schalkheit und Frohsinn spielt mit muthwilligem Witz, Melancholie grübelt sich tief hinein in philosophische Probleme, der Prahlhans redet Bombast, der Narr ergeht sich in bitterem Humor, der alte Capulet ist gerade so grob, wie seine Prätentionen unbescheiden, die Amme schwätzt und schwätzt ins Gelag hinein, und die Bedienten treiben bald zotenhafte bald hämische Sylbenstecherei. Ueberall ist, bis zur feinsten Nüancirung das Wort der Schranke angepaßt, die in der jedesmaligen Situation wie in der Bildung, den Grundsätzen und der Stimmung der Charaktere gegeben ist. Die rußgeschwärzte Kesselflicker-Schönheit eines Autolycus unterscheidet sich immerhin noch von dem Anblick der Saalthiere, die den Rüpeltanz aufführen;

hochherzige Entschließungen machen einen Falstaff, philosophische Bedenken einen Lanzelot zur komischen Figur; aber Lear ist selbst in seiner Raserei noch jeder Zoll ein König.

Wunderbar bis zum stummen Erstaunen ist die Fülle und Mannigfaltigkeit der immer wieder neuen, immer wieder verschiedenen Charaktere, die Shakespeare dem Leben zu entnehmen wußte. Man sollte denken, er habe nicht eine Zeit, sondern viele Zeiten ja viele Welten erschöpft; es giebt keinen zweiten Dichter, der mit jedem weiteren Stücke so ganz er selbst wieder und doch so überraschend neu ist, der so wenig sich wiederholt in all den kleinen Welten, die er dem Blicke erschließt. Aber das ist die Wahrheit der Natur; aller Reichthum der Menschheit aller Zeiten liegt dem offen, der die Menschheit im eigenen Busen wiedergefunden hat; denn die menschlichen Anlagen und Kräfte Tugenden und Fehler sind zu allen Zeiten dieselben, und nur das ist das Geheimniß des wahren Dichters, daß alles was Namen hat im Reiche der Sittlichkeit sich sofort vor seinem Auge verleiblicht und als Individuum in den Rahmen der Handlung sich einfügt, den er aufstellt. Kein anderer ist so sehr, wie Shakespeare dem Seelenleben des Menschen in die Tiefe nachgegangen; keiner hat wie er die speciellen Merkmale komischer oder tragischer Persönlichkeiten so individuell zu sondern, so sicher auseinanderzuhalten verstanden. Von dem zarten Gewissen des bedenklichen Königssohnes bis zu den grauenvollen Verbrechern Richard und Macbeth — von dem treuen Hausmeister Timons bis zum schurkischen Verräther Jago — welche Menge von dazwischen liegenden Charakteren in seinen perfiden Höflingen, heuchlerischen Freunden, niederträchtigen Schmeichlern! Wer hat je den Jammer einer stürzenden Welt im königlichen Lear und daneben die pure Bagatelle des Lebens in den lustigen Weibern mit solchen Farben geschildert! Wer den lieblichen Traum einer Sommernacht neben den erschütternden Donnern auf Dunsinan! Und neben Lady Macbeth und den unnatürlichen Töchtern all die herrlichen Frauencharaktere Julia, Desdemona, Ophelia, Cordelia, Porcia, Miranda und Perdita! Nie in aller Welt ist ein Dichter gewesen, der die Liebe mit

ihrer Wonne und ihrem Leid so wundervoll verherrlicht hat, und so mannigfaltig zugleich von der süßen zärtlichen Glut einer Julia bis zur seligen Engelsunschuld einer Miranda! — Doch hier wäre kein Ende zu finden; Shakespeare ist wirklich eben so unerschöpflich in seinem Reichthum als unergründlich in seiner Tiefe.

Werfen wir daher lieber noch einen Blick auf seine vollendete Kunstform und auf die außerordentlichen und noch lange nicht genug gewürdigten Kunstmittel, wodurch er die unvergleichliche Stellung errungen hat, die er in aller Literatur einnimmt. Auch Shakespeare's Vorgänger und Zeitgenossen, die Peele's, Greene's, Marlowe's, besaßen Witz und Laune, förderten eine Fülle geistreicher Gedanken zu Tage, wußten auch den Dialog oft fein und knapp zu führen, den Empfindungen und Gefühlen treffenden Ausdruck zu leihen; aber es blieb Alles vereinzelt, es fehlte an der Klarheit der Anlage, an der Sicherheit der Durchführung, an der richtigen Motivirung der Charaktere und der Handlungen, die Scenen liefen oft ohne inneren Zusammenhang oder doch nur lose verbunden, neben einander her und die Handlung verblaßte entweder im Worte oder verhielt sich wie ein Dumb-show, eine Pantomime, der ein Erklärer zur Seite steht. Shakespeare fand auch hier und abermals an der Hand der Natur was Noth that, die Ineinsbildung von Wort und That, die Verknüpfung aller Glieder zu einem lebendigen Organismus. Und die Seele, die er dem Leibe einhauchte, oder vielmehr, durch die er den Leib schaffen ließ, war eine einheitliche fruchtbare Grundidee, die lebenskräftig vom Mittelpunkt aus alle Außenglieder durchwirkt. Der lebendige Nerv aber, durch welchen er alle Glieder wie mit Zaubergewalt an den Leib anschloß, daß jedes an seinem Ort geschickt und willig sich in den ihm gebührenden Dienst fügt, dieser zugleich verknüpfende und bewegende Nerv bestand ihm in der sorgfältigsten Motivirung aller Handlungen und Lagen, und in einer tief gründenden physischen und psychologischen Charakteristik, die eben so fein und geistreich, als treu, kräftig und derb ist. Die Leitsterne, denen sein Kunstsinn folgt, sind Einheit, Klarheit, Maß und Schönheit. Er giebt den untergeordneten Scenen und Personen

nicht breiteren Raum als ihnen gebührt, aber er läßt auch kein bindendes Mittelglied bei Seite, das zur Herstellung der Klarheit nothwendig ist. Wo er mit Einer Person nicht ausreicht, um die Grundidee zur klaren Anschauung zu bringen, da gesellt er ihr ein zweites Ich bei, gleichsam als Grundspiegel der Wahrheit, die tief im Innern der Seele webt, aber im Augenblick durch den Sturm der Leidenschaft und die Staubwirbel des Außenlebens verhüllt ist. Der Narr im Lear, Horatio in Hamlet, Alcibiades in Timon sind nur ergänzende Figuren. Aber auch der Pförtner in Macbeth und die Mondscheinscene im Garten von Belmonte sind integrirende Theile des Ganzen. Man kann mit Shakespeare nicht experimentiren; nicht die scheinbar unbedeutendste seiner Figuren oder Scenen läßt sich abschneiden, ohne daß der Leib des Ganzen verwundet, geschädigt, verstümmelt wird. So sehr verstand er Alles in Eins zu bilden, daß Einer für Alle und Alle für Einen verantwortlich sind. Die Grundidee, deren Träger der Held ist, ist nicht nur die schaffende, leitende, wirkende Seele des Ganzen, sie beherrscht auch vollständig das Ganze und breitet unsichtbar ihren Hauch so sehr über alle Situationen, über Rede, Vorsatz und Handlung aller Personen, daß alles Einzelne einzig in ihr zu leben und zu weben scheint. In Romeo und Julie ist der Anhauch der Liebe so sehr durch Alles ergossen, daß selbst das Gewäsch der Amme, der Spaß der Freunde und der Witz der Diener in diesen Ton fällt. In Lear ist alles groß und gewaltig, menschliches Maß fast überschreitend, weil Lear selbst der Majestätische ist; in Hamlet wird selbst ein Polonius zum Philosophen und die Todtengräber räsonniren mit ergo; im Sommernachtstraum handelt es sich um die endliche glückliche Vermählung der verirrten Liebenden, darum muß auch Titania selbst sich neu mit Oberon vermählen, nachdem sie zuvor sich bis zum eselsköpfigen Zettel verirrt, und auch der Herzog Theseus muß eben Hochzeit feiern, ja selbst das Festspiel Pyramus und Thisbe liegt seinem tragi-komischen Inhalt nach in der gleichen Sphäre. Shakespeare arbeitet stets aus dem Ganzen und Großen; zu jedem seiner Stücke bedarf er einer ganzen Welt; aber dieser Welt ist er sicher, denn er selbst

zieht ihr die Schranke; alle Bewohner derselben, ob kranken oder gesunden Geistes athmen die gleiche Lebensluft, streben nach der gleichen Richtung; des Dichters Zauberstab wird zugleich zum Scepter des Herrschers. Die Einheit der Idee, auf die er Alles bezieht, läßt ihn nie fehlgehen noch fehlgreifen; sie sichert ihn schon bei der Auswahl des Stoffes; sie ist die untrügliche Wünschelruthe, die ihm stets den Ort zeigt, wo im tauben Gestein die Goldader verborgen ist. Und Shakespeare verschmähte das Gold der Dichtung nicht, wo er es auch fand, in Chroniken, Balladen, Novellen oder älteren Stücken; der Dünkel der völligen Unabhängigkeit mit seinem zweideutigen Originalitätsgelüste lag fern ab von seinem Streben. Ihm war es genug, dem Stoff eine Seele einzuhauchen; dadurch ward er Bildner und Poet, und ohne es zu wollen, dennoch origineller urhebender Schöpfer eines neuen nur ihm angehörenden Werkes. Wodurch er des Stoffes habhaft und mächtig ward, ist schon gesagt; wie er seine Sprödigkeit zähmte und schmeidigte, ist das Geheimniß seiner Arbeit. In großem Irrthum wäre, wer etwa wähnen wollte, der geniale Dichter wäre ohne große Besonnenheit und sorgfältigsten Fleiß zurecht gekommen. Was man so Eingebung nennt, ist eine sehr zweifelhafte Sache, wenn dabei die Meinung herrscht, daß die Sache sich wie von selbst und halb im Traume machen müsse. Das mag für die Produktionen der Eintagsliteratur gelten, für Shakespeare's Werke gilt es nicht. Zwar ist wahr, mit der Macht seiner Phantasie mißt sich keine wieder auf Erden, aber doch hat er selbst von dem holden Wahnsinn, der Himmel und Erde mit dem Blithe seines Auges beschwörend die Dinge aus dem Nichts in Dasein ruft — nur zweimal Gebrauch gemacht, in seiner Sommernacht und im Sturm; und auch da entschlägt sich sein Kiel der fleißigsten Arbeit nicht, um den luftigen Wesen Gestalt zu geben. Und wenn auch sein in die klassische Feile vernarrter Gegner Ben Jonson sich ärgert darüber, daß Shakespeare selten oder nie in seinen Manuscripten eine Zeile ausgestrichen oder geändert, so kann dies doch nur von dem vollendeten und der Bühne überlieferten Exemplar gelten; denn an Hamlet, seinem großartigsten Werk sehen wir im Zusammenhalt mit

der frühesten Gestalt, in der es erschien, wie sorgsam der Dichter seine Werke durchdachte, feilte, überarbeitete, bis er sie guthieß. Wo sonst auch sollte die erstaunliche Sicherheit und Klarheit der Disposition, wo die wunderbare Symmetrie der Scenen, und die überwältigende Zusammenwirkung Alles Einzelnen zu dem beabsichtigten Gesammteindruck, wo die eben an rechter Stelle eintretende Peripetie der Entwicklung herkommen, wenn nicht aus der höchsten Besonnenheit und maßvollsten Berechnung? Und glaubt man denn, die Alten hätten darauf verzichtet? Der kennt weder die Lyriker der Römer noch die Tragiker der Griechen, wer den Wahn festhält, sie hätten sich die Verstandesarbeit jemals erspart.

Und wie sich Shakespeare nicht scheute, gegebene Stoffe zu verwerthen, so schämte er sich auch nicht, die vorhandenen Kunstmittel in seinen Dienst zu nehmen. In dieser Beziehung ist auch er vielfach ein Kind seiner Zeit. Allein man beurtheile ihn nur nach diesem Maßstab und man wird finden, wie trotzdem sein Genius siegreich bleibt und die gegebene Form durchgeistend und verklärend sich immer und überall in die Region des allgemein gültigen Schönen erhebt. Die Moralitäten boten die Form der Allegorie dar, die Interludes, aus dem DumbShowes entstanden, hatten ihre Pantomimen, die Tragödie hatte den Chorus der Alten aufgenommen, die beliebten Volksstücke Heywoods konnten nicht existiren ohne ihren Clown, den Prügeljungen und Spaßmacher. All das hat Shakespeare verwendet und verwerthet, aber in genialster Weise mit wohlberechnetem Effekt. Wer möchte die Pantomime in Hamlet, die des Königs Gewissen aufstört, oder die liebliche Allegorie im Sturm, die Ferdinand und Miranda in himmlische Liebesträume wiegt, wer Zettel und seine Rüpelgesellen im Sommernachtstraum, wer den Spaßmacher Lanzelot im Kaufmann missen? Selbst den Chorus läßt er zur rechten Zeit und an rechter Stelle eintreten, da, wo er im Wintermärchen durch seine Erklärung über die Kluft von 16 Jahren hinweg heben soll. Doch ist dies nur untergeordneter Art; bedeutsamer schon ist die Verwendung, die er von dem Verse und der Prosa machte. Man hat bemerkt, daß Shakespeare's Blankvers in

den späteren Dramen schwerer gedrungener wuchtvoller wird und man hat dies fast als Fehler betrachtet. Aber hier ist zu sagen, daß dies eben auch seine ernstesten und düstersten Tragödien sind, wie Othello und Macbeth, und daß der Dichter dem Inhalt die Sprache, wie den Charakteren die Farbe leiht, je nachdem die Idee des Ganzen es verlangt. Ein anderer Vorwurf ist gegen das Sylbenstechen und die Witzhascherei in den Lustspielen und in den komischen Parthien der übrigen Dramen gerichtet. Aber abgesehen davon, daß der Dichter dem damals herrschenden Modeton des Euphuismus unter den Großen einigen Tribut schon um seiner Gönner willen entrichten mußte — wer weist nach, daß dergleichen Witz und Wortspiel nicht im Zusammenhang des Ganzen geistreich genug verwendet ist, um seinem Zweck zu entsprechen? Wieder ein dritter Vorwurf hinsichtlich der Form ist schon von Ben Jonson und seiner Schule erhoben, die Mißachtung nemlich der Aristotelischen Einheiten bezüglich des Raums und der Zeit. Hier aber hat Shakespeare selbst seinem Gegner eine merkwürdige Lehre gegeben, indem er in seinem Sturm, diesem phantastischsten aller seiner Werke, das Kunststück, auf das sich jener so viel zu gute that, in unvergleichlicher doch sicherlich ironischer Weise zu Stande gebracht. Der Tadler selbst, was hat er in seinem besten Werke, dem Alchymisten, geleistet, wo allerdings die Scene nur zwischen zwei Zimmern und der Hausthüre wechselt und das Ganze im Laufe Eines Tages sich abwickelt? Er hat ein klassisches Gemälde des Goldmacherbetrugs geliefert und weiter nichts; von einer das Leben bewegenden sittlichen Idee, selbst von einem heiteren Konflikt der Lust und der Pflicht keine Spur; Langweiligkeit ist das Siegel des Stückes. Shakespeare'n stand mit Recht die innere ideelle Einheit, die nothwendige Verkettung der Schicksale mit den freien Willensentschließungen weit höher, als jene prätendirte äußere Einheit, die nie mit vollem Lebensinhalt sich erfüllen kann, einfach darum, weil die bedeutenden Dinge, weil erste Ursache und schließliche Wirkung im Leben nie so nahe beisammen liegen. Mit dieser Großheit in Beherrschung von Zeit und Raum geht aber ein anderes und fast das höchste und eigentliche Geheimniß seiner

Kunst zusammen, um Shakespeare zu dem zu machen, was er geworden. Es ist die Meisterschaft in der Kunst der Symbolik, die ich meine. Shakespeare hat der Natur abgelauscht, daß sie Zeichen und Vorahnungen giebt des Inneren und Verhüllten, wie des Werdenden und Künftigen; er hat, nachsinnend dem Welträthsel, die Ansicht gewonnen, daß Natur und Geist nicht durch so weite Kluft getrennt sind als es scheinen will. Wenn daher Lears Majestät in Raserei sinken soll, so gebürt sich, daß auch die Natur in Aufruhr gerathe; dem Zweifler Hamlet kann der Geist des Vaters nur am Rande eines Abgrunds seine Offenbarungen machen, und die schöne Ophelia, durch Eitelkeit in Wahnsinn geführt, sinkt von der Trauerweide in schlammigen Tod. Welch unzählbare Reihe poetischer Schönheiten taucht nothwendig vor dem Auge des Dichters aus solchem Princip der Symbolik auf. Und gleichwohl ist weit bedeutsamer noch der Dienst, den sie ihm für die Anlage des Ganzen und namentlich für die Exposition leistet, in der er so unübertrefflich ist. Er steigt stets zu den Müttern der Dinge auf, in deren Schoos schon alles vorgebildet liegt was werden soll. Aus dem ersten Akt des Cäsar, des Coriolan, des Macbeth gewinnt man die Vorahnung aller künftigen Dinge; ja bis ins Kleinste hinein sind oft die Keime der folgenden Entwicklung gelegt. Und welchen Eindruck macht es, wenn der über Roms Zukunft sinnende Brutus am Himmel die Zeit erkunden will und findet ihn verschlossen! oder wenn Cäsar selbst die harmonische Fremdenmusik schweigen heißt, die ihn auf seinem Gange zum Capitol begleitet! Wahrhaft groß und unerschöpflich ist Shakespeare in solchen Conceptionen, die alle aus der nemlichen Quelle fließen. So ward er der Künstler, dessen Zauberstaub noch heute vergraben in der Erde liegt.

Was Shakespeare schrieb, das floß aus innerm Drange; er hatte nicht nöthig, um Brod oder Gunst zu schreiben. Nur seinem Genius folgend, gelangte er zur Klarheit über Ziel und Aufgabe, Grenze und Umfang seiner Kunst. Aber doch wäre er zu solcher Höhe nie emporgestiegen, wäre nicht seine ganze Lebensanschauung von dem Ernste der sittlichen Idee getragen gewesen, hätten nicht

seine Gefühle und Empfindungen die religiöse Unterlage aufrichtiger Frömmigkeit gehabt, wäre die Ausgelassenheit seines Humors nicht durch die Betrachtung der Vergänglichkeit aller Dinge in Zaum gehalten worden. Manche seiner Mitbewerber um die Palme sind nicht minder geistreich und viel gelehrter gewesen, und sie sind verkommen im Elend einer wüsten Genialität. Shakespeare hat sich über dem Strudel erhalten; alle seine Werke bezeugen wie die Größe seines Geistes, so die sittliche Energie des Charakters. Die Lehren der Weisheit, die er mit vollen Händen wie die Blumen der Schönheit ausstreut, könnten ihm neben dem Ruhm des größten Dichters auch den des größten Denkers sichern. Oder wer hat tiefere Blicke in Natur- und Menschenleben gethan? und wo sind Resultate zu Tage gekommen, denen seine Sprüche nicht ebenbürtig wären? Man kann nicht sagen, daß Shakespeare in irgend einem seiner Charaktere sich selbst gezeichnet habe; dazu hatte er viel zu großen Respekt vor dem individuellen Leben seiner eigenen Kunstschöpfung. Manche wollen Hamlet, andere Antonio als sein Ebenbild erkennen. Gewiß ist nur, daß er die freie protestantische Weltanschauung des einen, wie die für Freundschaft und Liebe tief empfängliche Brust des andern besaß. Shakespeare war Protestant, nicht allein weil er in einer protestantischen Kirche getauft und von einem protestantischen Geistlichen getraut war, sondern vielmehr noch, weil alle seine Werke von dem ächten Hauch protestantischer Freiheit durchweht sind, und von einer Stimmung getragen werden, die ebensowenig mit frivolem Mißbrauch der Muse zu schaffen will, als mit dem Zelotismus des Puritanerthums oder dem knechtenden Ehrgeiz hierarchischer Anmaßung. Ohne diese Eigenschaften, zu denen sich die Bescheidenheit des ächten Genius nicht als die letzte der Tugenden gesellt, — wie wäre es ihm gelungen, aus dem innersten Quell des Lebens, aus dem Mittelpunkt der Seele zu schöpfen, wo das Irdische mit dem Ewigen sich begegnet.

Solchem Geiste, dem der Himmel seinen Sinn, und die Erde ihre Wunder lehrte, hat auch ein Göthe in stolzer Demuth sich gebeugt. „Ich kann dieses gerade herausſagen“ (erklärt er bei Eckermann) — daß nemlich Tieck als Dichter ihm nicht gleichzustellen

sei — „denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe." —

Barbarei hat Shakespeare's Haus in Stratford niedergerissen aber sein Genius, nicht einem einzelnen Volk, nicht einer engen Heimat, sondern der Menschheit geschenkt, hat eine Stätte der Verehrung in allen Landen der Bildung. Kein Volk, auch selbst sein England nicht, hat ihn mit solcher Liebe umfaßt, mit solcher Hingebung sich in seinen Geist versenkt, als unser deutsches Vaterland. So bleibe denn auch bei uns sein Name und sein Gedächtniß nicht blos, nein seine lebendige Gegenwart in unvergänglichen Ehren!

Proben aus Longfellows neuesten Dichtungen

von

Georg Arnold.

Seitdem ich im Jahre 1854 in diesem Saale und vor dieser verehrlichen Versammlung einen Vortrag über die neueren amerikanischen Dichter gehalten, sind mir die hervorragendsten derselben, Longfellow und Bryant, sehr huldvoll gesinnt geblieben und beide gehören seit 2 Jahren unserem Verein als Ehrenmitglieder an.

Wenn sich auch die Zusicherung bis heute nicht erfüllt hat, welche mir Longfellow im Jahr 1861 brieflich machte: „wenn je mein wandernder Fuß mich wieder nach Ihrem schönen alten Nürnberg führt, dessen Andenken noch frisch in meiner Seele lebt, so hoffe ich das Glück zu haben, einer Ihrer Versammlungen beiwohnen zu können", so gebe ich doch die Hoffnung nicht auf, diesen liebenswürdigen Dichter noch einmal bei uns zu sehen, der durch seine bekannte „Ode an Nürnberg" bewiesen hat, wie sehr ihn deutscher Sinn und deutsches Wesen anmuthen und wie tief sein Gefühl dafür ist, ja es ist eine schwache Hoffnung, daß sich dies sogar in diesem Sommer realisiren kann.

Vor der Hand hat der jetzt schon ziemlich bejahrte Autor (er besuchte unsere Stadt zum ersten Mal als Student im Jahr 1817) mir vor Kurzem seine neuesten Gedichte herübergesandt mit einigen herzlichen Worten begleitet. Bekanntlich hat der Arme vor einigen Jahren auf eine schreckliche Weise seine Gattin verloren und wurde dadurch in große Trauer versetzt. Jetzt lebt er in Cambridge,

Universitätsstadt im Staate Massachussets, mit seinen drei Töchtern und einem Sohne ein angenehmes Familienleben; er ist sehr schön eingerichtet, und geliebt und geachtet von seiner Umgebung.

Sein neuestes Werk ist in Boston erschienen und hat den Titel: Tales of a wayside inn. (Erzählungen in einer Herberge am Wege.) Er denkt sich an einem Herbstabend in einem alten Weghause eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft von allerlei Reisenden, um den wärmenden Kamin versammelt: ein Student, ein Musiker, ein junger Sizilier, ein spanischer Jude von Alicante, ein Geistlicher von der Hochschule zu Cambridge und ein Dichter; dazu der stattliche Wirth, der zugleich Friedensrichter des Bezirks ist, ein Vollblut Amerikaner von gutem Schrot und Korn, dessen Vorfahren im Freiheitskampf sich rühmlich ausgezeichnet haben und der selbst jeden Augenblick bereit ist, für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes mit Gut und Blut einzustehen. Der Tonkünstler läßt sich zuerst auf seiner Violine hören und findet großen Beifall, dann wird beschlossen, um sich den Abend zu vertreiben, daß jeder der anwesenden Gäste eine Geschichte erzählen soll.

Dies ist denn nun der Rahmen, in welchem allerlei anmuthige Historien und Poesien an einander gereiht sind. Mag sein, daß dem Autor, der ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur ist, das Haus im Spessart von unserm gemüthlichen Hauff vorgeschwebt hat, mir scheint dieses Arrangement ein sehr gut gewähltes zu sein und die Zwischengespräche der Gesellschaft bieten treffliche Uebergänge von einer Erzählung zur andern.

Der Wirth beginnt mit einer Erzählung aus dem Anfang des amerikanischen Freiheitkrieges; das große Drama entwickelte sich wie wir wissen zuerst bei Boston im Frühjahr 1775 und die siegreichen Treffen bei Lexington und später bei Bunkershill haben bewiesen, daß eine kleine Anzahl für das Vaterland begeisterte Männer auch ohne militärische Geschultheit sich vortheilhaft mit den kriegsgeübten Truppen messen können.

Ich gestatte mir, Ihnen diese Erzählung mitzutheilen, sie ist überschrieben:

Der Ritt des Paul Revere.

Nun höre wer da hören will
Die Mähr von Revere's Ritt:
Am achtzehnten des Monds April
In siebzehnhundert siebzig fünf
Es lebt wohl keiner mehr der weiß
Von diesem Ritt so scharf und heiß.

Zum Freunde sprach Revere: hab Acht,
Wenn der Britte verläßt die Stadt
So häng eine Leuchte still und sacht
Im Glockenthurm auf in die Nacht;
Und geht er zur See so hänge zwei
Der ich an der Küste ein Lauscher sei
Zu reiten durch's Land daß überall
In Middlesex Gauen zu Hauf
Das Volk steh' auf mit lautem Schall
Und hemme der Feinde Lauf.

Er sprachs und mit leisem Ruderschlag
Schifft er zum nördlichen Strand;
Wo Charlestown sich breitet im Mondenschein
Da hat er das Steuer gewandt.
Da lag auch der mächtige Sommerfett
Mit Masten und Segeln im bleichen Licht
Und warf seine finsteren Schatten dicht,
Das Bollwerk der Britten auf nassem Bett.

Der Freund durchschleichet die Gassen still
Und horcht mit gierigem Ohr;
Da: Waffenklirren und Kriegerschritt
Tönt aus der Baracken Thor;
Die Grenadiere marschiren fort,
„Zu den Booten" schallt das Kommandowort.

Nun gilts! Er eilet zum Thurme jach
Die alten Stufen hinan
Zur Glockenstube hoch unterm Dach
Wo Kauz und Uhu sich wohn.

Es huschen viel dunkle Schatten hervor
Und stiller stimmt er die Seiten empor,
Bald steht er hochathmend am Fensterlein
Und schaut in die dunkle Nacht hinein,
Auf die ruhende Stadt zu Füßen ihm,
Beglänzet vom bleichen Mondenschein.

Im Kirchhof unten ist aufgereiht
Das Lager der Todten weit
Still liegt es in das Hügelmeer.
Der Nachtwind seufzet drüber her,
Er geht in den Gräbern von Haus zu Haus
Und flüstert: Alles ist gut und aus!
Es war ein Augenblick schauerlich
Der einsame Thurm und die dunkle Schaar,
Dem Manne sträubte sich fast das Haar;
Da schaut er hinab zur nahen Bucht
Wo der Fluß ins Meer ergießet sich
Und sieht schon halb in Nebel gehüllt
Die brittschen Boote mit Mannschaft gefüllt.

Und Paul Revere gegenüber steht
An's stampfende Roß gelehnt,
Er klopft ihm den Hals: Geduld, Geduld!
S wird kommen was wir ersehnt,
Läßt schweifen den Blick auf das schlafende Land
Schnallt fester den Sattelgurt, lauscht und schaut
Hinüber zum alten Glockenthurm
Wo über den Gräbern gespenstig braut
Ein Schleier gewoben von Geisterhand;
Da flammt es im Thurme des Münsters auf
Und rasch in den Sattel er springt
Noch hemmt er zögernd des Rosses Lauf
Bis ein zweiter Lichtstrahl ihm winkt.

Und mächtig auf ansteigen Dorfesweg
Von Hufschlag tönet es wild
Ein dunkler Schatten huschet vorbei
Ein sausendes Reiterbild.

Ein Funken sprüht aus dem harten Stein,
Vom Roß im Galopp berührt
Bonbei, vorbei! In die Nacht hinein!
Es reitet heut Nacht ein Botschaft
Der Funke der vom Eisen glückt
Zur Flamme wird er geschürt.

So sprengt er die Höhe hinan hinan,
Und unter ihm still und schwer
Wälzt Nr Mystik die Wege zum Ocean;
Er schaut nicht auf Fluß und Meer,
Fort, fort unter Erlen am Uferschlamm
Bald im Sande weich, bald auf hartem Damm
Dröhnt weiter und weiter der Hufe Schlag
Noch lange ist's bis zum neuen Tag.

Zwölf schlägts im Kirchlein am Bergesrück,
Da sprengt er über die Medford Brück',
Es krähet der Hahn in die frische Luft,
Das Bellen der Hunde den Morgen ruft,
Der Nebel steiget in Flur und Wald
Und fort immerfort der Hufschlagt hallt.

Eins schlug es in der Kirche schon,
Da sprengt er hinein nach Lexington.
Der Hahn auf dem Dache erglänzet licht
Im Mondenschein, er sieht ihn nicht,
Die Fenster im Bethaus glitzern weit
Mit scheuem Licht als wie in Grau'n
Das blut'ge Werk, das kommt, zu schau'n:
Ein ganzes Land voll Kampf und Streit.

Und zwei Uhr schlägts vom fernen Turm
Da hält er an der Brück' von Concord
Und überall spricht er das gleiche Wort
Und ferner tönt der Heerde Gebrüll
Und Vögel zwitschern in Laubes Fall
Sie denken nicht an den nahen Sturm.
Der Morgenwind hat sich aufgemacht
Und mancher noch auf dem Lager weckt
Den an der Brück' das Geschick ereilt.

Den eine brit'sche Kugel stürzt
Als Opfer der Freiheit in Todesnacht.
Ihr wißt was geschah. In den Büchern steht's
Wie die Britten kämpften und flohn
Wie das Volk mit ruhigem kaltem Blut
Ihnen Kugeln sandte aus Hof und Hut,
Wie es, sie jagend ohne Unterlaß,
Den Rothröcken auf dem Nacken saß.

So ritt der Retter durch Moor und Feld
Allüberall sein Kriegsruf gellt.
In Middlesex von Ort zu Ort
Pflanzt er das Werben der Rache fort.
Ein Schrei in der Nacht, an's Thor ein Schlag
Ein Wort, das ewig erklingen mag
Vom Munde getragen aus ferner Zeit
Es sei ihm ein Jeder zu folgen bereit.
In der Stunde böser Gefahr und Noth,
Die dem Vaterlande bedrängend droht,
Da wachet das Volk, da lauschen wir
Dem sausenden Ritt von Paul Revere.

Nachdem diese patriotische That gebührend belobt worden, erzählt der Student die neunte Novelle des fünften Tages aus dem Dekameron unter dem Titel: der Falke des Signor Federigo. Die Geschichte ist bekannt, ich habe sie nicht übersetzt.

Darauf folgt der Jude mit einer Sage aus dem Talmud, sie heißt:

Die Legende vom Rabbi Ben Levi.

Am Sabbath saß Rabbi Ben Levi lesend
Im Buch der Satzungen und fand die Worte:
„Es soll kein Lebender jemals mein Antlitz schau'n."
Und darauf betet er zu Gott, daß ihm
Gestattet sei mit seinen irdischen Augen
Den Ewigen zu sehn und nicht zu sterben.

Da fiel ein Schatten plötzlich auf die Schrift
Er blickte auf mit altersschwachem Aug

Und sah den Todesengel vor sich stehn
Ein bloßes Schwert in seiner Rechten haltend;
Wohl ein gerechter Mann war unser Rabbi
Doch rann ein Schauer durch die Adern ihm.

Was willst du hier? Der Rabbi fragts und bebt;
Sieh, sprach der Engel mild, dir naht heran
Dein Stündlein bald, doch will der Herr zuvor
Dir geben was du flehst. Der Rabbi drauf:
So zeige mir, eh ich von hinnen geh,
Den Platz der mir bestimmt im Paradies.

So komm und schaue, sprach der Engel ernst
Und ruhig schloß Ben Levi drauf das Buch,
Erhob sich grauen Haupts und sprach zu dem:
Gib mir dein Schwert, damit nicht unterwegs
Mit ihm du schädigst meinen alten Leib.

Der aber lächelte und gab es ihm und auf
Entführt er ihn zum goldnen Himmelsthor
Und von der Mauer ließ den Sterblichen
Er schauen seinen Platz im Paradies.

Der Rabbi aber schwang sich schnell hinab;
Die Gottesstadt beschritt er mit dem Schwert
Und durch die Gassen zog ein banger Hauch,
Dort ungekannt, die Menschen nennen's Tod.
Der Engel blieb zurück und rief ihm zu
„Komm her zu mir!" O, nein! der Rabbi sprach,
Beim Namen Gottes schwör' ich feierlich
Von hinnen setz' ich nimmermehr den Fuß.

Da schrie die Engelschaar zu Gott dem Herrn:
Allmächtiger, du siehst des Levi Sohn
Und wie er mit Gewalt dein Reich betritt
Und deinen Namen sich zum Schilde nimmt.

Darauf der Herr: Seid ruhig, meine Kinder
Hat je Ben Levi seinen Eid verletzt?
Er bleibe hier und mit dem Menschenauge
Soll er mich sehn und dennoch nicht vergehn.

Und vor der Mutter hört der Todesengel
Die Stimme Gottes, die ihn zittern macht;
Gib mir mein Schwert, daß ich von hinnen ziehe!
So fleht zum Rabbi er, und dieser: Nein!
Genug des Jammers hast du angestellt
Beim armen Menschenvolk. Geendet kaum
Da dröhnt' der Wille Gottes durch die Luft:
Gib ihm sein Schwert! So hieß das Machtgebot.

Der Rabbi beugt' still betend sich und sprach
Zum Menschenwürger also: Schwöre mir's,
Es schau hinfort kein irdisch Auge mehr
Dies böse Schwert, du nimm von nun an
Nach deines Meisters Rath die Menschen fort
Doch sei verborgen ihnen du und auch dein Schwert.
Der Engel nahm sein Schwert und schwur,
Und wandelt jetzt auf Erden ungesehn.

Der Jude hat mit seiner Erzählung die Gesellschaft ernst gestimmt, die Geisterwelt ist geöffnet und alle scheinen geneigt noch mehr des Schauerlichen zu vernehmen. Da fällt dem Sizilier ein, daß er von einem alten Abbate, der oft in's elterliche Haus gekommen war, auch eine Historie von einem Engel gehört hat und erzählt eine Mähr von dem hochmüthigen König Robert von Sizilien, der von dem Engel der Vergeltung nach dem Spruche: die Stolzen sollen erniedrigt und die Demüthigen erhöhet werden, so lange gezüchtigt wird, bis er in sich geht und sich zum Dulden bekehrt.

Diesem folgt der Violinspieler, ein blonder Nordlandssohn, der einen ganzen Zyklus aus der Heimskringla, diesem von Snorri Sturluson zusammengestellten Sagenkreis der norwegischen Könige, unter dem Titel, die Mähr von König Olaf, vorträgt und dazwischen schwermüthige Weisen auf seiner Violine spielt.

Unser Dichter hat ohne Zweifel eingehende Studien in der altnordischen Literatur gemacht und diese Nachdichtungen mit großer Vorliebe behandelt, es ist ihm auch gelungen sie in ihrer ganzen ursprünglichen Einfachheit und Kraft wiederzugeben. Da wir durch

die Frithiofssage und vielfach übertragenen Eddalieder mit der skandinavischen älteren Poesie ziemlich vertraut geworden sind, so habe ich es füglich unterlassen können, eine Probe aus diesen Olaf-Romanzen zu geben.

Der Geistliche ergreift nun das Wort um unsre Zeit zu preisen wo Duldung herrscht und kein Kampf über religiöse Meinungen mit Feuer und Schwert mehr geführt wird. Er geht zurück in jene schauderhafte Periode der Geschichte Spaniens, wo das Inquisitionstribunal seine Opfer nach Tausenden schlachtete und erzählt eine fast unglaubliche That eines Hidalgo, der seine beiden Töchter der Ketzerei anklagte, sie den Händen Torquemadas und seiner Kreaturen überlieferte, das Holz zu dem Scheiterhaufen aus seinen eigenen Wäldern herbeischaffen ließ, auf den die beiden standhaften Mädchen gestellt wurden, und — selbst der erste war, ihn anzuzünden. Diese Schilderung ist unserm Dichter ausgezeichnet gut gerathen, aber begreiflicher Weise habe ich unterlassen sie zu übersetzen.

Die Gesellschaft ist beim Anhören dieser Gräuel sehr nachdenklich geworden, namentlich gedachte der Jude mit bittrer Trauer der Verfolgungen, die sein Volk so lange und überall erduldet. Da unternahm es der Poet unter den Gästen, diese wieder in eine behaglichere Stimmung zu versetzen und gab zum Schluß eine Humoreske: die Vögel von Killingworth.

Vor alten Zeiten ward in der Gemeinde Killingworth (wo sie auf der Karte zu finden, wird nicht gesagt) der höchst weise Beschluß gefaßt, die Sänger des Waldes auszurotten, weil sie einen unschicklichen Lärm in Fluren und Hainen machten und in Feldern und Gärten gar arge Verwüstungen anrichteten. Der Lehrer allein vertheidigte bei der Verhandlung die lustigen Vöglein in wohlgesetzter Rede, pries ihr fröhliches Zwitschern und Singen und schilderte recht lebendig die Oede, welche sich über die Landschaft lagern müßte, wenn das unselige Vorhaben ausgeführt würde, sie alle zu vernichten. Er predigte aber tauben Ohren, die ungeschlachten Bauern, ja selbst der Schultze und der Pfarrer an ihrer Spitze, hatten es nun einmal auf das Verderben der unschuldigen Sänger abgesehen und

verfügten ihren Lob. Nur Almira, die liebliche Schülerin des Lehrers, der dieser bereits zu tief in die schönen Augen geguckt hatte, theilte die warmen Empfindungen ihres Meisters für die kleinen Luftbewohner und liebte ihn dafür um so mehr und inniger.

Nun begann ein arges Wüthen gegen die armen Vöglein mit Schießen und Schlingenstellen und hörte nicht auf bis weit und breit keines mehr sich sehen ließ und darüber war der Sommer gekommen und die Sonne sandte ihre brennenden Strahlen herab und es gedieh das Ungeziefer und machte sich breit in ungestörter Behaglichkeit. Käfer und Spinnen, Heuschrecken und Grashüpfer, Schnecken und Würmer wimmelten auf Feldern und Wiesen, die Raupen fraßen alles Laub und Kraut, ein Heer von Insekten erfüllte die Luft und peinigte die guten Leute von Killingworth bei Arbeit und Erholung, so daß sie nach und nach zur Einsicht kamen, ihre Voreiligkeit anfangs in der Stille, zuletzt laut bereueten und den albernen Beschluß, der ihnen solche Plage gebracht, wieder außer Kraft setzten. Es war aber ein noch traurigerer Herbst der folgte. Ein Herbst ohne Früchte, der nur wenige Blätter fand, die roth vor Scham in den Bach fielen und ertranken und der rauhe Wind strich über die öden Fluren wehklagend ob der todten Kinder der Luft. Da kam zuletzt der neue Lenz herauf und mit ihm eine höchst eigenthümliche Erscheinung. Ein Wagen mit Immergrün belaubt zog ein in's Dorf und darauf hunderte von Käfigen mit Singvögeln aller Art, die ein fröhliches Geschmetter und Jubiliren ertönen ließen. Die weisen Väter hatten in weiter Ferne diese Sänger aufsuchen lassen und räumten ihnen nun wieder die alten Rechte ein, sie wurden in Freiheit gesetzt und ein jeder suchte sich sein Plätzlein und baute sein Nest wie ehedem und bald ward die Luft wieder erfüllt von fröhlichen Musizieren und am Lautesten scholl ihr Gesang als der Lehrer bald darnach die schöne Almira heimführte als sein liebliches Eheweib.

Diese Dichtung ist unstreitig die gelungenste des ganzen Buches, sie ist voll von anmuthigen Bildern in welcher unnachahmlicher

Sprache ausgedrückt — ich war nicht im Stande sie würdig zu übertragen.

Hiermit schließt die Abendunterhaltung in der Herberge in sehr befriedigender Weise.

Angereiht sind einige recht nette Lieder unter dem Titel: Zugvögel. Eines welches mich besonders angesprochen hat, ist überschrieben:

Schneeflocken.

Aus dem Busen der Luft,
Aus den Falten der Wolkengewande,
Ueber das Flachland öd und leer,
Ueber die herbstlich baaren Lande
Langsam, still aus der Höh,
Rieselt der Schnee.

Wie wenn umflorter Sinn
Plötzlich aufgeht und sichtbar strahlet,
Wie wenn das bangende Herz
Bleich dem Dulder die Wange malet,
So der Himmel durch Schnee
Kündet sein Weh.

Das ist der Luft Poesie,
Langsam im schweigenden Rhythmus klingend,
Das ist des Grams geheime Qual,
Bang im gepreßten Busen ringend:
Jetzt mit flüsternder Klag
Kommt sie zu Tag.

Der Gedanke in diesen äußerordentlich zarten Versen ist meines Wissens neu und die Schönheit des Originals dürfte selbst von einem begabteren Uebersetzer nur schwer zu erreichen sein.

Ein anderes nicht minder sinniges Poem ist das nun folgende, überschrieben:

Etwas bleibt zurück.

Schaffe emsig noch so viel,
Etwas bleibet stets zurück;
Etwas das noch nicht am Ziel
Trifft des andern Morgens Blick.

Und es steht an deiner Thür,
Auf der Trepp, an deinem Bett,
Bittend da und drohend hier
Wie ein arger Bettler steht.

Will nicht weichen, will nicht fort,
Bietet deinem Schelten Hohn:
War es gestern nur ein Wort,
Heute sind es Zeilen schon;

Bis zuletzt die schwere Last
Deine Kräfte übersteigt,
Bis was du versäumet hast
Sich in deine Träume schleicht.

Und du gleichst dem Fabelzwerg,
Die im hohen Nord man kennt,
Auf den Schultern liegt ein Berg,
Liegt das ganze Firmament!

Zum Schlusse gebe ich Ihnen noch ein Gedicht mit politischer Färbung, das sich die Mythe vom Riesen Enceladus zur Grundlage nimmt, den Pallas Athene im Gigantenkampfe niedergeworfen und und unter dem Aetna begraben hat.

Enceladus.

Unter dem Aetna tief im Grund
Liegt er und schlummert nur,
Bäumt sich in Wuth zu mancher Stund
Und seines Hauchs verzeugende Spur
Malt sich am düstern Himmelsrund.

Felsenschwer liegt's ihm auf der Brust,
Die Schollen umthürmen sein Haupt;
Da schüttelt er sich in Todeslust,
Die Freiheit ist ihm geraubt
Das ist sich der Arme bewußt.

Und ringsum die Völker, Angst im Blick,
Mit Zagen warten sie still.
Sie flüstern's und sagen's hinaus und zurück
Morgen vielleicht oder heute will
Enceladus wagen sein Glück.

Und die alten Götter, die strengen Herr'n
Die hart uns die Knechtschaft gebracht,
Sie blicken scheu und stehen von fern,
Sie hören wie grimmig er stöhnt und lacht:
Vielleicht heut strahlet sein Stern.

O, wehe dem Land wo Verzweiflung sä't!
Die Ernte ist Mord und Brand,
Wo die Luft vom gift'gen Hauch gebläht;
Enceladus bringt es zu Stand,
Daß das Weltall in Flammen geräth.

Da regnet es Asche, ein Feuermeer
Ergießt sich auf Garten und Feld;
Er rüttelt und wilder Wogen Heer
Strömt über und Alles zerschellt:
Enceladus grollt mit der Welt.

O seht! Schon lecken die Flammen herein,
Er facht sie mit mörd'rischem Sinn,
Es sauset der Sturm durch Fluren und Hain
Er rast durch Alpen und Apennin:
Enceladus auf und erschein!

So fährt der silberhaarige Greis fort aus den reichen Schachten seines Geistes und Herzens herrliche Stufen und edle

Steine an's Licht zu fördern und kürzlich erst hat er eine Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke Dante's vollendet, welche nächſtes Jahr mit erläuternden Noten erſcheinen wird. Ich habe den ewig jungen Dichter angegangen, eine kleine Arbeit für unſern Verein zu liefern und werde ſtolz darauf ſein, ſie, falls die Bitte gewährt wird, hier zum Vortrag zu bringen.

Die Rose als Sinnbild

von

Dr. H. Hauck.

Wie der Denker aufsteigt von dem sinnlich Wahrnehmbaren zu immer umfangreicheren, aber inhaltsärmeren Begriffen: so muß der Dichter von dem mühsam erklommenen Gipfel abstracten Denkens wieder herabsteigen und, um mich eines kühnen Bildes zu bedienen, den erstarrten Begriff aufthauen lassen von dem belebenden Hauche der Mutter Natur. Veranschaulichen, versinnlichen ist eine Aufgabe des Dichters, die höchsten Ideen knüpfen an Bilder, welche das sinnlich-geistige Wesen, das wir Mensch nennen, befähigen, das Abstracteste wie mit Händen zu greifen und in sich Leben und Gestalt gewinnen zu lassen. Darin ist wohl auch der Ursprung der Sinnbilder zu suchen, die zu allen Zeiten in den Dichtungen aller Völker eine große Rolle gespielt haben. Vorzugsweise sind es Blumen, deren manigfaltige Gestaltung, Farbe und Duft eine Fülle des Sinnbildlichen bieten; vor allen aber die Rose, die Königin der Blumen. Sie gilt nicht blos als Sinnbild der Schönheit und Anmuth, sondern auch der Jugend, der Liebe, der Freude und Lust, ja fast aller Begriffe und Vorstellungen, die aus der Idee des Schönen hervorgehen.

Achilles Tatius läßt die reizende Leukippe sagen: „Wenn Zeus der Blumenwelt eine Königin hätte geben wollen, so würde es die Rose geworden sein. Sie ist die Zierde der Erde, der Stolz der Pflanzenwelt, die Krone der Blumen, der Purpur der Wiesen,

der Abglanz des Schönen. Sie ist der Liebe voll, sie ist im Dienste der Aphrodite, sie prangt mit duftenden Blättern, sie wiegt sich auf beweglichem Laube und erfreut sich des lächelnden Zephyrs."

Unser Rückert läßt die Rose sprechen:

. . . . „Ein ganzer Sphärentanz
Von Blumen dreht um meinen Thron sich leise,
Von welchem sie die sprühenden Funken nehmen,
Mit meines Licht's Abfällen sich verbrämen."

Als Sinnbild der Schönheit war sie bei den Griechen zunächst der Aphrodite geweiht, in deren Garten sie die Liebesgötter pflückten. Nach einer vielverbreiteten Sage ist sie aus dem Blute entsprossen, das aus der Wunde des geliebten Adonis floß. Aus dem Blute stieg die Rose empor, während die Thränen der Göttin, die den Unglücklichen beweinte, der Anemone ihre Entstehung gaben.

Lieblich ist die Dichtung des Rhetors Libanios: „Als die drei Göttinnen, um den Preis der Schönheit zu erringen, nach dem Ida gewandert waren, wollten Here und Athene sich nicht eher in den Wettstreit einlassen, als bis Aphrodite ihren Gürtel abgelegt habe, welcher nach Homer jeden Liebreiz und alles sehnsüchtige Verlangen in sich trug. Die Göttin erwiderte, daß auch ihre Nebenbuhlerinnen nicht ohne besonderen Schmuck gekommen wären; die Here mit einem goldenen, in das Haar geflochtenen Diadem, die Pallas mit einem goldenen Helme auf dem Haupte; sie sei jedoch bereit, den Gürtel abzulegen, wenn es ihr gestattet werde, einen andern Schmuck aufzusuchen. Da ihr dies zugestanden wurde, ging sie auf eine Wiese am Skamandros und badete sich da im reinen Quellwasser. Dann sammelte sie Lilien, Veilchen und andere Blumen; aber bald gewahrte sie, daß der lieblichste Duft der Rose entströme. Sie legte die andern Blumen bei Seite und flocht sich einen Rosenkranz in das Haupthaar. Mit diesem geschmückt trat sie wieder in den Kreis. Da warteten die Göttinnen nicht erst den Urtheilsspruch des Hirten ab, sondern sie entfernten sich, nachdem sie die Blume geküßt und den Kranz der Aphrodite erst vom Haupte genommen und dann wieder aufgesetzt hatten."

Der Duft, der aus der Roſe uns entgegenweht, entſpricht der Lieblichkeit, die aus Geſang und Dichtung zu unſerm Herzen dringt. Darum ſind Roſen und Quendel den Muſen geheiligt, und Thalia trägt einen Kranz von Roſen.

Als Sinnbild der Anmuth und Jugend wird die Roſe den Charitinnen beigegeben. In dem Tempel der Huldgöttinnen zu Elis waren die drei Schweſtern ſo dargeſtellt, daß die erſte eine Roſe, die andere einen Myrtenzweig, die dritte einen Würfel, als Werkzeug des jugendlichen Spiels, in der Hand hielt.

Jugendlich anmuthig erſcheint uns der Lenz; deshalb hält auch die Hore des Frühlings eine Roſe in der Hand.

Nicht minder ſteht die Verkünderin des jungen Tages, die Morgenröthe, in Beziehung zur Roſe, wie denn auch Homer die Eos, die Göttin der Morgenröthe, die roſenfingerige nennt.

Im Vollgefühle jugendlicher Kraft und Munterkeit entquellen heitere Lieder am reinſten und hellſten der jugendlichen Bruſt, und wir werden den Rhetor deshalb nicht tadeln dürfen, daß er dem Komos, dem Gotte des feſtlichen Freudengeſangs, einen Kranz von Roſen als Attribut zutheilt.

Auch dem Dionyſos, dem Gotte nicht nur des Weines, ſondern der ganzen blühenden Natur, iſt die Roſe geweiht, und in gleichem Sinne der epheſiſchen Artemis, dem Sinnbilde überſchwänglicher Fruchtbarkeit in der Naur. Dem Dionyſos zu Ehren bekränzte man ſich bei feſtlichen Gelagen mit Roſen. Ueberhaupt ſcheint das Tragen von Roſenkränzen nicht blos bei Griechen und Römern, ſondern auch bei den Hebräern üblich geweſen zu ſein; in der Weisheit Salomonis (II. 8) heißt es: „Laßt uns Kränze tragen von jungen Roſen, ehe ſie welk werden“, anklingend an das bekannte Lied:

„Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht“.

Der Duft der Roſenkränze ſollte die Tafelfreuden erhöhen. Waren die Gäſte in heiterſter Laune, ſo pflückten ſie wohl die Roſen-

blätter aus den Kränzen und warfen sie in den Wein, den sie mit den Blättern tranken.

Plinius erzählt: „Antonius, der sich bekanntlich durch die Reize der Kleopatra hatte fesseln lassen, war zuletzt, da er sich zu dem entscheidenden Kampfe gegen Augustus rüstete, auch gegen die Geliebte mißtrauisch geworden und hatte es eingeführt, daß die Speisen und Getränke, die er in ihrer Gesellschaft genoß, von einem Diener vorher gekostet wurden. Von diesem Argwohn, welcher der Königin nicht verborgen bleiben konnte, wurde er auf folgende Art geheilt. Sie hatte vor einem Mahle die Blätter eines Kranzes, den sie auf ihr Haupt setzte, mit einem starken Gifte bestreichen lassen. Als die Fröhlichkeit der Tischgenossen beim Genusse des Weines sich steigerte, schlug sie dem Antonius vor, daß sie auch die Kränze trinken wollten, d. h. die Blätter in den Becher werfen und dann den Wein mit den Blättern trinken. Wer sollte da etwas Arges vermuthen? Sie warf die Rosen in den Becher, hielt aber gleich die Hand vor den Mund des Antonius, als er ihn an seine Lippen brachte. „Ich bin es, lieber Antonius", so rief sie, „die du so ängstlich fürchtest, daß du mir meine Speisen und meine Schalen krebenzen lässest; aber siehe, so wenig fehlt es mir an Gelegenheit, mich deiner zu entledigen, wenn ich ohne dich leben könnte." Sie ließ dann einen zum Tode verurtheilten Verbrecher herbeiführen und befahl ihm, aus dem Becher zu trinken, worauf derselbe alsbald den Geist aufgab."

Schwelger begnügten sich nicht mit einem einfachen Kranze, sondern schlangen um Haupt und Hals doppelte Kränze, weil diese einem allgemein verbreiteten Glauben nach den Rausch abhielten. Ein Kranz von Rosen konnte überhaupt Wunderwirkung thun, wenn wir einem Romane des Apulejus Glauben schenken wollen. Dem Helden des Romans, Lucius, einem in alle Laster gemeiner Sinnlichkeit versunkenen Menschen, der zur Strafe in einen Esel verwandelt worden war, gab ein Rosenkranz, den er verschluckte, die menschliche Gestalt wieder.

Aelian erzählt: „Aspasia, die schönste Griechin, hatte als Kind ein Gewächs auf der Wange, dicht am Kinn. Kein Arzt vermochte ihr zu helfen. Da sie in einem Spiegel sah, wie ihr Gesicht entstellt war, betrübte sie sich sehr und versagte sich den Genuß jeder Speise. Aber durch einen Traum kam ihr Rettung. Eine Taube, der Lieblingsvogel der Aphrodite, erschien ihr in der Gestalt einer Jungfrau und rieth ihr, die verwelkten Rosenkränze von der Bildsäule der Göttin abzunehmen und die Blätter zerrieben auf die Wange zu legen. Aspasia that, was ihr gerathen worden; das Gewächs verschwand, und sie erlangte nicht nur die frühere Gestalt wieder, sondern galt fortan als das Muster weiblicher Schönheit in ganz Hellas."

Der Verbrauch von Rosen bei festlichen Gelegenheiten scheint in Rom ein ungemein großer gewesen zu sein, und man versichert, daß zur Winterszeit ganze Schiffsladungen von Rosen aus Alexandria nach Rom gekommen seien. Eine Fülle von Rosen schüttete man über den Tisch aus und ließ zuweilen durch eine künstliche Vorrichtung während der Mahlzeit Rosenblätter von oben auf die Gäste herabfallen. Dies ließ einst der wahnsinnige Heliogabalus in solchem Uebermaße thun, daß eine Anzahl seiner Gäste, die sich nicht durcharbeiten konnten, in den Blumen erstickte. Kleopatra ließ zu einem Gastmahle, das sie dem Antonius gab, für ungeheure Summen Rosen herbeischaffen, die Fußböden der Speisezimmer eine Elle hoch damit bedecken und über die Blumen Netze spannen, um den Boden recht elastisch zu machen. Während der Mahlzeit ruhte man auf Kissen, die mit Rosenblättern gefüllt waren, oder bereitete sich ein Lager aus ihnen. Bei den Sybariten war es allgemeine Sitte, auf Rosenblättern zu schlafen. Daß diese Sitte sehr verbreitet war, kann man daraus schließen, daß Dichter von derselben ihre Vergleiche entlehnen, wie denn auch die sprichwörtliche Redensart: „auf Rosen gebettet sein" darin ihren Ursprung findet. Natürlich wird, was bei den Menschen Sitte ist, auch auf die Götter übertragen; darum ruht Venus in der weinumrankten Grotte, in welcher

sie bei angenehmer Kühlung erquickenden Schlummer sucht, auf einem Lager von Rosen aus.

Auch die Wege wurden mit Rosen bestreut. Wer sollte dabei nicht des Liedes gedenken:

„Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen"?

Selbst in der guten alten Zeit, da die größte Einfachheit herrschte, war es Sitte gewesen, den Weg, auf welchem die Bildsäulen der Götter bei feierlichem Umgange getragen wurden, mit Rosen zu bestreuen.

Mit Rosenkränzen schmückte man die Bildsäulen der Götter und Menschen und umhieng mit Rosengewinden die Bilder geliebter Personen. Auch die Gräber der theuren Angehörigen schmückte man mit Rosen, und eine schöne Sitte der Alten hatte einen besondern Tag bestimmt, an welchem das Rosenfest (rosalia) für die Dahingeschiedenen gefeiert wurde.

Das Tragen der Rosenkränze galt als ehrende Auszeichnung, die nicht Jedem gestattet wurde. Römische Krieger hielten zuweilen Rosenkränze in den Händen, wenn sie triumphirend in Rom einzogen, oder bemalten ihre Schilde mit Rosen. So galt die Rose gewissermaßen auch als Symbol siegreichen Kampfes.

Sinnig wäre es gewesen, wenn man die Rose auch als Sinnbild der Verschwiegenheit betrachtet hätte. Denn wie die Blumenblätter der Centifolie sich zu immer engeren Hüllen zusammenschließen, so daß deren Inneres dem Blicke verborgen bleibt: so soll auch das dem Freunde anvertraute Wort in dessen Brust vergraben bleiben. Aber obwohl Winckelmann behauptet, daß im Alterthume die Rose dem Harpokrates, dem Gotte des Schweigens, geweiht gewesen sei, so läßt sich doch dafür keine sichere Gewährleistung auffinden. Der Ursprung der Redensart: „Jemanden etwas sub rosa sagen", oder wie das Sprichwort bei Agricola heißt: „Was wir kosen, bleib' unter den Rosen" ist nicht außer allem Zweifel. Nach Einigen bezieht sie sich auf die Rosenlaube,

den Ort vertraulicher Zusammenkunft; nach Andern auf den Umgang Liebender, bei welchem der Rosen so häufig gedacht werde. Vieles spricht für die Ansicht, daß die erwähnte Redensart von einer alten Sitte herrühre, der zufolge bei dem Gelage von der Zimmerdecke eine Rose herabhing zur Erinnerung daran, daß, was in der Munterkeit des Mahles gesprochen worden, nicht weiter gesagt werden solle. In der That findet sich in Klöstern an der Decke der Speise- und Conventsäle eine Rose aus Gyps geformt, unter welcher der Speisetisch der Conventualen steht. Ebenso ist in vielen altdeutschen Kirchen über dem Beichtstuhle eine fünfblätterige Rose angebracht.

Nicht ohne symbolische Deutung ist die Farbe der Rose. Man hielt die weiße Rose für die älteste, und in der That fehlt es nicht an Sagen, welche über die Farbenwandlung Meldung thun. Als nemlich — so wird erzählt — die Göttin der Liebe an dem Dorn eines Rosenstrauches sich den Fuß verletzt hatte und einige Tropfen ihres Götterblutes auf die Blume getröpfelt waren: da nahm die ursprünglich weiße Rose die rothe Farbe an. Andere wollen, daß Eros einige Tropfen Nektar auf sie habe fallen lassen, was dem Rosenroth seinen Ursprung gegeben. Nach späteren römischen Dichtern habe Amor durch sein holdes Anlächeln oder einen zugeworfenen Kuß der Rose die Anmuth verliehen, oder auch Aurora habe diese Blume mit einem Theile ihres Purpurschimmers begabt. Modernen Ursprungs ist die Dichtung, der zufolge die jugendliche Liebesgöttin beim ersten Anblick eines schönen Jünglings ihr erröthend Antlitz zur Rose wendet und sie berührt.

„Und wie die Göttin selbst, von Glut erfüllt,
Das Antlitz wieder hebt vom Kelchesschoße,
Da stand, im Blut der Liebe eingehüllt,
Erröthend da: die — erste rothe Rose."

Sinnig allerdings ist es, das Roth der Rose als Symbol des Erröthens zu betrachten, welches die erste Empfindung der Liebe auf dem Antlitz der Jungfrau hervorruft; doch deutet die rothe Farbe der Rose zu sehr auf die Farbe des Blutes, als daß

die Dichtung nicht Beziehungen beider aufzufinden bemüht gewesen wäre.

Nach Herder's Dichtungen aus der morgenländischen Sage stammt die rothe Färbung der Rose von dem ersten Blut, das auf Erden vergossen worden. Er erzählt: „Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere verwandelt, die sie nie gesehen. Sie wollte die Rose brechen; aber sie zerfiel vor ihrer Hand.

Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhoben sich ringsum, und eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis Alles sich zuletzt in süße Töne verlor, in Töne, die sie noch nie gehört hatte. Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst ihr Jugendparadies, und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt ein weiß gekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte sich liebreich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand.' Der Traum verschwand mit ihm. Erwachend sah die Mutter des Tages Morgenröthe wie blutig aufgehen und gieng mit schwerem Herzen zum Opferfest. Die Brüder brachten ihre Opfer; die Eltern giengen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder.

Angstvoll suchte die Mutter ihn und fand nur seine zerstreute traurige Heerde. Er selbst lag blutig am Altar: die Rosen waren mit seinem Blute gefärbt, und Kain's Aechzen schallte laut aus einer nahen Höhle. Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer, den sie dort im neuen Paradiese sah; die rothen Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen, weinende Mutter, schaue hinauf! Sieh jenen glänzenden

Wagen dort! er fährt zu anderen Auen, zu schöneren Paradiesen, als du in Eden sahst, wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht und alle Seufzer sich in süße Töne wandeln."

Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihren Thränen bethaut und mit den Rosen seines Altars bekränzt hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vor dem Angesichte einer schönern Morgenröthe. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternenwagen und suchten ihren Schäfer dort."

Auch noch in anderer Weise wird die Mutter der Lebendigen mit der Rose in Verbindung gebracht. So lange Eva in Unschuld lebte, war die Rose weiß. Erst als sie, in Sünde gefallen, zum erstenmal darüber erröthete, färbte sich die Rose roth. Wie demnach die rothe Rose ein Symbol des im Gefolge des sündigen Bewußtseins stehenden Erröthens, so wäre einer Legende zufolge die weiße Rose ein Sinnbild der durch Buße wiedergewonnenen Unschuld. Die Thränen der h. Magdalena sollen nemlich die vorher rothe Rose entfärbt haben, weshalb die weißen Rosen auch Magdalenenrosen heißen (Menzel, Christliche Symbolik II. 283).

Indeß hält die christliche Symbolik vorzugsweise die Blutfarbe der Rose fest und bringt die Blume in Verbindung mit dem allerheiligsten Blute, vergossen zur Erlösung der Menschheit. Diese Beziehungen treten sowohl in der späteren Poesie der Jesuiten, als in dem herrnhutischen Gesangbuche hervor. In einem alten Kirchenliede werden die wichtigsten Momente im Leben Jesu mit Rosen verglichen, unter denen die letzte und schönste sein Tod am Kreuze. Nach einer wahrscheinlich modernen Legende entstand die Moosrose aus einem Tröpfchen Blut des Heilandes, welches in's Moos fiel.

Die Rost- oder Weinrose (Rosa rubiginosa) heißt in der Gegend von Tübingen des Heilands Dornenkrone, und es geht dort die Sage, daß die rothen Punkte auf den Zweigen von dem Blute des Heilandes herrührten.

Auch aus dem Blute der Märtyrer läßt die Sage Rosen erblühen.

Als uraltes Sinnbild der Liebe ist die Rose vornehmlich der h. Jungfrau, der Mutter der Liebe und des Erbarmens, geweiht. Auf sie wird die Stelle des Hohenliedes (II, 2) bezogen: „Wie die Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern"; ebenso ist die h. Jungfrau gemeint, wenn es in jenem alten Kirchenliede heißt:

„Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart,
wie uns die Alten sungen,
von Jesse kam die Art,
und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter
wohl zu der halben Nacht."

Besonders beliebt war im Mittelalter die Vorstellung, Maria sitze im Rosenhag oder Rosenthal, und manch altes Bild zeigt sie in einer Rosenhecke voll singender Vögel oder auf einem Throne, von lichttragenden Engeln umringt, die sie mit Rosen bekränzen.

Neben einem Muttergottesbilde bei Lucca wuchsen Rosen, die hoch verehrt wurden, weil einst hier ein stummer Hirtenknabe eine Rose gebrochen und durch ihren Duft seine Sprache wieder bekommen habe.

Nach der Angabe des h. Dominicus flocht der Erzengel Gabriel aus 150 himmlischen Rosen drei Kränze für die h. Maria; der eine aus weißen Rosen deutete auf ihre Freuden, der zweite aus rothen auf ihre Schmerzen, der dritte aus goldenen auf ihre Glorien.

Eine Legende erzählt von dem Mönche Josbert, der im Kloster Doel alle Tage fünf Psalmen zu Ehren der h. Maria sang. Als er i. J. 1186 bei den Nachtvigilien des Andreasfestes nicht zugegen war, suchte ihn der Prior, fand ihn todt in der Zelle und sah aus des Verstorbenen Augen, Mund und Ohren fünf Rosen hervorblühen, auf denen die Anfangsbuchstaben der fünf Psalmen

standen, die Joldert zu Ehren der heiligen Jungfrau zu beten gewohnt war.

Geweiht der h. Jungfrau, dieser Fürbitterin für die Sünder, ist die Rose ein Sinnbild der Gebete, die sich zum Rosenkranze an einander reihen. Aufblühenden Rosen verglich man die Gebete aus unschuldigem oder reuevollem Munde, deshalb auch die Reihenfolge der Gebete einem Rosenkranze. Eine Legende erzählt, daß, als einst ein edler und frommer Jüngling im Walde durch Räuber seinen Tod fand, ein Engel ihm seine letzten Gebete als zwölf weiße und drei rothe Rosen vom Munde pflückte und einen Kranz daraus wand, der in kirchlichen Rosenkränzen von Gebetperlen nachgeahmt wurde. Dies soll der Ursprung des Rosenkranzes sein. (Menzel, Christl. Symb. II. 286.)

In der kirchlichen Malerei heißt Rosenkranz die großartige Einrahmung von Dreieinigkeitsbildern in einem einzigen großen Kranze von Rosen, der sich zuweilen in kleinere Rosenkränze theilt. Hier bedeuten die Rosen das Band der Liebe, welches die heiligen Geheimnisse umschlingt. (Menzel, l. c. II. 288.)

Die Rose ist auch Sinnbild der Verdienste, welche aus guten Werken erblühen, oder, wie Andere es deuten, ihr Wohlgeruch ist vergleichbar dem der Opfer, welche die Gläubigen durch Almosen und andere Werke der Barmherzigkeit dem Herrn darbringen. Bekannt ist die Legende von den Rosen der h. Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen und Hessen.

Sie pflegte in eigener Person den Armen Lebensmittel und Kleidungsstücke zu überbringen. „Einst stieg sie so belastet in Begleitung einer ihrer vertrauten Frauen einen steilen, sehr rauhen Weg, den man heute noch zeigt, hinunter und trug unter ihrem Mantel Brod, Fleisch, Eier für die Armen. Plötzlich stand ihr Gemahl, von der Jagd heimziehend, vor ihr und fragte die gebückt Einhergehende: „Laß sehen, was du trägst.“ — „Rosen“, antwortete sie, „um mir einen Kranz zu machen.“ Er aber zog mit den Worten: „Laß sehen die Rosen“, der sich Stillabenden den Mantel zurück und sah lächelnd und erstaunt die Bescherung, die ihn

schöner als der schönste Rosenstrauß am Busen seiner Getreuen dünken mußte. Die Sage ließ auch wirklich die sieben Sachen wunderbarer Weise vor seinen Augen in Rosen verwandelt werden." (Merz, Christl. Frauenbilder 110.)

Aehnliches berichtet die Legende von der h. Casilda in Toledo und von der h. Rosa von Viterbo.

Nach einer andern Rosensage sollte eine unschuldige Jungfrau auf falsche Anklage in dürren Dornen verbrannt werden. Als sie aber in das brennende Gestrüppe trat, erlosch das Feuer, und statt der Flammen erhoben sich blühende Rosen aus den Dornen.

Ein Rosenkörbchen ist Attribut der h. Dorothea. Vergeblich bemühte sich, wie die Legende berichtet, ihr Bräutigam, sie vom Christenglauben abwendig zu machen, um ihr Leben zu retten. Der Dichter läßt sie erwidern: (Wunderhorn II, 325)

Zum schönen Paradiese
Komm' ich nach meinem Tod;
Daß sie sich Christum wiesen,
Steh'n da viel Röslein roth;
D'raus wird mir Christ, mein Herre,
Machen ein' Ehrenkranz;
Der Tod geliebt vielmehre,
Als so ich gieng zum Tanz.

Doch Theophil die Rede
Erklärt für lauter Spott,
Sprach: „Liebe Dorothea,
Wenn du bei deinem Gott,
Schick' mir auch Aepfel und Rosen
Aus Christi Garten schön!" —
„Ja, sprach sie, heil'ge Rosen,
Die sollst du wahrlich seh'n." —

Das Fräulein ward gerichtet —
Da klopft es an sein Haus,
Der helle Morgen lichtet,
Ein Knäblein stehet draus,

Geschwingt mit gold'nen Flügeln,
Reicht's Rosenkörbchen dar,
Verschwindet auf den Hügeln,
Von wo es kommen war."

Dies Wunderzeichen bewirkt die Sinnesänderung des vorher dem Heidenthume ergebenen Mannes; er läßt sich taufen und stirbt, nachdem er öffentlich Christum bekannt, den Märtyrertod.

Rothe Rosen sind das Attribut der h. Rosa von Lima, von der die Legende sagt, daß sie Rosen in die Luft geworfen habe, um sie Gott anzubieten, worauf sich die Blumen in der Luft in Form eines von einem Kreise umgebenen Kreuzes zusammengefügt hätten, zum Zeichen, daß Gott ihr kindliches Geschenk annehme.

Es wird genügen, aus der großen Zahl deutscher Rosensagen nur einige hervorzuheben.

So gibt es über die Entstehung von Hildesheim zwei Rosensagen. Die eine erzählt, daß Kaiser Ludwig der Fromme auf einer winterlichen Jagd die Reliquienkapsel, die er um den Hals trug, an einen Dornstrauch hieng, aus dem sogleich Rosen hervorsproßten, weshalb man eine Kapelle baute, welcher später der Dom zu Hildesheim nachfolgte.

Die zweite Sage spricht von dem Kaiser, ohne ihn zu nennen, der in dem großen Walde, wo jetzt Hildesheim steht, einen weißen Hirschen mit solcher Hast verfolgte, daß er sich verirrte. In der Angst zog er das goldene Kreuz hervor, welches ihm seine Mutter geschenkt hatte, hieng es auf einen blühenden Rosenstrauch, betete und entschlief. Als er erwachte, fand er alles mit Schnee bedeckt; aber die Rosen blühten noch viel schöner als vorher. Da gelobte er, an dem h. Schnee eine Kirche zu bauen, und kaum hatte er das Gelübde ausgesprochen, so kam auch schon sein Gefolge. Er befahl nun, eine Kapelle zu bauen, welche das erste Gebäude der Stadt Hildesheim wurde. (v. Perger, deutsche Pflanzensagen).

Es war i. J. 1090, als der Graf von Berge seine Gemahlin, die er für treulos hielt, ermordete und ihre Kinder in der Wildniß aussetzte, damit sie von Wölfen und Bären zerrissen würden.

Allein die h. Maria hatte Erbarmen mit den Kleinen und zog einen so dichten Hag von wilden Rosen um sie, daß kein Raubthier ihnen nahen konnte. Als nach einiger Zeit der Graf auf einer Jagd seine Kinder unversehrt wieder sah, erkannte er sein Unrecht, nahm die Kleinen wieder zu sich und wandelte zum Zeichen seiner Reue das Scepter seines Wappens in eine Hagerose (v. Perger, l. c.)

Drei Rosen an einem Stengel nannte man einen Rosenkönig und hatte den Glauben, daß, wenn ein solcher im Garten erblühe, es eine Braut im Hause gebe. Anknüpfend an diesen Rosenkönig erzählt die Sage von einem schwäbischen Bauern, der zwei Töchter hatte; die eine war böse, die andere mild und fromm. Als er einst auf den Jahrmarkt gieng, verlangte die böse, daß er ihr ein seidenes Kleid mitbringe; die gute wünschte nur einen Rosenkönig. Vergebens bemühte er sich um einen solchen; aber auf dem Heimwege sah er in einem Garten drei Rosen auf einem Stiel, welche er abschnitt. Plötzlich steht ein Ungethüm vor ihm und gibt ihn nicht eher frei, als bis er ihm die gute Tochter zur Ehe verspricht. Begreiflicherweise läßt die Sage das Ungethüm in einen reichen, wunderschönen Prinzen verwandelt werden.

Das Rosenfest, der Sage nach von dem Bischofe Medardus gestiftet, bestand darin, daß jährlich an einem bestimmten Tage der tugendhaftesten Jungfrau nebst einem Geldgeschenke ein Kranz von Rosen überreicht und dieselbe für diesen Tag zum Rosenmädchen, der Königin des Festes, ernannt wurde.

Am Rosensonntag (Laetare) wird bekanntlich alljährlich vom Papste eine goldene Rose geweiht, um damit fürstlichen Personen ein Geschenk zu machen: ein Brauch, dessen Ursprung sich nicht mit Sicherheit nachweisen läßt.

„In der kirchlichen Baukunst und Bildhauerkunst wird die Rose zunächst in Verbindung gebracht mit dem Kreuze. Das Kreuz, das in den gothischen Thürmen und Thürmchen sich am höchsten erhebt, blüht gewöhnlich in Rosen aus. Dieses Rosenkreuz ist sehr alt, und findet sich am reichsten ausgeführt an dem Crucifix in der Lorenzkirche zu Nürnberg. Wenn die Rosen aus dem Kreuze heraus-

blühen, so hat das denselben Sinn, wie das Blühen aus den Dornen, die höchste Freude der Welt, die aus den bittersten Schmerzen kommt. Dagegen ist das von der einen Rose ringsumschlossene Kreuz (die Kreuzrose) dasselbe, was das Kreuz im Kreise, der Nimbus der drei höchsten göttlichen Personen. Auch in den Fensterrosetten der gothischen Kirchen wiederholt es sich oft und bezeichnet immer den Sieg des Kreuzes, die Herrschaft der Kirche über die ganze Welt." (Menzel, Christl. Symbolik II. 284.)

Anders deutet es Friedrich von Schlegel; er sagt: „Das Kreuz und die Rose sind die Hauptsinnbilder der gothischen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja, wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nemlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens."

Selbst der Gedanke des Todes wird durch die Rose symbolisirt. Erinnert sie doch durch ihre Dornen an die unangenehmen, ja traurigen Wechselfälle des Lebens, weshalb ein indischer Spruch sagt: „Wenn du deinen Wunsch erreicht hast, so frohlocke noch nicht; siehst du nicht, wie der Dorn in dem Augenblicke, als man die Rose bricht, den Finger verwundet?" Eine Sage läßt sogar die Rose zur Todesverkünderin werden, indem sie berichtet, daß eine weiße Rose in dem Chorstuhle desjenigen Chorherren oder Mönchs gefunden wurde, der bald sterben sollte; so zu Hildesheim, Lübeck, Breslau, Altenburg.

Mit blutigen Zügen sind bekanntlich die Kämpfe der weißen und rothen Rose in der Geschichte Englands eingezeichnet. So wenig es hier gestattet sein möchte, bei jener traurigen Zeit zu verweilen, so sehr wird es erlaubt sein, die patriotischen Worte zu wiederholen, die jüngst Rudolf Gottschall bei Gelegenheit einer schönen Feier gesprochen:

„Du aber, theures deutsches Vaterland,
Mögst du der York und Lancaster entbehren!
O möge nie des Bürgerkrieges Brand
Die schöne heimatliche Flur verheeren!

O brich für deine Stirn' die weißen Rosen
Vom Friedenszweig, der uns're Musen schmückt!
Die rothe aber sei im Schlachtentosen,
Im Kampf für Recht und Freiheit nur gepflückt!
So steh' im Rosenschmucke herrlich da,
Im Krieg und Frieden groß, Germania!"

Indem die Rosen welken, symbolisiren sie das Ende irdischen Lebens und Liebens. Während aber Rückert die sterbende Blume sagen läßt:

„Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzusteh'n":

läßt die christliche Sage mitten im Winter Rosen erblühen aus den Gräbern der Märtyrer, um anzudeuten, daß die göttliche Liebe Tod und Grab überdauert.

So ist schließlich auch hier wieder die Rose das Sinnbild unendlicher Lebensfülle, die in der ewigen Liebe ihre Vollendung erreicht.

Ferienreise nach Rom und Neapel

von

J. J. Hoffmann.

In gehobener Stimmung durchschritt ich am 8. Aug. 1863 Morgens 6¼ Uhr die Straßen Nürnbergs, das würdigste Reiseziel im Auge, das mir von Jugend vorgeschwebt hatte. Leben wir doch alle, an welche die humanistische Erziehung herantritt, schon als Kinder mit der Phantasie mehr in Latium als in Mittelfranken. So hatte mich bereits auch den ganzen Sommer über bei dem Gedanken, daß die Erfüllung eines langgehegten Wunsches sich nahe, manch ein electrischer Freudenstrahl durchzuckt, und nun, da ich die ersten Schritte seiner endlichen Erreichung entgegenthat, schwärmte ich wie in den Tagen der Jugend. Das munter fließende Gespräch im Wagen der Eisenbahn unterbrachen nur von Zeit zu Zeit die bayerischen Bierstationen, welche bei der wachsenden Hitze des Tages vom bereit gehaltenen Tranke zu kosten mahnten, und immer wieder Anlaß gaben auf dessen Gehaltlosigkeit zu schmähen. Wohl nirgends in der Welt bietet die Eisenbahn so viele Gelegenheit zum Zechen als in Bayern; sie ist hier eine ambulante Trinkanstalt, deren edelmüthige Wirthe für die Gesundheit der Gäste dadurch sorgen, daß sie ihre Getränke möglichst verdünnen. Aber auch die Conducteure wachen über das Wohl der ihnen anvertrauten Herde. Kaum sind die durstigen Schafe aus den geöffneten Pferchen zur Tränke gestürzt, so treiben jene sie wieder zusammen und schlagen hinter ihnen mit echtbayerischer Urkraft die Thüren zu, um nun selbst noch eine gute Weile

behaglich ihr Glas zu schlürfen und ihren Schützlingen Zeit zu lassen über nutzlose Hast zu wurmen, mit der man sie genöthigt hat den Labetrunk wie ein Corpsbursche auf einen Zug hinabzustürzen. Wie lange wird wohl der Unsinn die Wagen dritter Klasse zu verschließen und das Leben der Reisenden zu überwachen bei uns noch fortbestehen?

Ueber dem tiefen Gewässer des Bodensees lächelte im Frühscheine des Sonntags ein heiterer Friede und stimmte so wohl zu den frischgewaschenen lichten Katunkleidern und rosig angehauchten Gesichtern der Mädchen, die der Reihe nach auf der Bank saßen mit der Absicht sich in einem der Schweizerstädtchen einen guten Tag zu machen, daß uns alsbald selbst recht sommerlich und sonntäglich zu Muthe ward. In Chur gab ich Reisesack und Frau auf die Post, jenen nach Bellinzona, diese nur eine Meile weit bis Reichenau, wohin ich ihr theils voran theils nachlief. Schon saß sie an der Lehne eines Hügels, da wo Vorder- und Hinterrhein zusammenfließen, wohlgemuth und entschlossen die kleine Fußwanderung mit zu unternehmen, die uns eine vorläufige Stärkung für Italiens erschlaffende Hitze gewähren sollte. Wir waren nemlich in Begriff einen jener seltener benützten Alpenübergänge aufzusuchen, die weitab von der Heerstraße liegen und gerade durch ihre Einsamkeit für mich so reizend sind. Das Thal des Vorderrheins und der Lucmanierpaß war uns noch unbekannt; Luise fühlte sich frisch zu Fuße; also muthig weiter, die Landstraße hinan, am lieblichen Tamins vorüber, dessen weißes Kirchlein von seinem rundlichen grünen Hügel gar freundlich niederschaut, an Trins und dem von Fichten umdunkelten kleinen See vorbei in tropischer Hitze, welche die Haut sengte, und in reichlichem Staub, der den Gaumen verdörrte. Welch ein Labsal war uns das frische Wasser, welches da und dort, wie überall in der Alpenwelt, klar und lustig vom Berge rann! Ich hatte in einer meiner sieben Rocktaschen eine Blechtasse, die mir seit Jahren schon treu gedient auf manchen Wanderwegen und leider jetzt vielleicht das Küchenbrett irgend einer neapolitanischen Lazzaronengattin schmückt; diese schöne Tasse von

mattem Platinaglanz (denn das ehrwürdige Alter hatte ihr den frühern Glanz genommen) wurde wohl zwanzigmal mit kühlem Naß gefüllt, bis der glühende Sonnenball sich tiefer senkte. Im freundlichen an den Berg des Hochthals hingelehnten Flims ein Schöpplein getrunken; dann im Bogen noch aufwärts zu den Waldhäusern, und nun nieder und nieder 1200′ bis Ilanz, das sich rühmt die älteste Stadt am Rhein zu sein.

Der Weg im engen Rheinthale, den ich Morgens wieder allein ging, war ermüdend, zumal sich zeitig die drückende Hitze von gestern wiederholte. Von Trons erweitert sich die Aussicht und spitzige Berge ragen da und dort mit Schnee und Eis bedeckt gen Himmel. Vor dem Städtchen steht eine Kapelle neben einem alten Ahorn, unter welchem im Jahre 1424 die Edlen und Vorsteher des Volkes unter dem Vorsitze des Abtes von Disentis den sogenannten grauen Bund stifteten, welcher Graubünden den Namen gab, einen Bund zum Schutze des Friedens der Straße und des freien Kaufs, der dem Faustrecht ein Ende machte.

Eine Stunde vor dem Eilwagen, der meine Frau nachbrachte, war ich oben in Disentis und schlief bis zu seiner Ankunft auf der Bank vor dem Gasthause; die Luft war gewitterschwül, und selbst in dieser Höhe von vierthalbtausend Fuß war kein frohes Aufathmen, bis es gegen Abend ein wenig zu regnen begann.

Wir frühstückten in der schöngetäfelten geräumigen Rathsstube und brachen dann lustig auf zum Marsch über's Gebirge. Bald lag das große Kloster, das von seiner Anhöhe mit breiter heller Fronte die Gegend beherrscht, sammt dem Vorderrhein und den zerstreuten Häusern des ärmlichen Fleckens uns tief zu Füßen; schon haben wir die Kapelle, den bisherigen Augenpunkt, unter uns: da führt der Weg unmittelbar vor einen steilen Abgrund, in dessen Tiefe der Mittelrhein rauscht. Schaudernd blickte meine Frau, welche sich auf dieser Reise allenthalben von Räubern umgeben sah, in den unheimlichen Schlund hinab. In Windungen schlängelt sich der Saumpfad nieder, jenseits der Holzbrücke in Windungen wieder heraus, und höher und höher den bewaldeten Berg hinan. Ich muß

Füßen das Zeugniß geben, daß sie tapferer als je gestiegen ist. Wir glaubten, die Beschwernisse, welche Bädeker ankündigt, würden erst kommen, als sie bereits vorüber waren. Heiter schweifte der Blick vom Berge Vergiera ins grüne Hochthal hinab und auf das Dörfchen jenseits des Rheinbaches; wir mußten hinunter, dann über den Rhein, nun wieder aufwärts Platta zu, wo der Pfarrer den Wirth macht. Der fromme Herr war nicht zu Hause; seine Köchin aber, die schon kein deutsches Wort mehr verstand, setzte uns guten Wein vor, und es war uns gemüthlich zwischen Büchern und Schriften auf dem alten Sopha des Seelenhirten. Aus tiefer Tiefe schimmerte durch die Bergschlucht noch die Abtei herauf; wir aber stiegen zwischen grünen Gerstenfeldern höher die steinigen Pfade durch Rocco, Bredaggio, bis der längst von Disentis her drohende Regen uns in eine Bauernhütte trieb, welche hinter ihrem unscheinbaren Aeußern gleichwohl Arabiens und Westindiens Schätze barg. Die Hausfrau machte uns willig einen ganz braven Kaffee, in welchem auch das nahrhafte Brod aufweichte, wenn man ihm nur Zeit ließ. Der Himmel hatte bloß necken, keineswegs strafen wollen; bald rissen die Wolken und wieder lachte für den ganzen Tag unumwölkt die Sonne, deren Strahlen in dieser Höhe mehr erfreuten als belästigten.

Mühelos und allmählich gelangten wir von da hinauf zum Hospize S. Maria, wo uns guter Wein und delicates Wasser fast allzusehr erfrischte, und von da über sanfte Matten an die Paßhöhe (5948'), welche Graubünden und Tessin scheidet.

Der Lucmanier gehört unter die schönen und wenig beschwerlichen Alpenübergänge. Nur die erste Strecke von Disentis an erfordert ein etwas mühevolles Steigen; im übrigen hebt sich der Weg von deutscher Seite sehr allmählich. Rasch dagegen wie überall senkt er sich gegen Süden. Casaccia, ein einsames Hospiz eine Stunde abwärts, liegt schon an die 2000' tiefer. Wir wählten das bescheidene Häuschen zur Nachtruhe, welches Ziegen und schwarze Ferkel umspielten. So einfach wir tafelten, dennoch überboten uns an Frugalität noch die rüstigen Bursche des Landes, die

hier übernachteten, um mit der Frühe diesen oder jenen Paß zu überschreiten; denn auf dem Lucmanier kreuzen sich die Wege; diese handfesten Männer genossen nur Milch, die sie aus Näpfen tranken.

In der heiteren Frühe balancirten wir lustig über die hucklichen Steine des verzweifelten Pflasters hinab und freuten uns des Wasserfalls zur Seite und durchzogen das Buschwerk des gedehnten Thalbodens, hinter welchem es abermals ziemlich jäh sich niedersenkt, dem hübschen Flecken Olivone zu, der von schroffen Gipfeln umstellt hinter einem vorliegenden Dorfe heraufleuchtet. In Olivone tranken wir Wein und wirklich gutes Bier. Bayerns civilisatorische Mission hat ziemlich weit nach Süden unbestreitbare Erfolge gehabt. Da stand auch schon die Postchaise, die meine Frau Nachmittags 4 Uhr nach Biasca führen sollte; ich trat inzwischen denselben Weg zu Fuße an. In glühender Mittagshitze gehe ich auf guter Straße das schöne Thal herab, durch Dörfer, an Landhäusern vorbei; an Bergen hin, die mit großen Kastanien- und Nußbäumen bewachsen waren. Schade nur, daß mir die stolzen Berghäupter von Olivone, die einen wahrhaft reizenden Hintergrund bildeten, im Rücken lagen. Sei es, weil ich die italienische Sonne schon lange nicht erprobt hatte, oder war es wirklich ein so unerträglicher Brand — ganz ermattet lag ich eine gute Weile unter einem Kastanienbaum im Grase, wo neben mir ein Brünnlein rauschte, und schlief am hellen Tage; ein Taschendieb hätte an meiner Börse keinen üblen Fang gethan, da ich gleich dem weisen Bias alles das Meinige bei mir trug. Weiter unten, wo das erweiterte Thal des Tessin versumpft ist, war mir der Schatten vom gegenüberliegenden Berg ein wahres Labsal. So nahte gegen 5 Uhr Biasca. Von drei Hunden beim Gange durchs lange Städtchen ins Kreuzfeuer genommen, erreiche ich, während das Gebelle die ganze Straße alarmirte und die Bewohner unter Thür und Fenster traten, eine fabrica di birra, zu Deutsch ein Brauhaus. Da saßen im geräumigen Garten, dessen Rasenplatz zum Ballschlagen benützt wird, unter dem Grün einer Rebenlaube an zwei langen Tischen zwei Reihen Bürger in Hemdärmeln bei ihrem Schoppen Bier. Kaum

habe ich am Ende bescheiden Platz genommen, so dringen aus der Mitte deutsche Laute an mein Ohr. Augenblicks eile ich zu den Sprechern und mache meine Landsmannschaft geltend. Der eine war ein Professor Bühler, angestellt in dem nahen Stifte Pallegio, ein Naturforscher, der andere ein Zuckerbäcker in Biasca, beides die einzigen Deutschen in einem Umkreis von vielen Stunden, die natürlich schon um der Seltenheit willen mit ihrem Landsmanne große Freude hatten, abgesehen natürlich von meiner Liebenswürdigkeit, die doch auch in die Wage fiel. Genug wir unterhielten uns köstlich; und als der Eilwagen meine Frau brachte, wurde auch sie hineingezogen in die Biercompagnie. Der Wirth machte Eierkuchen, und der laue Abend hielt uns in der Laube beisammen, bis der Eilwagen nach Bellinzona fuhr und uns aus diesem idyllischen Seitenthale wieder auf die Heerstraße brachte.

Denn im Posthause zu Bellinzona wimmelte es von Herren mit Augenzwickern und Shawls, von Damen mit Koffern und Schachteln, und zwischen Deutsch und Italienisch zwitscherte die Zunge Albions. Mit Noth erweichte ich das Herz des Beamten, in später Abendzeit noch den Schlüssel von seinem Kollegen holen zu lassen, der unsern Reisesack unter Verschluß hatte. Denn wir wollten einmal keine Zeit verlieren und gleich mit dem Morgenschiff um 4 Uhr über den See fahren.

Schon dämmerte der Morgen, als das Schiff abdampfte, welches in 4 Stunden den lieblichen Lago maggiore durchfuhr. Wer über die smaragdnen Wellen dieses schönen Gewässers zum erstenmal hingleitet, wird sich in Entzücken verlieren, besonders um Palanza, wo rechts der weiße Simplon herüberleuchtet und im Augenpunkte die reizenden borromeischen Inseln liegen, indeß die weithin gebreiteten Fluten ein wohlangebautes Ufer umspielen. Aber das wahrhaft Schöne übt ja immer von neuem seinen Reiz, und damals erhöhte die balsamische Morgenluft noch den Genuß der lieblichen Fahrt. Um 8 Uhr stiegen wir bereits in Arona ans, um 2 Uhr Nachmittags hatte uns die Eisenbahn nach Gozzano geworfen, als an den Anfangspunkt einer ganz neuen

Reise. Denn die hochgebaute prächtige Stadt selbst hatten wir schon mehrmals gesehen und brauchten nicht weiter um ihre Merkwürdigkeiten bemüht zu sein.

Wir hatten auf dem Dampfschiff im Langensee eine Bekanntschaft gemacht, die uns angenehm und zugleich nützlich werden sollte. Es war ein Herr mit schwarzem Vollbart, von einem Ansehen, das gerade mit unserer Reisemethode zu harmoniren schien, weder ärmlich noch stattlich gekleidet und Träger seiner eigenen Effecten, wohlbekannt in Italien und der Sprache vollkommen mächtig. Ob Landsmann, ob Italiener, ob Krämer, ob Künstler? Wir wagten keine bestimmte Vermuthung. Er verrieth sich bald als Inbegriff von dem allen, nemlich als Gypsfigurenmacher aus Lucca, der in Köln seit Jahren ansässig und deshalb in Deutsch- und Welschland zu Hause war. Ich weiß nicht, wodurch wir dieses Herrn besondere Zuneigung gewonnen; genug, er schloß sich beim Einmarsch in Genua völlig an uns an: er trug auf der Schulter sein Bündel, ich in der Hand meinen Reisesack. Da wir drei Leute noch diesen Abend zu Schiffe wollten, so hatten wir ein Lvgis nicht von Nöthen. Wir erkundeten bald eine gute Weinwirthschaft; meine Frau ward Hüterin des Gepäcks, wir Männer zogen auf den Kauf aus, und brachten nicht nur für den jetzigen Bedarf, sondern auch für die Seefahrt Wurst, Brot und Obst die Fülle. Nun holten wir zwei die Schifffkarten, und bei dieser Gelegenheit erwies mir der Geführte den größten Freundschaftsdienst. Sie müssen nicht bezahlen, was man verlangt, sagte er; Sie müssen handeln; schweigen Sie aber lieber und lassen mich machen. Nun sagte er, wir seien arme Leute, und man solle uns billig halten, und erwarb wirklich mir und meiner Frau zwei Plätze bis Civita vecchia zusammen für 30 Franken, zu meiner großen Verwunderung, da ich nach Henschel 80 bezahlen zu müssen geglaubt hatte. Allerdings erwies es sich nachher, daß er Deckplätze genommen; aber seine Versicherung, der Aufenthalt in der Cajüte sei der großen Hitze wegen unerträglich, fanden wir nachher von andern Reisenden bestätigt. Das Schiff lichtete um 8 Uhr die Anker.

Der Gedanke einmal die Nacht hingleitend über die spiegelnde See unter Gottes freiem Himmel zuzubringen hatte für uns etwas ungemein Poetisches. Wir hätten gar wohl auf dem Schiffe selbst noch einen bessern Platz erstehen können; aber wir ließen den Conducteur reden und umsonst seine Anerbietungen machen, miethteten wollene Decken eine für einen Franc, die wir auf das Verdeck hinbreiteten, hüllten uns wie Vater Horaz in unsere Tugend ein, legten als Polster zu Häupten den Reisesack und einen Theil der Garderobe und senkten uns ruhig nieder in die Gefilde des Traumes. Wenn es mich allerdings bin und wieder gemahnen wollte, wie doch in der That ein Unterschied sei zwischen einem Bett mit Springfedermatrazen und meiner Lagerstatt, so sah ich dagegen beim zeitweisen Erwachen und Aufschlagen der Augen über mir die Sterne und sah den Mast wie das Perpendikel einer Uhr an dem schwarzen mit flimmernden Welten besäeten Firmamente hin und wieder gehen und hörte dabei unsern festen Schraubendampfer leise über die befriedeten Wogen ziehen. Die Stille umher, einzig unterbrochen durch den gleichmäßigen Taktschlag der Maschine, die laue Luft, welche nur vom Lauf des Schiffes in Bewegung kam, vor allem aber der Anblick des Himmelsgewölbes über mir, das mir noch nie so erhaben erschienen war, versetzte mich in den Augenblicken zwischen Schlafen und Wachen in ein Gefühl der Andacht. In solcher Lage versteht man recht tief den Ausdruck der Griechen, welche die Nacht die heilige zu nennen liebten. Aber sobald die Morgenröthe ihre Rosenfinger über den blauenden Aether ausstreckte, sprang ich auf und begrüßte die fröhliche Meeresflut. Nach 4 Uhr zeigten sich auch schon hinter dem flachen Gestade von Livorno Pisa's anmuthige Berge.

Vor 5 Uhr noch warfen wir Anker und rings um das Schiff tanzten die Boote, die uns nach der Stadt fahren wollten. Dem Rath unsres Mentors getreu, der hier von uns Abschied nahm, warteten wir, bis der Schwarm eilfertiger Reisender befördert war, und spielten die Gleichgiltigen und Spröden, bis uns ein Bootsmann um das halbe Geld hinüberzufahren versprach. Wir hatten

ja eigentlich auch nichts in der modernen kunstlosen Kaufmannsstadt Livorno zu suchen, deren einförmige Straßen und Plätze, deren geschmacklose Monumente, Kirchen und Anlagen uns vor zwei Jahren schon zur Genüge gelangweilt; indeß auf dem Schiffe zu bleiben wäre jedenfalls noch unerträglicher gewesen.

Um halb 4 Uhr stachen wir wieder in die See. Noch niemals habe ich vom Anblick des Meeres solchen Genuß gehabt. Wir fuhren ziemlich nahe am Ufer hin; das Wasser war so ruhig wie ein Landsee und trug die tiefblaue Farbe des Himmels; die Sonne senkte sich als ein röthlich glühender Ball in die Flut, nach ihrem Untergang aber färbte sich die ganze Oberfläche des Wassers violet; das ist jenes Colorit, welches Homer mit dem Namen purpurn bezeichnet. Nun glitzerten allmählich wieder die Sterne, und als die heilige Nacht Himmel und Meer mit ihren Götterarmen umschlungen hielt, bereiteten wir uns dieselbe Schlafstätte wie gestern, nur daß ich meinem Kopf ein Bündel Schiffstaue als Unterlage bot, womit freilich nicht viel gewonnen war; die Stricke wollten nicht weich werden, was ich mit ihnen vornahm.

Morgens 4 Uhr hatten wir bereits Civita vecchia im Angesicht, und als wir in dem Hafen einliefen, donnerten von der Stadt her die Kanonen; es war der 15. August, also Napoleonstag.

Ich gestehe, daß ich den päpstlichen Boden mit einer Art heiliger Scheu betrat, d. h. mit dem geheimen Unbehagen, das uns etwa beim Eintritt in den düstern Gang eines Karthäuserklosters oder auch einer Strafanstalt beschleicht. So viel vermag das Vorurtheil, welches wir von Kindheit auf gegen die Männer in Kutten oder violeten Strümpfen eingesogen haben; ich wähnte in einen Staat zu kommen, wo es an guter Ordnung fehle, wo argwöhnische Augen einer schwarzen Polizei auf den Fremden wie auf den Bürger lauern und ein wüstes Parteigetriebe von Knechten der Hierarchie und verschwörungssüchtigen Freiheitsmännern dem unbetheiligten Ausländer den Aufenthalt verleiden. Nicht minder pflegt man bei uns von Banditen zu fabeln, welche Weg und Steg unsicher machen und den Dolch im Gewande hinter Mauern und Hecken stehen.

Nach allem, was ich in Rom gehört, herrscht im Kirchenstaate persönliche Sicherheit, also daß man über die Furcht der Fremden nur lächelt; in Neapel aber, wo es allerdings raublustiges Gesindel giebt, ist wenigstens Stadt und Umgebung gleichfalls gefriedet, und die Räuber hausen in entlegenen Provinzen.

Dagegen macht im päpstlichen Staate die Regierung selbst den Räuber und plündert den Fremden mit ihrem heillosen Paßwesen. Man kann heutzutage das Königreich Italien durchreisen, ohne nach einer Legitimation weder an der Grenze noch im Innern gefragt zu werden. Italien ist so frei als England; die Grenzer durchsuchen die Effekten und lassen die Personen ungeschoren. Beim Eintritt ins österreichische Gebiet wird nach altem Zopfe der Fetzen Papier noch beschnüffelt, welcher lächerlicher Weise den Staat vor gefährlichen Eindringlingen schützen soll; indeß kann man jetzt wenigstens auch Verona und Venedig betreten, ohne, wie noch vor kurzem, von der Polizei behelligt zu werden. Was aber für mich die Hauptsache ist, man heftet doch Unterschrift und Stempel unentgeltlich auf die Legitimationsurkunde. Das war von jeher, auch in den Zeiten, wo jedes italienische Herzogthum den Durchreisenden brandschatzte, ein echt kaiserlicher Grundsatz. Rom aber erhebt noch die schändliche Steuer für das Paßvisiren bis zu einer beträchtlichen Höhe und unter pedantischen Anforderungen, daß auch dem Phlegma die Geduld vergeht. Ich will gleich hier meine Leiden zu einem Bilde zusammenstellen, damit ich im Verlaufe meiner weiteren Erzählung davon schweigen kann. Als ich in Genua mich fürs Dampfschiff einschreiben lassen wollte, forderte der Agent meinen Paß und sagte, er dürfe mir erst dann ein Billet geben, wenn ich das Visum des päpstlichen Consuls hätte. Dieser Herr war gerade bei Tische und ließ mich nach einer Stunde wieder beschreiben, stellte aber nachher für seine Unterschrift 42 kr. ein; so weit handelte der Gypsfigurenmann, der mit kläglicher Geberde meine Armuth schilderte, für mich heraus. In Civita vecchia bezahlte ich für weiteres Visiren 15 kr.; dann ließ man mich in Ruhe bis zur Abreise von Rom, was mich einigermaßen in Verwunderung setzte, da meine

Hauswirthin von einer Aufenthaltskarte gesprochen hatte. Vielleicht geht ein dreiwöchentlicher Aufenthalt noch früh aus. Nun aber kauft kein Mensch den Kirchenstaat verlassen, der in Rom kein Visum genommen. Ich gehe auf die Polizei. Man wies mich vorerst zum bayerischen Gesandten, verweigert mir aber die nähere Auskunft über dessen Wohnung. Ich hatte das Reisebuch: Rom und die Campagna von Fournier 1862 bei mir; da finde ich, mein Gesandter, Baron von Berger, wohne in Palazzo Pulieri auf dem Corso. Also wo ist Palazzo Pulieri? Ich muß fast bis ans Ende des Corso laufen, um zu erfahren, daß der Gesandte bereits seit zwei Jahren nach Palazzo Galizin auf Piazza Clemente gezogen; macht wieder eine Entfernung von einer halben Stunde. Nun wußte ich zwar, daß der Gesandte verreist sei; aber daß er sein Amt des Paßvisirens einem Lederhändler, der in einem Gäßchen Arco de' Carboniani 68 wohnt, übergeben, erfuhr ich erst an Ort und Stelle. Glücklicherweise war auf dem bayerischen Stempel zugleich Gratis gestochen, das besänftigte wieder meinen Aerger; denn ich halte viel aus, wenn es nur nichts kostet. Die bayerische Regierung ist jedenfalls hochherzig, dachte ich, und mein Specialpatriotismus schwang sich auf in die Lüfte. Aber ich frage: Wozu brauchte mich die Polizei zu meinem Ministero, wie sie sich ausdrückte, zu sprengen, nachdem doch bereits ihr eigener Stellvertreter in Genua mir seine heilige Unterschrift ausgeschmiert hatte? Und wenn sie das auch thun mußte, warum hält sie sich keine Liste derer, die für den Augenblick zum Visiren berechtigt sind? Das Wort des Polizeiaktuars, der noch dazu meinen Namen Hoffmann trug und von einem deutschen Vater stammte, aber kein Wort deutsch verstand, das stolze Wort: Das geht uns nichts an, wo Ihr Ministero wohnt, hätte mich wohl gestachelt mich mit ihm ein wenig herumzubeißen, wäre ich nur der Sprache so mächtig gewesen, um ohne Bedenken eine Opposition gegen die Polizei wagen zu können. Endlich kam ich glücklich mit meinem Visum nach Monte Citorio in den Polizeipalast zurück und erhielt daselbst für 2 fl. 30 kr. die Erlaubniß nach Neapel zu reisen, nur daß ich beim Austritt aus dem Land in Ceprano abermals 15 kr.

zu erlegen hatte. In Neapel fragte natürlich kein Mensch nach meinem Passe. Da ich aber, noch unbekannt mit dem chicanösen Paßwesen, meinen weitern Reiseplan zu verfolgen, wieder von da zurück nach Rom wollte, so begann die vorige Prozedur von neuem. Also zuerst zum römischen Ministero; der war zwar vor wenigen Tagen der Conspiration verdächtig erst eingesteckt, dann außer Landes gejagt worden; aber sein Secretär, ein altes verhutzeltes Männchen, war zurückgeblieben, die Reisenden um ihr Geld zu bringen. Mit dem Selbstbewußtsein eines Herrschers gab er mir den Paß zurück, weil ich ihn zuerst von meinem Ministero beglaubigen und dann von der Polizei unterschreiben lassen müßte. Aber ich habe ja als Bayer keinen Ministero in Neapel; denn unsere Regierung schmollt noch mit der sardinischen. Dann gehen Sie zum preußischen. Der Consul der ersten reindeutschen Großmacht, ein Kaufmann in einem großen Hause, nahm für seine Dienstleistung, nachdem ich mich bereits bedankt hatte, 1 fl., worauf ich meinen Dank wieder zu mir nahm. Die Polizei in Neapel ließ sich darauf 1 fl. 35 kr., der päpstliche Secretär endlich 1 fl. 12 kr. bezahlen; in Ceprano sodann kostete der Eintritt ins Römische wieder 15 kr. In Rom mußte ich meinen bayerischen Lederhändler abermals bemühen, bevor sich die Polizei bequemte, mich nach zweitägigem Aufenthalt aus dem Kirchenstaate zu entlassen. Allein der Lederhändler war inzwischen verreist, und sein Bruder schickte mich zum würtembergischen Konsul, der jetzt den bayerischen Staat mit vertrete. Der befand sich gerade auf einer Landpartie; aber sein Bruder, ein recht gefälliger junger Mann, eilte vom Essen weg, mich zu bedienen, falls der Bruder das Siegel nicht eingesperrt habe. Victoria! das Siegel findet sich vor, ein ganz unberechtigter Mensch drückt das Visum auf, und die Polizei ist befriedigt. Doch muß ich dieser natürlich wieder 2 fl. 30 kr. zahlen, denen dann, um es kurz zu machen, nur noch andere 30 kr. folgten, nemlich 15, als ich mit dem Eilwagen aus Roms Thoren fuhr, und andere 15, als ich die Grenze des Kirchenstaates überschritt. So hat mich also das römische Gouvernement, alle diese Posten zusammengezählt, um 10 fl. 44 kr. bestohlen.

Doch bald hätte ich bei meiner langen Abschweifung vergessen, daß ich erst in Civita vecchia bin. Ohne vom Städtchen mehr gesehen zu haben als das Mauthhaus, eilten wir gleich nach der Eisenbahn; denn der Zug ging bald nach Ankunft des Schiffes; nun fuhren wir drei Stunden lang durch eine fast ganz verbrannte Landschaft, auf welcher Herden großer weißlicher Ochsen und Pferde grasten; ein Vorschmack der römischen Campagna, deren trüben und doch großartigen Eindruck wir späterhin wiederholt empfanden. Vor uns lag in blauender Ferne das Albanergebirg, bald nahte auch Monte testaccio, der Scherbenberg, eine ziemlich ansehnliche Höhe, die den Alten noch unbekannt sich im Innern der Stadt aus dem zusammengefahrenen Schutt von den Trümmern des zerstörten Alterthums gebildet hat, schon blickt auch S. Peter herüber, und der Zug hält am provisorischen Bahnhof.

Unser gewohntes Reiseglück hatte uns von Civita vecchia aus einen Düsseldorfer Maler, Herrn Flamm, als Gesellschafter gegeben, welcher sich früher Jahre lang in Rom aufgehalten hatte und uns auf dem Weg allerlei gute Rathschläge, auch über die Landschaft, die wir durchflogen, willkommene Auskunft ertheilte. Hätten wir diesen Genossen nicht zur Seite gehabt und in gewohnter Weise die Gelegenheit mit dem Omnibus in die Stadt zu fahren mißachtet, so wären wir nur mühevoll an das Ziel gekommen, welches der Reisende erst mit dem Besitz eines festen Quartiers erreicht, hätten auch schwerlich ein so gesundes und angenehm gelegenes Logis ausgekundschaftet. So fuhren wir gleich den weiten Weg bis zur spanischen Treppe und erquickten und erfrischten uns mit Sack und Pack eintretend im weltbekannten Café greco, nachdem wir nothgedrungen bis gegen 11 Uhr gefastet hatten. Ich zeige einem der Kellner mehrere Briefe vor, welche mir gefällige Freunde mitgaben und an jenes Kaffeehaus adressirt hatten, und gelange, indem ich ihm meine Absicht nach einer Wohnung bemerklich mache, alsbald in das rechte Fahrwasser. Zwar die Frau seiner eigenen Bekanntschaft, an die er mir einen Zettel gab, hatte alles vermiethet; aber eine zweite, zu welcher uns jene durch ihren Knaben führen ließ, Candida Borgon-

bedero, nach italienischer Sitte blos Candida genannt, räumte uns für täglich 45 fr. bereitwillig ein sehr großes Zimmer ein; sie hätte es vielleicht noch wohlfeiler gethan, wenn ich gehandelt hätte; so aber verband ich mir die Hausleute zu größter Dienstwilligkeit und Freundlichkeit. Wir wohnten die 19 Tage unseres römischen Aufenthaltes in dem von Fremden, namentlich deutschen Künstlern, wegen seiner gesunden Lage gesuchtesten Stadttheil auf dem Monte Pincio, nemlich in der Gasse S. Isidoro N. 26, und ich kann meine Candida als eine brave an ihren Miethbewohnern den herzlichsten Antheil nehmende Frau jedem, der sich einige Wochen in Rom aufzuhalten gedenkt, aufs beste empfehlen.

Es war heute nicht allein Napoleonstag, der die Römer selbst natürlich nur oberflächlich berührte, sondern auch einer der größten kirchlichen Feiertage, Mariä Himmelfahrt, an welchem der Papst vom Balcon der Kirche Maria maggiore das auf dem Platze andächtig knieende Volk segnet. Um diesen Anblick waren wir nun allerdings gekommen; wir hätten wohl, wenn wir gleich vom Omnibus aus hingerannt wären, noch ein Stückchen Segen erhaschen können; aber nachdem wir unser festlich Kleid angethan, war die Comödie aus; so sahen wir uns zunächst nach etwas Soliderem um, nach einem ordentlichen Stück Braten.

Wir folgten auf gut Glück dem langen Straßenzuge, der sich von der Kirche Trinita de' monti anhebend in schnurgerader Richtung über den quirinalischen und viminalischen nach dem esquilinischen Hügel fortsetzt und auf der Mitte des letztern mit der quer herüberstehenden Maria maggiore einen vorläufigen Abschluß findet. Der Freund des Alterthums, der die sieben Hügel Roms noch von der Schule her im Kopfe hat, freut sich vom Pincius beginnend, der den andern an geschichtlicher Bedeutung nachsteht, gleich bequem über eine gute Anzahl der Hügel mühelos hinspazieren zu können. Ich zog also meinen zu Beckers römischen Alterthümern angefertigten Stadtplan aus der Tasche und war eben im Begriff in Ermanglung anderer Scholaren meine Frau zu belehren, daß wir jetzt vom Pincius herunterstiegen, um uns jenseits des Barbarinischen Platzes

nach dem Quirinalis zu erheben, als dieſe, in der Weiſe zerſtreuter Schüler herumgaffend, zur Rechten an einem unanſehnlichen Hauſe von baufälligem Aeußern auf einer Tafel die Aufſchrift gewahrte: „Deutſche Küche“. Nach dieſer Entdeckung war alle Aufmerkſamkeit verflogen; was nützte mir's, daß ich mein Erſtaunen darüber ausſprach den Zwiſchenraum zwiſchen Pincius und Quirinalis nicht breiter und tiefer zu finden? was nützte mir's, daß ich gerührt anhob: „So ſind wir denn wirklich auf dem claſſiſchen Boden, wo einſt Cicero und Cato gewandelt ſind?“ Da drüben ſteht geſchrieben: „Deutſche Küche“, und es handelt ſich jetzt lediglich um die Frage: Wird es in dieſem ſchmutzigen Hauſe, an welchem allenthalben die rothen Backſteine zwiſchen den angetünchten Stellen hervorſchauen, etwas Gutes zu eſſen geben? Wohl uns, daß wir vertrauten! Waren wir doch in eines der beliebteſten Speiſehäuſer Roms gekommen, zum Carlino, den während des Sommers viele nur deshalb meiden, weil ſeine Koſt zu kräftig und nahrhaft ſei. Wir hätten uns jedenfalls durch ſolche Warnung nicht abſchrecken laſſen; wir ſehnten uns ja nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens und bedurften der Kraft; denn ſeit Nürnberg hatten wir nicht warm zu Mittag gegeſſen, und ſo war uns die treffliche Nudelſuppe nebſt dem Truthahn ein treffliches Labſal; was mir aber eine wahrhaft kindiſche Freude machte, war das ſchmackhafte Weißbrot, das vollkommen dem gleich war, welches man in meiner Geburtsſtadt Ansbach unter dem Namen römiſches Brot verkauft.

Von Ansbach kamen wir gleich nach Nürnberg; was konnte gemüthlicher ſein? Denn auf dem Platze Barberini, wenige Schritte vom Carlino, ſahen wir den leibhaften „Waſſerſpeier“ vom „Neubau“ ſeinen Strahl aus der Muſchel blaſen; man nennt ihn in Rom mit ſchicklicherem Ausdruck den Tritonen. Und nun weiter die lange Straße auf und ab: Quirinalis, Viminalis, Esquilinus — ich konnte nicht ſatt werden meiner Frau die Hügel vorzuſagen, die ich anderswo gar nicht beachtet hätte; das macht der Heiligenſchein der Geſchichte. Was uns auffiel beim erſten Gang durch die lange Straße, war ihre Oede. Hier auf der Höhe iſt man außerhalb

der Hauptadern des Menschenverkehrs, im Quartiere der Fremden, besonders der deutschen Künstler, und in den heißen Sommermonaten meidet man Rom eher, als daß man es aufsucht; da streifen die Maler im Gebirg herum, und andere Leute, welche Miethwohnungen suchen, sind nicht da. Aber auch sonst ist Rom keine sehr lebhafte Stadt; man rühmt seine Stille im Gegensatz zu Neapels Lärm als einen Vorzug. Auf der Höhe des Esquilinischen Hügels erhebt sich eine der Hauptkirchen, eben jene Maria maggiore, von deren Balcon der Papst heute den Segen gespendet hatte. Die Menge hatte sich längst verlaufen, die großen Räume um die Kirche waren fast menschenleer; nur daß bald rechts bald links ein Bettler auf uns zukam und eine Gabe heischte. Die schöne Basilika war im Innern verünziert; ihre 42 jonischen Marmorsäulen trugen blutrothe Ueberzüge, welche in Italien an keinem Kirchenfeste fehlen, eine seltsame Geschmacklosigkeit bei dem sonst so kunstsinnigen Volke. Man glaubt die Kirchen zu zieren, indem man gerade ihren Hauptschmuck, die Säulen, in rothe Tücher bindet. Man nimmt sich in den römischen Kirchen kaum Zeit zur Betrachtung der Herrlichkeiten; das Einzelne verschwindet in der Fülle; und ob man's thäte, es würde doch bei der Masse merkwürdiger Kirchen sich wieder aus dem Gedächtniß verwischen. Freilich sind unter den 400 Kirchen der Stadt auch sehr viele unbedeutende. Interessirt man sich vollens noch für Reliquien und Legenden, so wird man nicht fertig. Einem gläubigen Katholiken muß die heilige Stadt in einer Glorie erscheinen, von der ein Heide meiner Art kaum eine Ahnung hat. Wenn man jenem z. B. nur in Maria maggiore die Krippe Jesu und das Heu aus dieser Krippe, die Milch der heil. Jungfrau, den Körper des Apostels Matthias, den Arm des heil. Lucas zeigt, den dieser selbst dem Papste Gregor dem Großen auf sein Bitten aus dem Grabe heraus reichte, was muß er alles empfinden! Wir profanen Menschen erwehren uns bei solchen Erzählungen und Merkwürdigkeiten mit Mühe des Lächelns; für uns ist das christliche Rom ein Schmarotzergewächs, welches das heidnische erstickt hat; um jenes recht zu genießen, bedarf man den Glauben, der Berge

verſetzt; aber der Beſitzer dieſes Glaubens müßte ſich ſelig fühlen. Dagegen würde freilich ein ſolcher Mann von chriſtlichem Vollblut wieder kalt bleiben beim Anblick der Ueberreſte aus dem claſſiſchen Alterthum, welches uns Heiden vor unſerer Phantaſie wieder aufersteht mit all ſeiner Götterpracht. Das iſt eben der Hauptreiz dieſer einzigen Stadt: der denkende wie der empfindende Menſch, der Geſchichtskenner und der Mirakelgläubige durchwandelt ſie Schritt für Schritt mit fortdauerndem Enthuſiasmus, welchem jedes neue Monument, jede neue Erinnerung friſche Nahrung zuführt.

Wir bogen auf dem Rückweg in die Straße ein, die nach Monte Cavallo führt. Da ſtehen ſie ja, die berühmten Roſſebändiger, vor dem Obelisk, neben dem reichſtrömenden Quell, der ſeine Waſſermenge aus einer Schale in die andere gießt. Eine geſchmackloſe Zeit hat beim Aufſtellen die Pferde verwechſelt, ſo daß ſie das Haupt von der zwingenden Hand ab-, ſtatt ihr zukehren. Die koloſſale Größe der Männer fällt nicht auf, weil die Paläſte umher von gleichen Verhältniſſen ſind. Dieſe Bemerkung läßt ſich auf ganz Rom ausdehnen; nirgends ſetzen ſeine Maſſen in Verwunderung; denn alles iſt dort groß, und ſo verliert man den Maßſtab; aber wenn man von da wieder in Städte kommt, die man früher bewunderte, ſo ſchwinden die Gegenſtände der Bewunderung zuſammen. Wie mit der Größe verhält es ſich oft mit der Zahl. Man blickt, um nur eines anzuführen, in Paris mit einer gewiſſen Ehrfurcht auf den Obelisk in der Mitte des Concordienplatzes. In Rom erheben ſich 12 ſolcher Obelisken auf verſchiedenen Plätzen; man beachtet ſie kaum. Erſt wenn man etwa nachher in der Heimat einen Ueberſchlag deſſen macht, woran man ziemlich gleichgiltig vorüber gegangen; wächſt die merkwürdige Stadt wieder zu ihrer alten Größe, die man vor ihrer Beſchauung dunkel geahnt hatte. — Die Roſſebändiger wenden ihre Vorderſeite dem weitläufigen Palaſte des Quirinal zu, der gleich dem Vatican von Schweizern bewacht wird. Dieſe Faulenzergarde des heiligen Vaters ſieht in unſere moderne Zeit herein wie Harlekine. Nur der Helm mit preußiſcher Spitze gemahnt an die Gegenwart; aber ihre roth und gelb ausgezackte

Uniform mit geschlitzten Aermeln und ihre Piken zaubern uns Landsknechte vor, wie sie sich nur für den Mummenschanz schicken wollen. Diese Soldaten sind dem Deutschen bequeme Dolmetscher, welcher sie ohne weiteres in seiner Muttersprache anreden kann, und von denen er im breiten Schweizerdialect eine freundliche Auskunft erhält.

Und nun auf gut Glück herunter vom Hügel des Quirinal in die ebene Stadt, die mit ihrem Häusergewirr und ihren planlos ineinandergeschobenen Gäßchen fürs erste einen peinlichen Eindruck machte. Rom hat zwar eine Anzahl geradliniger Straßen; aber auch diese sind meist eng im Verhältniß zu den hohen Häusern und Palästen; der Corso, die berühmteste, welche vom Volksthore mitten durchs Herz der Stadt bis in die Nähe des Capitoliums führt, ist durchschnittlich nicht breiter als 16 Schritte. Aber in den Zwischenräumen von einer Hauptstraße zur andern verstrickt man sich in ein Gewinkel, aus welchem nur der Eingeborene immer sicher den Ausweg kennt. Fürs erstemal gab uns der Sand ein Merkzeichen ab. So oft nemlich der Papst eines Festes wegen eine Kirche besucht, streut man Sand auf allen Straßen, durch welche seine Equipage kommt. Diesem nachgehend hofften wir mit Grund zum Vatican zu gelangen, der am äußersten Ende der Stadt neben der Peterskirche sich auf sanfter Anhöhe erhebt. Freilich hatte sich der Sand durch vieles Fahren bis gegen Abend in feinen Staub aufgelöst, welcher die ganze Luft erfüllte und bei der schwülen Temperatur doppelt unangenehm war; indeß ein Nürnberger verschluckt auch eine gute Portion Staub mit heroischem Gleichmuth. Auch lenkten die zahlreichen Fuhrwerke der hohen Kirchenfürsten häufig die Aufmerksamkeit von mißlaunigen Betrachtungen ab. Hinten auf den reichvergoldeten Gallakutschen standen immer drei Bediente, altmodisch auffrisirt und in Rococolivree, meist wohlgenährte von Gesundheitsfülle strotzende Leute, ein lächerlicher Anblick, wenn nun der eine herabsprang und ein verhutzeltes geistliches Männlein aus dem Schlage herausließ.

Unser Zickzackweg nach dem Vatican brachte uns von ungefähr gegen Abend auch nach Piazza Navona, recht eigentlich einem Platze des müssigen Volkes. Ein langgezogenes Viereck von 390 Schritten der Länge und 83 der Breite nach, wie ich meiner alten Gewohnheit getreu selbst ausgemessen habe, ist dieser Platz mit Buden von Obst- und Gemüsehändlern, auch mit Tischen und Bänken bedeckt; eine armselig gekleidete Menge saß umher, Melonenstückchen, gekochte Bohnen, aufgeklopfte Nüsse, gebratene Kastanien und ähnliche Delicatessen verzehrend. Drei große Brunnen zieren den langgedehnten Platz, darunter der mittelste von kolossalen Verhältnissen. Auf einem ausgehöhlten Felsen in Mitte eines weiten Beckens steht ein Obelisk; an den Seiten des Felsen sind vier Figuren angebracht mit entsprechenden Thieren, eine Symbolik der größten Flüsse der Erde. Mag uns auch dieses große Werk Bernini's als zopfig erscheinen, wie vieles andere, was dieser zu seiner Zeit berühmteste Künstler in Rom geschaffen, als Decoration wirkt es doch im Ganzen höchst bedeutend. Im Monat August verstopft man an den Sonntagen die Abzugsröhren dieser Brunnen und setzt so den Platz unter Wasser, einer alten Tradition aus Domitians Zeiten folgend, wo hier Seegefechte gehalten wurden. Wir sahen eines Nachmittags das langweilige Schauspiel mit an. Eine Menge Volkes stand an den Ufern des improvisirten Teiches gaffend umher, die Zugänge der Straßen bewachten päpstliche Reiter mit gezogenen Schwertern, wir wußten nicht, warum; denn es gab rein gar nichts zu beaufsichtigen; wenn nur wenigstens einige Gassenjungen mit aufgestülpten Hosen im Wasser herumgelaufen wären! Eine einzige Chaise sah ich hineinfahren, deren Kutscher vielleicht der Mühe sie anderweitig zu schwemmen überhoben sein wollte. Und dennoch versicherten mir meine römischen Freunde, als ich über dieses langweilige Volksfest schmähte, die Leute vergnügten sich dabei. Wohl möglich; denn die Römer sind ein ruhiges, gesetztes, einfaches Volk, welches mit Lustbarkeiten keineswegs übersättigt ist.

Schon sank die Sonne unter den Horizont, als wir auf der Engelsbrücke die Tiber überschritten; der große eherne Engel der

Engelsburg schimmerte wie golden. Aber weder die unschönen Steinengel der Brücke noch der metallene der Burg konnten das Andenken an den alten Kaiser Hadrian verscheuchen, der diese Brücke über den Fluß geführt und diesen heutigen Festungsbau für sich und seine Nachfolger als prächtiges Grabmal errichtet hatte. Das ist eines jener Gebäude in Rom, an denen ein großes Stück Geschichte hängt; gefangene und geflüchtete Päpste und Volksmänner, Kampf der Parteien, Belagerungen von äußern Feinden, was hat es nicht alles gesehen, seitdem es Burg und dann Festung geworden! Es liegt in der Ebene hart an der Tiber, zur Zeit Hadrians noch außer dem Bereiche der Stadt; damals muß es einen herrlichen Anblick gewährt haben als schöner Rundbau, marmorumkleidet mit drei nach oben sich verjüngenden Stockwerken und zahlreichen Statuen, welche im Jahre 537 die Römer auf die stürmenden Gothen herabwarfen. Jetzt ist es nur eine große Steinmasse, die in ihrer gegenwärtigen Form die ehemalige Bestimmung nicht mehr ahnen läßt.

Und nun weiter, ehe der dämmernde Abendschein erlischt, daß wir am äußersten Ende der Stadt noch in günstiger Beleuchtung den prächtigsten aller Plätze überschauen, den Platz vor S. Peter. Ganz goldgelb schimmerten die beiden in elliptischer Form ihn umschließenden Säulencolonnaden im letzten Tagesscheine, und im Hintergrunde schaute von der sanft ansteigenden Höhe hinter ihren breiten Treppen groß und doch nicht übermächtig, mehr schön als erhaben die erste Kirche der Christenheit hernieder; im engen Anschluß an sie die schmale Seite des Vatican, dessen weite Ausdehnung sich fürs erstemal nicht vermuthen läßt. In der Mitte des Oblongums vor der Kirche steht ein Obelisk, zu beiden Seiten schießen zwei Springbrunnen, das größere Urbild der Münchener Brunnen in der Ludwigsstraße, ihre dicken Wassersäulen in die Luft und lassen sie massenhaft wieder herabplätschern auf die umgestürzten Schalen. So harmonisch das alles zusammenpaßt, so fesselten unsere Augen doch vor allem die prächtigen Säulenreihen. Vierfach stehen die Säulen hinter einander und bilden bedeckte Hallen, deren jede aus drei

Bogen besteht, einem für Wagen und zwei für Fußgänger. Die Dächer der Hallen ruhen auf je 284 Säulen dorischer Ordnung und auf 88 Pilastern.

So hatten wir gleich am ersten Tag einen kleinen Ueberblick über eine gute Hälfte der bewohnten Stadt gewonnen; was aber unsere Freude noch erhöhte, war die Ueberraschung, dieselbe zu Ehren der heiligen Jungfrau fast allenthalben beleuchtet zu sehen. Die Italiener sind Freunde von Illuminationen und nicht bloß bei wichtigen politischen Ereignissen, auch bei Kirchenfesten erhellen sie die Nacht mit Lämpchen und farbigen Ballonen.

Doch wozu soll ich meine Leser durch das Getümmel bemühen, das uns allein schon Arbeit genug machte, bis wir den spanischen Platz wieder erreichten, von wo wir dann noch die etwa 130 Stufen der eleganten spanischen Treppe zu steigen hatten, ehe wir unserem Quartier nahe kamen. Bleiben wir gleich bei unserem Riesenbau, dessen Inneres zu sehen ohnehin unsere nächste Morgenaufgabe war.

Kenner und Nichtkenner haben an ihm ihre mäkelnde Kritik geübt; mir erschien er würdig, großartig, erhebend. Man hat ihm u. a. den Vorwurf gemacht, er verberge dem Auge seine Größe; erst durch Berechnung trete uns diese nahe; denn alle Verhältnisse seien gleichmäßig erweitert und täuschten so den Beschauer. Ich meine, das sei eher ein Lob als ein Tadel; denn wären einzelne Theile oder auch Figuren, z. B. die Engel, welche die Weihwasserbecken halten, in der Vergrößerung zurückgeblieben, so wäre der Vorwurf zur Hand, sie paßten nicht zum Ganzen. Es konnte nicht im Plane irgend eines der Meister liegen, die von Michel Angelo bis Bernini 120 Jahre lang daran gebaut haben, einen Koloß herzustellen; der Bau sollte ja ein würdiger Tempel, ein Abbild der Kirche Christi sein, groß und erhaben, aber zugleich beruhigend für die Seele. Auch das Kolossale kann und soll noch als Schönes wirken. Rühmt man es doch immer der „Bavaria" nach, daß niemand ihr's anmerke, wie viel Personen sie in ihren Kopf aufzunehmen im Stande sei; warum stellt man an eine Kirche das Ver-

lungen, daß sie mit ihrem Umfange kokettire? Das Unzureichende des Eindrucks, das so manche beim erstmaligen Betreten von S. Peter empfunden, rührt meines Erachtens hauptsächlich von der ungemessenen Erwartung her. Man kommt heran mit dem Gedanken: Hier siehst du ein Wunder der Welt, die größte Kirche der Christenheit; man stellt im Geist ich weiß nicht welches Verlangen, und das Auge sieht sich bei aller Ausdehnung durch Mauern und Pfeiler beschränkt. Viele Reisende lassen auch ihrer Zunge den Lauf ohne vorher durch Anschauen ähnlicher Bauten den Blick recht geübt zu haben. Für S. Peter bietet sich zunächst die Paulskirche in London zur Vergleichung dar; diese zeigt mit ihren weißen kahlen Wänden ihre Größe, aber zugleich ihre Langweiligkeit; nur ein Engländer kann sich dort erbauen. Dazu kommt noch ein Vorurtheil, das wir Deutsche von Kind auf eingesogen, als müßte eine Kirche vor allem ehrwürdig, d. h. düster sein. Wir sind einmal an die Gothik gewöhnt; diese entspricht unserem Himmel wie unserer Gemüthsverfassung; als hätten wir draußen im Leben zu wenig Anlaß zur Verstimmung, gehen wir in die Kirche, uns noch gründlicher zu peinigen. In Rom ist jener Baustil bei einer einzigen alten Kirche angewandt, und auch diese haben sie in neuerer Zeit mit recht lebhaften Farben angestrichen, um den finstern Eindruck zu mäßigen. Die Bauart der Alten ist dort auch im Kirchenstil herrschend geblieben: lauter Basilikenform, wo man häufig die schönen griechischen Säulen verwandte, dazu Gold und Marmor die Fülle, getäfelte und gemalte Decken, heitere cassettirte Tonnengewölbe, reicher Schmuck an Bildern und Monumenten, kurz alles, was die Phantasie anregt und mehr heiter beschäftigt. Von allem, was die Kunst bieten kann, um ein Gotteshaus würdig zu zieren, ist in der Peterskirche der angemessene Gebrauch gemacht; alles ist in entsprechender Größe vorhanden und gar nichts drängt sich als Einzelnheit hervor. Manche Aberrungen von der wahren Kunst nimmt man leichter in den Kauf, weil das viele Vortreffliche ihnen die Wage hält. Ueber dem Anblick der Kuppel verzeiht man das häßliche Tabernakel. Du trittst in die weite Vorhalle mit ihrer Decke von

prächtigem Stucco; du gehst ein durch eine der fünf Thüren, nachdem du vor Begierde kaum einen flüchtigen Blick geworfen auf Giotto's berühmtes Mosaik, wo Petrus dem Herrn auf dem Meer entgegeneilt; es umfängt dich eine dreifache Halle, 592' lang, das Mittelschiff 148' hoch, durch 8 Pfeiler gestützt, die drei Schiffe durch Bögen verbunden, die Wände mit buntem Marmor bekleidet. In den Marmorboden sind die Längen der Kirchen eingelassen, die S. Peter an Größe zunächst stehen: zuerst kommt die Paulskirche in London, dann der Dom zu Florenz, nun der Mailänder, an welchen sich S. Petronio in Bologna, S. Paul außer den Mauern in Rom, endlich S. Sophia in Konstantinopel reiht. Wohl ladet diese oder jene Sculptur, wie Michel Angelo's berühmte Pieta in einer Seitenkapelle rechts, oder am letzten Pfeiler des Mittelschiffes die alte Bronceſtatue S. Peters, welcher die Gläubigen den rechten Fuß durch Küssen ganz abgenützt haben, zu längerem Verweilen ein, wohl möchte manch Mosaikbild der Altäre — denn alles scheinbar Gemalte ist in S. Peter Mosaik, gleichsam geschaffen für die Ewigkeit — deine Blicke auf länger beschäftigen; aber dein Verlangen zieht dich unaufhaltsam unter die Kuppel Michel Angelo's, deren Großartigkeit und schöne Verhältnisse auch die kühnsten Erwartungen mehr als befriedigen. Aus einer Höhe von 380' schaut Gott Vater hernieder, und die andern Mosaiken an den Wänden sind durch 16 Fenster trefflich beleuchtet, der ganze Raum durch 32 Säulen gegliedert. Die Höhe und der Umfang der Kuppel wird allerdings erst recht klar, wenn man sie besteigt und von einer ihrer Gallerien auf das Innere der Kirche oder auf Stadt und Umgebung niedersieht. Der Aufgang ist äußerst bequem und mühelos; nur in die oberste Kugel hat man auf einer eisernen Leiter zu klettern. Bekanntermaßen kann man sie auch im Innern auf zwei Stockwerken ganz umgehen. Das 92' hohe, 186,000 Pfund schwere eherne Tabernakel sammt der vertieften Confession mit ihren 89 Messingtampen — die silbernen haben die Franzosen gestohlen — erscheint ganz klein aus solcher Höhe und selbstverständlich noch kleiner die Menschen; aber in das Geschrei, das viele Touristen über den Un-

druck machen, welchen sie beim Hinabschauen empfunden hätten, kann ich unmöglich einstimmen. Die Vogelperspective thut ja nirgends eine sonderlich künstlerische Wirkung.

Es war ein Sonntag Vormittag, als wir zum erstenmal die Kirche betraten, und, wie auch nachher immer — ziemlich leer fanden. S. Peter liegt zu weit entfernt von der eigentlichen Stadt; auch können sich die Kirchgänger in gar viele Tempel vertheilen, und Andächtige suchen nicht immer die schönsten auf, endlich würde auch die ganze fromme Bevölkerung diese Räume nicht füllen; an Ostern rechnet man allerdings die Versammlung auf 80,000 Köpfe; aber da geht es in Rom wie bei uns am Sylvesterabend, wo auch ein guter Theil der Anwesenden den Kirchen nur seinen jährlichen Staatsbesuch abstattet. Uebrigens bemerkte ich am Sonntaggottesdienste keinen Unterschied von dem in der Woche. Stillmessen mit ihrem Glöckleinklingeln, eintöniger Gesang der Domherren, die sich gewiß — das hört man heraus — dabei nicht sonderlich auf Flügeln der Andacht emporschwingen, keine Instrumentalmusik. Während meines oftmaligen Aufenthaltes in Italien ist nur zweimal, vor zwei Jahren in Lucca und nun in Rom in der französischen Kirche am Feste des heiligen Ludwig, der Ton von Instrumenten in mein Ohr gedrungen, was ich nur deshalb bemerke, weil manche glauben mögen, in Italien müsse es wenigstens an Sonntagen aus allen Kirchen von Pauken und Trompeten schallen.

Was mir in der Peterskirche angenehm auffiel, waren die Beichtstühle für sehr verschiedene Nationen. Auf jedem derselben steht es angeschrieben, welcher Sprache er angehöre. Man fühlt sich also gar nicht als Fremder; man sieht, die Kirche sorgt nach Kräften für ihre Kinder auch aus entlegenen Landen. In andern Kirchen sah ich nachher gleiche Fürsorge für das Seelenheil der Ausländer getroffen, wenn auch nicht in der nemlichen Ausdehnung. Die Peterskirche bedeckt nicht weniger als 8 Morgen Landes und hat eine Summe von 72 Millionen Gulden gekostet zu einer Zeit, in der man ungleich wohlfeiler baute als heutzutage; die bloßen Reparaturen verschlingen jährlich im Durchschnitt 75,000 fl.

Um den untern Fries der Kuppel läuft in 5' hohen Buchstaben die Inschrift: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam; ein Sarkophag in der Confession, dem heiligsten Orte der Kirche, schließt die Gebeine des ersten Apostels ein, der mit Paulus die römische Gemeinde gegründet und 25 Jahre in Rom als Bischof geweilt hat, bis er zugleich mit seinem großen Genossen, das Haupt nach unten, daselbst gekreuzigt wurde — so erzählen spätere Kirchenväter, so weiß man in Rom, wo auch der Ort der Kreuzigung bekannt ist, wie der Ort, wo Petrus gewohnt und seinen Nachfolger geweiht hat, nemlich bei Pudens, dem Vater der heiligen Praxedis und Pudentiana. In einer Kapelle der uralten kleinen Kirche ist in den Altar ein hölzerner Tisch eingeschlossen, an welchem er Messe gelesen. Daß er im Mamertinischen Gefängniß gefangen gesessen, ist nun vollens unzweifelhaft — bestünde nur die vorurtheilslose Kritik nicht auf dem Satze, daß Petrus schwerlich je nach Rom, vielleicht nicht einmal nach Europa gekommen ist.

Wenn also ein gläubiger Katholik die Peterskirche, den Schrein der heiligsten Reliquien, das Sinnbild der triumphirenden Kirche verläßt, die fest auf ihren Felsen für die Ewigkeit gebaut ist, so nimmt er ganz andere Empfindungen mit ins Leben hinaus, als ein klügelnder Protestant, der für das christliche Rom kein Organ mehr hat.

Als wir nach Tisch auf dem Wege waren einen Empfehlungsbrief abzugeben, entdeckten wir auf einem mäßigen stark belebten Platz in der Nähe des Corso den herrlichsten Brunnen der Welt, die Fontana Trevi. In ein rundes Becken, von der Weite eines kleinen Teiches, welches den größten Theil des Platzes einnimmt und tiefer als die Straße liegt, ergießen sich aus künstlichen Felsen quellend Bäche Wassers; eine decorative Wand mit Figuren bedeckt die ganze eine Seite eines Palastes; vor ihr in der Mitte steht Neptun von Seepferden gezogen, von Tritonen begleitet, auf einem Wagen. Diese Fontäne macht auf jeden, der sie zum erstenmal sieht, einen überwältigenden Eindruck, der noch durch das Ueberraschende ihres

plötzlichen Erscheinens erhöht wird. Denn nicht wie die meisten Brunnen ist sie von weitem sichtbar; plötzlich sieht man, aus einem der Gäßchen kommend, die dort einmünden, vor ihm und sieht die malerisch vertheilten Wassermassen hernieder stürzen. Am Abend ist der Rand des Beckens dicht besetzt von Menschen, die sich erkühlen und am geschwätzigen Plätschern ihre stille Freude haben, und nachher, wenn sich das Volk verkrochen, bleibt wohl ein verspäteter Waller noch gerne stehen an der einsamen Stelle und horcht dem Rauschen und schaut den unermüdlichen Quellen zu, welche im Mondlicht glitzern.

Dieses Wasser wird als das beste gepriesen in dem wasserreichen Rom, in welchem nicht nur jedes Haus seinen Ziehbrunnen hat, sondern allenthalben die Röhren aufs ergiebigste fließen. Wie mag das erst vor Alters gewesen sein, wo 14 Wasserleitungen, theils unterirdisch, theils auf Bögen geführt, deren Ruinen noch die Campagna beleben, zum Theil aus weiter Ferne her, in Bäder und Brunnen ihre erquickliche Gabe führten! Von den 14 sind nur noch 3 im Gebrauch, und auch diese versorgen die Stadt mit einer Fülle von Wasser, deren keine zweite sich rühmen kann. Wie oft habe ich in der glühenden Hitze meine Blechtasse aus der Tasche genommen und getrunken nach Herzenslust, dem Genusse des Augenblicks ergeben und unbekümmert, ob mir nachher wieder der Schweiß um so reichlicher von der Stirne triefen würde; am liebsten schlürfte ich aber aus der kühlen Trevi, von welcher man nach alter Sitte auch die Abreisenden trinken läßt, weil — so sagt der Volksglaube — der, welcher daraus getrunken, gewißlich wieder nach Rom zurückkehrt.

Wir fanden bei Dr. Erhardt, an den wir empfohlen waren, einem deutschen Arzt, eine äußerst liebevolle Aufnahme und durch ihn vielfache Förderung; auch seine liebenswürdige Gattin bewies sich nicht minder freundlich und herzlich. Nur die diätetischen Rathschläge des Herrn Doctors wollten mir gar nicht zu Kopfe. Sie sind, sprach er, kaum daß ich bei ihm eingetreten, zur ungünstigsten Zeit nach Rom gekommen; bei dieser Hitze ist der Aufenthalt in unserer

Stadt höchst ungesund; Sie müssen von 9 bis 5 Uhr zu Hause bleiben oder wenigstens überallhin zu den Sammlungen fahren, auch nach Sonnenuntergang das Sitzen im Freien meiden; sonst bekommen sie leicht das Fieber. So gut ich auch schon aus meinem Horaz den August als das Erntemonat der Todesgöttin kannte, so widersetzte ich mich doch hartnäckig allen ärztlichen Verordnungen. Herr Doctor, sprach ich, ich werde gar nichts von Ihren Weisungen befolgen; da wollte ich doch lieber gleich wieder zum Thore hinaus als mich ums Fieber bekümmern. Sie sind gegenwärtig schon echauffirt, fuhr er fort; auf Ihrer Stirn steht der Schweiß, und das sollte nicht sein. Du lieber Himmel! dieser Zustand ist bei mir permanent gewesen bis Mitte September, und ich bin doch frisch und gesund geblieben.

Aber mit meiner Frau bekam ich von nun an meine liebe Noth; wo einer der 1100 Fiaker leer auf uns zukam, wollte sie fahren, nicht aus besonderer Freude an dem kostspieligen Luxus, sondern weil ihre Furcht uns fortwährend im Fieber hielt. Zum Glück war mir aber ein praktischer Gedanke gekommen. So oft der Fiakeranfall heftiger zu werden drohte, bog ich mit ihr in ein Kaffeehaus ein und belehrte sie, während wir das köstliche braune Naß hinunterlogen, wie wir für den Preis einer einzigen Fahrt 7½ solcher Tassen bekämen, und wie es doch genußreicher sei, sein Geld auf Caffee zu verwenden. So haben wir in der That meist 4mal des Tages Caffee getrunken, was für uns beide erst einen Aufwand von 24 kr. machte. Es gibt nach meiner Erfahrung kein besseres Mittel gegen die Hitze als schwarzen Caffee, und den bekommt man in Rom mit oder ohne Milch die Tasse zu 3 kr., auch so viel Zucker dazu, daß ich mir gewöhnlich noch ein Zuckerwasser davon machte. Chocolade mit Milch, aura genommt, ist um 4½ kr., Eis um 6 kr. zu haben, mit einem Worte die Fabrikate der Caffeehäuser sind äußerst wohlfeil. In den zwei Lokalen, die wir am meisten mit unserer Gegenwart beehrten, fanden wir auch die allgemeine Zeitung und Aussprache von Deutschen, sogar ehemaligen Nürnbergern. Da war Herr Rothbart, Herr Lang, der stattliche Mann mit dem langen Barte, der

vor zwei Jahren noch hier Professor an der Kunstschule gewesen, Herr Wüger, ein gemüthlicher Schweizer, der gleichfalls längere Zeit hier seine Wohnstatt hatte, und durch diese wurden wir wieder mit andern deutschen Künstlern bekannt, so daß wir uns in Rom bald wie zu Hause fühlten. Ohnehin ist von einer Abneigung der heimischen Bevölkerung gegen unsere Nationalität in der Weltstadt keine Spur. Die Römer, von jeher gewohnt alles Volk zu beherbergen, achten den Fremden, weß Landes er sei; sie sind die eigentlichen Kosmopoliten, die nur seit lange nicht mehr in die Weite ziehen, dort Geld zu holen, sondern warten, daß das Ausland ihnen Goldstücke hereinträgt. Wir tafelten Mittags meist in einem Speisehaus „zu den vier Nationen", in dessen halbdunklem weitem Parterreraume, der nach Landessitte zugleich Küche und Salon ist, sich in der That täglich Deutsche, Franzosen und Spanier mit Italienern zusammenfanden. Da aßen zwischen 11 und 4 Uhr Hunderte von Menschen, jeder, was ihm beliebte, nicht nach der Karte, sondern Alessio, das Factotum der Wirthschaft, sagte mit der Behendigkeit einer Münchner Kellnerin jedem Gaste den Speisezettel des Tages vor, so daß der Neuling, wenn er die Rede angehört, geradezu nicht wußte, was er verlangen sollte. Neben ihm fungirte nur noch ein einziges Individuum, welches Brot und Wein brachte; aber Alessio bestellte und servirte alle Speisen und machte jede einzelne Rechnung. Es herrscht durch ganz Italien in Schenklokalitäten ein feinerer Ton als in Nürnberg, wo der Kellner dem Gaste nach Ablieferung seiner Tasse Kaffee oder seines Glases Bier entweder geradezu die Bezahlung abfordert, oder doch so lange hinter dessen Rücken zu stehen pflegt, bis er sein Geld hat; dort bezahlt man erst beim Fortgehen, und der Wirth setzt in den Gast das Vertrauen, daß er seine Zehrung auch richtig angibt. Nun kommt es wohl vor, daß die Kellner beim Kopfrechnen sich verzählen; aber nimmer das beim ehrlichen Alessio; der schnurrt Zahlen her wie Speisen, und immer muß es stimmen; während er dabei schon mit halbem Ohr auf den Ruf eines zweiten Gastes in der Ferne merkt und mitten ins Zählen hinein, mit einem: subito, antwortet, als: venti quattro subito.

So rief er auch gewöhnlich, wenn er dem einen seine Schüssel mit Suppe brachte: Eccolo subito, als wäre das subito an den Empfänger gerichtet. Kurz Alessio war bald hier, bald da, und überall wie der berühmte Figaro.

Ich hatte am Morgen — es war ja Sonntag — an einen hier heimischen Deutschen die Frage gestellt, wo wohl Nachmittags, wie wir zu sagen pflegen, was los wäre, und die Antwort erhalten: gar nirgends. Der Deutsche entwöhnt sich am schwersten von seinen Caffeegärten. Es genügt ihm nicht, die Natur zu genießen mit leerem trockenem Mund, wie dem Franzosen und Italiener. Eine Fülle von Menschen, die sich in ihrer Weise vergnügten, sahen wir in der Villa Borghese und auf dem Monte Pincio. Viele römische Große haben ihre Besitzthümer dem Publikum geöffnet, keine Familie aber mit größerer Liberalität als die Borghese. Die große und werthvolle Gemäldesammlung des Palastes in der Stadt ist jeden Tag von 9 bis 3 Uhr für jedermann geöffnet, und eine Menge Staffeleien stehen in 12 Sälen herum; der Garten der Villa aber wird vom Volk als sein Eigenthum benützt; an Sonn- und Feiertagen fahren Hunderte von Equipagen in seinen schattigen Alleen und Tausende von Fußgängern wandeln durch die Seitengänge oder tummeln sich und lagern auf den Rasenplätzen. Im Jahre 1848 verwüstete die Revolution einen großen Theil der herrlichen Anlage; man fällte Bäume, riß das Gartenhaus Rafaels ein; der Fürst machte neue Pflanzungen und überließ den Park, nachdem sie etwas herangewachsen waren, abermals dem Volke. Das Lustschloß im Park oder, wie der Italiener sagt, das Casino enthielt eine berühmte Sammlung antiker Statuen; Napoleon I. kaufte sie und stellte sie im Louvre auf, obgleich er nur einen Theil der Kaufsumme gezahlt hatte: der jetzige Fürst schmückte aufs neue die prächtigen Räume mit schönen alten Bildsäulen, die jeden Sonnabend dem ganzen Publikum zum Genusse stehen. Der weitläufige Garten vereinigt alles, was einem solchen Aufenthalt Reiz verleiht, Höhen und Tiefen, plätschernde Brunnen und Denkmäler, riesige Bäume und Wiesen, die nur leider in dieser trocknen Jahreszeit völlig verbrannt

waren, dazu einen Circus, wo man im Frühling und Herbst ebenfalls volksthümliche Spiele veranstaltet. Das alles hat einen so großen Zuschnitt, daß man in einer königlichen Besitzung, nicht in der eines Privatmannes zu weilen glaubt. So hatten wir denn auch an jenem Sonntag Gelegenheit genug Nachmittags alle Klassen der Bevölkerung zu beobachten, Reiche in ihren Carossen und Arme, die ihre Kinder trugen, französische Soldaten, Geistliche und Mönche, Zöglinge der Klöster und anderer Schulen, deren Costüme zum Theil wunderlich aussahen, indem z. B. eine ganze Schule in Frack und Cylinder, andere in rothen Talaren wandelten. Ein lächerlicher Widerspruch war dann zwischen Tracht und Benehmen, wenn Knaben im schwarzen Priesterornate und Dreispitz Haschens spielten. Eigenthümliche Volkstrachten sind übrigens nur noch zum Theil auf dem Lande bemerkbar: die Krinoline übt in Rom wie in Paris ihre despotische Herrschaft, außer etwa beim Gesindel, dem ein einziger baumwollener Fetzen hernieder die schlanken Hüften hängt.

Villa Borghese liegt unmittelbar an der Porta del popolo; hart daran stößt innerhalb der wohlangelegte, mit Statuen, Reliefs, südlichem Pflanzenwerk und Bäumen geschmückte Aufgang zum Monte Pincio. Dort oben spielte eine Militärmusik und eine zahlreiche Zuhörerschaft lustwandelte, saß umher und lehnte an der steinernen Brüstung, der scheidenden Sonne den Abschiedsgruß zu sagen. Weit schweift der Blick von der anmuthigen Höhe über die Stadt und deren hügelige Umfassung, Monte Mario und Gianicolo; S. Peter und andere Kuppeln streben aus dem dichten Häuserknäuel empor, der durch seine Massenhaftigkeit eine sehr ernste Wirkung hervorbringt. Auch die schönsten Kuppeln ersetzen die luftigen Thürme nicht; Rom hat nicht einen einzigen spitzzulaufenden Thurm, und so fehlt ihm die freundliche Perspektive.

Doch es ist Zeit, daß ich mich der Abwechslung wegen von der modernen Stadt zur antiken wende, die mir wirklich zwei Tage verborgen geblieben war. Auf dem Pincio sahen wir am zweiten Abende zum erstenmal aus der Ferne den viereckigen Thurm des Capitoliums. Es wäre unverzeihlich für einen Menschen, der

Jahr aus Jahr ein das Alterthum im Munde führt, wenn er nicht endlich am dritten Morgen diesen merkwürdigsten Fleck der Erde besuchen wollte. Wir durchschreiten den langen Corso und fragen uns durch Gäßchen hindurch, bis wir endlich an der prächtigen bequemen Treppe stehen, bei deren Ersteigung man nicht begreifen kann, wie selbst die wachsamsten Gänse im Stande waren, die Einnahme der Burg zu verhindern. Da geht es ja so mühelos hinauf: ein Podagrist bei seinem ersten Ausgang kann den Hügel ersteigen. Auch oben sieht es gar neu und geleckt aus: ein viereckiger Platz, regelmäßig umgrenzt von drei Palästen im italienischen Geschmack, dem Senatorenpalast im Fond, dem Conservatoren- und dem Palast des Museums zu beiden Seiten, so gar nichts von Tarquinius Superbus und den Zeiten der Triumphatoren, welche über die heilige Straße hier herauf zogen, um dem Schutzgott der Stadt ihr Dankgebet zu bringen. Allerdings lenken auch hier einzelne Denkmäler das Augenmerk auf sich, besonders die eherne Reiterstatue der Marc. Aurel in der Mitte; aber im Ganzen fühlt sich der Besucher beim erstmaligen Anblick ungemein ernüchtert; denn die Baulichkeiten stammen erst aus dem sechzehnten Jahrhundert. Ueber die Höhe der Burg und Größe des Hügels berichtigen sich erst nach und nach die Begriffe, wenn man links hinan noch weitere 124 Treppen zur Kirche Maria in Ara Celi steigt, die vermuthlich an der Stelle des Jupitertempels steht, oder rechts hinauf an verschiedenen Gebäuden vorüber bis hinter zum Tarpejischen Felsen. Von der Plattform eines dieser Häuser gewinnt man nun allerdings einen schwindligen Niederblick in die jähe Tiefe. Man kann das alte Rom im neuen vielfach nur mehr errathen als erkennen. Da wo die neue Treppe heraufführt, hat sich gewiß der Boden im Laufe der Zeit noch mehr gehoben als anderswo, und doch liegt auch auf der andern Seite das Pflaster des alten Forums etwa 30 Fuß unter dem Niveau des heutigen Bodens. Vom Capitol führt ein ziemlich steiler Stufengang hinunter, wo der berühmteste Marktplatz der Erde, zum Theil ausgegraben und umfriedet, wie ein verlassener Steinbruch aus der Tiefe heraufschaut.

Ein unbeſchreibliches Gefühl gemiſcht aus Bewunderung und Wehmuth bemächtigte ſich meiner beim erſten Anſchauen dieſer erhabenen Trümmer, welche von dem tiefgelegenen ſoliden aus großen Platten beſtehenden alten Pflaſter emporſtarrten, Säulenſtumpfe und ganze Säulen, Unterbauten von Tempeln und andern Gebäuden, daneben der wohlerhaltene Triumphbogen des Septimius Severus, die Phocasſäule und im weitern Fortgang zur Linken nichts als Kirchen, auf den Fundamenten alter Tempel und mit Mauerſtücken von dieſen aufgebaut, dazwiſchen Ruinen anderer Tempel von bedeutendem Umfang, rechts der Anfang der alten Stadt, der palatiniſche Hügel, von deſſen Höhe abermals nur altes Gemäuer niederblickt, dann der zierliche Triumphbogen des Titus, weiterhin der des Conſtantinus und am Schluſſe dieſer ehrwürdigen Zeugen grauer Jahrhunderte der ungeheure Bau des Coloſſeums. Wir hatten die nähere Beſichtigung dieſer verſchollenen Herrlichkeiten bis auf den Abend verſpart; denn in den drei Mittagsſtunden des Tages war eine der größten Merkwürdigkeiten, das vaticaniſche Muſeum, dem Publikum gratis geöffnet.

Die Beſitznahme Roms durch die Piemonteſen, auf welche ich mit den italieniſchen Patrioten jetzt mehr als je ſpeculire, würde den Fremden ſicherlich eine ſchöne Errungenſchaft bringen, nemlich eine liberaler gebotene Gelegenheit zu den Schätzen des Vatican. Gegenwärtig ſind die vaticaniſchen Sammlungen und intereſſanten Zimmer während der Sommermonate wöchentlich nur einmal, im Winter zweimal, und das nur drei Stunden lang unentgeltlich geöffnet, an andern Tagen muß man ein Trinkgeld geben, wie in den Privatgallerien; in der auserleſenen Gemäldeſammlung und in der ſixtiniſchen Kapelle hält der Cuſtode jederzeit die Hand auf. Wir ſchlugen uns, nachdem wir das Forum auf einer Brücke überſchritten hatten, an dem Bogen des Janus quadrifrons und den kleinen Tempeln der Fortuna virilis und Veſta vorüber, dann über die bekannte Tiberinſel und durch ein armſeliges Stadtviertel kleiner Leute durch die lange Straße in Traſtevere, die geradezu nach dem Vatican führt.

Dieser Bau oder eigentlich Complex von Bauten, welcher 20 Höfe und 11,000 Zimmer, Säle und Kapellen enthält, ist bekanntlich die Wohnung der Päpste und der Sitz ihrer Regierung, also gewissermaßen der sichtbare Mittelpunkt des Christenthums. Die herrlichen Schätze der Kunst, die er in seinen prachtvollen und mannigfaltigen Räumen birgt, entziehen sich natürlich jeder Beschreibung. Das alles ist zu massenhaft und großartig und bedarf so sehr der Anschauung, um genossen zu werden, daß ich kein Mittel wüßte, es geistig nahe zu bringen. Die Fülle von Statuen überwältigt den Beschauer und macht ihm, so vortheilhaft sie aufgestellt sind, unmöglich, sich dieselben nachher zu vergegenwärtigen. Außer den paar Formen, die ich von früher her aus Abbildungen kannte, wie Apollo von Belvedere und Laocoon, ist der gesammte Inhalt des Museums wieder aus meinem Gedächtniß geflogen und nur das Bewußtsein geblieben von einem unermeßlichen Reichthum des Schönsten, was in der bildenden Kunst die Welt bieten kann, in Räume versetzt von einem Glanz und Geschmack, welche wieder umsonst ihres Gleichen suchen. Wenn wir zuweilen vom Anschauen ermüdet waren, stärkten wir uns durch einen Blick ins Freie, hernieder schauend auf den päpstlichen Garten oder hinaus auf die Stadt und die Höhen; denn der Vaticam liegt ja wie S. Peter auf einem kleinen Hügel, und die Höhe des Gebäudes begünstigt noch die schöne Rundsicht.

Aber mehr fast als der unsterbliche Apollo und alle Musen des Museums interessirte uns des Vaticanes sterblicher Herr. Wir hätten uns schämen müssen, wenn es nach unserer Rückkunft von uns geheißen hätte: „Sind in Rom gewesen, haben den Papst nicht gesehen!“ Von den Schweizergarden am Thor erkundeten wir die Stunde seines Ausfahrens und setzten uns dann auf einen Stein an einer Thüre des Palastes, durch die er heraus mußte. Wir warteten länger als eine Stunde. Endlich fuhren im Geleite von behelmten Nobelgarden zwei geschlossene Wagen mit vier Rappen bespannt den Hof herein, und hart an uns vorüber schritt alsbald in weißem Gewande der bleiche freundliche Greis mit geistreich

glänzenden Augen und der Miene und Handbewegung eines Segnenden. Das ist also dieser Pio nono, erst der Abgott, dann der Verworfene der schwankenden Volksgunst, das der erste liberale Papst, auf den man einst Hymnen sang, und dem man nachher sein Land stahl. Unwillkührlich befiel uns, als wir dem edlen Greis ins Angesicht sahen, ein Gefühl tiefer Ehrfurcht, das an Schwärmerei grenzte, ganz anders als vor Kaiser und König; denn aus diesen Zügen leuchtete das milde Feuer der Gottergebenheit eines großen sein Schicksal mit heiliger Fassung tragenden Dulders zugleich mit der Klarheit eines welterfahrenen Geistes. Sollte es wirklich der Nimbus sein, der eine so hochgestellte Person umgibt, was mich zu der Einbildung verleitete, ich hätte nicht leicht ein gleich bedeutendes Gesicht erblickt? Ganz glücklich, daß uns der Zufall so günstig gewesen, dem Papst uns Aug in Auge zu zeigen, schritten wir zurück über die Engelsbrücke und durch die verwickelten Gassen, bis wir wieder am Forum standen, und vollendeten mit Muße die vorige Wanderung zwischen den Ruinen, die bald geschützt und gestützt, bald muthwilliger Zertrümmerung überliefert und verbraucht von den Päpsten nun zusehen, wie die bröckelnde Zeit das Papstthum selbst allmählich zur Ruine macht. Schon traten die Sterne hervor am abendlich dunkelnden Himmel, und noch immer saßen wir auf einem Stein gegenüber dem Colosseum, träumend von der alten und neuen Welt und von der Vergänglichkeit beider.

Das Christenthum nahm in Rom manche alte Denkmäler unter seinen Schutz und rettete sie vor der Zerstörung, so namentlich das Pantheon, welches schon zu Anfang des 7. Jahrhunderts der Maria und allen Märtyrern geweiht ward. Schwerlich gibt es irgendwo eine schönere Rotunde; das Licht fällt von oben herein und verbreitet durch den herrlichen Raum einen gleichmäßig milden Schein, welcher dem edlen Bau etwas Feierliches gibt. Wohl hat die Zeit ihm mancherlei Schmuck geraubt, aber einen Schatz hat sie ihm dafür auch gegeben, ich meine nicht die 28 Wagen voll Reliquien unter dem Hauptaltar, sondern die Gebeine Rafaels. Auch die Zerstörung des Colosseums hätte gewiß noch weitere

Fortschritte gemacht, hätte nicht Papst Benedict XIV. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihr dadurch Einhalt gethan, daß er es der Passion Christi weihte und 14 Altäre sammt einem Kreuz und einer Kanzel auf der Arena errichtete, wo sich sonst Fechter und wilde Thiere zerfleischten. Man denke sich den Kontrast zwischen der alten und neuen Bestimmung. Es war an einem Freitag Nachmittag, als wir den pittoresken Bau zum drittenmal außen und innen umschritten hatten; ich hatte mich nach langem Umherirren auf seinen obern Stockwerken endlich noch glücklich auf einer falschen Treppe heruntergefunden und dem Custoden durch lautes Schreien meine Gegenwart bemerklich gemacht, daß er von der entgegengesetzten Seite herüberkam, mir die Thüre zu öffnen; da trat durchs Thor ein Zug singender alter Männer und Weiber herein, eine verlarvte Brüderschaft von Franziskanern an der Spitze. Sie folgten ihrem Kreuze von einem Altar zum andern, und nachdem sie überall niedergekniet, bestieg einer die Kanzel und hielt vor seiner kleinen Zuhörerschaft eine feurige Predigt, nach deren Beschluß die ganze Procession mit ihrer Leiermelodie wieder hinausschlich. Ohne ein Freund der grausamen Gladiatoren- und Thierkämpfe zu sein, kam mir doch unwillkührlich der Gedanke: Wenn nun plötzlich ein Löwe der faulen Bande brüllend entgegenschritte, wie würde sie nach allen vier Winden auseinander stieben! Ich konnte mir einmal nicht helfen: dieser kleinliche Firlefanz in dem Riesenbau kam mir vor wie eine Entweihung. Man rühmt besonders auch das malerische Grün, welches üppig aus den Ritzen des Gemäuers hervorschieße, man spricht von den Singvögeln, die darin ihre Lieder erschallen lassen: ich habe nur den Vollmond als Genossen und Decorateur gehabt; das Grün hing als Heu herum, und die Kehlen der fleißigen Vögelein schwiegen im letzten Drittel des Augustmonats.

Mehr freilich, als es zu ihrer Erhaltung beitrug, zerstörte das Christenthum von den alten Bauwerken und verschleppte die schönen Marmorsäulen in die Kirchen. Ein wahres Glück, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von neuem ein Kunstverständniß erwachte, welches die letzten Reste antiker Kunst zu schätzen befahl.

Wer gedenkt hier nicht der Verdienste des unvergeßlichen Winkelmann? Draußen im Eichengang der Villa Albani steht seine Kolossalbüste von König Ludwig gesetzt. Es bedürfte deren gar nicht; denn die Anlage und Einrichtung der Villa selbst, welche sein Freund, der Cardinal Albani, nach Winkelmanns Anordnungen herstellte, sind ihm ein schöneres Denkmal. Wie wohnlich und wie elegant sind diese Räume! Ich wandelte zwischen den eingelassenen Wandreliefs der Zimmer als zwischen Bekannten aus Winkelmanns Abbildungen. Von den Statuen nahm Napoleon 294 nach Paris mit, und als sie an den rechtmäßigen Besitzer zurückwandern sollten, verkaufte sie dieser, und so kamen sie als Hauptinhalt der Glyptothek nach München. Indeß ist der Villa immer noch ein ansehnlicher Reichthum geblieben, und wer den Verlust nicht kennt, dem kommt es nicht in den Sinn, als sei hier etwas zu vermissen.

Bei jenem Besuche der Villa Albani, an den ich mit dem allergrößten Vergnügen zurückdenke, umschritten wir zum erstenmal ein Stückchen der Stadt von einem Thore zum andern, um ein wenig die Mauer zu besichtigen. Sie wurde unter Kaiser Aurelian gebaut von 271—76 und ist über 50 Fuß hoch, hat aber keinen Graben. Ihr Umfang beträgt 16 Miglien, also gegen 6 Stunden; aber nichts könnte unheimlicher sein als etwa einen Spaziergang um die Mauer, eine kleine Tagpartie, zu unternehmen. Der Zwischenraum zwischen den Thoren ist in den meisten Fällen sehr groß; denn nur 12 sind dem Verkehr geöffnet, und mit Ausnahme von Porta del popolo, das unmittelbar in den bewohnten Theil der Stadt führt, und den zwei Thoren am Vatican, wo indeß wenig Leben ist, trennen noch weite Felder und Gärten Mauer und Thore von den Wohnungen der Menschen. So würde der, welcher Rom umkreisen wollte, nur selten einem Sterblichen begegnen; auch hätte er im Hochsommer nichts zur Seite als eine versengte Wüste, die Campagna. Der Gedanke an das, was Rom einst gewesen, tritt einem mit erschreckender Gewalt nahe, wenn man etwa auf eine Viertel-, ja mitunter auf eine halbe Stunde sich von innen seinen

Thoren nähert. Man kann sich hier auf Seitenwegen zwischen den Steinumfriedungen der Gärten verlaufen und umherirren, ohne auf einen Menschen zu stoßen, und befindet sich doch innerhalb der Stadt. Es ist z. B. vom Capitolium an bis zur Porta Sebastiana, auf einem Wege, der länger ist als die bewohnte Stadt, fast gar nichts als Gärten und Ruinen, und so überall abseits der Tiber den Thoren zu. Die bewohnte Stadt nimmt heute kaum einen größern Flächenraum ein als zur Zeit des Servius Tullius; aber die alten weit entfernten Mauern werden sorgfältig erhalten und die Thore von Soldaten bewacht. Eben jene unbewohnten Räume aber sind an Ruinen am reichsten. So liegen nach dem Sebastianischen Thore hin die Bäder des Caracalla, die an Pracht und Größe alle ähnlichen Anstalten übertroffen haben müssen. Wir ließen uns herumführen in der weitläufigen Trümmermasse, deren ragendes Gemäuer und Vertiefungen allerdings ihre einstige Bestimmung noch errathen lassen. Auf Anlegung öffentlicher Bäder, deren es in Rom 11 gab, verwandten die Kaiser ungeheure Summen, und der Nachfolger suchte seinen Vorgänger immer durch die Größe und Pracht seines Werkes zu überbieten. Die Bäder des Caracalla waren viel umfangreicher als die des Titus und standen doch wieder hinter denen des Diocletian zurück. Diese Anstalten, welche doch auch dem gewöhnlichen Bürger Gelegenheit boten Theil zu nehmen an dem eleganten Leben der Großen, waren mit einem Luxus erbaut und ausgestattet, von dem wir uns gar keinen Begriff machen können. Zeugen dessen sind die kostbaren Statuen und Mosaiken, die man gerade in Bädern gefunden. Und nicht allein für das Bedürfniß war gesorgt, indem kalte, laue, heiße und Schwitzbäder in demselben Raume vereinigt waren, auch große Bassins zum Schwimmen, wie man all das noch heute erkennen kann, auch Bibliotheken hatte man angelegt; wer gerade keine angenehme Unterhaltung fand, konnte in müssiger Stunde studiren.

Ein Hauptreiz der ewigen Stadt ist der Wechsel, den sie bietet zwischen Alterthümlichem und Modernem; so viel es Ruinen und alte Denkmäler gibt, so viel Gallerien, Kirchen, Paläste und

Willen vom höchſten Intereſſe. Hat ja doch die neue Kunſt eben hier ihre beſten Meiſter gehabt, und das Trefflichſte, was nicht hier geſchaffen worden, wurde doch hieher geliefert. Welche Werke der beiden größten Künſtler Rafael und Michel Angelo! Mehr und größere als alle andern Städte zuſammengenommen bewahren. Ich will gar nichts erwähnen von Rafaels großen Oelbildern in der auserleſenen Gemäldeſammlung des Vatican und von ſeinen berühmten Tapeten; aber wer ſeine niedlichen Deckenbilderchen, den ſogenannten Katechismus, in einem Gange, wer ſeine großen Fresken in den berühmten vier Zimmern desſelben Palaſtes, wer ſeine Geſchichte der Pſyche in der Farneſina nicht geſehen hat, der hat noch keinen Begriff von der Kunſt des unſterblichen Urbiners. Aehnlich verhält es ſich mit Michel Angelo: man muß die Peterskuppel betrachten, um den Baumeiſter, und das Deckengemälde ſammt dem Weltgericht in der ſixtiniſchen Kapelle, um den Maler in ſeiner vollen Größe bewundern zu können; vom Bildhauer ſind ebenfalls ruhmwürdige Schöpfungen da und dort zerſtreut, wie die Pieta in der Peterskirche, Chriſtus mit dem Kreuz in Maria ſopra Minerva, der ſitzende Moſes in Pietro in Vincoli. Neben ſolchen weltbekannten Kunſtwerken enthalten aber noch einzelne Privatpaläſte eine ganze Fülle des Herrlichen. Wir waren gerade zu einer ungünſtigen Zeit in Rom; viele Gallerien ſind während der Sommermonate geſchloſſen, und ich erinnere mich, wie wir eines Tages voll Kunſtverlangen von einem Palaſte zum andern umſonſt liefen; doch haben wir auch unter dieſen unangenehmen Verhältniſſen des Schönen nur allzuviel geſehen, weit, weit mehr, als wir vertragen konnten. Beſſer als die Eindrücke von Gemälden, die vergänglichſten von allen Eindrücken, haften die von Oertlichkeiten. Einer der intereſſanteſten Beſuche, die man machen kann, damit ich mich vom Modernen wieder zum Antiken wende, iſt der Beſuch der farneſiſchen Gärten auf dem Palatin, welche gegenwärtig Eigenthum des Kaiſers Napoleon ſind, der dort umfängliche Nachgrabungen machen läßt. Der palatiniſche Hügel, die eigentliche Wiege der Weltſtadt, iſt jetzt unbewohnt mit Ausnahme eines Kloſters und einer Villa. Garten-

anlagen bedecken seinen Rücken, und die Nachforschungen in den weiten Räumen, welche die Kaiserpaläste einnahmen, haben schon bedeutende Ergebnisse zu Tage gefördert.

Augustus, Tiberius, Caligula, Nero, Domitian, Septimius Severus, Heliogabal und Alexander Severus errichteten hier ihre mächtigen Bauten. Das sogenannte goldene Haus des Nero, das sich vom Palatin über das Thal weg bis zum Esquilin zog und 3000 Säulen hatte, ist noch heute bekannt. Die Franzosen haben einzelne Oertlichkeiten je nach ihren Muthmaßungen mit Tafeln bezeichnet, sind aber nach ihrer leichtgläubigen Art zu weit gegangen; denn man sieht sogar den Platz, wo die Hütte des Faustulus stand. Die Aussicht vom Palatin über Stadt und Umgegend erhöhte für uns noch der ersehnte Anzug eines Gewitters. Alles lechzte seit Monaten nach Regen; aber der eherne Himmel wollte seine Schleußen nicht öffnen, und die Menschen verschmachteten schier vor Hitze. Damals nun hatte die Sonne endlich einen schwarzen Schleier vorgenommen, und das Gewölke zog näher und näher. Wir eilten aus dem Garten, um noch irgendwo unter Dach zu kommen. Ein wolkenbruchartiger Regen stürzte nieder zehn Minuten lang, dann vertheilte sich's wieder, und der blaue Himmel strahlte wie vorher in ungetrübter Reinheit.

Die Nachmittagsstunden jenes Tages waren den Sammlungen des Capitols gewidmet; auch hier wieder eine reiche Menge schöner Bildsäulen, Büsten, Reliefs und Sarkophage. Von minderem Belang ist die Gemäldesammlung, wogegen uns die Büsten berühmter Italiener im Erdgeschosse des Conservatorenpalastes, eine Art Walhalla, schon um deswillen anzogen, weil gleich im ersten Zimmer Raphael Mengs, Angelica Kaufmann und Winkelmann, unsere Landsleute, unter dieselben aufgenommen sind. Schon begann es zu dunkeln, als wir der Maria in Ara celi auf der Höhe des Capitols noch einen flüchtigen Besuch schenkten, einer sehr alten Kirche mit verschiedenen Merkwürdigkeiten. Hier befindet sich das heilige Christuskindlein, das man in einer besondern Kutsche zu schwer Erkrankten zu fahren pflegt, daß es ihnen Genesung bringe; hier

predigen auch Kinder von 5—10 Jahren in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr täglich von 3—4 Uhr unter großem Zulaufe. Rom ist so reich an besondern mitunter sonderbaren Kirchenfeierlichkeiten; man hat einen eigenen Kalender darüber.

Weil wir gar nie fuhren, prägte sich uns von der Stadt ein ziemlich deutliches Bild ein; am häufigsten durchwanderten wir allerdings nächst dem Corso die Straßen, die nach dem Vatican führen. Man kann die Sehenswürdigkeiten des Vatican unmöglich an einem Tag, auch nicht an mehrern absolviren; man muß immer wieder von neuem hingehen. Dort sahen wir u. a. auch die päpstliche Fabrik der Mosaikarbeiten. Gegenwärtig sind noch alle Arbeiter mit der Fertigung der Brustbilder sämmtlicher Päpste für die Kirche S. Paolo außer den Mauern beschäftigt. Im Jahre 1823 wurde die alte Kirche, die über den Gebeinen des h. Paulus erbaut war, in Asche gelegt; man sammelte durch die ganze Christenheit, einen Neubau von derselben Pracht und Schönheit herzustellen. Kenner der Baukunst haben an diesem viel auszusetzen und ziehen die alte Apsis hinter dem Hochaltar aller neuen Arbeit vor. Die Kirche, behaupten sie, mache den Eindruck eines Ballsals. So meine künstlerischen Freunde, in deren Gesellschaft wir eines Abends den weiten Weg hinaus unternahmen. Mich haben die großen Verhältnisse und der blanke neue Glanz von Säulen und Fußboden dennoch mächtig bewegt. Die Kirche hat im Innern eine Länge von 192 Schritten und fünf Schiffe, gleicht übrigens ganz der Basilika in München, nur daß alles viel größer und prächtiger ist. Wie man doch einen so großen kostbaren Tempel wieder in diese weite Entfernung von der Stadt bauen mochte! Aber freilich die alte Gewohnheit und der Glaube an die alten Reliquien des großen Apostels ließen ein solches Bedenken gar nicht entstehen. Auch andere wichtige Kirchen stehen außerhalb der Mauern, wie die große alte Kirche S. Lorenzo und die zierliche, sehr interessante der heiligen Agnese.

Eine Sammlung des Vaticans will ich bei dieser Gelegenheit zu erwähnen nicht vergessen, die Bibliothek. Der Fremde bekommt

davon freilich nur das Alleräußerlichste zu sehen, nemlich die schönen Säle und Corridore mit den prachtvollen Geschenken von Vasen u. s. w., die der Papst von auswärtigen Fürsten erhalten und in die Bibliothek gestiftet hat; die 23,580 Handschriften stehen wohlverschlossen in ihren Kästen, und nicht einmal seltene Drucke oder Autographen, welche hier im Uebermaße vorhanden sein müssen, hat man sich die Mühe gegeben auszustellen. Die mit Argusaugen bewachten vielfach noch ungekannten Schätze harren auf die Abschüttlung des geistlichen Joches so gut als die Menschen.

Doch wir wollen zur Abwechslung wieder ein wenig ins Freie gehen. Steigen wir einmal jenseits der Tiber, nachdem wir in das Häuschen der Fornarina und in manche Gäßchen kleiner Leute einen Blick geworfen, auf die Höhe des Janiculus, um von dem Platze an der rauschenden Paulinerfontaine die Stadt und die Campagna nebst den Sabiner- und Albanerbergen in einem Gesammtüberblick zu betrachten. Jene Acqua Paolo erreicht wohl an Wassermenge die von Trevi, aber die Art, wie man das Wasser zu Tage fördert, ist minder malerisch. In drei Bächen stürzt es aus drei Nischen eines triumphbogenartigen Baues. Was der Quelle an Poesie abgeht, ersetzt die reizende Aussicht. Rom hat viele Punkte näher und weiter, von denen man gern auf die Stadt herniederschaut; vielbesucht ist Monte Mario, doch etwas zu weit entfernt; Rom sieht von dort herab zu klein aus. Am liebsten war mir immer irgend ein hervorspringender Punkt auf der Höhe des Gianicolo.

Gleich am Thore hinter Acqua Paolo ist der Eingang in die Villa Doria Pamfili, eine große Gartenanlage mit Bildwerken, Brunnen, Schwanenteich, schattigen Laubgängen, Wiesen, Höhen und Tiefen. Ziemlich weit vom Eingang stand ein Thor offen nach einem kleinen Pinienhain. Obwohl es schon dämmerte, glaubte ich dennoch, man könne von hier einen Umgang um die Mauer bis zum nächsten Thore finden. Allein der breite Fahrweg schrumpfte bald in einen Fußsteig zusammen, und dieser verästete und verlor sich in der vollkommenen Oede. Meine Frau ging nur mit klopfendem Herzen weiter und bestimmte mich endlich zur Umkehr.

Aber nun kam das Fürchten an mich. Es war völlige Nacht geworden. Der Portier hatte beim Eintritt in den Garten einen großen Hund zu seinen Füßen gehabt; wie wird's nun gehen, dachte ich, wenn etwa losgelassene Hunde uns packen? Zaghaften Schrittes und doch schnell, als verfolgte uns ein Gespenst, durchschreiten wir die völlig finstere Allee immergrüner Eichen und gehen so weiter; dort am Ausgang schweift wirklich ein Hund umher; doch glücklicherweise kein großer. Er umkreist uns und läuft dem Hause des Pförtners zu, als wollte er sagen: Macht doch den armen Leuten die Thür auf! Denn richtig war der Ausgang bereits verschlossen. Auf unser Klingeln kommt eine Frau mit dem Schlüssel und hält uns eine gesundheitspolizeiliche Strafpredigt: ob wir denn nicht wüßten, daß es äußerst schädlich sei, sich so lange in den Garten zu setzen? wir sollten nur die Aerzte fragen; die würden uns sagen, daß man die Maladia bekomme, und so ging es weiter, bis ich ihr zur Ueberraschung einen Paolo in die Hand drückte, worauf sie sich höflich bedankte und verstummte.

Bevor wir morgens unser Logis verließen, hatte ich mir immer einen Plan für den Tag entworfen, der aber leider durch die Ungunst der Verhältnisse manchmal gestört wurde; doch auch an solchen Unglückstagen, wo wir die Sammlungen geschlossen fanden, fiel uns immer des Interessanten noch genug in den Schoß. Man braucht in Rom nur die Augen aufzuschlagen, und man gewahrt eine Merkwürdigkeit: da schauen aus dem Hof eines schönen Palastes antike Figuren, dort erhebt sich auf einem großen Platz eine Triumphsäule, da stehen zierliche oder grandiose Brunnen, dort bezeugt eine Menge Säulenstumpfe ein ehemaliges Forum, und sollte es gerade an antiken Erinnerungen fehlen, eine Kirche ist jedenfalls in der Nähe, die einen kurzen Besuch verdient. Bei solch einer planlosen Streiferei geriethen wir einmal in das Mausoleum des Augustus. Auf einer großen runden Marmorsubstruction erhob sich ehedem ein riesiger Erdhügel, pyramidalisch zugespitzt, mit Cypressen bepflanzt und gekrönt mit dem Bildniß des Kaisers; Springbrunnen, Statuen, Spazierwege umgaben heiter die Ruhestätte der Cäsaren.

Heutzutag ist auf dem Unterbau ein Volkstheater, in welchem bei Tag gespielt wird, eine wahre Ironie des Schicksals auf den klugen Fürsten, der noch auf dem Todtenbette sich als guten Schauspieler mit innerer Genugthuung bekannte; die Grabkammern sind jetzt wenigstens keine Ställe mehr wie noch vor kurzem; wir überzeugten uns mit eigenen Augen davon, daß sie leer waren. Aber immer muß ich wieder darauf zurückkommen das melancholische Gefühl anzudeuten, das einen bei solchem Anblick überkommt; hier lag die große Kaiserfamilie der Julier; wo ist jetzt ihre Asche?

Auch die Abwechslung zwischen bewegtem Leben und ländlicher Stille innerhalb der Mauern, welche dennoch die Phantasie mehr beschäftigt als das Leben selbst, findet man in dem Maße wohl an keinem zweiten Platze der Erde. Hier ist z. B. der Bahnhof für Neapel, und gleich dabei ein weiter öder Raum mit einzelnen Gebäuden und großen Ruinen antiker Wände, den Ueberresten der Bäder Diocletians, der ausgedehntesten von allen. Den Hauptsal hat Michel Angelo zum Querschiff einer Kirche umgeschaffen, und noch stehen acht Granitsäulen darin an ihrem ursprünglichen Platze; es ist die Klosterkirche von Karthäusern, deren einen Kreuzgang zu beschauen ich eben noch zeitig durchs Thürchen schlüpfte, ehe der Pater versperrte. Er schließe gern zu, sagte er mir in gebrochenem Deutsch, weil immer die Weibsbilder von der Kirche hereinlaufen wollten. Der Ausdruck lautete sehr drollig im Mund eines Italieners. In der Mitte des Hofes stehen drei hohe Cypressen, welche Michel Angelo selbst gepflanzt haben soll.

Unfern diesen weitläufigen Bauten springt die Stadtmauer in der Form von drei Seiten eines Quadrats nach außen und bildet so die Umfassung des alten Prätorianerlagers. Es ergriff mich ganz wunderbar, als ich diese weite Ebene durchschritt, in welcher die hochfahrenden Prätorianer, die Janitscharen des römischen Reichs, 300 Jahre lang kampirt haben. Da marschiren sie herauf, dachte ich mir, mit wildem Trotze den rückständigen Sold oder das herkömmliche Geschenk zu fordern oder die Bestätigung eines neuen Kaisers, vom Senate begehrend, den sie aus ihrer Mitte gewählt

haben; hört ihr, wie der frechste unter ihnen vom Walle herab das Reich an den Meistbietenden versteigert? Didius Julianus wird Imperator, weil er jedem Gardisten 1500 Thlr. versprochen hat. Ueber die Mauer schauten blau die Sabinerberge herein, und das Gold der scheidenden Sonne lag ruhig auf dem Plane.

Den nächsten Morgen — es war Sonntag und keine der städtischen Sammlungen offen, im übrigen bemerkt man zwischen Sonn- und Werktag keinen sonderlichen Unterschied; ein Geschrei mit Kaufen und Verkaufen noch ärger als an gewöhnlichen Tagen, weil mehr Landleute in die Stadt kommen — an diesem schönen, heißen Sonntagsmorgen also gingen wir an den Caracallabädern, an den Gräbern der Scipionen, um deren Beschauung wir vergeblich an der Weinbergthüre klingelten, vorüber durchs Thor des h. Sebastian hinaus auf die appische Straße. Man kann sich nichts Poetischeres und zugleich Ernsteres denken als solch einen Spaziergang. Großentheils auf dem alten Pflaster bequem hinschreitend — der jetzige Papst ließ ja alles ausgraben — gingen wir, nachdem die wenigen Häuser und Kirchen hinter uns waren, zwischen Resten von Grabsteinen und größern Monumenten in vollkommener Einsamkeit. Zu beiden Seiten dehnt sich die verbrannte braungelbe Campagna aus, in welche die langen Bögen einer Wasserleitung und das prächtige Gemäuer vom Lager des Marentius einige Abwechslung bringen, vor uns lag immer näher und näher tretend das reizende Albanergebirg, und das weiße Frascati schimmerte aus halber Höhe ganz deutlich herüber. Doch hatte dieser Gang bei klarster Beleuchtung eines völlig wolkenlosen Sommermorgens wiederum etwas Unheimliches, leises Grauen Erregendes: hüben und drüben Leichensteine, auch diese vielfach zerbröckelt und zerschlagen; auf dem ganzen Feld umher vollkommener Tod, nur daß die der Sonnenglut widerstehende Menthe duftet und da und dort ein Eidechschen scheu den altersbraunen Stein hinanläuft; alles so feierlich, so groß, und dazwischen schauen die Jahrtausende aus den alten Gesichtern, die als Reliefs von den Grabsteinen sich abheben, in unsere Gegenwart herein. Kein Mensch begegnete uns, die 12 Meilen, die wir hin

und zurück auf diesem Wege durchmaßen; sogar in Casale Rotondo, wo ein ganzes ländliches Anwesen mit Haus und Hof und Oelbäumen auf einem Grabmale steht, pochte ich vergebens am Thor in der Hoffnung dort einige Erfrischung zu finden. Zurückgekommen gingen wir, nach kurzer Rast in einer elenden Osteria, um die Stadt nach der Pyramide des Cestius; was kann man auch an einem Sonntag Interessanteres besuchen als Gräber? Es war ein ziemlich weiter Weg — und die Glühhitze des Tages in völlig schattenloser Umgebung trug wahrlich nichts bei, ihn zu verkürzen. Dies Grabmonument in Form einer Pyramide, 115′ hoch aufsteigend, hat allein den Namen des Todten gerettet, der sich im Leben so wenig berühmt machte als jene Cäcilia Metella oder der Bäcker Eurysaces. So bewährt sich hier recht augenscheinlich, wie der Nachruhm wuchert nach purer Laune des Zufalls. Bekanntlich befindet sich neben jener Pyramide der protestantische Gottesacker, weshalb sie so häufig im Munde der Deutschen ist. Ein Wäldchen von Cypressen, welche die Gräber hügelan reichlich beschatten, erhebt sich zwischen blühenden Rosenstöcken. Hier duftet's so kühl, hier athmet's so frisch, ein liebes, heiliges Plätzchen. Monument an Monument, darunter zwei von weitestem Interesse, der Dichter Shelley ganz oben in der Mitte und etwas weiter unten rechts Göthe, der Sohn, der dem Vater zuvorkam, wie die in ihrer Einfachheit klassische Grabschrift besagt.

Dem wohlhingebrachten Tage sollte noch ein köstlicher Abend folgen. Während ich den Scherbenberg zu besteigen beabsichtige, um von da noch schnell die ehrwürdige Stadt in der lyrischen Beleuchtung der letzten Sonnenstrahlen zu schauen, erblickt meine Frau in einiger Entfernung Leute an Tischen unter Bäumen; das ist nun sicherlich ein Ort, wie wir schon lange einen gewünscht haben, eine Wirthschaft im Freien. Richtig! Eine ganze Reihe von Weinkellern in den Berg hinein gebaut, der entstanden ist aus dem Schutte des Alterthums, der belebende Trank frisch gehalten im Hügel des Todes! Hier sitzen Soldaten bei der Flasche, dort steht ein Bauernkarren, und Männer und Weiber thun sich vorher noch

glücklich mit einem tapfern Zuge, ehe ſie ihn beſteigen, da ſtehen auf dem Raſen gedeckte Tiſche, an denen ſolide Bürgersleute zum Weine den ſelbſt mitgebrachten Schinken verzehren. Hier iſt gut ſein, noch ein wenig beſſer als neben der Pyramide des Ceſtius; hier laſſet uns Hütten bauen! Wiewohl der Hütten bedarf es nicht; der reine blaue Abendhimmel iſt uns eine ſchimmernde Zeltdecke; ein kaltes Huhn mit grünem Salat und köſtlicher Wein erquickt von den Mühen des Tages; ein wahres Göttermahl im tiefſten Frieden. Nun hatten wir wohl noch am Aventin und Palatin vorbeizupaſſiren und Staub genug zu ſchlucken von heimkehrenden Spazirgängern und Karoſſen; dafür ſahen wir aber auch das Forum im Mondſchein und tranken Chocolade im großen Cafe nuovo am Corſo und erzählten den Freunden im Cafe felice beim Eis unſere heutigen Fahrten und ſandten aus der Ferne dem Vaterland ein Gut Heil! zu, als wir in der „Allgemeinen“ die erſte Nachricht laſen von der elenden Komödie des Fürſtencongreſſes, die wir damals mit Millionen getäuſcht für ein würdiges Drama hielten.

Die Tage brachten wir gewöhnlich ſelbander zu; denn unſere künſtleriſchen Freunde mußten natürlich an die Arbeit. Aber Abends waren wir immer in Geſellſchaft und hatten noch dazu die Auswahl zwiſchen den Alten und den Jungen. Es iſt am Eingang des Platzes Colonna in einem Gäßchen eine Kneipe „Caccia bove“, die faſt ausſchließlich von Deutſchen beſucht wird. Dort nahmen ſich beſonders zwei Herren unſer aufs freundlichſte an: Profeſſor Riebel, der berühmte Maler ſo vieler ſonnenbeleuchteter Frauengeſtalten, und Bildhauer Lotſch aus Karlsruhe, beides höchſt gemüthliche anſpruchloſe Männer, welche die ganze Einfachheit und Treuherzigkeit des deutſchen Weſens bewahrt haben, obſchon ſie über ein Menſchenalter in Welſchland ſind. Riebel iſt eine in Rom hochgeachtete Perſönlichkeit, eine eigentliche Notabilität; ſonſt hätte man ihn, den Fremden und Proteſtanten, nicht zum Profeſſor an der Academie ernannt. Er ſteht noch vollkommen auf der Höhe ſeines ſchöpferiſchen Talentes; wir ſahen in ſeinem Atelier eine Herodias, die eben fertig geworden war, eine Rebecca, eine Faunin und eine

Sylphide, an denen er abwechselnd arbeitete. Die meisten seiner Bilder kommen nach Rußland und England. Recht lustig war die Art, wie wir mit ihm bekannt wurden. Ich hatte von einer Freundin, deren verstorbener Bräutigam sein Bekannter gewesen, an ihn eine Visittenkarte mit. Da ich die Art des Mannes nicht kannte, so scheute ich mich auf so wohlfeilem Wege mich bei ihm einzuführen. Wir gingen also in jene Kneipe, wo wir ihn als täglichen Stammgast wußten. Die Tische füllten sich mit deutschen Herren, die uns ein wenig scheel ansahen, vermuthlich weil wir uns in ihr Heiligthum eingedrängt hatten. Doch der mir gegenübersaß, fragte mich zuletzt, als ich mich bescheiden in ihr Gespräch mischte, nach meiner Vaterstadt; wir müßten ja fast Landsleute sein; das gewahre er an der Mundart, und als ich ihm gleich meinen Namen dazu gab, sagte er, er heiße Riedel. Maler Riedel? Ja wohl. Nun ging die Freude an, daß wir so mühelos zu dem Glück seiner Bekanntschaft gekommen, und meine Frau öffnete die Schleußen ihrer Beredsamkeit und lobte alle Bilder, die sie von ihm gesehen, und schilderte unser Verlangen ihn kennen zu lernen mit den lebhaftesten Farben, so daß er uns bald recht gut wurde und uns wie alte Freunde behandelte.

Eine Anzahl zusammengehöriger merkwürdiger Bauten habe ich bisher ganz unerwähnt gelassen, den Lateran. Kirche und Palast bilden den geraden Gegensatz zu S. Peter und Vatican, und so konnten gar wohl Gegenpäpste, wie im Mittelalter zuweilen geschah, sich in die beiden Besitzungen theilen. Die Johanniskirche des Lateran, ursprünglich die Hauptkirche Roms, ist allmählich von der Peterskirche aus ihrer Achtung verdrängt worden. Zwischen dem Lateran und der bewohnten Stadt liegt eine gute Viertelstunde weit Garten- und Ackerland, unmittelbar daneben steht Thor und Mauer. Von gottesdienstlichen Gebäuden daselbst will ich außer der Hauptkirche und der Taufkapelle, in welcher Konstantin der Große getauft worden sein soll, hauptsächlich der „heiligen Stiege“ gedenken, einer mit Holz überzogenen Marmortreppe aus dem Palaste des Pontius Pilatus zu Jerusalem, die man nur kniend erklimmen darf; der

Holzbeleg soll verhindern, daß die Stufen durch die Kniee der Gläubigen nicht abgenützt werden. Oben ist eine kleine Kapelle mit einem Bilde Christi, welches der heilige Lucas gemalt hat. Zu beiden Seiten der heiligen Treppe führen zwei profane Stiegen nach oben, auf denen man, aber natürlich ohne Sündenvergebung, auf- und absteigen darf. Wir sahen eine Zeit lang zu, wie sich ein paar fein gekleidete Leute, ein Herr und eine Dame, plagten das Experiment des Hinaufrutschens zu Stande zu bringen. Wenn die Ueberwindung einer Stufe ihnen gelungen war, bückten sie sich nieder, die nächst höhere zu küssen. Die widerspenstige Crinoline legte dabei der Dame noch schwerere Pönitenzen auf. Es war ein drolliger Anblick, hätte mich nur nicht dazwischen ein heiliger Zorn überkommen über solche elende Erniedrigung der Menschheit. Im Palaste des Lateran besahen wir zwei wichtige Sammlungen, die eine von heidnischen, die andere von christlichen Sculpturen; letztere enthält viele steinerne Särge und Kopien wichtiger Wandmalereien aus Katakomben, auch eine Gemäldesammlung mit manchen bedeutenden Stücken u. s. w.; was nützte es, wollte ich die Sehenswürdigkeiten alle aufzählen? — Auch die Zimmer des Quirinals will ich übergehen, in deren weiten Räumen ich den Gedanken nicht los werden konnte, wie es doch traurig sei, daß sie als jeweiligen Bewohner einen Hagestolz und alten Mann beherbergen, welcher eben hier von alten Junggesellen dazu auserkoren worden die alberne Rolle eines Heiligen zu spielen. An den weitläufigen Palast mitten in der Stadt schließt sich ein köstlicher Garten mit Springbrunnen, Vexirwassern und einer Wasserorgel, von dessen Terrasse sich eine weite Aussicht über die Stadt eröffnet.

Eine der Glanzpartien unseres Aufenthaltes war der Besuch des Klosters Onofrio, wo der unglückliche Tasso die letzten Monate seines Lebens hinbrachte und in eben den Tagen, welche für seine Krönung auf dem Kapitol bestimmt waren (1595), an einem hitzigen Fieber verschied. An einem wunderschönen Abend stiegen wir, eingeladen von Dr. Erhardt und seiner Gattin, die Höhe hinan, auf welcher das Kloster liegt, und besahen die Kirche und das elend

manierirte Denkmal des Dichters. Während die Frauen, denen der Zutritt in das Kloſter nicht verſtattet iſt, einſtweilen zur Taſſoeiche hinaufgingen, beſahen wir Männer das Wohn- und Sterbezimmer und betrachteten die Todtenmaske und ſonſtigen Reliquien Taſſos. Dann ſchritten auch wir hinan zwiſchen den Weinranken zur Höhe, die ehedem von Taſſos Eiche gekrönt war. Der alte Baum iſt vom Blitze zerſchmettert, aber aus dem geborſtenen Stamm ſprießt junges Grün hervor — ein treues Symbol von dem Loſe des unſterblichen Sängers und ſeiner Dichtung. Die reizende Ausſicht auf Stadt und Landſchaft erhöhte ſich für mich diesmal zufällig durch einen lieblichen Vordergrund. Eine ganze Mädchenſchule aus den verſchiedenſten Lebensaltern, geführt von einer ſelbſt noch jugendlichen Kloſterfrau, deren friſches Geſichtchen aus dem weißen Tuche gar freundlich ſich abhob, hatte vor uns hier Platz genommen, den Abend zu genießen. Ob ſie zufällig mit dem ſpaniſchen Prieſter zuſammengetroffen, deſſen Luſtigkeit wenig mit ſeiner geiſtlichen Tracht harmonirte, wage ich nicht zu entſcheiden. Er machte allen erwachſenen Mädchen den Hof, am meiſten der Oberin, mit der er ziemlich vertraut ſcherzte, und ſpielte den Hahn im Korbe. Da unſer Doktor mit ihnen ein Geſpräch anknüpfte, umſtand uns bald der ganze Chorus; zwei der Mädchen, bildſchöne Kinder, hatten jüngſt Profeß gethan, die armen Dinger, aus deren Augen noch ſo viel weltliche Heiterkeit ſtrahlte. Das Kloſterleben trat in dieſer Geſtalt zum erſtenmal freundlich an mich heran; der Spanier hatte die Lebensgeiſter ſämmtlicher Nönnlein aufgeweckt. O, dachte ich, wenn doch jede ihren Spanier hätte!

Nun führte uns Herr Dr. Erhardt in eine Wirthſchaft, ein unſcheinbares Häuschen in einem unſcheinbaren Gäßchen von Trastevere, wo er vorher ein Abendeſſen beſtellt hatte. Wir aßen ſeltene Fiſche und tranken trefflichen Wein, der uns, obſchon wir nur zu vier waren, heiterer ſtimmte, als wären wir in großer Geſellſchaft, in elegantem Sale, beim Schmauſe geſeſſen. Und warf die dreiarmige Meſſinglampe auf uns nur ein dämmeriges Licht, ſo machte

gerade diese trübe Beleuchtung im hohen altväterischen Zimmer das Beisammensein nur um so traulicher.

Die öffentlichen Locale Roms haben sich von modernem Glanze meist noch ferngehalten; ihre Einfachheit gibt ihnen in unsern Augen eine eigenthümliche Romantik. Einen Sonntagabend brachten wir vor der Stadt in einem mehr als halbdunklen Raum zwischen Fässern zu, und um uns sang eine lustige Gesellschaft ihre Lieder. Das war übrigens eine ziemlich lächerliche Vergnügungspartie, die uns den Aufenthalt in der ewigen Stadt einmal von seiner Schattenseite zeigte. Aus ziemlich weiter Ferne vom Platze Navona her schleppten uns zwei Künstler durch Porta Pia nach der Kirche S. Agnese und von da in besagte Wirthschaft. Sie wollten uns einen Genuß bereiten mit dem Anblick der Campagna. Nun gingen wir aber die meiste Zeit zwischen zwei Mauern, während auf der Landstraße die Equipagen einen Staub aufjagten, von welchem man selbst in Nürnberg keinen Begriff hat; der Himmel war trüb, die Berge vom Nebel unsern Augen völlig entzogen; man sah buchstäblich gar nichts als den dicken Staub, den man zugleich massenweise einschluckte. Auch das ist zu Zeiten italienische Landschaft. Als es gedunkelt hatte, fielen ein paar Tropfen; am andern Morgen aber war es heiter und wolkenlos wie vorher und die Glut der Sonne brannte am 31. August noch so heftig wie am 15.

Wir benützten die Frühstunden dieses Montags zum Besuch der Katakombe des h. Calixtus, die eine Miglie vor dem Sebastiansthore an der appischen Straße liegt. Dieses erst unter dem jetzigen Papst durch Rossi, den Hauptkenner der christlichen Alterthümer, entdeckte Grabgewölbe alter Christen ist das wichtigste und interessanteste von allen jenen Labyrinthen, die zum Zweck der Beerdigung von Juden und Christen ausgehöhlt wurden. Rom besitzt deren ehedem 40, von welchen etliche 20 bekannt sind. Man ermöglicht den Besuch der calixtinischen Katakombe mit einigen Umständlichkeiten. Nachdem man sich zuvor einen Erlaubnißschein in der Kanzlei des Generalvicars geholt, muß man den Eustoden

aufsuchen, der an einem ganz andern Ende der Stadt und etwa 1½ Stunden Weges von der Katakombe wohnt. Dieser Mann wollte anfangs gefahren sein und entschloß sich erst nach langem Hin- und Herreden uns Morgens früh 6 Uhr zu Fuße zu begleiten. Zwei Künstler schlossen sich uns an.

Als wir nun Morgens uns an seinem Hause trafen, erklärte er, er würde um 8 Uhr mit andern Herren hinausfahren, und wir sollten ihn nur dort erwarten. Lange harrten wir seiner vor der Weinbergthüre, im schmalen Schatten gelagert, den die gegenüberstehende Mauer machte; denn die Hitze war schon heftig. Endlich rasselte der Wagen heran mit dem Custoden auf dem Bocke. Innen saßen zwei Engländer mit einem Führer, der ihnen das Italienische des Custoden in sehr schlechtes Französisch übersetzte, und einem Mann aus Chili, der neben seiner spanischen Muttersprache das Italienische und dazu das Deutsche radebrechte. Jeder Besucher der Katakombe trug ein langes Wachslicht. So stiegen wir eins hinter dem andern hinab in die düstern schmalen Gänge, die sich nur hin und wieder zu kleinen Grabkapellen erweitern. Wenn nicht die Zusammensetzung unserer aus so heterogenen Elementen gebildeten Gesellschaft einige Heiterkeit in diese Schauer des Todes hineingetragen hätte, man hätte sich in den endlosen Irrgängen wirklich fürchten können. Aber so war es drollig zu bemerken, wie die Engländer weder den Cicerone noch dessen kläglichen Interpreten verstanden, der obendrein noch falsch erklärte, weil ihm die nöthige Einsicht abging, und wie sie doch alles betasteten und beschnüffelten und sich recht genau zu informiren vergebens befliſſen waren. Da ich gelegentlich ein paar englische Worte fallen ließ, so hefteten sie sich an mich, dem es nun wieder in der Hast und getheilten Aufmerksamkeit am nöthigen Wortvorrath mangelte, um die kaum begriffene Erklärung des Custoden im kürzesten Auszug englisch wiederzugeben. Es war eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung. So liefen wir mindestens eine Stunde durch die schwarzen von unsern armseligen Lichtern nur aufs spärlichste erleuchteten engen Gänge, sahen in den Nischen der Mauern hin und wieder nach Knochen

von verweſten Leibern, die ehedem wie Brote in einem Backofen hier neben einander lagen, betrachteten die kunſtloſen, nun mindeſtens ſchon 1400 Jahre alten ſymboliſchen Malereien und Inſchriften und trugen kein Verlangen in das zweite und dritte Stockwerk hinabzuſteigen, die uns doch nur Wiederholungen des erſten geboten hätten. Wer ein Bergwerk geſehen hat, kann ſich einen annähernden Begriff von den Katakomben machen; nur ſind die Wege um vieles ſchmaler und labyrinthiſcher. Ich könnte mir keinen ſchrecklichern Zuſtand denken, als hier verirrt und einſam etwa warten zu müſſen, bis der Zufall den Cuſtoden mit einer neuen Geſellſchaft herunterführte. Die Situation müßte zum Wahnſinn treiben. Die andern mochten dasſelbe denken; ſo hielten wir uns eng zuſammen. Mann hinter Mann der alten Chriſten ſchauerliche Grabesgänge durchſchreitend, die in den Tagen der Verfolgung oftmals der Gemeinde Zuflucht und Rettung, hin- und wieder auch ihre gräßliche Opferſtätte geworden ſind. Wenn droben die feindlichen Kaiſer wütheten, verbarg ſich die widerſpenſtige Chriſtenſchar in dieſe ſchwerauffindbaren Verſtecke, wo ihre Väter ruhten; aber manchmal wurden ſie entdeckt und das Morden hier unten tobte gräßlicher, weil kein Entrinnen war. Dieſe bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts fortdauernde Sitte die Leichname in Felſengräber unter der Erde zu ſchieben, ſtammte von den Juden, wie aus zahlreichen Begräbnißſtätten dieſer Art in Syrien und Paläſtina erſichtlich iſt.

Recht froh dem Aufenthalte des Schauers entronnen zu ſein, begrüßten wir die Sonne wieder, als ſie gerade am heißeſten brannte, und der Contraſt zwiſchen der Kühle unter der Erde und dem ſchattenloſen Brande hier oben war ungeheuer. Mühſam ſchleppten wir uns den weiten Weg, bis uns wenigſtens Gelegenheit wurde den Gaumen mit ſaurem Wein zu erfriſchen. So hatten wir die Beſichtigung der Hauptmerkwürdigkeiten Roms mit dem beendigt, was vor allen andern nicht bloß ernſt, ſondern wahrhaft melancholiſch macht. Die beſchränkte Zeit und die Beſorgniß, es möchte der nur allzugnädige Himmel ſich nächſtens einmal in ſein Gegentheil

verkehren, veranlaßte mich von der Stadt zu scheiden, so sehr ihr Reiz mit jedem Tage für uns zunahm, um der nicht minder interessanten Landschaft wenigstens flüchtige Grüße zu sagen. Wir beabsichtigten durch das Sabinergebirg zu streifen und von einem seiner Endpunkte uns auf die Eisenbahn nach Neapel zu begeben und dann durch das Albanergebirg nach Rom zurückzukehren.

Um es uns also möglichst leicht zu machen, ließen wir unser ganzes Gepäck, d. h. den Reisesack mit unsern bessern Kleidern, bei der guten Hausfrau und gingen, nur mit einer kleinen Ledertasche versehen, in nicht eben festlichem Gewand in die Fremde. Unsere Freunde in Rom hatten uns gesagt, in Neapel laufe alles schmutzig herum; wozu sollten wir uns putzen und das Auge des ersten besten Strauchdiebes auf uns lenken? Trotz unsern Werktagskleidern waren wir in Neapel doch noch immer Exzellenzen.

Schläfrig fuhren wir dahin, die verbrannte Campagna durchschneidend auf staubiger Landstraße, aus deren braungelber Grasfläche nur hin und wieder ein graues Rind seinen prächtigen langgehörnten Kopf uns neugierig entgegenstreckte oder ein Ochsenhirte hoch zu Roß mit seinem langen Stachelstecken herangeritten kam. Es war so feierlich in der weiten bergumkränzten Einöde, als über ihr die Morgenröthe ihre lichten Finger ausstreckte und allmählich die Glanzkugel der Sonne sich erhob; denn die Campagna macht einen ernsten würdigen Eindruck wie etwa das Meer. Nun kam der wasserreiche Anio gezogen und der Omnibus rollte über Ponte Lucano, die alte Brücke, neben der das Grabmal der Plautier, ähnlich einem unserer runden Thürme, steht. Näher traten die sanftgeschweiften Höhen von Tivoli.

Wir stiegen aus, wo sich die Straße theilt, die Villa Hadrians zu besuchen, die an den vordersten Hügeln rechts eine Stunde vor dem Städtchen lag und im Umfang zwei deutsche Meilen hatte. Die weitläufige Anlage gehört jetzt der Familie Braschi, ein ziemlich wüstes, wenig gepflegtes Durcheinander von Ruinen und angebautem Lande. Wir wissen aus den Beschreibungen der Alten, daß hier der kunstliebende Kaiser allerlei Gegenden und

Oertlichkeiten nachgebildet hatte, wie sie anderswo die Natur bot und die Phantasie ausdachte, eine Thal Tempe und einen Tartarus, ein Nymphaeum im Stil Aegyptens unter dem Namen der Stadt Canopus, dazu außer dem Palast eine Akademie und ein Lyceum, einen Hippodrom und ein Stadium, Thermen und Theater, eine Geschmacksverirrung, die sich in den Gartenanlagen des vorigen Jahrhunderts im Kleinen wiederholt hat. Säulen, Statuen, Mosaikböden werthvollster Art wurden hier schon ausgegraben und wanderten in alle Länder Europas. Aber die alte Predigt von der Eitelkeit der Welt wiederholten uns aus allen Ecken die alten Gemäuer, während wir dem langen Custoden nachkeuchten, der hastigen Schrittes von einem Punkt zum andern lief und mit geläufiger Zunge die ehemalige Bestimmung jedes Baues uns vordocirte, so sicher in seinen Betrachtungen, als wäre er Kaiser Hadrians Hofbaumeister gewesen.

Da wir statt der bequemen Landstraße nach Tivoli den kürzern Fußweg gewählt hatten, so litten wir nicht weniger beim mühsamen Aufsteigen von der quälenden Sonne. Denn der Oelbaum gibt unter allen Bäumen den wenigsten Schatten. Da waren wir also im alterthümlichen Städtchen, das so lebhaft an das Mittelalter zugleich und an die klassische Zeit erinnert, im argivischen auf den Bergrücken hingelagerten Tibur, welches sich Horaz zum Ruhesitz für seine alten Tage wünscht. Wir fanden ein billiges echtrömisches Gasthaus, wo man Speise und Trank und das Zimmer separat zahlte und in keiner Weise genirt war.

Die Gassen des Städtchens stunden immer voll Menschen; denn alles, was nichts zu thun hat, drängt sich auf die Straße, und auch der arbeitende Theil, so weit es möglich, verrichtet außen sein Tagewerk, vom Schuster an bis zum spinnenden Mütterlein, welches für sein Rad keinen ebenen Boden braucht, weil Spinnräder in Italien noch unbekannte Maschinen sind. Tivoli hat, wie die meisten römischen Städtchen, ein angeraucht finsteres Aussehen. Dies rührt vom Baumaterial her, dem Tuffstein, der an der Luft stark dunkelt. Da die wenigsten Hausbesitzer die Kosten eines

Anstrichs anwenden, so erhalten die Häuser nach und nach die Farbe von Schmieden. Auch mit Repariren schadhafter Mauern läßt man sich nicht eben eben tief ein: was stürzen will, mag stürzen, und die Ruine ist da, die oft noch lange bewohnt wird. Mit diesem schwarzen verfallenen Aussehen der Ortschaften steht nun die lichte Landschaft in scharfem Contraste. Um Tivoli insbesondere ist alles heiter und herrlich; das macht das viele Wasser, welches da und dort als Strom brausend oder als Bächlein stäubend in die Tiefe stürzt. Die Wasserfälle von Tivoli mögen ihres Gleichen suchen; aus dem Hochthale zieht der grüne Anio den schäumenden Schluchten entgegen, die unmittelbar an der Stadt in jähe Tiefe sinken; seit einem Menschenalter muß er sich theilen; nachdem er eine Kirche mit 26 Häusern hinabgerissen, hat man dem Hauptstrom ein Bett durch den Berg gegraben, von wo er dann wie von einem großen Wöhrd mit gewaltigem Rauschen 300′ tief ins Thal fällt; ein anderer Theil sucht sich noch selbst zwischen dem Gestein die alten Bahnen, und es ist unbeschreiblich reizend ihn auf künstlich zum Theil durch den Felsen gehauenen Pfaden bis hernieder zu begleiten. Denn die Wasserdünste fördern den Pflanzenwuchs und das Gesträuch gedeiht da zu selten gesehener Ueppigkeit. Dazu öffnet sich bald, bald schließt oder verschiebt sich die Aussicht auf den einen oder andern der Wasserfälle, und die malerisch abstürzenden Felsen umher erhöhen den poetischen Eindruck. Man kann 2—3 Stunden in dieser Schlucht zubringen, ohne des Anblicks satt zu werden. Einen andern wahrhaft prächtigen Spazirgang bietet die Landstraße, welche in weitem Halbkreis auf der Höhe hin das Thal umzieht. Man hat hier Tivoli mit seinem antiken Rundtempelchen, dem sogenannten Tempel der Sibylla, der hart am Rande neben dem alten Wasserfall steht, gegenüber, dann öffnet sich die Aussicht auf die Hauptströmung, und wenn man noch ein Viertelstündchen weiter geht, so sieht man drüben, eine entzückende Erscheinung, die sogenannten Cascadellen auf der entgegengesetzten Seite des Thals in die Tiefe gleiten. Wie Silberbänder lagen die Wasserstreifen vom Schimmer der Abendsonne in ihrem Glanz erhöht über das dichte Grün

gebreitet vom Hügel ins Thal hinab; eine Ueberraschung, bei der ich laut aufjauchzte, so ganz verschieden von allem, was man sonst als Wasserfall zu sehen gewohnt ist. Wir gingen dann noch ein wenig durchs Städtchen mit Freund Wüger, der uns an eine Mauerbrüstung führte, als der glühende Sonnenball hinter der tiefen Campagna untertauchte. Wie schön, wie erhaben! Man fühlt sich ein anderer Mensch in solchen Landschaften. Drüben leuchtete die Spitze des Soracte im matten Abendgold, dann zog sich bläulicher Nebel über die Niederung her, indeß die Himmelslämplein sich entzündeten. Wie wir heimgingen, sangen aus vergittertem Fenster Gefangene und streckten uns bettelnd ihre Hände entgegen.

Auch der Villa d'Este mit ihrer wunderschönen Lage am Felsen, mit ihren Wasserkünsten, mit ihren prächtigen Gängen und Bäumen sei in einigen Worten gedacht. Der ganze Abhang nach der Campagna ist zur Gartenanlage benützt, und die Majestät des Gartens wetteifert mit der der Aussicht. Unten steht eine Gruppe riesiger Cypressen, der größten, wie man sagt, die Italien aufzuweisen hat.

Wir verließen das liebliche Tivoli am nächsten Mittag und fuhren mit der Landkutsche das Aniothal weiter hinauf bis Subiaco. In ganz Italien, besonders aber im Römischen, horsten die Menschen gern wie Adler auf Kuppen, und es gewährt einen hohen Reiz, allenthalben diese kahlen schroff aufragenden Spitzen mit Dörfern und Städtchen bedeckt zu sehen. Ich meinerseits überließ mich während der Fahrt auch meinen Träumen von der alten Zeit. Besonders stand mir Horaz, dessen Landgut in unmittelbarer Nähe gelegen haben muß, auf's lebhafteste vor den Augen. Dort aus dem Thale zur Linken kommt je der Bach Digentia oder Licenza heraus, um in den Anio zu münden; er war fast ganz vertrocknet, als wir darüber fuhren; denn die lang andauernde Dürre hatte auch diese Gebirgsgegenden theilweise ziemlich entwässert. Es dämmerte schon, als wir Subiaco erreichten, das uralte Städtchen Sublaqueum, welches steil den Berg hinangebaut ist, dessen Gipfel eine mittelalterliche Burg krönt. Die Lage der Gegend, beträchtlich höher als

die von Tibur, hat die Triften und Bäume grün und frisch erhalten. Aber wiederum weit höher als das Städtchen liegen die Klöster, von welchen der Benedictinerorden seinen Ursprung nahm. Wir wanderten am Morgen in Gesellschaft eines deutschen Malers Horst das romantische Thal und dann links den steilen Weg hinan erst nach dem Kloster Scholastica, dem eigentlichen Mutterhause, das der Schwester des Benedictus geweiht ist, und dann noch eine halbe Stunde weiter hinauf, zuletzt durch eine schattige Allee von immergrünen Eichen, nach der sogenannten heiligen Grotte, dem obern kleinern Kloster, dessen Hauptgebäude am Rande des schroffen Felsen steht. In einer der Grotten da oben lebte von seinem 14. Jahre als Einsiedler der h. Benedictus und wälzte sich auf den Dornen, welche späterhin der h. Franciscus in Rosenstöcke verwandelte, die noch heute im Gärtchen vor dem Kloster blühen. Die Höhlen sind zu Kapellen ausgebaut, eine über die andere; man steigt von der kleinen Kirche aus auf Stufen hinab; der ganze seltsame Bau macht durch das spärliche und wohlvertheilte Licht so wie durch die alten Wandmalereien und die ganze fremdartige Anordnung des Raumes einen tiefen, religiösen Eindruck. Und wenn man nun wieder heraustritt ins Freie und blickt umher über die braunen kahlen und über die dunkeln grünenden Berge und hinter ins Hochthal und sieht nirgends weiter eine menschliche Wohnung — denn auch das Städtchen hat sich den Blicken entzogen — da findet man es wohl passend, daß der Heilige gerade diesen Ort zu seinen Meditationen gewählt hat. Benedictus und Nero — welche Kontraste! Auch Nero hatte sich einst hier eine Villa erbaut, welcher möglicherweise noch die Mauertrümmer an der gegenüberliegenden Höhe angehören.

Doch wir mußten weiter, da wir uns für heute noch eine ziemliche Fußpartie vorgenommen. Also hinab ins Städtchen, ein Frühstück eingenommen, und nun zwischen Weingärten dahin einen lieblichen Fußpfad. Der Weg hob und senkte sich abwechselnd; im Schweiß des Angesichts erstiegen wir die Felsen; die gut angebauten Thäler machten einen schroffen Gegensatz zu dem nackten Gestein, das die schwarzen Dörfer und Städtchen trug. Wir waren noch

keine Stunde Weges gegangen, so kam uns ein Mann mit zwei Eseln nach; auf dem einen ritt er selbst, den andern sollte zur Heimreise sein Sohn besteigen, den er in einem Kloster abzuholen auf dem Wege war. Dieser Mann gab sich alle Mühe meine Frau zum Aufsitzen zu veranlassen, und als sie sich weigerte — denn es war ihr so unheimlich; das war ja sicherlich ein verkappter Räuber — so ließ er sich's nicht nehmen unsere kleinen Habseligkeiten zu tragen. Nun aber während wir mühsam in der Mittagshitze den Berg von S. Stephano emporsteigen, zieht er ein großes Schnappmesser aus der Tasche — siehe da, der Mordplan ist nah der Ausführung; doch nein, unser Geleitsmann schält nur eine Pfirsich und reicht sie meiner Frau dar. Als er von uns schied, weigerte er sich die Kleinigkeit für das Tragen unserer Kleider anzunehmen. In solchen Gegenden Italiens, die außer dem Bereiche der Fremden sind, erweisen sich die Bewohner als gutmüthig und dienstwillig; auch in Subiaco war uns kein Bettler aufgestoßen, so wenig die spärliche und bußwürdige Bekleidung der Einwohner auf Wohlhabenheit schließen ließ.

Wir lechzten vor Durst in der Sonnenglut; da kein Wirthshaus im Dorfe war, so veranlaßte unser Gefährte die Insassen eines kleinen Ladens uns irgendwo bei einem Bauern Wein holen zu lassen. Das Mädchen brachte eine große Maß, und nun mußte alles mittrinken, was in der Stube und auf der Treppe stand; wir fingen bereits an Gegenstand der Bewunderung für das Dörfchen zu sein.

Wir stiegen höher und höher und kamen durch einen herrlichen Laubwald, dann an Kloster S. Francesco vorüber, wo gerade ein Kirchenfest war, und endlich noch viele Treppen höher hinauf nach dem Adlerneste Civitella, einem winzigen alten Römerstädtchen, so schwarz wie ein Schornstein, auf dem anscheinend höchsten Punkte der Gegend erbaut, von wo man eine unendlich großartige Aussicht über die Gebirgsreihen weit umher und hinüber nach der Campagna genießt. Jeder Versuch solche Naturscenen zu beschreiben würde weit hinter der Wirklichkeit bleiben; eine Berggegend im Süden

sieht eben ganz anders aus als bei uns; es ist vor allem die Färbung und die lichte Klarheit der entferntesten Gegenstände; dann aber auch die kühne und mannigfaltige Form der Gebirgsmassen, die schroffe Abwechslung von üppigem Grün und kahlem Gestein, ferner die menschlichen Ansiedlungen auf den Bergkuppen, was auf den Fremden so überraschend wirkt. Endlich möchte ich dazu noch die schöne Gestalt und den geistigen Ausdruck der Bewohner fügen, die dem Wanderer begegnen. Es sitzen auf diesen schlanken und vollen Frauenfiguren keine Köpfe mit Stumpfnasen und breitgedrückten vergarbten Gesichtern, und aus den funkelnden Augen der schwarzbärtigen Männer spricht Leben und Kraft, nicht wie aus unsern Bauernphysiognomien stumpfsinniges Phlegma. Nun sagt man wohl bei uns, die Italiener seien habgierig und unredlich, falsch und verschlagen, voll Leidenschaft und Mordlust. Ich habe die Landbewohner nur wacker und brav und gegen die Fremden zuthulich gefunden, zumal wo sie durch deren Andrang noch nicht verwöhnt und verdorben worden sind. Dazu besitzen sie insgesammt natürliche Feinheit der Manieren und leichte Fassungsgabe, sind also umgänglich auch für den, der ihrer Sprache minder mächtig ist. Italienische Landleute geben weit bessere Auskunft als die unsrigen, und auch der stotternde Ausländer pflegt mit ihnen bequemere Unterhaltung. In Civitella fragte ich auf der Straße einen Trupp Mädchen: Wer mag uns Caffee machen? Und sogleich erbot sich ein schönes Kind zu dieser Dienstleistung. Der Kaffee war delicat, und als wir fortgingen, wollte die Großmutter keine Forderung stellen, weil sie ja keine Wirthschaft treibe.

Wir trennten uns so ungern von dem wunderlichen Städtchen auf steiler Höhe, dem frische Luft und weite Aussicht für viele Unbequemlichkeiten Ersatz bieten müssen. Denn nun ging's ja leider abwärts und abwärts bis Olevano, das immerhin selbst noch hoch über der Campagna auf einem Felsen liegt. Ueber dem Städtchen steht auf einem kleinen Bergrücken Casa Baldi, die Malerherberge, deren Magnet nächst der schönen Rundschau die junge Wirthin ist. Diesmal waren wir zufällig die einzigen Gäste; aber

die Zeichnungen und Gemälde an den Wänden und das reichausgestattete Fremdenbuch verriethen den Lieblingsaufenthalt der Künstler, deren Mehrzahl, wie wir aus dem Namensverzeichniß wahrnahmen, Deutsche sind. Wir genossen den Abend und Morgen auf der Terrasse und in den Nischen der Hausthür sitzend, schauten zurück nach Civitella und ringsherum nach den Bergketten und Städtchen in der Tiefe und Höhe und hätten den Vollgenuß des Glückes empfunden, wäre nur das Hühnchen, welches uns die schöne Wirthin als Nachtmahl auftischte, um ein klein wenig größer gewesen. Die Italiener sind gar so mäßig; wie mag da ein Deutscher auskommen?

Der andere Tag sollte uns nach der Eisenbahn bringen. Von Olevano führt eine gute bequeme Straße nach Gennazano; wir aber zogen den beschwerlichen und romantischen Fußweg vor. Durch das enggebaute wie ein Schwalbennest an den Berg hingeklebte Olevano kommt man fast mit Lebensgefahr; so schlecht ist das Pflaster und so ausgetreten sind die Stufen, die man hinabsteigt; nun ging's weiter einen höchst miserabeln Steinweg immer tiefer, dann quer über ein Thal und zwischen Weinbergen wieder einen steilen engen Pfad in die Höhe, der sich vielfach verästelte und über die Richtung in Zweifel ließ. Endlich gelang es, nach Gennazano uns durchzufragen, einem hübschen alten Städtchen von größerem Zuschnitt, dem man es wohl ansieht, daß Tausende von Wallern ihm Wohlstand verleihen. Hat es doch an seiner „Madonna vom guten Rath" eine mächtige Patronin, zu der sie von weit und breit herbeiströmen.

Wir genossen Eier, Wein und Kaffee und machten uns auf den Weg nach Valmontone, das nicht eben leicht zu finden war. Anfangs zwar ging's ganz glücklich, so sehr die Pfade durcheinander liefen. Ein verständiger Mann hatte sein Bündel Holz vom Rücken genommen und auf den Boden gelegt, um mir die genaue Richtung der verschlungenen Steige im voraus begreiflich zu machen, und ich folgte seiner Weisung, die so klar war, als hätte ich alles vorgezeichnet auf einer Specialkarte, erst durch ein Wäldchen, dann über

Feld zwischen prachtvollen Kastanien hin. Wir lagerten uns unter einem dieser Riesenbäume und sahen den fächelnden Weinranken zu, die an die Ulmen geklammert von einem schwachen Luftzuge hin und herschwankten. Es war so traulich, so wohlig, so gar sommerlich in dieser Einsamkeit; bunte Schmetterlinge flatterten umher, Käfer summten, Eidechschen schlüpften durchs Gemäuer, auch ein paar Eselreiter trabten bedächtig vorüber und sagten uns, was wir schon wußten, daß es warm sei. Wäre ich nur nicht zu sicher in meiner Ansicht vom richtigen Weg gewesen; denn gerade der, den ich für den zweifellos richtigen hielt, erwies sich als der falsche. Nun stiegen wir endlich wieder zurechtgewiesen hinab in die Ebene, wo friedlich eine Herde Rinder graste. An diesen gewaltigen Thieren vorbeizugehen kostete meiner Frau einen wahren Seelenkampf, und in der That werden die Ochsen der Campagna als ziemlich wild geschildert. Bei dieser ihrer Herzensangst verlor auch ich meine Bedachtsamkeit und hielt es für ausgemacht, der Thurm in der Ferne zur Linken müsse der Kirchthurm von Valmontone sein. Tapfer schritten wir darauf los, obschon wir keine Häuser sahen. Endlich kommen uns einige Landleute entgegen, von denen wir in Erfahrung bringen, daß wir uns in einer ganz verkehrten Richtung befinden. Jener weitgesehene Thurm war ein mittelalterlicher Wartthurm, wie sich deren um Rom noch viele finden. Wir legten uns eine Zeit lang auf einen Haufen Schilf, das die Hirten zusammenlesen, um es Nachts zu verbrennen; dann mußten wir noch lange auf- und abmarschiren über Höhen und Tiefen, immer ungewiß über die Lage unseres Zieles, bis wir es endlich dennoch erreichten.

Die Eisenbahn bis Neapel führt in lauter anmuthiger und zugleich großartiger Landschaft zwischen Bergen durch weite fruchtbare Thäler hin, auch an Städten vorbei, die ohne Zweifel viel Interessantes haben, wie Segni, Anagni, Ferentino, Frosinone; in Ceprano, der Grenze des päpstlichen Gebietes, war große Visitation und Paßschreiberei, auch Speisen und Getränke im Bahnhof so theuer als möglich, der Teller Suppe zu 15 kr. Bei S. Germano im

Neapolitanischen war großes Leben; zur dämmernden Abendzeit kamen wir in Capua an, wo ich übernachtete, weil ich nicht gern in später Nacht nach Neapel wollte.

Capua, dachte ich, müssen wir was zu lösen geben, weil es meine Landsmännin, die edle Königin, zur Heldin gemacht hat; auch findet man hier ohne Zweifel gut zu essen; denn nicht umsonst erzählen die Alten, daß diese Stadt Hannibals Heer verweichlicht habe. Wir aßen wie die Drescher und zahlten wie die Fürsten; es kam mir nun auch nicht darauf an, einmal ein wenig geprellt zu werden; in Neapel wollte ich schon wieder sparen. Morgens 4½ Uhr fuhren wir ab; es war Sonntag und alles schön geputzt, wir zwei die einzigen Schmutzkäfer; die Luft wehte uns gar lieblich lau und feucht entgegen; man fühlte die Nähe des Meeres.

In Caserta, dem großen königlichen nun auch verödeten Lustschloß, stiegen ein paar hübsche Damen ein, von denen ich mir das jetzt durch Einführung der Franken doppelt verworrene neapolitanische Münzwesen erklären ließ; das kostet, wie ich bereits in Capua bemerkte, ein tüchtiges Studium. Bald hinter Capua wird die ganze Vegetation umher bedeutender, die Reben größer, die Bäume, ihre Stützen, schlanker; bald blickt auch zur Linken der duftig graue Vesuv herüber, und dann schaut zur Rechten von der Höhe der neue Kirchhof hernieder und die vielgerühmte Stadt ist da, die Königin des Mittelmeers.

Wir gingen vor allem darauf aus eine Wohnung zu finden; da es aber noch früh am Tage war und wir gar kein Gepäck hatten, konnten wir bedächtig uns Zeit nehmen. Auf gut Glück drangen wir ins volle Leben ein, welches um uns her so mächtig pulsirte, wie nur irgend in den belebtesten Straßen Londons. Der Bahnhof ist gleich in der Nähe des Marktes, und auf diesem Obst, Gemüse und Fleisch die Fülle und ein Gedränge schmutziger feilschender Menschen, wie ich an einem Sonntage noch nirgend beisammen sah. Die Feigen in Körben pyramidalisch aufgeschichtet und mit Blumen besteckt, das Fleisch mit grünen Zweigen behangen; sonst gewahrte ich keineswegs jenen Hang zum Bunten, den frühere

Reisende an den Neapolitanern hervorhoben. Die Mode hat auch hier was sie konnte in ihre unentschiedenen Schmutzfarben getaucht. Der Hoffnung getrösteten wir uns bald: in Neapel, wo Trauben stehen so schwer wie in Kanaan und große Küchen mit den verschiedensten Speisen auf der Straße aufgeschlagen sind, werden wir nicht verhungern.

Wir schlenderten weiter durch endlose vielverschlungene Gäßchen, deren hohe Häuser am hellen Tag ein dämmerndes Halbdunkel unterhalten, bis wir in die schöne Toledostraße kamen. Auch hier ein Wogen und Tosen, als wäre die Stadt auf der Wanderung, Kutschen die Menge und alle Läden geöffnet, wie an einem gewöhnlichen Wochentage. Aber ein Logis hatte sich uns noch durch keinen Anschlagzettel angemeldet. Nun hatten wir einen Empfehlungsbrief an einen deutschen Zahnarzt, der unfern Toledo in der Straße von Chiaja wohnte. Diesen beschlossen wir aufzusuchen; er werde ja vielleicht bei Bekannten ein Plätzchen für uns zu finden wissen. Aber ich, meint meine Frau, will lieber im Konditorladen gegenüber warten; der hat eine deutsche Firma; es könnte am Ende des Zahnarztes Frau eine Staatsdame sein und mich in meinem schlechten Putz über die Achsel ansehen. Das scheint mir auch wirklich ein großer Herr, der Zahnarzt, dachte ich; er wohnt im ersten Stock eines Palastes, und über der Thüre steht auf einer großen ovalen Tafel, daß er Zahnarzt der königlichen Familie sei. Nun, wie dem auch sein mag, ich gehe hinauf; er war ja ehedem mein Schulkamerade. Auf dem weiten Vorplatze saß ein Arbeiter, der Goldschräubchen an die Zähne machte. Ist der Herr zu Hause? frage ich unbefangen. Ohne Antwort zu geben, entfernt sich der Mann, nachdem er mir einen Stuhl hingestellt. Ziemlich lange nachher erscheint ein stattlicher Herr und fragt nach meinem Begehren. Daß dieser Herr der rechte nicht sein könne, stand mir aus der Erinnerung fest. Nun ich wünsche zu Herrn S., erwiederte ich, halb ärgerlich, daß man mich nicht wenigstens zu dessen Frau gebracht, und wenn er etwa nicht zu Haus ist, ich habe weiter nichts als diesen Brief an ihn abzugeben. Questo è morto, antwortete

kaltblütig der Herr, vermuthlich ein Geschäftsführer, welcher gehofft hatte, er dürfe mir einen Zahn ausziehen; ich aber schauderte bei der plötzlich überraschenden Nachricht und schämte mich meiner Empfindlichkeit. Der schweizerische Conditor gab mir zu dieser Geschichte die Ergänzung: vor 14 Tagen war der allgemein geachtete Mann an einem Nervenfieber gestorben, an welchem seine Gattin noch immer gefährlich darniederlag. Um so dienstfertiger bewies sich unser neugewonnener Bekannter. Er rief seinem Geschäftsgenossen und bat ihn, uns zum Carlo zu begleiten, der ein Logis bereit haben werde. Es seien ganz solide Leute aus seiner Bekanntschaft. Binnen einer Viertelstunde waren wir um 3 Fr. den Tag auch richtig einquartirt und konnten unsere Wanderungen durch die Stadt sorglos weitermachen. Nachdem wir den schönen Schloßplatz betrachtet, über den sonst des Bayernherzogs Tochter ihre Blicke warf, und die Kirche gegenüber besucht, welche die Neuzeit nach dem Muster des Pantheon baute, gingen wir zuerst nach einem Speisehaus. Wollen Sie wohlfeil essen oder theuer? fragte ein dicker Spezereihändler, den wir um Auskunft baten. Natürlich wohlfeil. So gehen Sie in den Keller gegenüber. Da saßen in Hemdärmeln — nicht eben englische Lords, und aßen Maccaroni. Der Wein, der vor uns in Fässern stand, war delicat, die einfache Lieblingsspeise Italiens schmackhaft, und in solcher Fülle in unsern Tellern aufgehäuft, daß meine Frau nur den vierten Theil bewältigte; der Bettler aber, dem sie den Rest gab, verschlang diesen in einer kleinen Minute.

Nun stiegen wir in der Mittagshitze den hohen Berg meist auf breiten Stufen hinan nach S. Elmo. Manche Reiter galoppirten auf schreienden Eseln, an deren Schwänze die Buben, deren Treiber, sich hingen, an uns vorüber; denn nach den obersten Höhen der Stadt bringt man häufig auf Eseln empor; die Leute sind hier gar zu bequem zum Gehen, wohl auch erschlafft vom Klima. Endlich erreichten wir die Höhe und befanden uns gegenüber der Festung.

Das Verbot, dieselbe ohne Erlaubnißschein zu besuchen, war leicht umgangen; ein Soldat von der piemontesischen Besatzung erhielt

auf mein Bitten von seinem Unteroffizier die Weisung uns auf den Wällen und Thürmen herumzuführen, und so standen wir zum erstenmal einer Landschaft gegenüber, die bekanntlich in Europa ihres Gleichen sucht. Zu den Füßen die Stadt theils an den Felsen hinangeschmiegt, theils im Halbzirkel die herrliche Bucht umschlingend, zur Linken, so weit das Auge reicht, Häuser an Häuser von den benachbarten Städten Portici, Torre del Greco, Torre del Annunziata, Castellamare, hinter denen majestätisch und in anmuthig geschwungener Wellenlinie der graue Vesuv sich hinter einem frischen grünenden Thal erhebt. Im Hintergrund gegenüber Berge, deren Färbung sich wenig von der des Himmels und des Meeres unterscheidet, und im Dufte die hochragenden Inseln Procida, Ischia und Capri, über das ganze Landschaftsbild ein unendlich heiterer Himmel gebreitet; man kann sich kaum trennen.

Wir hatten es mit unserer Ankunft in Neapel gut getroffen; denn am nächsten Tage, Montag den 7., war das Fest für Garibaldi, der Jahrestag seines Einzugs in die Hauptstadt. Diese öffentliche Feier ermöglichte einigermaßen einen Einblick in die politische Stimmung der Bevölkerung. Der Fremde, der ein Land nur durchstreift, ist dem Zufall Preis gegeben, der ihn mit Leuten bald von dieser bald von jener Parteifärbung zusammenführt; aber solch eine allgemeine Kundgebung kann ihm als ziemlich genaues politisches Wetterglas dienen. Unser einziger deutscher Bekannter, der Konditor, ein etwas ängstlicher Mann, sprach zum voraus mit heimlicher Furcht von einer Demonstration der Bourboniſten, doch ließ sich am Festtage nichts davon verspüren. Aber auch die Begeisterung für die heutigen Zustände kam mir ziemlich lau vor. Das Volk verhielt sich rein als zuschauende Masse, höchstens daß es sich zu den Lokalen drängte, in welchen für die Armen 12,000 Brodlaibe ausgetheilt wurden. Im übrigen standen die Leute horchend und gaffend herum; denn am Tage spielten an öffentlichen Plätzen Militärmusiken, Nachts aber wurde die Stadt illuminirt und drei Feuerwerke abgebrannt. Wir sahen das auf dem Platze S. Spirito; Kopf stand an Kopf, harrend des prächtigen Anblicks, und als man

mit dem Beginn etwas säumte, stimmte die Menge eine kleine Katzenmusik an, aber bloß zum Spaß, um sich selbst zu unterhalten. Denn bei der ersten Rakete war alles wieder ruhig und bewunderte mit ausgelassener Heiterkeit; die einen riefen a, die andern b, und dann allgemeines lautes Gelächter. Nachmittags war mit Musik und Fahnen und einer Büste Garibaldis ein Zug durch die Stadt gegangen; aber von fast lächerlich geringer Betheiligung, und in das Vivat der Vorschreier hatten nur wenige eingestimmt. Indeß Garibaldi ist noch immer beliebt in Neapel; aber wahrhaft gehaßt schienen mir die Piemontesen mit ihrem Victor Emanuel. Diesem letztern erscholl kein einziges Evviva! und nur an einem Hause gewahrte ich sein Bildniß. Der ernste, etwas plumpe Piemontese paßt nicht zum lebhaften und leichtfertigen Neapolitaner, und die stolze Weltstadt schämte sich, das verhältnißmäßig kleine Turin nun über sich als Kapitale anzuerkennen; auch Florenz wird nicht genügen, und die Ansicht derer ist wohlbegründet, welche die Beruhigung Italiens von der Besitznahme Roms abhängig machen. Zwar überragt Neapel die sonstige Welthauptstadt an Einwohnerzahl um mehr als das Doppelte; aber das alte Ansehen würde letzterer doch unbestritten den Vorrang geben.

Da wir an diesem Feiertage nicht Lust hatten die Stadt zu verlassen, das Museum aber geschlossen war, so beschauten wir Kirchen und Plätze und durchstreiften die Gäßchen. Auf dem grünen Markte, wo König Conradins Haupt fiel, steht die Kirche Maria del Carmine, in welcher der letzte Hohenstaufe mit seinem Freunde Friedrich von Oestreich begraben liegt. Unser seliger König Max II. stellte daselbst eine schöne Marmorstatue des erstern auf mit folgender einfacher Inschrift: „Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtet dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem König Conradin, dem letzten der Hohenstaufen, im Jahr 1847.“

Während wir eine Kirche aufsuchend durch eines der hundert engen Gäßchen, fast geschoben von der nachrückenden Menge, uns drängten, stießen uns zwei kleine Abenteuer auf. Meine Frau trug ihren hellgrauen vom bisherigen Feldzug schon etwas mitgenommenen

Sommermantel der Hitze wegen über dem Arm. Nun war in diesem Gäßchen, wie man an der Menge aufgehangener Kleidungsstücke wahrnahm, offenbar ein Trödelmarkt. Und alsbald kam ein Weib auf uns zu, packte den Mantel und wollte ihn kaufen, und nach ihr ein zweites mit der Frage, wo wir ihn gekauft hätten. Mit Genugthuung bemerkten wir, wie auch unsere Kleidung noch immer ihre Liebhaber finde. Ein andermal aber, als ich allein in die nächste Straße eingebogen war, nach dem Wege mich umzuschauen, warfen Mädchen nach meiner guten Frau mit Steinen; ich nannte diesen Moment immer: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. Gleiche Unbill fügte ihr am folgenden Tage ein Knabe zu, den sie mit aufgehobenem Finger gewarnt hatte, ein Mädchen zu schlagen. Man sieht, die neapolitanische Jugend lebt frei genug, wie denn ganz Italien wenig weiß von Straßenpolizei und die stattlichen dunkelblauen, mit weißen Fangschnüren geschmückten, mit hohen Dreimastern bedeckten Gensdarmen es weit unter ihrer Würde hielten auf Buben Jagd zu machen.

An das Garibaldifest reihte sich Mariä Geburt, der 8. Sept. Hätte ich da meinen Förster ordentlich studirt gehabt, so würde er mich belehrt haben, daß auf diesen Tag das Fest Piedigrotta fällt, zu welchem die Landleute „in allem Glanze ihrer eigenthümlichen Trachten" erscheinen sollen. So fuhren wir gerade an diesem Tage mit der Eisenbahn hinaus in die Umgegend. Indeß viel würden wir zu Hause doch nicht gesehen haben; denn die Nationaltrachten sind in ganz Italien bis auf schwache Ueberreste verschwunden; die französische Mode ist beim Landvolk eingerissen und baumwollene Fetzen haben die oft kostspielige frühere Kleidung verdrängt. Auch am nächsten Sonntag waren wir auf dem Lande, konnten aber von einer eigenthümlichen Tracht nirgends etwas gewahr werden.

Wir hatten vom Haus einen weiten Weg zur Eisenbahn, und da wir uns nicht sehr beeilten, sondern mit Kaufen und Essen köstlicher Trauben, mit Kaffeetrinken und Beschauen von hundert Winkeln viel Zeit hinbrachten, war der Zug schon weg, der in Pompei hält. Daher fuhren wir weiter nach Castellamare, um Mittags

von dort nach der Gräberstadt den Rückweg zu nehmen. Eine reizendere Fahrt als diese läßt sich nicht denken. Die Bahn zieht sich hart am Meerbusen hin, und zur Linken reihen sich Häuser an Häuser oder wechseln mit den üppigsten Fluren.

Man steht am Quai von Castellamare der prächtigen Metropole gegenüber, die duftig und lieblich ihrem Hügel angeschmiegt aus der Ferne herüber lacht. Ein schmutziges Volk gleich den Bewohnern von Neapel trieb sich auch hier in den Straßen umher. Da kam mir der Gedanke, der Einladung einer Aufschrift folgend, mich in der See zu baden. Ich mußte mit einem Burschen, der sich als Besitzer der verfallenen Anstalt präsentirte, erst um den Preis handeln, und als ich ihn bezahlt hatte, kam ein Mädchen scheltend auf ihn los, und als er ihr einen kleinen Theil von dem erhaltenen Geld in die Hände gab, warf sie ihm diesen schließlich vor die Füße. Der Mensch hatte offenbar gar kein Recht auf das Bad, sondern benutzte blos die Abwesenheit der Eigenthümerin, um sie und mich zu prellen. Solche Züge kann man in kurzer Zeit aus Erfahrung um Neapel in Menge zusammentragen.

Nun fuhren wir nach Pompei, wohin eine besondere Zweigbahn geht. Die gegenwärtige Regierung hat den Besuch der Todtenstadt bedeutend erleichtert. Man geht vom Bahnhof einen sehr kurzen Weg, den uns singende und orgelnde Bettler etwas unangenehm machten, bis ans Thor, das von Militär besetzt ist, und erhält gegen Erlegung von 2 Fr. à Person einen in der Erklärung der Bauten eingeschulten Soldaten mit. Wir stiegen vom Wachthaus eine Reihe von Treppen hernieder und standen sofort in einer der alten Straßen. Das schwermüthige Gefühl, das sich meiner bemächtigte, wurde nur zu bald verscheucht durch die geschäftsmäßige Erklärungsart unsers Begleiters, der von Straße zu Straße eilte und im Auslegen seine trivialen Witze machte. Er hatte von seiner Führerschaft einzelne deutsche Brocken aufgelesen, die er nun an uns unter vielem Lachen über den närrischen Klang unserer Sprache verwerthete. So wurde unsere Seele beim Gang durch die einzige Stadt ernüchtert, beinahe als wären wir in einem Museum. Ein

zweiter Uebelstand ist der, daß die vorige Regierung die Statuen und Gemälde und die Werkzeuge für Küche und Hantirung aus wohlbegründeter Furcht, sie möchten hier an Ort und Stelle nicht sicher genug sein, in das Museum nach Neapel schaffte. Jetzt, bei militärischer Aufsicht, kann man größeres Vertrauen haben, daß nichts beschädigt oder entwendet wird.

Pompeji wurde bekanntlich im Jahre 79 beim ersten Ausbruch des Vesuv nebst Stabiä, d. i. Castellamare, und einigen andern Orten von einem Aschen- und Steinregen begraben, Herculaneum dagegen, auf welchem Resina und Portici erbaut ist, von Lava bedeckt. Daher ist das Ausgraben von Pompeji nicht schwierig, weil die darüber gebreitete Decke von etwa 15 Fuß nur locker ist und moderne Bauten dem Unternehmen nirgends im Wege sind. Bei alledem ist erst ½ der Stadt dem Himmelslichte zurückgegeben. Man wandelt auf dem alten Pflaster und Trottoire durch die langen schnurgeraden Straßen hin, deren niedrige ungedeckte Häuser, deren Tempel, Theater, Basiliken und sonstige öffentlichen Gebäude frei und offen für den Beschauer dastehen. Wenige Bauten tragen moderne Nothdächer, aber den andern schadet die Witterung in dem trocknen Klima gewiß nur wenig. Wir schritten auf und ab die ziemlich engen Gassen, die verödeten und doch auch nicht unheimlichen; denn noch schimmern die Wände vielfach in bunten Farben und unnachahmlich zierlicher Malerei, und das mustivische Estrich glänzt von bunten Steinchen. Die Gemächer, deren Bestimmung der Kundige längst aus Beschreibungen kennt, laden heiter den Vorübergehenden zum Besuch ein, die schlanken Säulen des Hofes ragen frei in die Luft empor, da und dort eine einsame Statue, ein Altar, ein Ziehbrunnen, ein steinerner Ladentisch, ein paar große thönerne Weinkrüge, in Glaskästen eingeschlossen die jüngst aufgefundenen abgegossenen Leichname, ein trauriger Anblick. Die Häuser sind sich ziemlich ähnlich in Bauart und innerer Vertheilung der Räumlichkeit; ich möchte sie in dieser Hinsicht mit den englischen vergleichen. Auch darin kommen sie den letztern nahe, daß jede Familie ein Haus bewohnte; uns erscheinen die Piecen knapp genug

auch für eine Familie. Als wir durch das große dreistöckige Haus des Arrius Diomedes auf der Gräberstraße, an welchem sich auch ein Garten befindet, entlassen wurden, kredenzte uns um theures Geld ein Mann — wäre es wenigstens ein hübsches Mädchen gewesen! — pompejanischen Wein von nicht besonderer Qualität; einem zweiten, der uns Obst entgegenbrachte, entrannen wir glücklich, und gingen durch die beispiellos staubige Landstraße — gleich wollte sich ein dritter an unsere Ferse heften, uns den Weg zu zeigen — zurück nach dem Bahnhof. Wir waren ganz aufgelöst von der Anstrengung des Schauens bei der unsäglichen Hitze. Nun fuhren wir zurück bis Portici, und schon stand abermals ein Signore bereit, uns nach Ercolano zu bringen; doch mit aufgebotener Grobheit gelang es mir diesen noch abzuschütteln.

Man leidet um Neapel unbeschreiblich von der Zudringlichkeit des Straßenvolkes, welches Tritt und Schritt des Fremden belauert. Ich rede hier nicht von den Bettlern, der gemeinsamen Landplage Italiens, nicht von den Schuhputzern, welche selbst die blanken Stiefeln nochmals zu reinigen sich anbieten; sondern namentlich von den Führern. Sobald man sich an einem merkwürdigen Orte blicken läßt, stürmt die Rotte heran, die einem wieder nichts zeigen kann, als den Ort, wo der eigentliche Führer wohnt; wenn man abgeht, ist aber auch gleich ein Kutscher bei der Hand, der den Weg mit seinem Wagen verstellt und im Weigerungsfalle sogar Roß und Wagen im Stiche läßt, um den Fremden zu verfolgen.

Portici und Resina sind *eine* Stadt, deren zwei Hälften gesonderte Namen führen. Hohe Häuser mit freundlichem Anstrich und platten Dächern wie in Neapel stehen zu beiden Seiten der breiten Straße, welche als Corso dient. Man könnte fast sagen, es sei das alles Vorstadt von Neapel; wenigstens ist die Straße gepflastert bis in die Hauptstadt hinein, und ungeachtet der Eisenbahn fährt eine Masse Fuhrwerk hin und wieder; es ist wie zwischen Nürnberg und Fürth an den Kirchweihtagen.

In den nächsten Tagen nahm die Besichtigung des Nationalmuseums viele Stunden in Anspruch; es ist an Alterthümern

jeder Art die reichste Sammlung auf Erden, und die Fülle des Beschauenswerthen unterdrückt geradezu das Gedächtniß. Die Ausgrabungen in griechischen Städten und ehemaligen Landhäusern der römischen Großen haben an Bildsäulen, Wandmalereien, Mosaiken, Vasen, Inschriften, Geräthschaften eine solche Menge in einem Hause zusammengehäuft, daß von einem genauen Betrachten des Einzelnen für einen Touristen gar nicht mehr die Rede sein kann. Dazu kommt dann noch die Gemäldegallerie und die Bibliothek. Mit besonderer Vorliebe weilten wir in den Sälen der Wandgemälde und Mosaikbilder aus Pompeji, welche meist die lieblichsten und graziösesten Figuren und Szenen aus der Mythologie und dem Menschenleben, auch Thiere, Landschaften, Früchte, Arabesken u. s. w. darstellen. In einem der Zimmer, welches kunstreiche Geräthschaften aus Pompeji aufbewahrt, kamen wir zu einer eigenthümlichen Szene: zwei junge Aufseher beschäftigten sich eben mit deutscher Formenlehre, und ich war Ohrenzeuge, wie der eine dem andern den bestimmten Artikel durch die verschiedenen Casus laut vordeclinirte. Da ich beim Hereintreten dem Aufsagenden gleich zu Hilfe kam und pathetisch rief: dem, der, dem, den, die, das, so lachten beide laut auf und schlossen sich aufs freundlichste an unsere Personen an. Eine der ersten und angelegentlichsten Fragen, die an uns gestellt wurden, war wieder die so oft wiederholte über das Befinden der Königin, deren Munterkeit und Heldenmuth nun einmal das neapolitanische Volk bezaubert hat.

Ich hatte schon öfter gelesen, man solle die Grotte des Posilippo, die als eine besondere Merkwürdigkeit Neapels gerühmt wurde, gegen Abend besuchen, weil da die Sonne hineinscheine. Ohngefähr wußten wir die Richtung, aber wir kannten weder die Entfernung noch die Lage bestimmter, und da wir sie auf dem Förster'schen Stadtplan nicht verzeichnet fanden, so glaubten wir sie jedenfalls außerhalb der Stadt. Nun befand ich mich aber in einem zweiten Irrthum, als hieße die Grotte selbst Posilippo, während mit diesem Namen die Höhe bezeichnet wird, die sich von der Stadt dem Meer entlang hinzieht, und auf der wir bereits lustig die Land-

ſtraße fortſchritten. Es iſt ein reizender Weg mit wundervoller Ausſicht auf die Bai und ihre Inſeln, mit Gärten, Villen und alten Bauten unmittelbar am Ufer. Die Sonne ſank immer tiefer, und wahrhaft zauberiſche Farben an Himmel, Meer und Landſchaft begannen ihr wechſelvolles Spiel, das täglich wiederkehrt und täglich neu entzückt. Aber recht lächerlich und halbverrückt muß ich den Leuten erſchienen ſein, wenn ich auf dem Poſilippo tapfer fortwandernd immer wieder nach dem Poſilippo fragte. Sie ſahen uns mit großen Augen an und ließen uns weiter gehen, oder erklärten nicht zu wiſſen, was wir wollten. Endlich ſagte mir ein entgegenkommender Wanderer, dem ich aufs beſtimmteſte angab, daß wir nach einer Grotte wollten, dieſelbe ſei noch eine Miglie weiter. Wirklich fanden wir uns zuletzt der kleinen Inſel Nerita gegenüber am Eingang eines finſtern hochgewölbten Ganges, der ſeitwärts in den Felſen führte. Ein Wächter trat an uns heran mit der Frage, ob er uns mit einer Fackel hineinführen ſolle. Ich hatte zwölf Kreuzer kleines Geld bei mir, und ſonſt nichts als Zwanzigfrankenſtücke. Der Mann aber wollte das Doppelte haben. So gingen wir allein im Finſtern in die Grotte, wobei meine Frau, als es immer dunkler wurde, zitterte und bebte und mich durch ihre Furcht endlich zur Umkehr beſtimmte. Tags darauf erfuhr ich, daß das nicht einmal die Grotte des Poſilippo geweſen war. Man benennt mit dieſem Namen vielmehr einen durch den genannten Fels gehauenen Durchgang am Ende der Stadt ſelbſt, eine Art rieſigen Stadtthores, 1000 Schritte lang, 20′ breit und 50′ hoch, welches die außerhalb liegende Vorſtadt mit jener verbindet und Tag und Nacht mit vielen Gaslaternen beleuchtet iſt. Bei dem großen Verkehr von Menſchen und Thieren hat dieſer Weg, obſchon zwei Wägen bequem ausweichen können und neben noch Platz genug für die Fußgänger bleibt, doch etwas Schauerliches; man denkt immer an das Unglück, welches entſtehen könnte, wenn einige durchpaſſirende Thiere ſcheu würden.

Da meine Frau ſich von der geſtrigen großen Anſtrengung etwas unwohl fühlte, ſo ſtieg ich am andern Morgen allein hinauf

nach dem berühmten Carthäuserkloster Camaldoli. Die Stadt zog sich weit den Berg hinan, wohl die Hälfte des ganzen Weges; dann führt ein Hohlweg durch überhängendes Gebüsch und nachher ein Pfad durch Weingärten und Waldung. Eine etwas unheimliche Passage, wenn man sich mit dem Gedanken an Spitzbuben trägt. Ich indeß hatte gar keine Anfechtung, und die mancherlei Personen, denen ich einen guten Morgen bot, waren harmlose Leute gleich mir. Da lief ein Bauernbursch, einen hochgethürmten Korb mit Feigen auf dem Kopfe, den Berg herab, dort ritt auf einem Esel sitzend eine Dirne an mir vorbei die Höhe hinan, nun kam ein Kapuziner geschlichen oder ein paar schwarze Weltgeistliche — kurz der Pfad war belebt bis zum Dorf und weiter hinauf zum Kloster. Ein weißgekleideter Bruder führte mich durch den Garten und zeigte mir die Welt und ihre Herrlichkeit. Tief unter uns lag S. Elmo, Capo di Monte und die andern schönen Villen, die heut zu Tage wegen der Unsicherheit zum Theil verödet sind, tiefer und halb versteckt die weitgedehnte Stadt, die mit ihren Armen das Meer umschließt; auf dieses selbst ein freier offener Blick zur Rechten bis hinaus über Gaeta. Man steht ja weit über allen nähern Höhen; nur vom königlichen Vesuv überragt. Es ist unmöglich solche Aussichten zu beschreiben, für welche der verbrauchte Ausdruck feenhaft noch am bezeichnendsten ist. Wenn man sie nachher in der Erinnerung sich wieder vorführt, so glaubt man in einer ganz fremden Welt, so etwa auf den Inseln der Seligen, geweilt zu haben.

Und dennoch wirken diese lieblichen Gestade so wenig auf die Besserung ihrer Bewohner. Wie roh ist ihre Sinnesart! wie wenig Mitleid haben sie mit den gequälten Thieren, wie überfüllen sie Karren und Wagen und schlagen grausam auf Esel und Pferde, die magern wunden Klepper, denen die Haut an den Knochen hängt! Die Natur vermag gar nichts gegen die Verwilderung der Menschen, Unterricht und Bildung allein ist es, was dem bessern Theil seines Wesens Gedeihen gibt.

Am andern Morgen gingen wir nach einem Büreau, Billets für das Dampfschiff nach Capri zu nehmen. Aber siehe da, an

diesem Tage ging keines, und der Mann, der mir das Büreau Abends vorher gezeigt, hatte mich, um einige Gran zu erhalten, nur angelogen. Also frischweg resolvirt: ich besteige heute den Vesuv. Wir wandern am Hafen hin, zwanzigmal gefragt von Kutschern, ob wir nicht fahren wollten; aber Erscheinung drängt sich in dieser bewegten Welt an Erscheinung; ein vernünftiger Reisender mag nicht vorüberhuschen, und wenn wir uns nur zu den ungewohnten Eßwaaren stellten, von den Cactusfrüchten, die in lieblicher Schattirung ausgebreitet lagen, bis zu den seltenen Meerfischen, die gewogen und versteigert wurden, immer gab es ja etwas Neues anzugaffen. Freilich war nun der Bahnzug nach Portici weg, und wir mußten einen Fiaker nehmen.

Auf den Vesuv wäre ich am liebsten allein gegangen; weil aber meine Frau diesmal alles Ernstes sich dem widersetzte, so entschloß ich mich einen Führer mitzunehmen, der mir die Partie vertheuerte, aber doch nützlich war. Es besteht in Resina ein Büreau für Führer etwa wie bei uns für Dienstmänner. Man bezahlt einen Piaster, wenn man wieder an Ort und Stelle ist, so daß man gegen Unbill von Seiten des Führers an der Anstalt selbst eine Gewähr hat.

Man macht sich gewöhnlich von den Schwierigkeiten einer Besteigung des Vesuv übertriebene Vorstellungen, und selbst die neueste Ausgabe von Förstars Reisebuch schärft den Satz, daß man gutes Schuhwerk haben müsse, noch dadurch ein, daß sie diese Worte mit gesperrter Schrift druckt. Wirklich stand beim Ausgang aus Resina in einem Läßchen ein Mann, der mir starkgenagelte Bauernschuhe zum Kauf anbot und hellauflachte, daß ich mit meinen zierlichen Stiefelchen hinauf wolle. Ich habe indeß weder diese noch mich selbst beschädigt. Wir stiegen sanft und sehr allmählich anwärts die alte Straße zwischen Weinbergen und von da an, wo sie durch den letzten Ausbruch verschüttet wurde, auf einem neu gebahnten Pfad meist über Lava, fest, wie Asphaltpflaster. Der Führer, ein wohlunterrichteter Mensch, machte mich immer auf die verschiedenen Lavaströme aufmerksam und gab mir an, aus welchen Jahren sie

stammten. Mitunter hat die Lava die Gestalt, als wäre ein wogender Gießbach plötzlich starr geworden, häufig aber ist sie ziemlich plan und eben. Die Farbe der Oberfläche wandelt sich vom Schwarzen mehr ins Graue mit den Jahren. Das Werk elementarer Zerstörung dicht neben dem lustigen Grün, vor welchem sie stockte, macht auf den Beschauer einen recht düstern, unheimlichen Eindruck. Auf einem grünen Vorsprung wie auf einer Insel steht das Observatorium. Nahe dabei ein kleines Bauernhaus, wo wir einkehrten, um für 24 kr. eine gute Flasche Wein zu trinken und ein Stück Salami zu essen; denn der Eremit, sagte mein Führer und deutet auch Förster an, sei ein Betrüger, der schlechten Wein als Lacrimä Christi um einen Piaster verkaufe. Eine zweite Flasche wurde mit auf die Höhe genommen. Unfern der Sternwarte erhebt sich der eigentliche Kegel, der eine Stunde mühevolles Emporklimmen über loses ausgeworfenes Gestein in Anspruch nimmt. Von hier aus pflegen sich die Fremden durch die Führer an Riemen emporziehen zu lassen; ich verschmähte die unwürdige Beihilfe und kam als tapferer Steiger auch ohne sie, wenn gleich unter vielem Herzklopfen, an den Krater. Ohne Frage ist es ein schauerlich erhabener Moment, wenn man zum erstenmal in die schwarze unbekannte Tiefe hernieder starrt, deren Rand ziemlich weit hinab mit allen Schattirungen des Schwefels bemalt ist. Trichterförmig senkt sich's nieder und von unten gähnte mir farblose Nacht entgegen. Der Führer wälzte Steine hinab, und lange wartete man auf ihren dumpfen Widerhall. Einige Schritte vom Krater nahm ich Platz am Boden, Trauben und Salami zu essen und meine Flasche auszustechen. Der Führer, ein bescheidener Mann, half mir auf mein Andrängen nur wenig, und wenn ich, um ihn zum Trinken zu ermuntern, mit lauter Stimme Garibaldi und das freie Italien leben ließ, so kann ich mich bei denen, die mir etwa aus dieser Thatsache ein Verbrechen machen, damit entschuldigen, daß ich solchen Kunstgriff anwenden mußte, um mich nicht zu betrinken. Aber nein, dieses in die weite Welt hinausgeschriene Vivat ging mir wahrlich vom Herzen. Wenn ich so um mich blickte und jenseits der Ausbrüche einer finstern Gewalt

von dort nach der Gräberstadt den Rückweg zu nehmen. Eine reizendere Fahrt als diese läßt sich nicht denken. Die Bahn zieht sich hart am Meerbusen hin, und zur Linken reihen sich Häuser an Häuser oder wechseln mit den üppigsten Fluren.

Man steht am Quai von Castellamare der prächtigen Metropole gegenüber, die duftig und lieblich ihrem Hügel angeschmiegt aus der Ferne herüber lacht. Ein schmutziges Volk gleich den Bewohnern von Neapel trieb sich auch hier in den Straßen umher. Da kam mir der Gedanke, der Einladung einer Aufschrift folgend, mich in der See zu baden. Ich mußte mit einem Burschen, der sich als Besitzer der verfallenen Anstalt präsentirte, erst um den Preis handeln, und als ich ihn bezahlt hatte, kam ein Mädchen scheltend auf ihn los, und als er ihr einen kleinen Theil von dem erhaltenen Geld in die Hände gab, warf sie ihm diesen schließlich vor die Füße. Der Mensch hatte offenbar gar kein Recht auf das Bad, sondern benutzte blos die Abwesenheit der Eigenthümerin, um sie und mich zu prellen. Solche Züge kann man in kurzer Zeit aus Erfahrung um Neapel in Menge zusammentragen.

Nun fuhren wir nach Pompei, wohin eine besondere Zweigbahn geht. Die gegenwärtige Regierung hat den Besuch der Todtenstadt bedeutend erleichtert. Man geht vom Bahnhof einen sehr kurzen Weg, den uns singende und orgelnde Bettler etwas unangenehm machten, bis ans Thor, das von Militär besetzt ist, und erhält gegen Erlegung von 2 Fr. à Person einen in der Erklärung der Bauten eingeschulten Soldaten mit. Wir stiegen vom Wachthaus eine Reihe von Treppen hernieder und standen sofort in einer der alten Straßen. Das schwermüthige Gefühl, das sich meiner bemächtigte, wurde nur zu bald verscheucht durch die geschäftsmäßige Erklärungsart unsers Begleiters, der von Straße zu Straße eilte und im Auslegen seine trivialen Witze machte. Er hatte von seiner Führerschaft einzelne deutsche Brocken aufgelesen, die er nun an uns unter vielem Lachen über den närrischen Klang unserer Sprache verwerthete. So wurde unsere Seele beim Gang durch die einzige Stadt ernüchtert, beinahe als wären wir in einem Museum. Ein

zweiter Uebelstand ist der, daß die vorige Regierung die Statuen und Gemälde und die Werkzeuge für Küche und Hantirung aus wohlbegründeter Furcht, sie möchten hier an Ort und Stelle nicht sicher genug sein, in das Museum nach Neapel schaffte. Jetzt, bei militärischer Aufsicht, kann man größeres Vertrauen haben, daß nichts beschädigt oder entwendet wird.

Pompeji wurde bekanntlich im Jahre 79 beim ersten Ausbruch des Vesuv nebst Stabiä, d. i. Castellamare, und einigen andern Orten von einem Aschen- und Steinregen begraben, Herculaneum dagegen, auf welchem Resina und Portici erbaut ist, von Lava bedeckt. Daher ist das Ausgraben von Pompeji nicht schwierig, weil die darüber gebreitete Decke von etwa 15 Fuß nur locker ist und moderne Bauten dem Unternehmen nirgends im Wege sind. Bei alledem ist erst $\frac{1}{5}$ der Stadt dem Himmelslichte zurückgegeben. Man wandelt auf dem alten Pflaster und Trottoire durch die langen schnurgeraden Straßen hin, deren niedrige ungedeckte Häuser, deren Tempel, Theater, Basiliken und sonstige öffentlichen Gebäude frei und offen für den Beschauer dastehen. Wenige Bauten tragen moderne Rothdächer, aber den andern schadet die Witterung in dem trocknen Klima gewiß nur wenig. Wir schritten auf und ab die ziemlich engen Gassen, die verödeten und doch auch nicht unheimlichen; denn noch schimmern die Wände vielfach in bunten Farben und unnachahmlich zierlicher Malerei, und das musivische Estrich glänzt von bunten Steinchen. Die Gemächer, deren Bestimmung der Kundige längst aus Beschreibungen kennt, laden heiter den Vorübergehenden zum Besuch ein, die schlanken Säulen des Hofes ragen frei in die Luft empor, da und dort eine einsame Statue, ein Altar, ein Ziehbrunnen, ein steinerner Ladentisch, ein paar große thönerne Weinkrüge, in Glaskästen eingeschlossen die jüngst aufgefundenen abgegossenen Leichname, ein trauriger Anblick. Die Häuser sind sich ziemlich ähnlich in Bauart und innerer Vertheilung der Räumlichkeit; ich möchte sie in dieser Hinsicht mit den englischen vergleichen. Auch darin kommen sie den letztern nahe, daß jede Familie ein Haus bewohnte; uns erscheinen die Piecen knapp genug

auch für eine Familie. Als wir durch das große dreistöckige Haus des Arrius Diomedes auf der Gräberstraße, an welchem sich auch ein Garten befindet, entlassen wurden, kredenzte uns um theures Geld ein Mann — wäre es wenigstens ein hübsches Mädchen gewesen! — pompejanischen Wein von nicht besonderer Qualität; einem zweiten, der uns Obst entgegenbrachte, entrannen wir glücklich, und gingen durch die beispiellos staubige Landstraße — gleich wollte sich ein dritter an unsere Ferse heften, uns den Weg zu zeigen — zurück nach dem Bahnhof. Wir waren ganz aufgelöst von der Anstrengung des Schauens bei der unsäglichen Hitze. Nun fuhren wir zurück bis Portici, und schon stand abermals ein Signore bereit, uns nach Ercolano zu bringen; doch mit aufgebotener Grobheit gelang es mir diesen noch abzuschütteln.

Man leidet um Neapel unbeschreiblich von der Zudringlichkeit des Straßenvolkes, welches Tritt und Schritt des Fremden belauert. Ich rede hier nicht von den Bettlern, der gemeinsamen Landplage Italiens, nicht von den Schuhputzern, welche selbst die blanken Stiefeln nochmals zu reinigen sich anbieten; sondern namentlich von den Führern. Sobald man sich an einem merkwürdigen Orte blicken läßt, stürmt die Rotte heran, die einem wieder nichts zeigen kann, als den Ort, wo der eigentliche Führer wohnt; wenn man abgeht, ist aber auch gleich ein Kutscher bei der Hand, der den Weg mit seinem Wagen verstellt und im Weigerungsfalle sogar Roß und Wagen im Stiche läßt, um den Fremden zu verfolgen.

Portici und Resina sind eine Stadt, deren zwei Hälften gesonderte Namen führen. Hohe Häuser mit freundlichem Anstrich und platten Dächern wie in Neapel stehen zu beiden Seiten der breiten Straße, welche als Corso dient. Man könnte fast sagen, es sei das alles Vorstadt von Neapel; wenigstens ist die Straße gepflastert bis in die Hauptstadt hinein, und ungeachtet der Eisenbahn fährt eine Masse Fuhrwerk hin und wieder; es ist wie zwischen Nürnberg und Fürth an den Kirchweihtagen.

In den nächsten Tagen nahm die Besichtigung des Nationalmuseums viele Stunden in Anspruch; es ist an Alterthümern

jeder Art die reichste Sammlung auf Erden, und die Fülle des Beschauenswerthen unterdrückt geradezu das Gedächtniß. Die Ausgrabungen in griechischen Städten und ehemaligen Landhäusern der römischen Großen haben an Bildsäulen, Wandmalereien, Mosaiken, Vasen, Inschriften, Geräthschaften eine solche Menge in einem Hause zusammengehäuft, daß von einem genauen Betrachten des Einzelnen für einen Touristen gar nicht mehr die Rede sein kann. Dazu kommt dann noch die Gemäldegallerie und die Bibliothek. Mit besonderer Vorliebe weilten wir in den Sälen der Wandgemälde und Mosaikbilder aus Pompeji, welche meist die lieblichsten und graziösesten Figuren und Szenen aus der Mythologie und dem Menschenleben, auch Thiere, Landschaften, Früchte, Arabesken u. s. w. darstellen. In einem der Zimmer, welches kunstreiche Geräthschaften aus Pompeji aufbewahrt, kamen wir zu einer eigenthümlichen Scene: zwei junge Aufseher beschäftigten sich eben mit deutscher Formenlehre, und ich war Ohrenzeuge, wie der eine dem andern den bestimmten Artikel durch die verschiedenen Casus laut vordeclinirte. Da ich beim Hereintreten dem Aufsagenden gleich zu Hilfe kam und pathetisch rief: dem, der, dem, den, die, das, so lachten beide laut auf und schlossen sich aufs freundlichste an unsere Personen an. Eine der ersten und angelegentlichsten Fragen, die an uns gestellt wurden, war wieder die so oft wiederholte über das Befinden der Königin, deren Munterkeit und Heldenmuth nun einmal das neapolitanische Volk bezaubert hat.

Ich hatte schon öfter gelesen, man solle die Grotte des Posilippo, die als eine besondere Merkwürdigkeit Neapels gerühmt wurde, gegen Abend besuchen, weil da die Sonne hineinscheine. Ohngefähr wußten wir die Richtung, aber wir kannten weder die Entfernung noch die Lage bestimmter, und da wir sie auf dem Förster'schen Stadtplan nicht verzeichnet fanden, so glaubten wir sie jedenfalls außerhalb der Stadt. Nun befand ich mich aber in einem zweiten Irrthum, als hieße die Grotte selbst Posilippo, während mit diesem Namen die Höhe bezeichnet wird, die sich von der Stadt dem Meer entlang hinzieht, und auf der wir bereits luftig die Land-

straße fortschritten. Es ist ein reizender Weg mit wundervoller Aussicht auf die Bai und ihre Inseln, mit Gärten, Villen und alten Bauten unmittelbar am Ufer. Die Sonne sank immer tiefer, und wahrhaft zauberische Farben an Himmel, Meer und Landschaft begannen ihr wechselvolles Spiel, das täglich wiederkehrt und täglich neu entzückt. Aber recht lächerlich und halbverrückt muß ich den Leuten erschienen sein, wenn ich auf dem Posilippo tapfer fortwandernd immer wieder nach dem Posilippo fragte. Sie sahen uns mit großen Augen an und ließen uns weiter gehen, oder erklärten nicht zu wissen, was wir wollten. Endlich sagte mir ein entgegenkommender Wanderer, dem ich aufs bestimmteste angab, daß wir nach einer Grotte wollten, dieselbe sei noch eine Miglie weiter. Wirklich fanden wir uns zuletzt der kleinen Insel Nerita gegenüber am Eingang eines finstern hochgewölbten Ganges, der seitwärts in den Felsen führte. Ein Wächter trat an uns heran mit der Frage, ob er uns mit einer Fackel hineinführen solle. Ich hatte zwölf Kreuzer kleines Geld bei mir, und sonst nichts als Zwanzigfrankenstücke. Der Mann aber wollte das Doppelte haben. So gingen wir allein im Finstern in die Grotte, wobei meine Frau, als es immer dunkler wurde, zitterte und bebte und mich durch ihre Furcht endlich zur Umkehr bestimmte. Tags darauf erfuhr ich, daß das nicht einmal die Grotte des Posilippo gewesen war. Man benennt mit diesem Namen vielmehr einen durch den genannten Fels gehauenen Durchgang am Ende der Stadt selbst, eine Art riesigen Stadtthores, 1600 Schritte lang, 20′ breit und 50′ hoch, welches die außerhalb liegende Vorstadt mit jener verbindet und Tag und Nacht mit vielen Gaslaternen beleuchtet ist. Bei dem großen Verkehr von Menschen und Thieren hat dieser Weg, obschon zwei Wägen bequem ausweichen können und neben noch Platz genug für die Fußgänger bleibt, doch etwas Schauerliches; man denkt immer an das Unglück, welches entstehen könnte, wenn einige durchpassirende Thiere scheu würden.

Da meine Frau sich von der gestrigen großen Anstrengung etwas unwohl fühlte, so stieg ich am andern Morgen allein hinauf

nach dem berühmten Carthäuserkloster Camaldoli. Die Stadt zog sich weit den Berg hinan, wohl die Hälfte des ganzen Weges; dann führt ein Hohlweg durch überhängendes Gebüsch und nachher ein Pfad durch Weingärten und Waldung. Eine etwas unheimliche Passage, wenn man sich mit dem Gedanken an Spitzbuben trägt. Ich indeß hatte gar keine Anfechtung, und die mancherlei Personen, denen ich einen guten Morgen bot, waren harmlose Leute gleich mir. Da lief ein Bauernbursch, einen hochgethürmten Korb mit Feigen auf dem Kopfe, den Berg herab, dort ritt auf einem Esel sitzend eine Dirne an mir vorbei die Höhe hinan, nun kam ein Kapuziner geschlichen oder ein paar schwarze Weltgeistliche — kurz der Pfad war belebt bis zum Dorf und weiter hinauf zum Kloster. Ein weißgekleideter Bruder führte mich durch den Garten und zeigte mir die Welt und ihre Herrlichkeit. Tief unter uns lag S. Elmo, Capo di Monte und die andern schönen Villen, die heut' zu Tage wegen der Unsicherheit zum Theil verödet sind, tiefer und halb versteckt die weitgedehnte Stadt, die mit ihren Armen das Meer umschließt; auf dieses selbst ein freier offener Blick zur Rechten bis hinaus über Gaeta. Man steht ja weit über allen nähern Höhen; nur vom königlichen Vesuv überragt. Es ist unmöglich solche Aussichten zu beschreiben, für welche der verbrauchte Ausdruck feenhaft noch am bezeichnendsten ist. Wenn man sie nachher in der Erinnerung sich wieder vorführt, so glaubt man in einer ganz fremden Welt, so etwa auf den Inseln der Seligen, geweilt zu haben.

Und dennoch wirken diese lieblichen Gestade so wenig auf die Besserung ihrer Bewohner. Wie roh ist ihre Sinnesart! wie wenig Mitleid haben sie mit den gequälten Thieren, wie überfüllen sie Karren und Wagen und schlagen grausam auf Esel und Pferde, die magern wunden Klepper, denen die Haut an den Knochen hängt! Die Natur vermag gar nichts gegen die Verwilderung der Menschen, Unterricht und Bildung allein ist es, was dem bessern Theil seines Wesens Gedeihen gibt.

Am andern Morgen gingen wir nach einem Büreau, Billets für das Dampfschiff nach Capri zu nehmen. Aber siehe da, an

diesem Tage ging keines, und der Mann, der mir das Büreau Abends vorher gezeigt, hatte mich, um einige Gran zu erhalten, nur angelogen. Also frischweg resolvirt: ich besteige heute den Vesuv. Wir wandern am Hafen hin, zwanzigmal gefragt von Kutschern, ob wir nicht fahren wollten; aber Erscheinung drängt sich in dieser bewegten Welt an Erscheinung; ein vernünftiger Reisender mag nicht vorüberhuschen, und wenn wir uns nur zu den ungewohnten Eßwaaren stellten, von den Cactusfrüchten, die in lieblicher Schattirung ausgebreitet lagen, bis zu den seltenen Meerfischen, die gewogen und versteigert wurden, immer gab es ja etwas Neues anzugaffen. Freilich war nun der Bahnzug nach Portici weg, und wir mußten einen Fiaker nehmen.

Auf den Vesuv wäre ich am liebsten allein gegangen; weil aber meine Frau diesmal alles Ernstes sich dem widersetzte, so entschloß ich mich einen Führer mitzunehmen, der mir die Partie vertheuerte, aber doch nützlich war. Es besteht in Resina ein Büreau für Führer etwa wie bei uns für Dienstmänner. Man bezahlt einen Piaster, wenn man wieder an Ort und Stelle ist, so daß man gegen Unbill von Seiten des Führers an der Anstalt selbst eine Gewähr hat.

Man macht sich gewöhnlich von den Schwierigkeiten einer Besteigung des Vesuv übertriebene Vorstellungen, und selbst die neueste Ausgabe von Förster's Reisebuch schärft den Satz, daß man gutes Schuhwerk haben müsse, noch dadurch ein, daß sie diese Worte mit gesperrter Schrift druckt. Wirklich stand beim Ausgang aus Resina in einem Gäßchen ein Mann, der mir starkgenagelte Bauernschuhe zum Kauf anbot und hellauflachte, daß ich mit meinen zierlichen Stiefelchen hinauf wolle. Ich habe indeß weder diese noch mich selbst beschädigt. Wir stiegen sanft und sehr allmählich aufwärts die alte Straße zwischen Weinbergen und von da an, wo sie durch den letzten Ausbruch verschüttet wurde, auf einem neu gebahnten Pfad meist über Lava, fest, wie Asphaltpflaster. Der Führer, ein wohlunterrichteter Mensch, machte mich immer auf die verschiedenen Lavaströme aufmerksam und gab mir an, aus welchen Jahren sie

stammten. Mitunter hat die Lava die Gestalt, als wäre ein wogender Gießbach plötzlich starr geworden, häufig aber ist sie ziemlich plan und eben. Die Farbe der Oberfläche wandelt sich vom Schwarzen mehr ins Graue mit den Jahren. Das Werk elementarer Zerstörung dicht neben dem lustigen Grün, vor welchem sie stockte, macht auf den Beschauer einen recht düstern, unheimlichen Eindruck. Auf einem grünen Vorsprung wie auf einer Insel steht das Observatorium. Nahe dabei ein kleines Bauernhaus, wo wir einkehrten, um für 24 kr. eine gute Flasche Wein zu trinken und ein Stück Salami zu essen; denn der Eremit, sagte mein Führer und deutet auch Förster an, sei ein Betrüger, der schlechten Wein als Lacrimä Christi um einen Piaster verkaufe. Eine zweite Flasche wurde mit auf die Höhe genommen. Unfern der Sternwarte erhebt sich der eigentliche Kegel, der eine Stunde mühevolles Emporklimmen über loses ausgeworfenes Gestein in Anspruch nimmt. Von hier aus pflegen sich die Fremden durch die Führer an Riemen emporziehen zu lassen; ich verschmähte die unwürdige Beihilfe und kam als tapferer Steiger auch ohne sie, wenn gleich unter vielem Herzklopfen, an den Krater. Ohne Frage ist es ein schauerlich erhabener Moment, wenn man zum erstenmal in die schwarze unbekannte Tiefe hernieder starrt, deren Rand ziemlich weit hinab mit allen Schattirungen des Schwefels bemalt ist. Trichterförmig senkt sich's nieder und von unten gähnte mir farblose Nacht entgegen. Der Führer wälzte Steine hinab, und lange wartete man auf ihren dumpfen Widerhall. Einige Schritte vom Krater nahm ich Platz am Boden, Trauben und Salami zu essen und meine Flasche auszustechen. Der Führer, ein bescheidener Mann, half mir auf mein Andrängen nur wenig, und wenn ich, um ihn zum Trinken zu ermuntern, mit lauter Stimme Garibaldi und das freie Italien leben ließ, so kann ich mich bei denen, die mir etwa aus dieser Thatsache ein Verbrechen machen, damit entschuldigen, daß ich solchen Kunstgriff anwenden mußte, um mich nicht zu betrinken. Aber nein, dieses in die weite Welt hinausgeschriene Vivat ging mir wahrlich vom Herzen. Wenn ich so um mich blickte und jenseits der Ausbrüche einer finstern Gewalt,

die mich umgab, das blaue lachende Meer mit seinen Städten am Rande und seinen schönen duftigen Inseln und Vorgebirgen erblickte und rückwärts in der Ferne die stolzen Ketten ragender Gebirge, und wenn ich bei dem wunderbaren Panorama in ein Träumen versank, da wiegte ich mich in schönen Hoffnungen für Italiens Zukunft, daß die neue bessere Staatsordnung wohl auch nach und nach eine Verbesserung der Menschen herbeiführen müsse, daß sie die Schlechten und Rohen zur Gesittung rufen, daß da, wo jetzt Raubgesindel haust, Glück und Friede einkehren, und wo die Armuth auf den Straßen lungert, Gewerb und Kunstfleiß sich heben werden; und unter solchen Träumen rang sich das Lebehoch auf den Mann von selbst hervor, der Italiens Abgott ist. Garibard, meinte der Führer, der wenn König wäre! der meint es gut mit den Menschen.

Wir gingen abwärts einen andern Weg als hinauf, oder vielmehr wir rutschten beinahe, wie man über abschüssige Schneefelder herabzurutschen pflegt, durch die Asche fast bis ans Knie eingesunken, und kamen in acht Minuten am Fuße des Kegels an.

In Resina wartete meine Frau mit wahrer Herzensangst; sie glaubte ihren Groschen und ihren Hammel schon verloren, der ihr nun glücklicher Weise wieder zu Handen kam. An Ercolano, das wir diesen Nachmittag noch besuchten, ist nicht viel zu sehen: man steigt hinab, wie in einen Keller und wandelt durch verschiedene Gänge eines alten Theaters, welches theilweise sichtbar ist. Man kann diese Stadt nicht bloßlegen, weil, wie schon gesagt, die moderne Welt sich oben über ihr angesiedelt hat. Für die Sorge und Langweile, in die ich meine Frau durch meine einsame Partie versetzt hatte, wollte ich sie nun am nächsten Tage dadurch entschädigen, daß wir eine Art Herrschaften machten durch eine Spazirfahrt nach Baja, die wir stolz in einem Einspänner unternahmen, wobei wir unterwegs, so oft sich Anlaß bot, abstiegen, die Merkwürdigkeiten in dieser äußerst interessanten und an Erinnerungen überreichen Gegend zu sehen. An diesem Sonntage nun enthüllte sich uns das Gesindel Neapels in seiner ganzen Niederträchtigkeit. Vernimm, o Leser, unsere Leidensgeschichte! Wir hatten im Laden des

Zuckerbäckers um 2 Piaster den Einspänner unter der Bedingung für den Tag gemiethet, daß er uns an alle anziehenden Punkte hinfahren solle. Aber nachdem wir durch die Grotte des Posillippo gekommen waren, erwies sich unser Renner als ein armer Lazarus, dem es fast unmöglich war anders als im Schritte zu gehen; der Kutscher riß am Leitseil und prügelte auf ihn los mit dem Peitschenstiel; doch der wundenreiche Lazarus keuchte mühsam dahin auf dem ebenen staubigen Weg, als zöge er eine Fuhr Steine, blieb auch manchmal ganz stehen. Nun bogen wir rechts in einen Wald und kamen an den See von Agnano. Es ist ein Weiher wie der Dutzendteich, doch von etwa doppelter Größe, an welchem weiter nichts zu sehen wäre, befänden sich nicht an seinem Saum einige Grotten, die man herkömmlicher Weise besucht. Ein Mann, der sich uns aufdrängte, führte uns in das Schwefelbad, worüber jedoch nicht ihm die Aufsicht gebühre, sondern der Frau, die sich alsbald sehen ließ. Es waren mehrere Kammern ineinander, von schwefelig riechender heißer Luft erfüllt, so daß man froh war, wieder herauszukommen. Der Frau mußten wir 24 kr. bezahlen; nun kam die Hundsgrotte, ein elendes kleines mit einer Thür versperrtes Loch, auf dessen Boden schwere Stickluft lagert, so daß natürlich ein Hund oder jedes athmende Wesen, das man in die besonders zu diesem Zweck ausgehauene Vertiefung bringt, in wenigen Sekunden sterben muß. Die Leute halten einen Köter dazu, ihn die halbe Todesqual erdulden zu lassen und ihn dann wieder heraus zu nehmen, um dasselbe Experiment für einen zweiten Fremden zu wiederholen. Wir verbaten uns den Hund und ließen nur eine Fackel anzünden, die augenblicklich verlosch, als sie in diese Luft gebracht wurde. Dafür verlangte das Mädchen 48 kr., begnügte sich aber dann mit 24. Nun kam wieder ein anderer; der hatte eine Ammoniakgrotte zu zeigen, ein anspruchloserer Mann, der mit 18 kr. zufrieden war. Unser Führer aber, der uns selbst nichts gezeigt hatte als eine Unzahl Frösche, die bei unserem Erscheinen in den See hüpften, begnügte sich keineswegs mit einem halben Franken, den ich ihm bot, obschon die Gegenstände keine hundert Schritte auseinander

lagen, sondern klamme so lange, bis auch er seine 24 kr. hatte. Nun ging die Fahrt weiter nach Puzzuoli. Kaum gewahrte ein Trupp Eingeborener unsere Equipage aus der Ferne, so eilten alle im Wettlauf uns entgegen, und jeder wollte unser Führer nach Baja und in dessen Umgebung sein. Mein Kutscher war sichtlich auf ihrer Seite; bei gutem Willen hätte er uns wohl allein dahin bringen können, wohin wir begehrten. So wurde ich ihrer nicht los, bis ich einen annahm; der Mensch sollte 4 fl. 48 kr. bekommen unter der Bedingung, daß er die Trinkgelder mit bezahle. So glaubte ich wenigstens gegen die schamlosen Forderungen der sogenannten Custoden mich sicher gestellt zu haben. Der neue Führer setzte sich neben den Kutscher auf den Bock, und da er ein großer breitschulteriger Mann war, so erschöpfte er nur noch mehr die Kräfte unseres todmüden Klepers.

Die Kalesche hielt am Avernersee, von wo sich ein Seitenpfad durch schönes Gebüsch nach der Grotte der cumäischen Sibylla zieht. Wir befanden uns hier an einem wahrhaft klassischen Punkte der Geschichte und Sage. Neben dem Meer ist der Lucrinersee, mit jenem und mit dem Avernus von Agrippa durch einen Canal verbunden, damit der letztere eine Station für Kriegsschiffe würde. Canal und Lucrinus hat eine Erdrevolution, die hier einen neuen Berg emportrieb, zum Theil verschüttet; aber hinten der düstere runde Avernus, offenbar ein alter Krater, wie manche andere italienische Seen, liegt noch in bleierner Ruhe wie in Virgils Tagen. Da er rings von einem hohen steilen Rand umsäumt ist, so setzt sich sein Wasser in diesem ohnehin windstillen Winkel nur schwer in Bewegung; die ganze abgeschiedene Landschaft übt gegenüber dem lustigen Meeresgestade eine melancholische Wirkung. Hier also, fabelten die Alten, sei der Eingang in die Unterwelt, und der See selbst ein Abfluß des Acheron. An seinem Ufer hauste in einer Höhle die orakelspendende cumäische Sibylle; ihrer Grotte gegenüber ragen noch die Reste eines Apollotempels empor. Diese Grotte zu besichtigen war also unsere nächste Aufgabe. Der Führer hatte in Puzzuoli Fackeln mitgenommen, die wir um besondere

48 kr. zahlen mußten, und so schritten wir denn geleitet von zwei andern stämmigen Männern auf sanftgesenktem Weg ins Innere des finstern Loches. Auf einmal kam etwas Wasser; die Männer nöthigten uns, ihren Hals zu umklammern und trugen uns Huckepack hindurch zum Bad und Bett der Sibylla. Meine Frau, die sich vor ihnen und vor der ganzen schauerlichen Umgebung fürchtete, wollte wieder umkehren; aber da half kein Sträuben; sie mußte sich einem anhängen und hinüberschleppen lassen. Eigentlich war auch da nicht viel zu sehen: eine Vertiefung wie ein Bad, eine platt gehauene Erhöhung wie ein Tisch, auf die sich die Sibylla meinetwegen auch legen konnte, um zu schlafen; wir waren nur froh, wieder ans Tageslicht zu kommen; beim Rückweg durch das Wasser verstand ich mich schon besser auf die Reiterei; aber das erstemal habe ich mir mein Brustbein fast eingedrückt, und nun spürte ich den Schmerz davon volle 14 Tage. Die Hauptsache war, daß wir wiederum 48 kr. zahlen mußten; denn die Custoden zwar, belehrte mich der Führer, müsse er unserem Vertrage nach zahlen; aber diese beiden seien Caballi.

Wir fuhren ein Stückchen weiter und stiegen den Hügel hinan, die sogenannten Bäder des Nero zu besuchen, natürliche Dampfbäder, voll abscheulicher Hitze, die wir gern wieder verließen, ohne uns viel umzusehen. Ganz in der Nähe ist Baja, der ehedem üppigste Badeort der Welt, heutzutag ein paar elende Hütten neben den Ruinen sogenannter Tempel, wie der Venus, des Mercur, der Diana, was inzwischen alles nur Ueberreste von Bädern sein sollen. Den Venustempel betrat eine Alte mit einem Tamburin, in der Absicht uns die Tarantella vorzutanzen; ich lief, was ich konnte, hinaus, als hätte mich selbst eine Tarantel gestochen. Aber nun wollte unser edles Roß durchaus nicht mehr weiter; wir gönnten ihm seine Ruhe im klassischen Baja und machten den weitern Weg zu Fuße, wenn uns gleich der Führer veranlassen wollte eine Barke zu nehmen, und der Schiffmann uns nachrief, wir würden sterben vor Hitze. So kamen wir nach Baulï, sahen das Gefängniß des Nero und die berühmte Piscina mirabilis, ein antikes Wasserbehältniß

in der Tiefe, von 216' Länge, mit vier Reihen hoher Kreuzgewölbe, von 48 Pfeilern getragen, alles in vollkommen gutem Zustande, blickten von oben über das mare morto, den alten römischen Kriegshafen, nach Cap Miseno, und kehrten wieder nach Baja um, ein einfaches Mittagsmahl zu halten. Der Wirth, ein Mensch von verkommenem und verschmitztem Angesicht, schwatzte uns vor von Königen und Fürsten, die schon bei ihm eingekehrt, und von der großen Noth, welche die Piemontesen ins Land gebracht, und wie die armen Leute jetzt vor Hunger sterben müßten, wobei er sich auf die Backen klopfte, um uns zu zeigen, wie dünn sie seien. Wenn du kein Halunke bist, dachte ich mir, so gibt es keinen mehr, und meine Vermuthung war richtig. Für ein bischen Omlette und Käse nebst einer Flasche Wein nahm er mir 2 fl. ab, und betrog mich, wie ich nachher sah, beim Herausgeben noch um 12 kr. Wir ließen einspannen; da hatte der Gaul seinen Kopf aufgesetzt und wollte nicht mehr weiter. Was brauche ich nach Neapel zu gehen? mochte er denken; hier hab' ich's besser. Nachdem er eine Strecke weit sich hatte treiben lassen, kehrte er von freien Stücken um und machte Miene uns nach Baja zurückzufahren. Wir stiegen aus, damit er uns nicht etwa noch ins Meer würfe, und wateten mindestens eine halbe Stunde im Sande zu Fuß Puzzuoli zu, während der Führer uns bereden wollte, von diesem Fuhrwerke gar keinen weitern Gebrauch zu machen und dem Kutscher auch nichts zu bezahlen, in Puzzuoli aber ein neues Gefährte zu nehmen. Vermuthlich hatte er da irgend einen Freund oder Verwandten, den er uns aufbinden wollte. Der Kutscher aber, der so etwas befürchten mochte, kam uns mit seiner edlen Rosinante nach, bevor wir den Ort erreichten. Hier brachte uns der Führer nach dem Amphitheater und von da weiter hinauf zum Krater des halbausgebrannten Solfatara, ohne uns auf die weitern Merkwürdigkeiten seiner Vaterstadt aufmerksam zu machen, die er offenbar kennen mußte, wiewohl ich selbst ruinensatt sie zu sehen kein Verlangen trug. Statt die neue Straße über den Posilipp einzuschlagen, schaffte uns der Kutscher zurück auf der alten durch die Grotte nach Neapel, und ich ließ ihn seinem Pferde

zu Liebe gewähren, weil wir ja über die neue bereits die abendliche Wanderung gemacht hatten. Da wogte und raſſelte es wieder von Fuhrwerken durch die Chiaja, und auch wir gaben uns mit unſerer Mähre das Anſehen, als führen wir Corſo; mitten unter den Equipagen kam uns eine prächtige Prozeſſion entgegen mit Lichtern und Brüderſchaften und weißgekleideten, bekränzten Mädchen und Jungfrauen, die ich weiß nicht nach welcher Kirche zogen, ein reizender maleriſcher Anblick. Als wir beim Zuckerbäcker ausſtiegen, beanſpruchte der Kutſcher noch ein Trinkgeld, worauf ich ihm eine tüchtige Strafpredigt über ſein ſchlechtes Fuhrwerk hielt, und der Konditor unſer Recht geltend machte, dasſelbe, wenn wir wollten, den ganzen Abend weiter zu benützen. Ja wohl, entgegnete der Schelm jetzt ganz freundlich, wenn es den Herrſchaften gefällig iſt einzuſteigen. Wir aber waren froh der Jammerfahrt entronnen zu ſein, die 14 fl. 42 kr. gekoſtet und den ganzen Tag in der wundervollſten Gegend uns nichts bereitet hatte als Zorn und Aerger.

Dieſe ſchändliche Art die Fremden nur auszuſaugen und zu übervortheilen, die ich eben zur Genüge erfahren, änderte auch meinen Entſchluß am andern Morgen mit dem Dampfſchiff nach Capri zu fahren. Schon ſchwebte mir im Geiſte das Lumpengeſindel vor, das uns wieder belauern und von einem Punkte zum andern zerren würde. Gott befohlen ſchöne Inſel des Tiberius, dachte ich, aber nicht für immer! Ein andermal, wo wir mehr Zeit haben, ſchauen wir dich noch gründlich, und Iſchia dazu und Procida, Sorrento, Amalfi, Salerno und Peſto. So gingen wir am letzten Tag, den wir Neapel widmen konnten, nochmals auf die Höhe und wandelten dem Vomero entlang, einem Weg, auf welchem ſich Landhaus an Landhaus, Garten an Garten reiht, und von da zuletzt herab über den Poſilipp, wo wir endlich ſo glücklich waren, Virgils in einem Garten verſtecktes Grab, das wir ſo oftmals vergebens geſucht, aufzufinden.

Es war ein Spaziergang der reizendſten Art, voll wunderbar ſchöner Ausſichten, hinüber nach den Gegenden unſerer geſtrigen Leiden, und nach der Landſchaft am Veſuv, wie herab auf die Stadt,

die ſich hinter dem Grün des Vordergrundes in ihren mannherlei Abſtufungen phantaſtiſch präſentirte. Ob Virgils Grab das echte ſei, wird beſtritten; daß er bei Neapel beſtattet iſt, leidet keinen Zweifel, und ſo ließ ich mir eben gutwillig gefallen, was die Ueberlieferung bot. Man ſteigt auf Stufen in eine Gruft hinab, die ausſieht wie eine Kapelle; an der Wand daneben ſind zwei Diſtichen eingehauen, modernſten Urſprungs.

Die Scheideſtunde aus dem Phäakenlande hatte geſchlagen; es war der 15. September, wir mußten auf die Heimfahrt denken. Mit Wurſt, Brot und Trauben reichlich verſehen begannen wir auf derſelben Eiſenbahn, die uns nach Neapel gebracht hatte, die Rückkehr. Es war noch immer ſo heiß vom frühen Morgen an und wir beide ſo ſchläfrig, daß die ganze Liebenswürdigkeit eines alten Berliner Junggeſellen dazu gehörte, uns das volle Bewußtſein zurückzugeben. Unſer Geſellſchafter war ein wunderlicher Herr, etwas abgeriſſen und fadenſcheinig wie wir ſelbſt und dabei voll verbindlichen Weſens. Er verſtand kein Wort italieniſch und war doch ganz allein nach Neapel gegangen; an unſerer einfachen Mittagsmahlzeit betheiligte er ſich dankbarſt und küßte meiner Frau wirklich beim Abſchied die Hand; gut, daß wir uns trennten, ſonſt hätte noch eine Liebſchaft begonnen. Wir ſtiegen in Velletri aus, als ſchon die Sterne am Himmel ſtanden, der römiſchen Landſchaft, die wir bereits als eine Art Heimat betrachteten, zurückgegeben.

Morgens hatten wir Zeit genug zum Ueberblick der ewig großartigen Campagna; denn wir kamen um 2½ Stunden zu früh auf die Eiſenbahn. Wir wollten durchs Albanerland zurück, wie wir durchs ſabiniſche ausgezogen waren. Bei Albano iſt der Bahnhof eine volle Stunde von der Stadt entfernt; wir mußten erſt fragen, nach welcher Himmelsrichtung zu gehen wäre. Die Stadt iſt ſehr freundlich am Hügel hingebaut und hat etwas modern Wohlhäbiges vom ſtarken Fremdenverkehr, indem ſich während der Sommermonate das Städtchen mit römiſchen Familien füllt. Wir tranken in einer Schenke köſtlichen ſüßen Wein, und als wir Schinken dazu wünſchten, fragte uns die Frau erſt, für wie viel

Vajore' sie holen solle. Allenthalben begegnet man im Römischen noch dieser schönen Einfachheit der Sitten.

In Frascati am andern Tag wies man mich in der Osteria, wo wir einkehrten, nach einem benachbarten Laden, daß ich selbst Schinken kaufe. Unfern Albano auf der Höhe ist der in der Geschichte der Belagerung von Veji berühmte Albanersee. Meine Frau, die den Einfluß des Klimas doch bedeutend spürte, fühlte sich zu müd, um hinaufzusteigen und setzte sich auf eine Staffel, meine Rückkunft zu erwarten. Auch dieser See hat sich in einem ausgebrannten Krater gebildet, wie der benachbarte kleinere von Nemi, und es war daher offenbar der Vulcanismus des Landes die Ursache, wenn er zur Zeit des Camillus ohne äußerlich wahrnehmbare Veranlassung gestiegen ist.

Noch heute ist der Canal im Gebrauch, den man damals in jener uralten Zeit, um den Ueberfluß von Wasser abzulassen, gegraben hat. Ich machte durch eine schattige Allee schnell den Lauf hinüber nach Castel Gandolfo, einem kleinen Ort, der nicht einmal ein Wirthshaus hat, aber ein Lieblingsaufenthalt des jetzigen Papstes ist, welcher häufig das stattliche Schloß in den Sommermonaten bewohnt hat.

Eine Wanderung im Albanergebirg hinterläßt den Eindruck, als hätte man einen weiten Spaziergang in einem Parke gemacht; alles ist so schön angebaut, so blühend und baumreich; auch die Wege zum Theil aufs beste unterhalten.

Von Albano nach Ariccia führt ein großartiger Viaduct über das Thal, den erst Pius IX. gebaut hat. Dieses letztere Städtchen war in alten Zeiten die erste Haltstation für Reisende, die von Rom die appische Straße kamen. Wir tranken Kaffee und gingen weiter nach dem freundlichen Genzano, welches gleichfalls am Abhang der Höhe liegt, die den Nemisee einschließt. Wir setzten uns in der Nähe des Schlosses auf den Boden, den entzückenden Anblick des stillen blauen rundlichen Sees zu genießen, der vor uns in ziemlich jäher Tiefe lag. Wie Mücken umschwärmte uns eine Schar von Knaben und Mädchen, und jedes wollte einen

Bajocc' haben. Ich ließ mir ihre Zudringlichkeit gefallen und hatte meinen Scherz mit ihnen. Zuletzt nahm ich einen Bajocc' heraus und erklärte, indem ich ihn in die Höhe hielt, er solle dem gehören, der ihn erhaschen würde. Und alsbald streckte eine Erwachsene, die dabei stand, darnach die Hand aus und raubte ihn der begierigen Jugend. Unsere Freunde in Rom hatten uns angerathen den Weg nach dem gegenüberliegenden Nemi nicht oben, wo eine bequeme Straße mühelos hinüberführt, sondern unten am Ufer des Sees zu machen. Man mußte ziemlich tief hinab und am entgegengesetzten Ende eben so hoch wieder hinaufsteigen; aber der Weg unten ist durch eine wahrhaft wundervolle Vegetation ganz reizend. Natürlich; der See führt den Sträuchern und Bäumen beständig Feuchtigkeit zu, und die hohen Ufer ringsum halten Wind und Wetter ab; es ist eine Luft wie in einem Warmhaus. Aber kaum hatten wir auf dem holprigen Wege die ersten Schritte abwärts gethan, so saß meine gute Frau auch schon mitten in einem Aschenhaufen. Sie hatte sich beim Fallen jämmerlich zerschlagen, also daß sie kaum fähig war weiter zu gehen. Unwillkührlich quollen ihr vor Schmerz die Thränen aus den Augen, und gleichwohl, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, genoß sie mit mir die Naturschönheiten des lauschigen Baum- und Buschwerks, welches überhängend über die sanft plätschernden Fluthen und mit rankenden Zweigen in einander verwachsen durch sein dichtes Laubdach kaum hin und wieder einem verstohlenen Sonnenstrahl Eingang ließ. Doch mühseliger wurde der Zerschlagenen das Aufsteigen; aber dennoch mußte es begonnen werden, nachdem wir uns auf dem Hausstein einer Mühle kurze Rast gegönnt, und von furchtbaren Schmerzen fast aufgelöst erreichte sie mit mir doch endlich gegen Sonnenuntergang das Wirthshaus. Die freundliche Locanda ist frei vor den See hingebaut, so daß kein Hinderniß die Aussicht stört und die altersgrauen Mauern eines Kastells zur Rechten nur noch für einen recht malerischen Vordergrund sorgen. Der Blick von dem offenen Gang des Hauses hinab auf das stille Gewässer und gegenüber auf die nahe und ferne Landschaft läßt sich mit gar keiner andern Aussicht vergleichen,

die ich je im Leben genossen habe. Unmittelbar vor mir sank es trichterförmig hinab zum See; aber die ganze Wand des Trichters war mit den mannigfachsten Schattirungen eines üppigen Grün ausgeschlagen; gegenüber oben am Rande Genzano, dahinter mehr in der Ferne ein Hügel mit einem mittelalterlichen Wartthurm, nun folgte der breite im Halbkreis herumgeschlungene braune Gürtel der Campagna und hinter diesem lichtblau und kaum vom Himmel unterscheidbar das Meer. Im Aether schwebte über dem allen die Mondessichel — es war ein Anblick so originell, so großartig schön, daß man sich kaum trennen konnte. Auch im Innern unseres Gasthauses war gut weilen, und namentlich genossen wir einen ganz vorzüglichen süßen Wein, einen Ausbruch von Nektar, den wir auch schon in Velletri und Albano gekostet hatten. Am Morgen, ehe die Sonne aufging, schwebte ein wahrhaft heiliger göttlicher Schein über dieser wunderbaren Landschaft, und man fand es ganz natürlich, daß der kleine sanftspiegelnde See ehedem der Diana geweiht war. Aber bald kamen die Stunden der Mühe. Während wir den Saumweg nach Palazzuola eingeschlagen zu haben vermeinen, welcher weiter nach Rocca di Papa führt, kommen wir auf einem der vielfach sich verästenden Pfade herab nach S. Marino zu und finden noch zum guten Glück, ehe Umkehr unmöglich, zwischen hochgewachsenen Cannaëckern ein paar Menschen, welche uns unsern Irrthum; der uns ohnehin schon in die Hand ging, zur Gewißheit machen. Also flugs den Entschluß gefaßt trotz dem Umwege nach Rocca di Papa zu gehen. Wir fragen einen Reiter um Auskunft, und siehe, o Freude! er antwortet in deutscher Sprache und ermuntert mich, wenn ich einmal in Rocca di Papa sei, vollens den Monte Cavo zu besteigen. Gesagt, gethan. Wir wandern auf der trefflichen Landstraße zwischen riesigen Kastanien nach dem Felsennest empor, und während dann meine Frau im Wirthshause wartet, mache ich mich eilends auf nach dem Gipfel, zu welchem durch einen lieblichen Hain von jungem Laubholz eine Römerstraße hinaufführt. Stand ja doch dort oben auf der Höhe über Alba longa das alte Bundesheiligthum des lateinischen Stammes, der Jupitertempel, den erst im

Jahre 1783 die bigotte Freigebigkeit eines fremden Cardinals niederriß, um an seiner Stelle eine nichtssagende Kirche der Dreieinigkeit zu bauen.

Frascati ist mit seinen zahlreichen prächtigen Villen auf den ersten Vorhügeln des Albanergebirgs aufgebaut und bietet einen weiten Ueberblick über die Campagna. Auf einem Stehwagen dritter Klasse an den Grabmälern und Wasserleitungen der appischen Straße vorüberrollend triumphirten wir in Rom bei Nacht ein, und begrüßten unser altes Logis, unsere alten Kaffee- und Speisehäuser wieder mit einer Freudigkeit, als hätten wir das alles wie lange nicht mehr gesehen.

Ich lief in den letzten Tagen wie ein Unsinniger in der Stadt umher und wollte so recht mit Gewalt nochmals alle vorher empfangenen Eindrücke wieder auffrischen, um ja nichts zu vergessen, und nebenbei noch manches Neue sehen, wie das Grab der Angelica Kaufmann, die uralte Basilica S. Clemente, die Taufkapelle des h. Constantin am Lateran; von da schoß ich noch hinüber nach S. Peter, weil ich mir die Bauart desselben nicht mehr recht genau vorstellen konnte. Aber endlich mußte dennoch geschieden sein. Um 3 Uhr Nachmittags den 19. September fuhren wir mit der Post hinaus durch Porta del Popolo, über Ponte Molle auf der staubigen Landstraße; von Zeit zu Zeit tauchte ein Theil der verschwundenen Stadt wieder vor den Augen auf; im Ganzen war nicht viel zu sehen.

Nachts um 2 Uhr kamen wir nach Viterbo und fanden wirklich schon in dieser frühen Stunde Kaffee bereit; dann ging's uninteressant weiter durch ziemlich öde Gebirgsgegend. Auf einmal lag vor unsern Blicken auf steilem ganz isolirtem Hügel Orvieto. Wären wir gleich ausgestiegen und die alte Straße gerade hinab und auf der andern Seite wieder hinaufgeeilt, so hätten wir ziemlich viel Zeit gewonnen zur Besichtigung des wunderbaren Domes. Denn die neue sinkt und steigt in Windungen einer unendlichen Schneckenlinie. Nun aber mußten wir das herrliche Gebäude mit einem Hast betrachten, die es fast unmöglich machte sich etwas davon

einzuprägen. Wollten wir aber im Städtchen uns länger aufhalten, so wäre es nicht mehr möglich gewesen an diesem Tage noch noch Siena zu kommen. Also schnell wieder weiter, Hügel ab und auf durch eine sehr freundliche Gebirgslandschaft. Die ansehnlichen Höhen schmückte Rebenlaub; der Wein von Orvieto steht in großem Ruf; was half es uns? wir hatten nicht Zeit gehabt welchen zu trinken. Stunden lang blieb uns der Hauptgegenstand unserer Trauer, der herrliche Dom, vor Augen.

Man kommt durch freundliche Gegenden; nur nach Siena hin nimmt die hügelige Landschaft einen eigenthümlich unfruchtbaren Anstrich an, wunderliche Sandhügel thürmen sich auf, spärlich bepflanzt und mehr gelblich braun als grünend. Vielleicht trug auch zu diesem unwirthlichen Aussehen der Umstand das Seinige bei, daß es, wie wir vernahmen, hier zu Lande schon 7 Monate nicht mehr geregnet hatte. Heute zog sich endlich hin und wieder Gewölke zusammen und Tags darauf fielen einige Tropfen.

Mit einem Wolfshunger im Leibe ließen wir es uns doch noch angelegen sein den berühmten Dom wenigstens oberflächlich zu besehen. Es ist ein gothischer Bau von schwarzem und weißem Marmor mit reich verzierter Façade, eines der ehrwürdigsten gothischen Gebäude von Italien. Auch am andern Tag beschäftigte uns seine Besichtigung noch vielfach, besonders auch die höchst merkwürdigen aus schwarzem und weißem Marmor bestehenden Figuren des Fußbodens, die ich mit griechischen Vasenbildern vergleichen möchte. Sie ziehen sich durch die ganze Kirche hin, und über die kostbarsten ist eine Bretterverkleidung gelegt, die nur einmal des Jahres abgenommen wird. Die Darstellungen sind geschichtlich, mythisch und allegorisch. Aber auch sonst bietet dieser Tempel dem Auge gar viel Schönes und Ehrwürdiges. Siena ist eine durch Lage, Bauart und Kunstdenkmäler hervorragende Stadt; sie hat eine Menge gothische Paläste; das Rathhaus auf dem Markt, die Academie und einzelne Kirchen enthalten höchst wichtige Gemälde aus den Zeiten der ältern Malerschulen. Man hat vollauf einen Tag zu thun, um alle die interessanten Dinge nur flüchtig zu besehen. Auch das Haus

der heiligen Catharina von Siena ließen wir uns zeigen, die mit Brigitta im Gefolg einer römischen Gesandtschaft vor Gregor IX. zu Avignon erschien und diesen (1376) dazu vermochte die Provence wieder mit Italien zu vertauschen. Die Zimmer ihres Hauses sind in vier Kapellen verwandelt; die Stelle ist noch sichtbar, wohin sie den Kopf legte, wenn sie auf der Erde schlief.

Wir kamen bei dunkler Nacht nach Florenz, das für uns so viele freundliche Erinnerungen hatte, und da wir in den Straßen ziemlich bewandert waren, so fragten wir uns ohne besondere Mühe zum Papagallo durch. Das war ein ganz anständiges Hotel garni zu wirklich spottbilligen Preisen. Am andern Tage strömte im Ueberfluß, wonach wir uns so lange gesehnt, der in solchen Massen nicht mehr erquickende Regen und streifte der liebgewordenen Stadt ein gutes Theil ihres Zaubers ab. Wir besuchten an diesem Tag trotz allem Regen die meisten wichtigen Kirchen und durchwanderten aufmerksam die weltberühmte Sammlung der Uffizien. Ich wurde zuletzt ganz müd und schläfrig vom Schauen. Gegen Abend brachte uns ein Bahnzug noch hinaus nach Pistoja.

Der Himmel wollte uns recht günstig sein; denn mit der Abreise hörte der Regen auf und mit den Abendstrahlen wanderten wir ein in die fast moderne freundliche Mittelstadt.

Zwischen hier und Bologna herrschte, obschon die Eisenbahn erst von Bergato an eröffnet war, ein starker Fremdenverkehr. Drei große Postomnibus fuhren nacheinander eine Gesellschaft von mehr als 40 Mann. So eng aneinandergeschichtet wir saßen, die Fahrt war reizend; denn sie drehte sich hin und her, auf und ab einen einzigen Gebirgsübergang. Stunden lang lag uns Pistoja bald rechts bald links in der Tiefe, und die malerische Landschaft gewann, je mehr wir uns hoben, an neuen Reizen. Dazwischen sah man auch die ihrer Vollendung nahe Eisenbahn bald auf hohem Damm balanciren bald sich ins Innere des Berges verkriechen und mit uns selbst mühsam emporklimmen. Als wir nach Sonnenuntergang in Bergato des Zuges harrten, fühlten wir zum erstenmale, daß die Temperatur bedeutend gesunken war. In Bologna

fanden wir schlechtes Quartier in einem Albergo della strata ferrata, und da der Bahnzug nach Ferrara schon Morgens um 7 Uhr ging, so wanderten wir aus der finstern Stadt, die wir schon von früher her kannten, ohne sie nochmals angesehen zu haben.

Nach zwei Stunden befanden wir uns in Ferrara. Ich hatte mir, gehoben durch die Erinnerungen an Ariost und Tasso, in meiner Einbildung Freupaläste aufgebaut und fand in den langen verödeten Gassen bürgerliche Häuser, schmutzig, unabgeputzt und in traurigem Verfall. Selbst am Hause Ariosts würde niemand vermuthen, daß es ehedem einen so hochberühmten Inwohner beherbergte, wenn nicht das lateinische Distichon, das er selbst darauf setzte, einen mehr als gewöhnlichen Herrn verriethe. Auf einer hohen Säule eines freien Platzes steht seine Figur, geschmacklos wie die eines Säulenheiligen. In dem Hospital von S. Anna zur ebenen Erde sahen wir auch die kellerartig gewölbte Zelle, in welcher angeblich Tasso auf Befehl des harten Alphons wie ein Wahnsinniger gehalten wurde. Das Irrenhaus ist unsern der mittelalterlichen Ritterburg in Mitte der Stadt.

Man kommt mit der Eisenbahn bis Laçofcuro, der Grenzstation von wenigen Häusern, wo uns das aufdringliche Wesen der einen und die Gleichgiltigkeit der andern in mancherlei Rathlosigkeit stürzte. Wir verließen den Wagen, ohne zu wissen, was weiter; Kutscher und Barkenführer überfielen uns; wir ließen willenlos den übrigen Reisenden nach, die Bescheid zu wissen schienen, und so kamen wir glücklich in die Posfähre. Das jenseitige Ufer ist östreichisch; da trieb man uns gleich in das Mauthhaus und beschmierte den Reisepaß, und das erstemal stand ich wieder barhaupt und respektvoll vor der hohen Polizei; denn im eigentlichen Italien sind Publikum und Polizei in cordialer Eintracht; sogar in Rom behält man nach Belieben den Hut auf dem Kopf und verhandelt ohne Gruß seine Angelegenheit. In der Zwischenzeit, bis wir unsere Legitimation zurückerhielten, stürmten die Kutscher mit ihren Anerbietungen auf uns ein, und da sie jedenfalls wohlfeiler fuhren als die Post, so hätte ich mich gerne bereit finden lassen, wäre meine Frau,

die noch immer ihre Furcht vor Plünderung und beim Anblick böser verschmitzten Kutscherphysiognomien in erhöhtem Grade hatte, nicht mit Bitten und Beschwörungen in mich gedrungen, wir sollten Leben und Habe besser in Sicherheit bringen. So nahm ich denn endlich Plätze in einem elenden alten Rumpelkarren, der sich Eilwagen nannte, nachdem ich mich vom Posthalter, einem ehrwürdigen grauen Haupte, beim Geldwechseln um 30 Neukreuzer hatte betrügen lassen.

Wir kamen Nachts 11½ Uhr nach Padua; während wir nach dem Gasthof Aquila suchten, beredete uns der Kellner einer kleinern Wirthschaft Aquiletta, der eben im Begriff war sein Haus zu schließen, bei ihm einzutreten. Wir wohnten gut und billig und fanden reichliche Bewirthung, in Italien für uns fleischessende nordische Barbaren eine Seltenheit, die wir nicht hoch genug anschlagen zu können meinten; denn der gesottene Kapaun, den man uns am andern Mittag zur Nudelsuppe vorsetzte, war ein Unthier an Größe.

Gleich gegenüber war das Caffe Pedrocchi, eines der berühmtesten Kaffeehäuser Italiens, ein prächtiger Bau mit schönen Marmorsäulen, von dem nur zu bedauern, daß er nicht in dem volkreichen Neapel steht. Aber auch sonst ist das uralte Padua eine höchst merkwürdige Stadt, auf deren Besichtigung man recht wohl einen Tag verwenden kann. Vor allem eilten wir natürlich nach der Grabkirche des heil. Antonius, dem wunderlichen siebenkuppeligen Bau, der durch seine Geschmacklosigkeit imponirt und nirgends auf der Welt seines Gleichen hat. Die Kirche enthält viele schöne Kunstwerke in Erz und Marmor, namentlich in den beiden Hauptkapellen wie im Chore. Unter den übrigen Kirchen, die wir sahen, war uns die interessanteste die kleine Kirche Maria dell' Arena, die unbeleuchtet in einem Garten steht. Sie ist ganz ausgemalt mit hochberühmten und guterhaltenen Fresken Giottos. Als wir eben den Garten verlassen hatten, begegnete uns eine kleine Gesellschaft, aus deren Mitte eine gelehrt aussehende englische Dame kurzangebunden mit der deutschen Frage an mich herantrat: Wo ist Giotto? Ich mußte unwill-

kläglich lachen, und die Fragestellerin nicht minder, da sie durch meine Heiterkeit auf das Seltsame ihrer Worte aufmerksam wurde.

Es lag mir sehr am Herzen die Lagunenstadt zum zweiten Male zu besuchen, damit ich meine anderweitig gewonnenen Anschauungen von Städten mit ihr vergleichen und eine richtigere Schätzung gewinnen könnte. Dreizehn Jahre lang hatte ich sie nicht gesehen, und doch offenbar seitdem mit chorographischen Kenntnissen mich bedeutend bereichert. Wir brausten unter Donner und Blitz über die Brücke der Lagunen und landeten mit einem sogenannten Omnibus in der Nähe des Markusplatzes.

Ach ja, dieser Platz, der mich einst so bezauberte, mit seinen gleichförmigen Palästen, seiner fremdartigen Kirche und seinem ragenden Thurme ist doch wunderschön. Aber nun wurde die Frage nach einem passenden Logis immer brennender. Wären wir beide allein gewesen, so hätte uns sicher die bewährte Reiseroutine aus aller Verlegenheit geholfen; aber in Gesellschaft eines Herrn kümmerten wir uns an Bädeker an, und dieser trieb uns in die Stadt München, wo es für bescheidne Ansprüche behaglich sei. Ja wohl bescheidne Ansprüche brachten wir mit, und das kleine Rückenhängchen war uns gemüthlich, bis der Wirth am nächsten Abend eine Rechnung brachte, als hätte er über ein Hotel ersten Ranges zu verfügen. Ich warne hiemit jeden, der nach Venedig kommt, vor der Stadt München. Der Besitzer ist auch nicht etwa ein Bayer, sondern ein Oestreicher und deshalb an das Geldschneiden gewöhnt. Wir durchliefen am nächsten Tage die Stadt nach allen Richtungen und musterten Gassen und Kirchen mit Kennerhochmuth. Ueber die gemachten Beobachtungen nur einige Notizen. Die Stadt zeichnet sich vor vielen südlichen Städten durch Reinlichkeit aus, was allerdings bei der Abwesenheit jeglichen Wagenverkehres minder zu verwundern ist. Die Klagen über die verfallenen Paläste dünkten uns übertrieben. Venedig erscheint nicht ruinöser als andere italienische Städte. Auch die untere Schicht der Bevölkerung mit ihren hängenden Baumwollensetzen kam uns nicht mehr so zerlumpt vor als früher. Aber immer und immer kam mir aufs neue der Wunsch,

daß dieſe wunderbare Stadt ihrem eignen Volke möchte zurückgegeben werden, und die dummen Geſichter der plumpen Soldaten aus Böhmen oder irgend einem andern Winkel der öſtreichiſchen Monarchie mißfielen mir wie ehedem. Wir beſahen und bewunderten die kleine Marcuskirche, verliefen uns in den Gäßchen, warteten in der nüchternen Kirche Maria della Salute den ſtrömenden Regen ab, weilten ziemlich lange bei den ſchönen Gemälden der Akademie, aßen um ein Spottgeld in einer Oſteria zu Mittag, fragten uns nach der monumentenreichen Kirche S. Giovanni e Paolo durch, machten umſonſt den Gang nach dem Arſenale, das wir noch nicht geſehen hatten, und gingen über die öde Riva degli Schiavoni, wo wir ſelbſt am Abend eines Feiertags umſonſt das Volksleben ſuchten, wieder in unſere Herberge. Im ſtrömenden Regen kamen wir Nachts um 10 Uhr zurück nach Padua.

Am Morgen waren die Nebel abgezogen, und im heiterſten Sonnenſchein fuhren wir an den Euganeiſchen Bergen vorüber den Alpen zu, die gegen Vicenza hin immer näher kamen. Der Vormittag wurde der Beſichtigung dieſer freundlichen und höchſt anmuthig gelegenen Stadt gewidmet. Es iſt die Geburtsſtadt des Palladio, jenes heitern und genialen Baumeiſters, der hier ſo viele Gebäude aufgeführt hat, das Rathhaus mit ſeinen luftigen Doppelhallen und eine Menge Paläſte, die unſerer erfindungsarmen, phantaſieloſen Zeit zu Muſtern dienen könnten, wenn unſere Architekten es nicht vorzögen, ihren eigenen Ungeſchmack in Stein zu verewigen. Die Gegend um Vicenza iſt ungemein anmuthig, und vom Hügel, der die Kirche Madonna del Monte trägt, genießt man eine köſtliche Ausſicht über die baumreiche, fruchtbare lombardiſche Ebene, über die hübſche Stadt und hinter ihr auf das prächtige Hochgebirg. Unter andern Sehenswürdigkeiten Vicenzas iſt auch das Teatro Olimpico, ein modernes römiſches Theater. Als wir dies längere Zeit umſonſt uns aufzuſuchen bemühten, fragte ich einen Soldaten auf Italieniſch, wo es ſich wohl befinde. Si, war die lakoniſche Antwort. Ei, der iſt ein Deutſcher, dachte ich, und hat dich nicht verſtanden, und wiederhole ihm mein Anliegen in der Mutterſprache. „So“ entgegnete

der Krieger; nun fiel ich wieder ins Italieniſche und ſuchte ihm mein Begehren noch einmal klar zu machen. „Bene“, replicirt der kluge Mann und geht ſeines Weges weiter. Dieſes belehrende Geſpräch hat uns ſehr viel Spaß gemacht, und wir wiederholten den ganzen Morgen die bedeutungsvollen Worte: Si, ſo, bene.

Um halb zwölf Uhr fuhren wir weiter Verona zu. Die öſtreichiſche Polizei hat hier wenigſtens aufgehört dem Fremden das Leben zu verbittern. Noch vor zwei Jahren mußte ich den Paß am Thor abgeben und ein paar Stunden darauf eigenhändig auf dem Paßbureau wieder abholen. Jetzt darf man unbeläſtigt zum Thor hinein, um zu ſehen, daß man ſich in einer rechten Soldatenſtadt befindet. Meine Frau blieb als Putzmacherin im Bahnhof ſitzen und wandelte ihren alten Hut in einen neuen um, indem ſie die abgeſchoſſenen ultramarinblau gefärbten Bänder verkehrt aufnähte; denn da wir uns Deutſchland näherten, ſo hielt ſie es für nothwendig, ſich wieder fein zu machen. Ich ſelbſt benützte die zwei Stunden Zeit von der Ankunft bis zur Abfahrt, um die Stadt zu durchrennen. Gott was iſt die Arena ein Puppenhaus im Vergleich mit dem Coloſſeum!

Gedichte.

Dem Andenken König Max des Zweiten von Bayern.

Von einem König weiß die Sage
Im fernen Nord aus alter Zeit,
Der alle seines Lebens Tage
Dem Frieden seines Volks geweiht.
Da blutet' heimlich keine Wunde,
Da lauschte nicht Verrath und Mord,
Und Frodi's Friede lebt' im Munde
Der Enkel lang als hehre Kunde
In dankender Erinnrung fort.

Mir ist, als hätt' in diesen Zeiten
Die alte Sage sich erneut.
In Bayerns König, Max dem Zweiten,
Erstand ein Friedenskönig heut.
„Mit meinem Volke will ich Frieden",
So sprach des edlen Herrschers Mund.
Doch allem herrlichen hienieden
Ist kurze Dauer nur beschieden,
Früh sank er in des Grabes Grund.

Ein Volk vor Kriegesnoth zu wahren,
Wenn an den Grenzen droht der Feind —
Nicht ist's die größte der Gefahren,
Wie groß sie auch vor allen scheint.
Den Frieden halten mit den Seinen,
Ein Vater sein im eignen Land,
Mag kleinre Fürstentugend scheinen,
Doch nur die edelsten und reinen
Sie haben solches Loos gekannt.

Denn unſers Lebens höchſte Güter,
An dieſem Frieden hangen ſie,
Den er, des Rechtes treuſter Hüter,
Freigebig ſeinem Volk verlieh.
Im Glauben gleiches Recht für jeden
Erwarb ſein königlich Gebot;
Da ſchwieg unſeliges Befehden,
Und frei im Denken, frei im Reden,
Ward frei ſein Volk von Zwang und Noth.

Des Friedens Segen zu vermehren
Rief er die Poeſie zum Thron,
Und in dem Sonnenſchein der Ehren
Fand er des Herrſchers ſchönſten Lohn.
Die Wiſſenſchaft zu neuem Leben,
Zu neuen Zielen ſpornt' er an;
Vergangner Zeiten Schatz zu heben,
Hat er mit offner Hand gegeben,
Wie nur ein König geben kann.

Und trauernd ſtehn an ſeinem Grabe
Die Poeſie und Wiſſenſchaft,
Und jede klagt: verloren habe
Ich meinen Stab und meine Kraft.
Doch daß nicht, was er ſchön begonnen,
Sänk' in den Staub vergeſſen hin,
Wie Schatten in das Nichts zerronnen,
Sorgt' er aus ſeiner Fülle Bronnen
Mit wahrhaft königlichem Sinn.

Doch ſtärker hält als ſein Vermächtniß
Des Friedens Werk des Sohnes Geiſt,
Der es dem Vater zum Gedächtniß
Schön zu vollenden uns verheißt.
Des Volkes Trauer ſei dem Sohne
Des eignen Glückes Unterpfand;
Ja, Friede zwiſchen Volk und Krone,
Das höchſte Glück des Herrſchers, wohne
In Bayerns hochbeglücktem Land!

Karl Bartſch.

Den Manen König Max II. von Bayern.

Kein Lied vom Schmeichlerſinn erfunden
Wird von der Muſe Dir geweiht,
Ein Lied, im Herzen tief empfunden,
Ein ſchmerzlich Lied in ſchwerer Zeit! —
Die tiefſte wohl von allen Wunden
Im heißentbrannten, harten Streit
Hat ja Dein Tod in dieſen Tagen
Dem ganzen deutſchen Land geſchlagen.

Denn ärmer um ein Herz geworden,
Das Deutſchlands Jammer wohl verſtand
Und nicht mit gleißneriſchen Worten
Der Rede falſchen Sinn verband,
Fühlt ſich der Deutſche aller Orten,
Und zu der Oſtſee fernem Strand
Wird unſ'rer Glocken Trauerklagen
An der Bedrängten Ohr getragen.

Die lang getäuſchten Stammesbrüder,
Der dauernden Erlöſung werth —
Kaum zu der theuern Heimath wieder,
Zu Weib und Kind zurückgekehrt,
Im Ohre noch die Jubellieder,
Voll Hoffnung noch auf's deutſche Schwert,
Beſeelt vom Wort aus Deinem Munde
Traf jählings ſie die herbe Kunde!

Dies Wort, dem eignen Volk verpfändet,
Dies Wort, das Deine Seele ſchwoll,
Von keinem Drange noch gewendet,
Haſt Du's bewahrt im Herzen voll.
Und iſt Dein Streben auch geendet —
Was zündend durch die Lande ſcholl —
Man wird es deuteln nicht und drehen
Dein Wort: für Deutſchlands Recht zu ſtehen!

Bis zu dem letzten Athemzuge
Haſt Du mit feſtem Mannesmuth
Dein Volk bewahrt vor jenem Truge,
Auf dem noch Deutſchlands Schickſal ruht.
Das ſchreibt in ihrem Thatenbuche
Die Weltenrichterin Dir gut;
Iſt ſonſt nur Thaten Ruhm zu zollen,
Der Lorbeer grünt auch Deinem Wollen!

Von Deinem treuen edlen Streben,
Das feſt zu dem des Volkes ſtand,
Wird jedes Herz Dir Zeugniß geben
In Deinem ganzen Bayerland;
Du wollteſt ja in Frieden leben
Mit Deinem Volk! Das war ein Band,
Das mehr als alle Huldigungen
Um Fürſt und Volk ſich feſt geſchlungen.

Das iſt das Erbtheil, das dem Sohne
In heil'ger Stunde Du vermacht;
Es ſchmückt ihn mehr als ſeine Krone,
Denn Lieb' iſt mehr als Königspracht.
Es bleibe treu dem Bayernthrone
Und ſtütze ihn mit ſeiner Macht;
Denn mit dem Wort, das Du geſprochen,
Wird jedes Feindes Drang gebrochen.

Es ſei der Grundſtein, der den Tempel
Der Völkerwohlfahrt ewig trägt,
Es gebe jeder That den Stempel,
Der unſer Herz entgegenſchlägt;
Und allen Fürſten ein Exempel,
Daß Liebe ſtets die Treue hegt
Und ſchirmt vor jeder Sturmeswolke,
Sei Maxens Lieb zu ſeinem Volke!

J. Priem.

Der beſte Trunk.

Es ſaßen einſtens froh beiſammen
Im alten Schloß Rheingrafenſtein
Des Rheingaus edle Herrn und Ritter
Und zechten brav vom beſten Wein.
Da trank ein Sponheim und ein Waldeck,
Ein Flörsheim, Stromberg, der von Dhaun,
Von allen nahen Ritterburgen
Konnt' man die Herren hier erſchaun.

Es kreiſten raſch die alten Humpen
In ihrem frohen Kreis umher,
Und manchem edlen Zechkumpane
Ward dabei Kopf und Zunge ſchwer.
Da zog den mächt'gen Reiterſtiefel
Von ſeinem Fuß der Graf vom Stein
Und füllte lachend bis zum Rande
Ihn mit dem allerbeſten Wein,

Und rief: „Wer mir von euch den Stiefel
Bis auf den letzten Tropfen leert,
Dem ſei, ich ſchwör's bei meinen Ahnen,
Dorf Hüffelsheim zum Lohn beſcheert!
Die Ritter hörten's, und verwundert
Sahn ſie den mächt'gen Stiefel ſtehn;
Doch keiner wollt' die Nagelprobe
Bei ſolchem Rieſentrunk beſtehn.

Der Burgpfaff ſelbſt, der doch im Leben
So manchen tiefen Zug gethan,
Sah hoffnungslos mit ſtillem Sehnen
Den wohlgefüllten Stiefel an.
Da trat aus dem verſtummten Kreiſe
Der Ritter Boos von Waldeck vor
Und hob den mächt'gen Reiterſtiefel
Mit beiden Händen ſacht empor,

Und setzte, zum Erstaunen aller,
Ihn siegbewußt an seinen Mund
Und goß bis auf den letzten Tropfen
Den Wein durch seinen weiten Schlund.
Drauf wischte er den Wein vom Barte
Und sprach: „Herr Graf — dein Hüffelsheim
War wirklich gut; wie wär's nun weiter
Dort unten mit Waldböckelheim?

Denn sieh, in einem einz'gen Stiefel
Geh ich, mein lieber Freund, nicht gern.
Drum will ich für ein zweites Dörfchen
Zum zweitenmal den Stiefel leern.
Der Rheingraf aber rief: „Mit nichten!
Da müßt' ich wohl von Sinnen sein,
Setzt' ich an diese Rittergurgel
Nochmals ein Dorf zum Lohne ein." —

Drauf zechten sie noch lustig weiter
Im alten Schloß Rheingrafenstein,
Bis durch die hohen Bogenfenster
Gestohlen sich der Sonnenschein. —
Seit diesem Trunk auf jenem Schlosse
Lebt in dem Volk der alte Brauch,
Zu sagen einem wackern Zecher:
Du trinkst 'nen guten Stiefel auch.

Hans Barth.

Gedichte von Felicia Hemans.

Ueberſetzt

von Karl Bartſch.

1.

Des Kindes erſter Kummer.

Ruf meinen Bruder zurück zu mir,
Nicht ſpielen kann ich allein;
Der Sommer mit Blumen und Bienen iſt hier,
Wo iſt mein Brüderlein?

Der Schmetterling erglänzt ſo licht
Im hellen Sonnenſchein;
Ich mag den flüchtigen jagen nicht —
Ruf mir mein Brüderlein!

Die Blumen ranken ſich um den Baum,
Die Blumen pflanzten wir;
Der Weinſtock trägt die Reben kaum —
Ruf ihn zurück zu mir!

„Nicht hört er deine Stimme, Kind,
Nicht kann er kommen her;
Das Auge, lächelnd, frühlingslind,
Du ſiehſt es nimmermehr.

Nach kurzem Leben, der Roſe gleich,
Gieng er zum Schlummer ein;
Geh, ſpiel' allein — im Himmelreich
Da iſt dein Brüderlein."

Und ließ er Vögel und Blumen zurück,
Und ruf' ich umſonſt ihn her,
Zu theilen des langen Sommers Glück?
Und kommt er nimmermehr?

Und an dem Bach, wo's Blumen gibt,
Nie wieder wandern wir?
Ich wollt' ich hätt' ihn mehr geliebt,
Als er noch spielte mit mir!

2.

Die Schätze der Tiefe.

Was birgst du tief in schatzerfüllter Zelle,
Geheimnißvolles, hohl erbrausend Meer?
Manch bleiche Perl' und Muschel, die die Welle
Verhüllt, ob sie auch leuchten strahlenhehr.
Die Schätze, finstre See, behalte dir,
Nicht sie begehren wir.

Doch hat die Tiefe mehr! Zahllose Güter
Tief drunten leuchten durch die Still' empor;
Bist edler Stein' und feurigen Goldes Hüter,
Die manch gescheitert stolzes Schiff verlor.
Der Erde Raub behalte, wildes Meer,
Nicht dies ist ihr Begehr.

Doch hat die Tiefe mehr! Hoch über Städte
Vergangner Zeiten rollt die Woge hin;
Sand wühlt in den Palästen sich sein Bette,
Seetang umwächst die Jubelhallen drin.
Braus' über sie, o Meer, mit Wogenschwall!
Sie sein geweiht dem Fall.

Noch mehr! mehr haben deiner Wogen Gründe:
An deiner Brust ruhn Herzen treu und brav!
Nicht brausen hören sie die Wellenschlünde,
Nicht bricht der Schlachten Donner ihren Schlaf.
Behalte Gold und Perlen, Stück um Stück!
Die Tapfern gib zurück!

Gib die verlornen Herzen wieder, denen
An Tisch und Heerd man Platz bewahrt so lang,
Die bei dem Feste rief vergeblich Sehnen,
Für die Gebet des Nachts zum Himmel drang.

Behalte Städt' und Thürm' aus Quarz und Stein —
Doch alles iſt nicht dein.

Du ſchlangſt des Weibes Lieb' hinab im Hohne,
Des Mannes edel Haupt, umfluthend Meer,
Der Jugend Lorbeerkranz, der Schönheit Krone,
Hör' unſre Stimme: gib die Todten her!
Es heiſcht von dir die Erd' ihr köſtlich Glück:
Die Todten gib zurück!

3.

Seit ich dich zuletzt geſehen.

Seit ich dich zuletzt geſehn,
Schweſter, ſprich, was iſt geſchehn?
Leiſe liegt ein Schattenhauch
Tief in deinem ſtillen Aug',
Aus der Stimme klingt ein Ton,
Kannte den die Kindheit ſchon?
Sturm hat dir das Herz getrübt —
Schweſter, ja, du haſt geliebt!

Farben wechſelnd glühen ſahn
Deine Wang' in wirrem Wahn;
Wanderſt du den Strom hinab,
Das Geleit ein Traum dir gab;
In dem Thal, im ſtillen Hain
Klang Muſik, die nicht mehr dein;
Sprich, warum die Thräne rinnt —
Haſt umſonſt geliebt, mein Kind!

Sage nicht mir, wie es kam,
Gieß in meine Bruſt den Gram!
Von verlornem Traum kein Wort,
Nichts von Hoffnung, die verdorrt,
Nicht ein Laut von glühndem Schmerz,
Der noch mehr bewegt dein Herz!
Friede wohnt im Vaterhaus —
Wein' an meiner Bruſt dich aus!

Die letzte Scholle.

Haſt du dein Alles hingegeben
Und eingeſargt dein letztes Glück,
O kehr' ins blüthenreiche Leben
Der Heimath noch einmal zurück!

Denn keiner ſoll von hinnen gehen,
Und wär's am fernſten Meeresſtrand,
Der nicht das Herz in Todeswehen
Zur theuern Heimath noch gewandt:

„Wo iſt der Heerd, wo ſind die Lieben,
Die zum Altare ihn geweiht,
Wo eine Scholle, mir geblieben
Vom Lande meiner Seligkeit?“

So fragt das Herz, wenn bange Gluten
Das Auge um den Schlaf gebracht,
Wenn alte Wunden wieder bluten
Und wenn der alte Schmerz erwacht;

Wenn von der bunten Welt geſchieden
Der Geiſt die Feſſeln abgeſtreift
Und zu des Dörfchens ſtillem Frieden
Mit ſeinem wunden Sehnen ſchweift.

Von Flur zu Flur auf Frühlingsbahnen
Zum Bächlein, das durchs Thal ſich dehnt,
Treibt ihn der Lerche gleich ſein Ahnen,
Die nach dem nahen Lenz ſich ſehnt:

Doch ach! der Frühling liegt begraben,
Es ſchläft der Wald, es ſtarrt die Flur,
Und von der Heimath ſüßen Gaben
Entſchwunden iſt die letzte Spur.

Die Wiege iſt zu Staub zerfallen,
Das Mutterherz bedeckt der Stein,
Ein fremd Geſchlecht geht in den Hallen
Der frohen Kindheit aus und ein.

Kein Rebgewinde hält umzogen
Die Fenster mehr am Häuschen traut,
Die Schwalbe ist vorbeigeflogen,
Die drüber einst ihr Nest gebaut.

Es sucht kein Storch im weiten Kreise
Am Giebel mehr den luft'gen Bau,
Der Hirt bläst eine fremde Weise,
Ein fremd Geläut folgt ihm zur Au.

Und wo ich hin mein Sehnen schicke,
Spricht ihm ein fremd Begegnen Hohn,
Wohin ich schaue, fremde Blicke,
Wohin ich lausche, fremder Ton.

Doch horch! was schallt herein vom Hage
So schmerzlich traut, so wohl bekannt,
Was wimmert, wie gestorbene Klage
Und klingt, wie Gruß aus jenem Land?

Ein Glöcklein ist's, das die Gedanken
Einschläfert in der Kindheit Traum
Und aus der Straßen engen Schranken
Mich locket zu dem Waldessaum.

Dort, wo die schwarzen Espen ragen,
Wohin ich oft den Schritt gelenkt,
Wo oftmals sich in heißen Tagen
Ihr Schattendach auf mich gesenkt,

Dort steht ein Kirchlein halb verwittert,
Von Moos bedeckt der kleine Thurm
Schwankt bei der Glocke Ton und zittert,
Ein müdes Haupt im Lebenssturm.

Und um die morschen Hallen schmieget
Sich Grab an Grab und Paar an Paar,
Wie um das leck Schiff sich wieget
Der Meereswogen dunkle Schaar.

So will ich tauchen all mein Sehnen
In dieſes Meeres ſtille Nacht,
Die heiße Stirne will ich lehnen
An dieſer Trümmer welke Pracht.

Und ſchon entſteigt dem dunklen Grunde
Mir eine Perle hell und klar,
Dort ſchimmert's in der Gräber Runde
So ahnungsvoll, ſo wunderbar:

Es iſt der Stein, es ſind die Namen,
Die Weide iſt's, die ich dem Schoos
Der Erde gab mit leiſem „Amen"
Und heiß mit Thränen einſt begoß.

Wie ruht ſich's ſanft an deinem Stamme,
Wie neigſt du ſegnend dich herab!
Schon wirft des Tages Abſchiedsflamme
Den letzten Strahl aufs theure Grab;

Da zieht ein Flüſtern, geht ein Klingen
Durchs Grabgefild von Strauch zu Strauch,
Und in die bange Seele dringen
Mir Worte leis wie Geiſterhauch:

„Hier iſt der Heerd, den deine Lieben
„Zum letzten Altar dir geweiht,
„Die letzte Scholle, dir geblieben
„Vom Lande deiner Seligkeit."

K. Ebersberger.

Am Fenſter.

So kehreſt du wieder bei mir ein,
O Dämmerſtunde, dein Zauberſchein
Umwehet mir Herz und Gedanken:
Hier wohnte des Kindes Engelsbild,
Hier ſchaute ihr Auge ſo klar und mild
Durch zitternde Epheuranken.

Sie ſchaute ſo ernſt, ſo lange hinauf
Nach des Blitzes zuckendem Schlangenlauf,
Nach der Donnerwolken Getreibe,
Nach der Schwalbe flüchtig ſtreifendem Heer,
Als ob's eine Schaar von Fliegen wär'
An des Himmels Fenſterſcheibe.

Doch floh das Gewölke und kam die Nacht
Und ſchauten die Sterne in ihrer Pracht
Herab auf die wandelnde Erde,
Da hieng ihr Auge am Himmelszelt,
Als wär' eine Hirtin ſie beſtellt,
Zu weiden die goldene Heerde. —

Noch zittern die Ranken am Fenſter, ich ſchau
Die Schwalben ziehen am Himmelsblau
Und höre die Wolken toben
Und grüße der Sterne goldenen Schein —
Maria — Maria! und denke dein
Maria im Himmel droben.

K. Ebersberger.

Der Feuerwehrmann.

„Was macht dir Feuerwehrmann Pein,
Was ſtarrt herauf zum Fenſter
Dein Antlitz blaß wie Mondenſchein,
Als ſäheſt du Geſpenſter?"

„„Geſpenſter nicht, ich fühle Glut,
Ich ahne Brand entſtehen,
Zum Herzen drängt das heiße Blut,
Laß mich, zu retten, gehen!"“

„O! horch, wie lieb die Nachtigall
Noch ſchwärmt im Buchenhaine!
Hörſt du der nahen Quelle Fall
Auf moosbekränztem Steine?

„„Ich höre nicht der Quelle Fall,
Nicht holder Lieder Schwärmen,
Hör' nicht den Schlag der Nachtigall —
Anſchlägt's zum Feuerlärmen.““

„„Wo muß es ſein? — eins — zwei — und drei,
Vier — fünf — und ſechs — und ſieben!
Wo muß es ſein? — o laß mich frei,
Getreu die Pflicht zu üben!““

„Du zähltest ja ſchon über vier,
Da kann es doch nicht brennen
Hier in der Stadt: — ſo will ich dir
Die kleine Brandſtätt nennen:“

„Im Herzen brennt's, dort ſchlägt's auch an —
Sollſt dich nicht länger härmen;
Den Brand ich ſelber löſchen kann,
Nur mach nicht — Feuerlärmen.“ —

K. Ebersberger.

Das ſteinerne Bild zu Remding.

1.

Zu Remding am Altare
Da ſteht ein ſteinern Bild,
Des' Aug einmal im Jahre
Ein Thränenſtrom entquillt.

Und Tauſend ſingend wallen
Zum heiligen Kilian;
Hört der die Lieder ſchallen,
Kommt ihm das Weinen an.

Ich ſelbſt ſang mit den Kleinen
Und war gar ſehr erbaut;
Denn um mich ſelber weinen
Hab' ich das Bild geſchaut.

Doch als ich groß geworden,
War's mit dem Singen aus;
Der Bruder Blaß worden
Trieb mir die Andacht aus.

2.

Zu Remding am Altare
Da steht ein steinern Bild,
Des Kopf einmal im Jahre
Mit Wasser wird gefüllt.

Drei Fischlein aus dem Bache
Hält Blasius bereit,
Zu schwimmen in der Lache
Geweihter Dunkelheit.

Es sehnen nach den Tänzen
Im Bach die Fischlein sich
Und schlagen mit den Schwänzen
Die Flut so meisterlich,

Daß aus den Augenritzen
Zum Troste der Gemeind
Die hellen Thränen spritzen
Und Kilianus — weint.

Wenn mir im Kopf die Grillen
Das Auge naß gemacht,
Wie oft hab ich im Stillen
Dein, Kilian, gedacht!

3.

Zu Remding am Altare
Stund einst das steinern Bild,
Und Blaß, wie all Jahre,
Den Kopf mit Fischlein füllt.

Doch dieſesmal das Waſſer,
Der Fiſchlein Element,
Die Thränen ach vergaß er,
Von Teufelsluſt geblendt.

Er ſaß mit mir im Garten
Beim allerbeſten Wein;
Die Gläubigen ſie harrten,
Wir ſchenkten tapfer ein.

Wir zechten und wir ſangen,
Die drinnen ſangen auch,
Und Weihrauchwolken drangen
Vom Dom durch Buſch und Strauch.

Horch! plötzlich hallten Tritte,
Und Pater Quardian
Steht in der Laube Mitte
Und ſchaut uns zornig an.

Und ſchreit wie ein Beſeſſner:
„O Blaſius, du Wicht,
Du gott- und pflichtvergeſſner —
Der Kilian weint nicht.“

Da hält mit trunkenen Sinnen
Der Bruder ſich am Tiſch:
„„Herr Pater! ſie ſind drinnen,
Es ſind halt — faule Fiſch'.““

K. Ebersberger.

Der Wellen Schmeichelrede.

Was die Wellen mit dem Schiffe plaudern,
Das am Ufer feſtgebunden hängt:
Willſt du immer zweifeln noch und zaudern,
Da dich lockend unſre Flut umdrängt?

Willſt du flüchtig nicht dahingetragen
Irren durch den unbegrenzten Raum —
Einem dunkeln Glücke nachzujagen,
Ach es iſt der Sehnſucht liebſter Traum.

Gib dich preis dem Schaukelſpiel der Wellen
Sink an unſern Buſen wohlig hin!
Laſſe ſchmeicheln dir, bis dich zerſchellen
Wird die See, die alte Heuchlerin!

Fr. H. Frey.

Abendlied.

Schallendes Hämmern
Tief unten im Thal,
Streitendes Dämmern
Mit ſterbendem Strahl,

Nahe wie ferne
Der Glocken Geläut',
Leuchtende Sterne
Am Himmel zerſtreut —

Frieden und Schlummer
Ihr kehret nun ein,
Scheuchet den Kummer
Und löſet die Pein.

Fr. H. Frey.

Grönländische Todtenfeier.

Nach dem Monde will ich wandern!
Sterbend sprach es Grönlands Sohn,
Und es trugen ihn die andern
Brüder aus dem Zelt davon.

Tiefe Stille; fernes Bellen
Dringt bisweilen in die Nacht,
Nur der Mond mit seinen hellen
Höfen leuchtet her voll Pracht.

Sanft des Todten Haupt erhellend
Goß er aus den bleichen Glanz,
Und die Brüder ihn umstellend
Huben an Gesang und Tanz.

Als sie glaubten, seine Reise
Könne jetzt vollendet sein,
Fielen ernst des Stammes Greise
Also in die Klage ein:

Nun er ruht im goldnen Zelte,
In der ew'gen Liebe Schooß;
Laßt uns fromm durch Nacht und Kälte
Harren auf das gleiche Loos!

Fr. H. Frey.

Zweifel.

Brach liegt das Feld, der Vogel schweigt,
Der Wald beginnt sich braun zu färben,
Und von der Nächte kühlem Hauch
Ging manch' ein Blümlein schon zu sterben.

Doch liegend über Nebelgrau
Hat sich das Tagsgestirn ergossen,
Und blaue Fernen, nahe Flur,
Sie stehen glänzend, lichtumflossen.

Das ist der Herbst mit seiner Lust,
Der Jäger und der Maler Freude;
Sie ziehen aus in frohem Muth
Und finden jeder reiche Beute.

So packt auch ich mein Malgeräth
An einem schönen Spätjahrmorgen.
Ein schriller Pfiff — fort braust der Zug
Fort von der Scholle und den Sorgen.

Das Dörfchen war gar bald erreicht
In seinem laubigen Verstecke,
Mit Hütten, traulich, weinumrankt,
Entsprechend meinem Künstlerzwecke.

Durch Meister Kunz, den Kronenwirth,
Hat's bald das ganze Dorf vernommen,
Daß von der Stadt das Wunderthier,
Ein Maler, eben angekommen;

Der schreibe Bäum' und Häuser ab,
Natürlicher wär' nichts zu sehen,
Doch nur recht alte wähl' er aus,
Und ließ' die neuen ungesehen.

Gieng dann die Dorfgass' ich entlang —
Am Brunnen hier, dort unterm Stalle
Hielt ein die Magd, der Knecht stand still,
Und staunend blickten nach mir alle.

Der Jugend hoffnungsvolle Schaar
Umstand mich bald in weitem Kreise,
Mit seinem Pfeifchen schlich hinzu
Ein Alter sich, bedächtig, leise.

Am kühlen Born ein einsam Haus,
Von Linden überdacht, von alten,
War ich bemüht mit regem Fleiß
In meinem Bilde festzuhalten.

Und wie es Brauch und Ordnung heischt,
Auf bräunlichem Palettengrunde
Zieht sich in mitten Weiß und Schwarz
Die Farbenscala hin, die bunte.

Gebroch'ne Töne, grau und braun,
In mannichfalt'ger Nüançirung,
Wie sie des Malers Auge sieht
Erstieh'n bei hurt'ger Pinselführung.

So bildet sich ganz absichtslos
Ein Zufallswerk auf der Palette,
Indeß des Pinsels Borstenhaupt
Sich tummelt auf dem Farbenbrette.

Zwar einer starken Phantasie
Bedarf hiezu es ohne Zweifel,
Doch steht dieselbe zu Gebot
Mitunter auch manch' dummem Teufel.

Der Alte schaut mir lange zu,
Bedächtig blaue Wölkchen paffend,
Dann hebet er zu reden an,
All seine Kunst zusammenraffend.

Herr Maler, spricht er, was Ihr macht,
Viel schön ist's, daß ich es nur sage;
Doch, wenn Ihr's nicht für ungut nehmt,
Erlaub' ich mir nur eine Frage:

Weßhalb Ihr gleich zwei Bilder malt,
Darob ich gerne Auskunft hätte,
Ein Bild habt Ihr auf Eurem Schooß,
Eins haltet Ihr auf diesem Brette.

Da denk ich nun in meinem Sinn,
Das eine hat nichts zu bedeuten;
So sagt mir gütigst, lieber Herr,
Was ist das rechte von den beiden?

R. Geißler.

Mein Eden.

Wenn sie mir rauh begegnen,
Wenn kummervoll mein Sinn,
Flieh' ich zum tiefgelegnen
Asyl des Herzens hin.

Im Dunkel des Gemüthes
Steht mir ein stiller Hain;
Da sproßt es, duftet, blüht es
In wunderbarem Schein.

Was Schönes mir verklungen,
Hier klingt es wieder — hier
Blüht von Erinnerungen
Ein Rosengärtlein mir.

Hier fühlt sich sorgenleerer
Mein Geist und weilt entzückt;
Hier such' ich Trost, wenn schwerer
Des Lebens Wucht mich drückt.

Das ist mein Reich — ich will es
Behüten treu und kühn;
O Rosengärtlein, stilles,
Bleib' immer frisch und grün!

Ludw. v. Hörmann.

Trost.

Und ist's auch nur ein Wolkenwitz,
Und drin ein Stück vom Blauen,
Genug für einen Sonnenblitz
In's Thal herab zu schauen;

Ein Flecklein Grün nur hinterm Hag —
Des Lenzes erstes Grüßen, —
Ein Schwalbenschrei, ein Finkenschlag,
Ein Veilchen mir zu Füßen:

Es füllt mit Troſt mein krankes Herz,
Mit Hoffnung beſſ'rer Tage,
Daß bald ein Engel niederwärts
Des Friedens Oelzweig trage.

Ludw. v. Hörmann.

Lebenswechſel.

Und der Windhauch zieht
Und die Wolke flieht,
Und Schneesſchauer weichen;
Schon leuchtet das Blau,
O Herz vertrau',
Vertrau dem himmliſchen Zeichen!

Die Roſe ſenkt,
Von Thau getränkt,
Das holde Blättergetriebe —
Lenzſeligkeit!
Her, öffne dich weit
Dem Strahl der ſchönen Liebe!

Sieh! weit durchs Land
Im Sonnenbrand
Da wogt's in goldnen Streifen;
Halt aus mein Herz,
Blick' himmelwärts!
Auch deine Saaten reifen.

Durch den Rebengang
Zieht Feſtgeſang
Und Ringeltanz der Schnitter;
Die Traube brich!
Still neigt ſie ſich
Ans grüne Fenſtergitter.

Ludw. v. Hörmann.

Sommernacht.

O wärst du heut bei mir
In dieser schönen Nacht,
Wo durch die Lindenzweige
Funkelt des Mondes Pracht;
Wo das Glühwürmchen ruhig
Schwimmet in lauer Luft,
Von frischgemähter Wiese
Wehet des Heues Duft.

Sieh! alle Blumen stehn
Versenkt in süßen Traum;
Im Rebenlaube drüben
Spürst du das Lüftchen kaum;
Denn Himmel und Erde liegen
Heut liebend am Herzen sich, —
O lägen wir uns in den Armen
So selig, du und ich!

Ludw. v. Hörmann.

Im Hochsommer.

Aufgerissner Wolkenvorhang,
Wie des nahen Sturmes Mahnung,
Drinnen lichte Himmelsbläue,
Ew'gen Friedens süße Ahnung.

Und ich lieg' im tiefen Grase,
Schau hinein in's Endlosblaue,
Ob kein Engel niedersteige,
Labend mich mit Himmelsthaue.

Ludw. v. Hörmann.

Im Herbſte.

Im ſtillen Waldesgrund bin ich gegangen,
Und lenzig war's, wohin das Auge ſah,
Die Birken grünten und die Finken ſangen,
Es murmelten die Bächlein dort und da.

O Frühling! — Horch da rauſcht' es in den Bäumen,
Lautkrächzend ſchwang ein Rabe ſich vom Aſt,
Als ärgert' ihn mein ſtillverſunknes Träumen,
Sein Ruf, er klang wie Hohneslachen faſt. —

Nun iſt es Herbſt — die kühlen Winde wehen,
Zur Erde rauſcht das welke Birkenblatt;
Das Raben Lied, nun kann ich es verſtehen,
Was er im Lenz mir vorgeſungen hat.

Ludw. v. Hörmann.

Leben und Sterben.

Schwer hab' ich getragen des Lebens Laſt
Und ſelten empfunden den Frieden;
Viel hab' ich geliebt, viel hab' ich gehaßt,
Und bin doch zuletzt als ſegnender Gaſt
Verſöhnt aus der Herberg geſchieden.

Viel hab' ich verſucht, viel hab' ich verflucht,
Mein Seelchen dem Teufel verſchrieben;
Hinab mich gewagt in die tiefſte Schlucht,
Es keimte daraus doch die edelſte Frucht, —
Die Schlacken ſind liegen geblieben.

So ſteh' ich nun wieder am alten Platz
Und wart' auf ein ſeliges Sterben;
Der Teufel verſpielte im Sacke die Katz',
Er hatte vergeſſen den alten Satz:
Das Unkraut kann nicht verderben.

Ludw. v. Hörmann.

Auf der Höhe.

In vollen Zügen athm' ich hier
Die süße Morgenruh'
Und schau' dem Treiben unter mir,
Im Thal, gemüthlich zu.

Von jeder Alltagssorge frei
Und innerlichst beglückt,
Fühl' ich mich, wie durch Zauberei,
Der Wirklichkeit entrückt.

Und doch ist's volle Wirklichkeit,
Was liebend mich umfängt
Und mir auf eine kurze Zeit
Die Alltagsfesseln sprengt.

So sei's — ich halte sie umfaßt
Mit warmem Herzensschlag
Und bleib' des Frohsinns treuer Gast,
Wie's immer kommen mag!

Theodor Klein.

Frühlingsschmerz.

Wenn sonst der Frühling wieder
Gekehrt mit seiner Lust,
Wie regten sich die Lieder
In meiner stummen Brust!

Es war ein selig Rosen
Wie draus in der Natur,
So unter all den Rosen
Auf meines Herzens Flur.

O Zeit der ersten Liebe,
Der Jugend goldne Zeit,
Wie liegst in ferner Trübe,
Du mir so weit, so weit!

Dein Frühling ist vergangen,
Mein Herz, und kehrt nicht mehr,
Trotz all' dem reichen Prangen
In Blüt' und Lied umher.

Theodor Klein.

Pfingstschmerz.

Wollt' einmal entfliehn dem engen
Zimmer, in die grüne Welt —
Sieh' da, Regenschauer hängen
Droheud an dem Himmelszelt!

Und zu der ich eilt' so gerne
Aus dem Werktagsstaube hin,
Ach, der Berge blaue Ferne
Deckt ein Nebelbaldachin!

Lasse Herz die bange Klage,
Daß es also müsse sein:
In den Traum vergangner Tage
Spinne heut dich selig ein!

Theodor Klein.

Im Sommer des Lebens.

(An einen Dichter).

Rings auf Feld und Wald und Hügel
Ruht ein weites, grünes Meer —
Laß der Phantasie den Zügel,
Daß sie schweife bunt umher;

Daß die Luft in deinem Innern
Juble neuen Liedergruß
Und ein seliges Erinnern
Deiner sich bemeistern muß!

Ferner Tage freudig Hoffen
Gibt sich, altes Herz, dir kund,
Und was dich als Schmerz betroffen,
Schwebt als Luft aus deinem Grund..

All die heitern Jugendlieder,
Einst gesungen frank und frei,
Singt dir leis der Nachhall wieder —
Und du bist beglückt dabei.

Auch das Lieben jener Tage
Mit des ersten Lenzes Glück
Kehrt dir aus dem Land der Sage
In die Wirklichkeit zurück.

Deine Hoffnung zu der Stunde
Wirft den Becher alsobald
In des grünen Meeres Grunde,
Wogend rings auf Feld und Wald.

Theodor Klein.

Einem Heimgegangenen.

Du schiedest, plötzlich abgerufen —
Ich wußt' es kaum, doch fühlt' ich's tief,
Als dich hinab die dunklen Stufen
Der ernste Todesbote rief.
Nur leise Ahnung konnt' ich haben
Von deinem Gang zum Schattenland,
Ja selbst, wohin sie dich begraben,
Die Stätte blieb mir unbekannt.

Doch in des Herzens inn'rer Klause
Beging ich still dein Trauerfest,
Wo die Erinn'rung ist zu Hause
Und sinnm das Aug' mit Thränen näßt.
Dort will ich dein Gedächtniß wahren,
Von Erdenmängeln unbeirrt,
Bis einst auch mir sich offenbaren
Des großen Räthsels Lösung wird.

Theodor Klein.

In dunkler Stunde.

Der Knabe, den uns Gott gegeben,
All unser Hoffen, Trost und Licht,
Der holde Inhalt unserm Leben,
Die Krone treugeübter Pflicht,
Die süße Blüthe uns'rer Liebe,
Das Kleinod unsrer Häuslichkeit —
Da liegt er bleich, das Aug so trübe,
Zu seiner Eltern Herzeleid.

Statt unsrer Küsse mildem Fächeln
Versengt die Wange Fieberglut;
Wer hat verscheucht sein liebes Lächeln,
Wer so empört sein rosig Blut?

Die Aermlein, die uns sind umschlungen,
Umstrickt, die Händchen, starrer Krampf,
Sein kosend Lallen hält gefangen,
Sein banges Herz, so heißer Kampf,

O Gott! Du löse uns're Qualen,
Du rette unser liebes Kind;
Du sende deiner Gnade Strahlen,
Sei väterlich uns jetzt gesinnt!
Du hast den Knaben uns gegeben,
Du kannst auch nehmen uns're Lust,
Doch ach, der Lenz von unserm Leben —
Zu schrecklich wäre der Verlust!

Dein ist er! ein so reiches Leben,
Empfangen aus gewalt'ger Hand,
Laß ihn so rasch nicht von uns gehen,
Eh' er des Lebens Werth empfand,
Eh' er bewußte Tugend übte,
Eh' er dein göttlich Wort erkannt;
Ach, wir erneuern das Gelübde,
Zu wahren treu dein herrlich Pfand.

Zwar magst du Anderes verlangen;
Vielleicht drückt schon den Weihekuß
Auf uns'res Knabens fahle Wangen
Des Schlummers ernster Genius —
Und die so treu, so heiß ihn liebten
Mit klagend thränenheißem Blick,
Sie halten nicht, die Tiefbetrübten,
Den kleinen Engel mehr zurück.

Wir legen ihn in deine Hände,
Was du beschlossen, das ist gut;
Die dunkle Stunde geht zu Ende,
Du sprichst, und ruhig fließt sein Blut,
Du winkst, und seines Lebens Quelle
Strömt neu; dein milder Vaterblick
Gibt ja mit des Gedankens Schnelle
Den lieben Knaben uns zurück.

Fr. Knapp.

Vrengelöbniß.

So soll es sein,
Ich lebe dein,
Dein Stab und deine Stütze,
Daß jederzeit
In Sturm und Streit
Dich meine Treu beschütze.

In Streit und Schmerz
Ein treues Herz —
So sollst du stets mich kennen.
Kein fremdes Glück
Soll mein Geschick
Von deinem Loose trennen.

Gern steig ich an
Auf rauher Bahn,
Weiß ich nur dich in Frieden.
Bei dir allein
Ist Sonnenschein
Und all mein Glück hienieden.

Manch rauhen Tag,
Manch harten Schlag
Erfuhren wir ja beide,
Allein — trotz Dorn
Und Feindes Zorn
Erstarkten wir im Leide.

Das harte Brot
Macht Wangen roth
Und läßt uns nicht verderben;
Die grimme Noth
Verscheucht den Tod
Und macht uns stark im Sterben.

Hermann Lingg.

Kaiserkrone.

Am Fuß der Eiche glühte
Die Kaiserkrone stolz,
Jedoch so lang sie blühte,
Blieb dürr des Baumes Holz.

Als dann sich überzogen
Die Zweige mit dem Laub,
Lag schon hinabgebogen
Die Krone tief im Staub. —

Ob auch das Reich die Flamme
Der Kaisermacht verlor,
Jetzt erst bringt recht im Stamme,
Im Volk, die Kraft empor.

Hermann Lingg.

Scheidetrost.

Thränen hat sie nicht vergossen,
Als ich in die Weite zog;
Selbst die Lippe blieb verschlossen,
Nur ein schmerzlich Lächeln flog
Ueber ihre sanften Züge;
Zögernd gab sie mir die Hand —
Aber ihre Blicke sprachen:
„Unzerreißlich bleibt das Band!“

Ihrer Augen feuchter Schimmer
Ließ gar deutlich mich verstehn:
„Fahre wohl! und freu' dich immer
Auf ein fröhlich Wiedersehn!
Traue fest auf meine Treue,
Ob du nahe mir, ob fern, —
Ewig, ewig meines Schwures,
Ewig dein gedenk' ich gern.“

Und darum ist nimmer Klage,
Daß das Schicksal uns getrennt;
Keines bangen Zweifels Frage
Meine stille Liebe kennt;
Weiß ich doch, was ihre Blicke
Mir versprachen, hat Bestand.
Mag daran die ganze Hölle
Zerren, — nie zerreißt das Band.

J. Obrist.

Meine Liebe.

Ich wähnte sie todt und begraben
In meines Herzens Schrein;
Schon begann ich ihr zu meißeln
Des Liedes Leichenstein.

Da kam ins Land gezogen
Der wunderthätige Mai;
Wol schritt er an vielen Häusern,
Doch nicht an meinem vorbei.

Er lud sich selbst zu Gaste,
Ich nahm ihn auf mit Lust;
Zum Willkomm zog er mich lächelnd
An seine blühende Brust.

Da ward mit einem Male
Mein Herz so lenzesfroh,
Anfing es sich auszuweiten,
Eine Rose von Jericho.

Hab' Dank, hab' Dank, o Maie,
Dornröschen hold erwacht.
Ihr Ostern ist angebrochen
Durch deine Zaubermacht.

J. Obrist.

Mainacht.

Gar lieblich anzuschauen,
Ein bleicher Silberring,
Hoch über mir im Blauen
Des Mondes Sichel hing.

Und unten tief im Thale
Da rauschte der Strom sein Lied,
Und wüste Nebelstreifen
Durchschweiften Schilf und Ried.

Noch da und dort ein Glöcklein
Den Abendsegen sang,
Bis es ganz leise, leise,
Im Frühlingswind verklang.

Und Alles hauchte Frieden
Und holdes Maienglück
Und schloß zum Schlummer mälig
Den tagesmüden Blick.

Nur ich allein inmitten
All' dieser Zauberpracht,
Nur ich bin wach geblieben
Und — habe dein gedacht.

J. Obrist.

Je länger, je lieber.

Je länger ich dir ins Aeuglein schau,
Je lieber ich dich gewinne;
's ist ja so tief, so klar und mild
Und strahlet nichts als Minne.

Der Sternlein wandeln viele wohl
Am nächtigen Himmelsbogen
Und jedes erglänzt in eigner Pracht,
Und jeglichem bin ich gewogen.

Der Blümchen duften, mannigfalt
In den Gärten und auf den Wiesen
Und jedes prangt in andrem Schmuck,
Und manches schon hab' ich gepriesen.

Doch Sternengefunkel und Blüthenweiß
Entzücken mir nicht die Sinne,
Wie deine holdseligen Aeuglein blau,
Du Königin der Minne!

F. Obrist.

Sonnenstrahl.

Im Osten tagt es roth empor
Und siegend durch den Nebelflor
Die Glut der Sonne bricht.
Es grüßt ihr allwillkomm'ner Strahl
Das grüne, sommerfrohe Thal
Mit lebensvollem Licht,

Und grüßet nicht das Thal allein,
Er grüßt auch mir ins Herz hinein
Und macht es voll und weit,
So daß es hoch vor Wonne schwillt
Und neu von neuen Liedern quillt
In Sangesfreudigkeit.

F. Obrist.

Epigramme und Elegien

von

Adolf Pichler.

Auf der Eisenbahn.

Setz dich Muse zu mir! nicht brauchst du die flügenden Sohlen,
Die sonst eiligen Flugs trugen von Land dich zu Land.
Reist mit der Lokomotiv doch Merkur der Handelnde selber
Und ein freundlich Gespräch würzet der Reisenden Hast.

Vorbei.

Siehst du die Blümlein hier? — o könnt' ich im Fluge sie pflücken! —
Schäkern das Mädchen dort? — dürft' ich es küssen im Flug! —
Auf dem Gebirg das Schloß — schon ist es im Fluge vorüber! —
Könnt' ich vom stolzen Balkon schau'n das gesegnete Land!
Schattig am Strome die Au! — Ach rasten wir nimmer und nimmer! —
Schwellend den Weinstock dort! — könnt' ich verkosten den Most! —
„Ruhig und muthvoll Freund! wo immer du trittst auf die Erde
Findest du überall Liebe und Haß. Das genügt."

Am Zoll.

Horch den gellenden Pfiff! Apollo flieht mit den Musen,
Während das leichte Gepäck mürrisch der Zöllner schon prüft.

Heilung.

Schmerzte als Kind dich ein Schnitt, so blies auf den Finger die Mutter;
Sag, wie heilt sie dich jetzt, wo dich die Liebe versengt?

Herakles.

Sollt' ich Liebe verschmähn, mich weihn langweiliger Weisheit,
Statt Poetengesang üben Katheder gezänk?
Hab' ich den Ruhm je begehrt, daß ihr mich zählt zu den Euern? —
Nun so vergönnt mir auch schattige Kühle des Hains,
Wo herschimmert der Schnee von der Alpen gewaltigen Gipfeln
Und Iseras Wein kühlet der eisige Quell.
Schenk' o Mädchen mir ein! ich werde dich nimmer verlassen.
Sag, was nähm' ich dafür? — Leer ist der Könige Pracht!
Liebe und Nektar war's, womit ihn die Götter belohnten,
Als von Oeta der Held stieg zu den Höh'n des Olympos.

Thaten? . . . . Ich hab' so manche vollbracht wohl würdig des Lobes:
Tanten wie Cerberus wild trog ich mit heimlicher List,
Löwen bezwang ich nicht, noch Humpen heim golbenen Löwen,
Feindlicher Neider Gezücht traf der stymphalische Pfeil.
Kläffern stopft' ich das Maul, wie jener der Sau des Gebirges,
Stieg zum Himmel er auf, hol' ich vom Joche den Speik.
Wollt ihr Thaten noch mehr? — — — So erlaßt mir den blutigen Lorbeer,
Sei mir der Abschluß dort, wo er begonnen die Bahn!

Der Wasserfall.

Brausend stürzen die Fluten herab und bringen dir Blumen,
Bist du hoch im Gebirg, schweben sie leise hinauf,
Legen als Schleier sich sanft um spitzige Nadeln der Föhren,
Schimmern als Rosen am Fels, wenn sie der Abend verklärt.

Auslegung.

Einzigen Laut ruft stets nur wiederholend der Kuckuck,
Doch zwiespältigen Sinn finden die Menschen dabei:
Glu glu! deuten es Trinker und stürzen den mächtigen Humpen;
Du du! liebendes Paar küssend in seliger Lust.

Vorzeichen.

Links her hat es geblitzt mit drohendem Auge das Mädchen,
Rechts her donnert es laut hoch aus dem schwarzen Gewölk;
Sagt, wie deute ich kundig die widerstrebenden Zeichen:
Acht' ich Eros Gebot? — Hör' ich des Donnerers Ruf?
Jenem zu folgen geziemt! entschuldig' es Herrscher des Himmels,
Da du willig als Stier selbst ihm den Nacken gebeugt!

Erinnerung.

Einem Becher mit Wein vergleich' ich Genuß der Erinn'rung,
Den mit dunklem Gezweig heiliger Lorbeer bekränzt:
Spiegelt das bittere Blatt zwar auf dem erquickenden Trunke,
Wird doch das lautere Süß nie von demselben getrübt.

Der Gemsenjäger.

Gemsen erschoß ich mehr als tausend mit sicherem Rohre,
Erntend an felsiger Wand kärglichen Lebensunterhalt.
Endlich traf mich das Loos; nicht glitt ich vom wilden Gebirge,
Nicht auf weichlichem Bett fand mich der tödtliche Pfeil.

Uebrig von vielen allein warf eine der Gemsen im Sprung mir
Nieder den Stein aufs Haupt, daß ich zerschmettert entsank.
Alpenrosen, ein Kreuz aus dürftigen Zweigen verbunden,
Wie es dem Armen geziemt, legte aufs Grab mir ein Freund.

Die Wolken.

Nennt im wüthenden Sturm nur gegen die Zinne des Berges!
Ruhig gießt er als Quell euch in die Thäler herab.

Das Meer.

Kräuselt der Spiegel des Meeres sich neckisch mit schimmernden Wogen,
Klar doch bleibt es und tief, bleibt doch das ewige Meer.

Eine Gemme.

Eros und Bacchus, sieh! zerstampfen die schwellenden Trauben,
Und du wunderst dich noch, daß er so feurig der Wein?

Wahn.

„Hätt' ich erstiegen den Berg, dort könnt ich die Sterne mir holen!"
Steig hinauf, und sie sind fern um den Himmel dir noch.

Hahn im Korbe.

Sentimentalität für die Weiber, Tendenz für die Männer!
Daß du ein Dichter der Zeit, wahrlich zu wundern ist's nicht.

Das junge Deutschland.

Dichter möchtet ihr sein und seid doch nur Literaten,
Welche Geflügel und Kraut liefern dem Leipziger Markt.

Centauren.

Kräftig und schön erschuf die griechische Kunst den Centauren,
Oben ein Mann voll Muth, unten ein flüchtiges Roß.
Ihr auch zeiget vereint mit menschlichem thierisches Wesen,
Leider ist scheußlich der Mensch, leider ist greulich das Thier.

Gewissenhaft.

„Nicht begehr' ich die Frau des Nächsten." — so redete Ignaz;
Ohne Gewissen entführt er ihm die Tochter darauf.

Patient und Doktor.

Ein großer Melancholikus
Mit hunderttausend Schmerzen
In Kopf und Brust, in Hand und Fuß,
Im Leibe und im Herzen

Quält Frau und Kind und Doktor sehr,
Und selber sich am meisten,
Kein Mensch vermag im Klagen mehr
Als unser Held zu leisten.

Der Doktor hat durchs ganze Jahr
Rezepte zu verschreiben,
Die eingebildete Gefahr
Des Kranken zu vertreiben.

Der braucht nach Vorschrift ganz exakt
Dampf-, Schlamm- und Schwefelbäder
Und Fichtennadeln-, Thranextrakt
Und Flaschen voll von Aether.

Allein, was nützte Alles das?
Es hieß wie in der Bibel:
Sieh, als der Kranke nun genas,
War ärger noch das Uebel!

Und wie es zu geschehen pflegt,
Wenn gar nichts will verfangen,
Daß nur die Schuld der Doktor trägt,
So ist's auch hier gegangen.

Er wurde höflichst abgedankt,
Um anderen Kollegen
Den Fall, woran der Mann erkrankt,
Zur Prüfung vorzulegen.

Doch ach! das war ein schweres Ding,
Es konnte keiner helfen,
Und wie's dem ersten Doktor gieng,
So gieng's nach ihm noch elfen.

Da traf einmal der Patient
Den ersten auf der Straße,
Und sprach: „O machen Sie ein End',
Jetzt ist mir's außerm Spaße!“

„Denn Sie, mein bester Doktor, Sie
Verstehen mich doch besser,
Die andern Aeskulape, die,
Die liefern mich ans Messer.“

Der Doktor wär' dem Quäler gern
Entkommen unter Scherzen,
Er wünscht ihn tausend Meilen fern
Mit allen seinen Schmerzen.

Allein der hält ihn fest am Arm
Und hört nicht auf zu flehen:
Ich kranker Mann, daß Gott erbarm,
Muß ja zu Grunde gehen!

Da legt der Doktor sinnend sein
Den Finger an die Nase:
„Herr, Ihre Krankheit tritt nun ein
In eine neue Phase.“

„Ich glaube mich zu irren nicht,
Es fehlt in Ihrer Lunge,
Jetzt ist die Sache von Gewicht,
Ei, zeigen Sie die Zunge,“

„Und schließen sie die Augen fest
Und hüsten sie hier stehen!
Ich muß, was sich da machen läßt,
Jetzt einmal gründlich sehen.“

Gehorsam gleich die Zunge streckt
Der Mann aus seinem Munde,
Bis schallendes Gelächter weckt
Den Armen in der Stunde.

Und als er schlägt die Augen auf,
War eine gute Strecke
Der Doktor schon in raschem Lauf
Verschwunden um die Ecke.

J. Priem.

Das Album.

Heut zu Tage sucht ein Jeder,
Der ein kleines Gasthaus hat,
Ein Hotel daraus zu machen,
Sei's auch in der kleinsten Stadt.

Springmatrazen in den Betten,
Meubles von Acajouholz,
Goldne Rahmen um die Spiegel,
Ach, — wie ist der Wirth so stolz!

Ist auch wässerig die Suppe,
Und der Wein von Grüneberg —
Steht doch am Portal in goldner
Schrift: Hotel zum schwarzen Zwerg.

Doch die Gäste, die sonst kamen
In die Kneipe, eng und klein —
Im Hotel, dem goldgeschmückten,
Kehrt von allen keiner ein.

Und so ist's auch mir gegangen,
Wenn ich auch kein Gastwirth bin;
Sonst auf jedes Blättchen schrieb ich
Ein Gedicht im Fluge hin.

Gieng auch manches Blatt verloren,
Den Verlust ertrug die Welt,
Und mich erfreut's, wenn von denen,
Die mir blieben, eins gefällt.

Aber ach! des Satans Schlingen
Kann kein Sterblicher entgehn,
Und ich dachte, meine Werke
Sollten nicht im Wind verwehn.

Gieng auch flugs in einen Laden,
Kaufte mir ein dickes Buch,
Mit gepreßtem, goldnem Einband,
Mit Velinpapier genug.

O, was dacht' ich da zu schreiben!
Jeglichen Gedankenblitz
Wollt' ich in dem Buch verwahren,
Manch Gedicht und manchen Witz.

Doch das Album ist so prächtig,
Und der Goldschnitt ist so fein —
Aber leer sind alle Blätter:
Denn mir fällt halt nichts mehr ein!

J. Priem.

Die kluge Frau.

Nicht wahr, mein liebes gutes Weib,
Sprach in den Flitterwochen
Emil zu seiner jungen Frau,
Du hältst, was du versprochen?

Willst du in meinem Herzen sein
Die unumschränkte Herrin,
So geh' nicht zu der Räthin Pfau,
Der eitlen Modenärrin.

Du kennst sie nicht, ich aber weiß,
Sie ist nicht reich an Tugend,
Ihr Umgang wär' gefährlich nur
Der Unschuld deiner Jugend.

Sie ſchmaucht den ganzen lieben Tag
Von nichts als Modeſachen,
Und läßt ſich alle Monat faſt
Zwei neue Kleider machen.

Drum laſſe dich, mein liebes Kind,
Nicht von der Frau bethören!
Verderblich wären deinem Ruf
Der Erzkokette Lehren.

Du biſt ſo einfach und ſo ſchön,
Weißt nichts von all dem Tande;
Die Räthin Pfau bringt ihren Mann
Am Ende noch in Schande.

Das junge Weibchen lacht und ſpricht:
Wie ſollt' ich dich ſo kränken?
Ich gehe nicht zur Räthin Pfau,
Wie magſt du das nur denken?

Mein lieber Emil ſorge nicht,
Und ſei deshalb nicht bange!
Was mir die Pfau nur ſagen kann,
Das weiß ich ſelbſt ſchon lange.

J. Priem.

Mein Heimathland.

Von allen Ländern wunderreich
In Deutſchlands vollem Kranze
Iſt Thüringen doch keines gleich
In ſeinem ſtillen Glanze.
Wer dich, mein Heimathland, geſchaut,
Dem wirbelt's im Herzen laut und traut.

Dir Rose an der deutschen Brust
Gilt meines Herzens Schlagen,
Du bist und bleibst der Menschen Lust
In jung' und alten Tagen.
Wer dich im Blüthenschmuck geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Auf deinen grünen Matten klingt
Ein ewig Lied der Freude,
Und wem es in die Seele dringt,
Bleibt fern von Gram und Leide.
Wer deine goldnen Au'n geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Dort droben in dem Gipfelhaus,
Vom dichten Wald umsäumet,
Da ruh' ich in den Wolken aus,
Da hab' ich oft geträumet.
Wer deine Berge hat geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

In deiner Gründe Dämmerschein,
Wo Felsentempel stehen,
Bin ich mit meinem Gott allein
Im andachtvollen Wehen.
Wer deine Thäler hat geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Dort ragt aus mondumglänztem Licht
Ein Schloß in Waldesstille,
Leis klingt aus diesem Nachtgedicht
Der Sagen reiche Fülle.
Wer deine Burgen hat geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Hier in der grünen Blätternacht
Weht ahnungssüßes Rauschen,
Die Wolken halten droben Wacht,
Hier möcht' ich ewig lauschen.
Wer deinen grünen Wald geschaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

O du, mein theures Heimathland,
Du Land der Luft und Lieder,
Du ſchlingſt ums Herz ein Zauberband,
Gibſt mir die Jugend wieder.
Wer Thüringen, dich hat geſchaut,
Dem wird's im Herzen lieb und traut.

Tropus.

Heimkehr.

Er.

Zürne nicht dem Fremdling, Bild der Frauen,
Wenn er, überdrüſſig ſtaub'ger Wege
Durch des Sommers ſchattenloſe Auen,
Deine Ruhbank theilt im Baumgehege!
Dieſes Dörfchen zwiſchen Korn und Wieſen
Heckumgürtet brüſtet ſich ſo ländlich
Und dies Thal, das ſanfte Höhn beſchließen,
Macht ſich wie aus frühem Traum mir kenntlich.

Sie.

Nahen Erntefegen ſiehſt du prangen!
Duftend reift das Korn auf allen Seiten.
Unſ're Felder hab' ich heut durchgangen,
Nächſte Woche wollen wir ſie ſchneiden.
Stillzufrieden im verſorgten Hauſe
Wird uns dann der Winter nicht verdrießen,
Und im Kreis der Jahreszeiten fließen
Unſ're Tage ohne Sturm noch Pauſe.

Er.

Aehnlich wollten längſtverſcholl'ne Pläne
Mir der Zukunft Wolkenbild geſtalten.
Iſt mir's doch, als ſammelten ſich jene,
Um ſich rings lebendig zu entfalten!
Doch der Gegenſatz muß Neugier feſſeln, —
Sprich, wie kommt's, daß jenſeit deiner Hecken,
Unfruchtbaren Zeichens Dorn und Neſſeln
Dort des Nachbars Gartenland bedecken?

Sie.

Mit geschloss'nen Fensterangen trauern
Siehst du auch das Haus, demvost die Schwelle.
Längst verließ der Gube diese Mauern,
Tauscht die Fremde für der Heimath Zelle.
Goldne Berge fand er, wie ich glaube,
Draußen auf bewegter Bahn indessen;
Seiner Väter Gut, darob vergessen,
Läßt er der Verwilderung zum Raube.

Er.

Ja, die Phantasie verlockt uns gerne,
Daß wir sich'rem Heil den Rücken wenden.
Kenn' ich doch das Feengold der Ferne
Mit der Macht zu täuschen und zu blenden!
Dreifach glücklich, wer in sich'rer Enge
Fest zur Scholle hält, die ihn geboren, —
Hat er doch im wirbelnden Gedränge
Mindestens sich selber nicht verloren!

Sie.

Nein, um solche Weisheit zu erfahren
War's nicht noth in alle Welt zu schweifen.
Lehret Jeden doch die Flucht von Jahren
Den Verlust des Theuersten begreifen!
Auf der Scholle selbst, die du gepriesen,
Lösen sich die allertreusten Bande,
Und das Herz, das sich in Andern kannte,
Trauert einsam, auf sich selbst verwiesen.

Er.

Kennt dein sanfter Mund solch harte Lehre?
Nicht erprobtest du sie, sollt' ich meinen!
Daß dein Haus als Herrin dich verehre
Kündet mir dein würdiges Erscheinen.
Ja noch mehr, es tragen deine Züge
Munt're Kinder, spielend dort im Schatten,
Und verkünden dich mir zur Genüge
Liebes Weib des glücklichsten der Gatten!

Sie.

Frühes Wittwenleid mußt' ich verschmerzen, —
Doch es lernt das Weib schon jung entsagen,
Hegt die erste Neigung noch im Herzen,
Wenn der Jüngling längst sich ihr entschlagen;
Bis Gehorsam ihr den Gram entwindet,
Weil der Vater sie dem Mann vermählet,
Den nicht sie, der sie sich nur erwählet,
Und vor wacher Pflicht der Traum verschwindet.

Er.

Laß mich dir die Red' des Jünglings kündet!
Für die Menschheit trieb's ihn sich zu regen
In die Welt, Gewinn und Ehr' zu finden,
Doch des Zufalls Wind blies oft entgegen.
Weit verirrt vom Ziel, das er erträumte,
Von der Heimath Liebesgrund gerissen,
Wo der Thor sein Theil zu nehmen säumte,
Mahnt zu spät ihn schmerzlich das Gewissen.

Sie.

Nicht zu spät! Wie sollte der verzagen,
Dem den Rückweg gute Geister schirmen?
Oftmals klärt zu schönen Sommertagen
Sich die Luft nach frühen Wetterstürmen.
Halme trieb die Saat, als du versprochen
Mit dem Frühling mir zurück zu kehren,
Und du hältst dein Wort bei reifen Aehren, —
Wohl verzögert, aber nicht gebrochen.

Er.

Hell und heiter wird es mir zu Muthe,
Gleich als ob ein Wunder sich vollende.
Ja du bist's, die Liebe, Schöne, Gute,
Und der Fremde Zauber ist zu Ende!
Nur ein Traum sind Jahre, die verrauschten,
Seit ich letzt dich sah an diesem Orte, —
Grün die Stelle, wo wir Schwüre tauschten,
Dornverwachsen dort die Heilenpforte!

Sie.

Und ich wußte, daß mein Herz nicht lüge,
Als es gleich den Freund in dir erkannte.
Braune Wang' und Bart, vertiefte Züge
Waren dich zu bergen nicht im Stande.
Hier nun sollst du ruhen nach dem Wandern,
Aus der Fremde kommst du dem Deinen, —
Mag ein kleines Gut dies Herz erscheinen,
Nimmer theilest du es doch mit Andern!

Er.

Und so führen uns beglückte Stunden
Lieb' und Treu' der Jugend frisch entgegen.
Ist uns gleich die Rosenzeit verschwunden,
Sommer bleibt und Herbst mit mildem Segen.
Nachbarskinder erst, nun Ehegatten, —
Du als Mädchen mir, als Weib erkoren,
Sieht den Mann desselben Baumes Schatten
Halten was der Jüngling einst geschworen!

Beide.

Nun das Gold der Liebe sich zum Ringe
Schließet, der uns hoher Pflicht vermählet,
Wohl uns, daß im Labyrinth der Dinge
Wir den sichern Faden nicht verfehlet!
Hand in Hand empfinden wir die Wonne,
Daß sich Eins im Andern so gerettet, —
Auf das Band für Ewigkeit gekettet
Lächle klar im Scheiden noch, o Sonne!

Karl Walpurg.

Gebunden vo
C. W. Frei
in Göttinge

3 2044 098 609 894